Amina Trevisan

DEPRESSION UND BIOGRAPHIE

Krankheitserfahrungen migrierter Frauen in der Schweiz

[transcript] Kultur und soziale Praxis

Amina Trevisan
Depression und Biographie

Kultur und soziale Praxis

Per mamma e papà
Con tutto il mio amore

Amina Trevisan (Dr. phil.) ist Soziologin und Ethnologin. Sie ist als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Beraterin im Migrationsbereich sowie freiberuflich als Sozialwissenschaftlerin und Projektinitiantin und -leiterin in den Bereichen Prävention und Gesundheitsförderung sowie Migration und Gesundheit tätig. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Migration und Gesundheit, Geschlechterungleichheiten, Intersektionalität und soziale Ungleichheit. Ihre Doktorarbeit wurde für den Preis der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel 2019 nominiert.

Amina Trevisan

Depression und Biographie

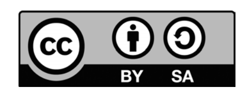
Krankheitserfahrungen migrierter Frauen in der Schweiz

[transcript]

Die vorliegende Arbeit wurde als Dissertation im Frühjahrsemester 2019 von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel auf Antrag von Prof. Dr. Ueli Mäder (Erstbetreuer) und Prof. Dr. Yvonne Riaño (Zweitbetreuerin) angenommen.

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.



Erschienen 2020 im transcript Verlag, Bielefeld

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld
Lektorat: Babette Dombrowski
Satz: Mark-Sebastian Schneider, Bielefeld
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
Print-ISBN 978-3-8376-5079-2
PDF-ISBN 978-3-8394-5079-6
https://doi.org/10.14361/9783839450796

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *https://www.transcript-verlag.de*
Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter *www.transcript-verlag.de/vorschau-download*

„Mitten im Winter erfuhr ich endlich, dass in mir ein unvergänglicher unbesiegbarer Sommer ist“ (Albert Camus 1957: 129).

Inhalt

Dank

Mein grösster Dank gilt meinem Doktorvater Prof. Dr. Ueli Mäder. Er hat mich sowohl während meines Studiums als auch während des gesamten Forschungs- und Schreibprozesses dieser Arbeit menschlich und fachlich unterstützt, begleitet, beraten und bestärkt sowie mir sein Wissen vermittelt. Seine wertschätzende, wohlwollende und verständnisvolle Art gaben mir das nötige (Selbst-)Vertrauen, mein Forschungsprojekt zu beginnen und zu Ende zu führen. Ich danke ihm insbesondere für das grosse Vertrauen, das er mir und diesem Thema stets entgegengebracht hat, und dass er mich darin unterstützt hat, meinen eigenen Weg zu finden. Er war immer ansprechbar, hatte jederzeit für alle Fragen ein offenes Ohr und gab mir in verschiedenen Phasen der Arbeit wichtige Anregungen, konstruktive Kritik und pragmatische Ratschläge. Ihm verdanke ich den biographischen Ansatz, auf dem meine Studie aufbaut, der mir ein „Aha-Erlebnis“ beschert hat. Die vielen intensiven Gespräche mit ihm, wie auch seine Fragen haben mir geholfen, meine Überlegungen zu präzisieren, mehr noch: den Mut zu finden, meinen eigenen Ideen zu vertrauen und sie weiter zu verfolgen. Ich empfinde Ueli gegenüber tiefe Dankbarkeit, ohne ihn wäre diese Arbeit nicht entstanden. Seine Empathie, seine Neugier und Offenheit für unsere Mitmenschen, aber auch sein Humor und seine Selbstironie dienen mir als Sozialwissenschaftlerin und als Mensch – als Inspiration.

Ebenso danke ich meiner Zweitbetreuerin Prof. Dr. Yvonne Riaño von ganzem Herzen, die durch ihre persönliche, immer unterstützende, anregende, zuverlässige, fachkundige und konstruktive Betreuung einen Rahmen geschaffen hat, wie ich ihn mir nicht besser hätte wünschen können. Während des Forschungsprozesses hat sie mir äusserst wichtige Impulse, wertvolle Hinweise und Rückmeldungen gegeben.

Die engagierte und herzliche Betreuung und vor allem die Selbstverständlichkeit, mit der sie angeboten wurde, ist an einer Universität alles andere als üblich und dafür möchte ich meinen Doktoreltern herzlich danken. Auch danke ich Ueli und Yvonne für ihre ermutigende Haltung, für die richtigen Worte zum richtigen Zeitpunkt, sie haben mich stets berührt und weitergebracht. Gerade im Hinblick auf die vielfältigen Verunsicherungen, Tiefen und Blockaden in Phasen des Schreibprozesses und insbesondere in einer persönlich sehr schwierigen Zeit in der Endphase der Arbeit, erlebte ich dank meinen Betreuenden nicht nur intellektuelle, sondern auch emotionale Geborgenheit. Herzlichen Dank.

Das Herzstück dieser Arbeit bilden die Lebensgeschichten migrierter Frauen aus Lateinamerika. Ganz besonders danken möchte ich deshalb meinen Interviewpartne-

rinnen, die mir ihr Vertrauen schenkten, bereit waren, sich mir gegenüber zu öffnen, sich auf einen offenen Prozess einzulassen und so Teile des eigenen Lebens zu offenbaren, die mit viel Leid verbunden sind. Dies bedarf einer inneren Stärke. Die ausführlichen Interviews haben mich tief beeindruckt und berührt. Jede Begegnung ist für mich mit wertvollen Erfahrungen verbunden. Und dafür bin ich ihnen unendlich dankbar. Ich hoffe, dass ich den befragten Migrantinnen mit der vorliegenden Arbeit etwas zurückgeben kann.

Das Schreiben einer Doktorarbeit wird im Allgemeinen als Akt einsamen Leidens dargelegt, aus dem dann eine höchst individuelle Leistung hervorgeht. Dennoch ging ich den Weg nicht allein. Über all die Jahre, in denen diese Arbeit entstanden ist, waren viele Menschen in unterschiedlicher Weise beteiligt. Einige begleiteten mich nur ein Stück weit, einige auf dem ganzen Weg. All diesen Menschen bin ich sehr dankbar für ihre Ermunterung, ihr Mitdenken und ihre hilfreichen Kommentare.

Mein grosser Dank gilt Dr. Florence Weiss, die ich während der Datenerhebungs- und Auswertungsphase als wichtige Unterstützung erlebte. Meine Arbeit wurde entscheidend durch den regelmässigen Austausch, zahlreiche Denkanstösse sowie die konstruktiven und weiterführenden Diskussionen bereichert – dafür bedanke ich mich sehr herzlich.

Bei meiner Kollegin Dr. Eva Soom Ammann, die ich vom „Forschungskreis Migration und Gender – PASSAGEN“ kenne, möchte ich mich für das geduldige Lesen und kritische Kommentieren der Kapitel des empirischen Teils der Arbeit, ihre anregenden Vorschläge sowie ihre liebe Unterstützung ganz herzlich bedanken.

Dr. Hector Schmassmann, der es übernommen hat, meine erste extensive Fallrekonstruktion zu lesen, danke ich ebenfalls herzlich für seine hilfreichen Kommentare und den regen inhaltlichen Austausch.

Ein ganz herzlicher Dank gilt auch Babette Dombrowski für die sprachliche Überarbeitung meiner Arbeit, ihre wertvollen Rückmeldungen und ihre stets aufmunternden Worte.

Die wöchentliche Teilnahme am Forschungskolloquium von Ueli Mäder am Seminar für Soziologie war für mich ein wichtiger Anker und gab mir immer wieder Impulse zur Selbstreflexion. Darüber hinaus hat das soziologische Kolloquium für DoktorandInnen den Austausch über die vielen Fragen und Herausforderungen im Forschungsprozess und das Lernen aus den Forschungsprojekten anderer ermöglicht. Weiter war die Teilnahme an den monatlichen Treffen der Forschungsgruppe Medical Anthropology (MARG) am Ethnologischen Seminar der Universität Basel unter der Leitung von Prof. Dr. Brigit Obrist von unschätzbarem Wert für die Forschungsarbeit. Für die Möglichkeit am MARG teilzunehmen, bedanke ich mich sehr herzlich. Der selbstorganisierten „MitdoktorandInnen-Gruppe“ danke ich für die regelmässigen Treffen, die vielen Stunden der Diskussion und des Gedankenaustauschs. In gleicher Weise anregend waren für mich die Gelegenheiten, bei denen ich Struktur und Inhalt meiner Forschung grösseren Diskussionsrunden im soziologischen Forschungskolloquium, bei den Treffen der interdisziplinären Medical Anthropology Research Group, an Forschungsseminaren und im Rahmen von Fachtagungen vorstellen durfte. Nachdrücklich danken möchte ich allen Beteiligten für den Austausch, das Einbringen unterschiedlicher Perspektiven und die Erweiterung meiner Sicht.

Beim Bundesamt für Gesundheit möchte ich mich für die finanzielle Unterstützung dieser Arbeit aufrichtig bedanken. Ein weiterer Dank geht an die Freiwillige

Akademische Gesellschaft Basel, die Mathieu-Stiftung sowie die Melchior und Ida Böniger-Ris-Stiftung der Universität Basel, die die Fertigstellung dieser Arbeit finanziell unterstützt haben. Die Publikation dieser Dissertation wurde vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützt. Dafür möchte ich mich ebenfalls herzlich bedanken.

Danken möchte ich auch allen Menschen, die mich jenseits der Universität warmherzig unterstützt haben, sich über die Jahre hinweg für mein Forschungsthema interessierten, Fragen stellten und mir zuhörten. Ein herzliches Dankeschön auch an all diejenigen, die den Wortschwall meiner neuesten Erkenntnisse über sich ergehen liessen und mir Mut zusprachen, wenn es gerade nicht gut lief – oder mir zwischendurch auch einfach mal halfen, auf andere Gedanken zu kommen.

Während des von vielen Aufs und Abs gezeichneten Forschungsprozesses, der mit einer erschreckend einsamen Zeit am Schreibtisch einhergeht, sind Gespräche mit guten FreundInnen eine wichtige Stütze. Meinen Freundinnen, Freunden und Familienangehörigen, die während der Schreibphase Sorgen, Nöte und Ängste, aber auch Freuden der alltäglichen Forschungsarbeit mit mir geteilt haben, gilt mein ganz besonderer Dank. Sie haben viel Geduld und Verständnis dafür aufgebracht, dass ich wenig Zeit für gemeinsame Unternehmungen aufbringen konnte, waren aber dennoch in schwierigen Phasen für mich da, das weiss ich sehr zu schätzen. Ganz speziell bedanke ich mich bei Sari, Kristina, Louise, Timmy, Nadja, Leonni und Virna für den emotionalen Rückhalt. Dank für Eure Liebe.

Mein letzter und innigster Dank, den Worte nur ungenügend auszudrücken vermögen, geht an meine Mutter Maria Fausto Trevisan und meinem Vater Claudio Trevisan. Den Erfahrungen und Geschichten meiner Eltern, die in den 1960er Jahren aus Süd- und Norditalien in die Schweiz migrierten, verdanke ich mein Interesse am Thema Migration. Von ganzem Herzen danke ich meinen Eltern für ihre bedingungslose Liebe und unermüdliche Unterstützung. Ihnen widme ich als Zeichen der Dankbarkeit und Wertschätzung diese Arbeit. Ich liebe Euch! Mamma, du bist der Quell meiner ganzen Kraft, mein Licht. Mein Vater konnte trotz seines aufgeregten Wartens den Abschluss meiner Doktorarbeit nicht mehr erleben. Er ist nur wenige Monate vor Fertigstellung dieser Arbeit gestorben. Seine Gutmütigkeit, seine Grosszügigkeit, sein Mut und seine Tapferkeit bis zum Ende, aber auch sein fröhliches Wesen und sein Humor, der bis zuletzt alle immer zum Lachen brachte, sind mir ein grosses Vorbild. Papi, ich vermisse dich. Du fehlst an allen Ecken und Enden.

1. Einleitung

> „Verlassen sind wir doch wie verirrte Kinder im Walde. Wenn Du vor mir stehst und mich ansiehst, was weisst Du von den Schmerzen, die in mir sind und was weiss ich von den Deinen. Und wenn ich mich vor Dir niederwerfen würde und weinen und erzählen, was wüsstest Du von mir mehr als von der Hölle, wenn Dir jemand erzählt, sie ist heiss und fürchterlich. Schon darum sollten wir Menschen vor einander so ehrfürchtig, so nachdenklich, so liebend stehn wie vor dem Eingang zur Hölle"
> *(Aus einem Brief Franz Kafkas an Oskar Pollak, 8.11.1903, Kafka 1958: 19).*

Weltweit wurde in den letzten Jahren ein steter Zuwachs an Depressionserkrankungen beobachtet. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) betrachtet unipolare Depressionen als eine der grossen Herausforderungen für die Gesundheit der Menschen und das Gesundheitswesen. Nach einer Studie der WHO waren im Jahr 2015 rund 322 Millionen Menschen betroffen, 4.4 % der Weltbevölkerung (WHO 2017: 8). Die WHO schätzt, dass die Depression bis zum Jahr 2030 weltweit die häufigste Krankheit sein wird – noch vor Herz-Kreislauf- oder Krebserkrankungen (WHO 2008: 51). In der Schweiz erkrankt jede fünfte Person mindestens einmal im Leben an einer Depression (Schuler et al. 2016: 26). Laut den Daten der Schweizerischen Gesundheitsbefragung (SGB) aus dem Jahr 2012 geben 6.5 % der Befragten an, an einer mittleren bis starken, und 22.2 % an einer schwachen Depression zu leiden (Bürli et al. 2015: 17). Da viele Depressionen nicht erkannt werden, wird die tatsächliche Erkrankungsrate noch deutlich höher eingeschätzt (Jost 2006: 7). Frauen erkranken weltweit doppelt so häufig an Depression wie Männer (Hell 2015b: 38). Das zweite Gesundheitsmonitoring der Migrationsbevölkerung (GMM II) in der Schweiz, das das Bundesamt für Gesundheit im September 2011 veröffentlichte, veranschaulicht deutlich, dass die Prävalenz der Depression in der Migrationsbevölkerung höher ist als in der Schweizer Referenzgruppe. Migrantinnen sind zudem häufiger als Migranten von einer Depression betroffen. Darüber hinaus befinden sich erkennbar mehr migrierte Frauen als Schweizerinnen aufgrund einer Depression in ärztlicher Behandlung (Bundesamt für Gesundheit 2011).

Als das Bundesamt für Gesundheit die quantitative Studie publizierte, hatte ich bereits damit begonnen, mich mit den Lebensgeschichten von Migrantinnen aus Lateinamerika zu beschäftigen, die nach ihrer Migration in die Schweiz an einer Depres-

sion erkrankt waren. Dabei setzte ich mich insbesondere mit der Frage auseinander, welche gesellschaftlichen Faktoren sich negativ auf die psychische Gesundheit von Migrantinnen auswirken und eine Depression mit auslösen können. Ein weiterer Schwerpunkt meiner Untersuchung lag auf der Subjektivität von Depression. Ich wollte die Depressionserkrankung aus der Eigenperspektive der betroffenen Migrantinnen erfassen. Als ich mich dazu entschlossen hatte, Depressionen bei Migrantinnen in einem gesellschaftlichen Kontext zu untersuchen, war ich mir der eingangs erwähnten Fakten nur vage bewusst. Im Hinblick darauf, dass in der Schweiz Migrantinnen häufiger unter Depressionen leiden als der Rest der Bevölkerung und dazu qualitativ-sozialwissenschaftliche Forschungen fehlen, besitzt das Thema Depressionserkrankungen in der Migration am Beispiel lateinamerikanischer Migrantinnen sowohl individuelle als auch gesellschaftliche Relevanz.

Depressionen[1] sind mit einem enormen Leiden für die Betroffenen und ihre Angehörigen verbunden. Depressionen wirken sich auf alle Lebensbereiche der psychisch Erkrankten aus und können zu grossen Beeinträchtigungen im Alltag, Beruf und in Beziehungen führen. Depressionen haben auch grosse Auswirkungen auf die Gesellschaft. „Eine Depression umfasst, beeinträchtigt, ja bedroht den gesamten Menschen in seinem körperlichen Empfinden, seinem Denken, seiner Gestimmtheit, in seinen Gefühlen, in seinen Bezügen zur eigenen Person, zum aktuellen Umfeld, zur eigenen Vergangenheit und Zukunft“, konstatiert der Psychiater Manfred Wolfersdorf (2011: 2). In ihren tiefsten und schwersten Ausprägungsformen wirkt sich eine Depression auf das Denken und Erleben der Betroffenen derart aus, dass diese über ihr eigenes Leid nicht mehr hinauszuschauen vermögen und den Glauben an sich, an ihre Umwelt, an Hilfsmöglichkeiten und an die Zukunft verlieren (Wolfersdorf (2011: 5). Die Leitsymptome der Depression sind gedrückte Stimmung, Freudlosigkeit, Interesselosigkeit und Antriebslosigkeit. Eine Depression wird deshalb laut dem Psychiater Daniel Hell auch als erlebte „Losigkeit“ bezeichnet (2015b: 19). Eine Depression verändert in tiefgehender Weise den ganzen Menschen: die Gefühle, das Denken und Verhalten sowie die Körperfunktionen bis hin zum Stoffwechsel (Hell 2015a: 21). Das Erleben einer schweren Depression geht mit Hoffnungslosigkeit und Aussichtslosigkeit einher. Das Gefühl der Hoffnungslosigkeit ist ein Hauptmotiv, das zum Suizid führen kann. Eine Vielzahl von Studien zeigt, dass Menschen, die unter Depressionen leiden, einem höheren Suizidrisiko ausgesetzt sind (Hell 2015b: 71-72). Eine Depression gehört zu den leidvollsten Erkrankungen, unter denen ein Mensch leiden kann, denn sie beeinflusst das Wohlbefinden, die Lebensqualität und das Selbstwertgefühl eines Individuums erheblich. Von vielen Menschen wird die Zeit, in der sie unter einer Depression litten, als die schlimmste in ihrem Leben bezeichnet (Hell 2015b: 51). Gerade

1 Das Verständnis von Depression ist unbefriedigend, denn bislang gibt es keine allgemein gültige Definition dieser Erkrankung: „Wer die psychiatrische und medizinische Literatur durchsieht, dem fällt eines gleich ins Auge: die Schwierigkeit, die Depression zu definieren. […] Unklarheit und Heterogenität – vierzig Jahre nach der Entdeckung der Antidepressiva bemüht sich die Psychiatrie noch immer um eine Theorie der Depression“ (Ehrenberg 2008: 101). In der Perspektive der Medizinethnologie ist die Unterscheidung von „objektiver“, biomedizinischer Krankheit (disease) und subjektivem Kranksein (illness), die durch Arthur Kleinmann (1980) bekannt geworden ist, von zentraler Bedeutung. Im Folgenden verstehe ich Depression im Sinne von illness, d.h. mich interessiert die subjektive Erfahrung und Bedeutung des Krankseins. In dieser Untersuchung habe ich ausschliesslich Migrantinnen eingeschlossen, die von einer unipolaren Depression betroffen sind bzw. waren.

weil eine Depression als eine der schwersten menschlichen Erfahrungen verstanden werden kann und diese Erkrankung immer häufiger auftritt, erscheint es mir wichtig, sich verstärkt mit dem Erleben einer Depression aus der Perspektive der betroffenen Migrantinnen selbst auseinanderzusetzen.

Im Mittelpunkt meines Forschungsinteresses stehen die biographische Bedeutung von Depression im Kontext von Migrationserfahrung, strukturelle Ursachen der Leidenserfahrung und die subjektiven Krankheitserfahrungen im Leben von Migrantinnen aus Lateinamerika. Welche sind die eigentheoretischen Erklärungen zur Entstehung der Depression? Wie gehen lateinamerikanische Frauen mit einer Depression um? Wie verarbeiten sie eine Depression und kann die Erkrankung in die eigene Lebensgeschichte integriert werden? Um mich mit diesen Fragen beschäftigen zu können, ist es von Bedeutung, die subjektiven Sichtweisen von von Depression betroffenen Migrantinnen im Kontext der eigenen Biographie zu fokussieren. Mit dieser Studie verfolge ich das Ziel, aus soziologischer Perspektive Depressionserfahrungen bei migrierten Frauen aus Lateinamerika sowie biographische Erleidensprozesse zu untersuchen. Dabei stehen die subjektiven Eigeninterpretationen der von Depression betroffenen Frauen im Vordergrund. Depression bei lateinamerikanischen Migrantinnen wird dabei in einem gesellschaftlichen und lebensgeschichtlichen Kontext analysiert.

Hintergrund für das Entstehen dieser soziologischen Arbeit waren einerseits meine eigenen migrationsbiographischen Erfahrungen als Tochter italienischer ArbeitsmigrantInnen[2], die Migrationserfahrungen meiner Mutter, meine beruflichen Erfahrungen in der Beratung und Begleitung von MigrantInnen sowie mein soziales Engagement im Migrationsbereich und für die Menschenrechte indigener Völker. Andererseits fühlte ich mich nach ausgiebigem Literaturstudium in meinem Forschungsvorhaben dadurch bestärkt, dass qualitative Sozialforschungen zum Thema Depression bei Migrantinnen in der Schweiz kaum existieren. Auffallend ist insbesondere das Fehlen der Perspektive der Betroffenen selbst. Zwar gibt es international genug quantitative Erhebungen zum Thema Depression bei der Migrationsbevölkerung, aber die Sicht psychisch erkrankter Migrantinnen aus biographietheoretischer Perspektive ist wenig untersucht worden. Depressionen resultieren aus einem komplexen und sehr dynamischen Zusammenwirken verschiedener Faktoren. Die Depressionsforschung geht davon aus, dass für das Entstehen einer Depression biologische, psychologische und soziale Faktoren zusammenkommen. Hier wurde den gesellschaftlichen Einflüssen darauf bislang eine erstaunlich geringe Aufmerksamkeit entgegengebracht. Diese standen eher im Hintergrund. Daher lag es nahe, eine Dissertation zu beginnen, die die Lebenssituation lateinamerikanischer Migrantinnen, die in der Schweiz an einer Depression erkrankten, in den Fokus nimmt.

Ein biographischer Zugang bietet in diesem Zusammenhang die geeignete Forschungsmethode, um Depression aus der Erfahrungs- und Erlebnisperspektive betroffener Migrantinnen zu rekonstruieren. 17 migrierte Frauen aus Lateinamerika gewährten mir Einblicke in ihre intimsten Gedanken und Gefühle. Sie schilderten mir ihre seelischen Nöte, ihre Hoffnungs- und Perspektivlosigkeit, aber auch ihre Hoff-

2 Ich benutze in dieser Arbeit die Schreibweise „MigrantInnen", wenn ich mich sowohl auf migrierte Männer als auch auf migrierte Frauen beziehe. Auch an anderen Stellen, wo beide Geschlechter gemeint sind, verwende ich die Schreibweise mit dem grossen „I".

nungen und Neuorientierung. Auf der Basis erzählter Lebensgeschichten werden Prozesse der Entstehung, Auslöser und Verarbeitung der Depression im biographischen Zusammenhang analysiert. Die sehr offene Fragestellung der Biographieforschung ermöglicht den befragten Migrantinnen, Relevanzen selbst zu setzen. Mittels biographisch-narrativer Interviews werden nicht nur die Migrationsgeschichte und die Krankheits- und Behandlungserfahrungen lateinamerikanischer Frauen aus ihrer eigenen Perspektive erfasst, sondern ihre gesamte Lebensgeschichte. Der biographische Ansatz öffnet den Raum, Menschen ihr Leben erzählen zu lassen. Das freie Gestalten der biographischen Selbstpräsentation macht deutlich, dass eine Depression im Leben der interviewten Migrantinnen eine zentrale biographische Erfahrung ist, aber nicht die einzige. Darüber hinaus kann anhand von biographischen Erzählungen aufgezeigt werden, wie sich psychisch erkrankte Migrantinnen mit ihren Erfahrungen und ihrem Erleben reflexiv auseinandersetzen. Hier lässt sich die Stärke biographischer Migrationsforschung erkennen. Auch wenn sich die Biographieanalyse mit individuellen Lebensgeschichten befasst, bleibt die Analyse nicht nur auf der subjektiven Ebene, sondern veranschaulicht auch immer gesellschaftliche Strukturen. Der Soziologe Ueli Mäder hält hier zutreffend fest: „Im Biographischen manifestiert sich auch viel Gesellschaftliches" (2010a: 161).

Empirische Grundlage der vorliegenden Arbeit sind Lebensgeschichten lateinamerikanischer Migrantinnen, die an einer Depression erkrankten. Zwei extensive Fallrekonstruktionen und die Analyse der weiteren 15 Interviews bilden den empirischen Teil und gleichzeitig den Schwerpunkt dieser Studie. Das empirische Datenmaterial stellt deutlich den umfangreicheren Teil der gesamten Forschungsarbeit dar. Mein Interesse richtet sich in erster Linie darauf, was die interviewten Migrantinnen in der Komplexität von psychisch Kranksein und Krankwerden im Migrationsleben und der Vielschichtigkeit biographischer Erfahrungen selber zu erzählen haben. Mit meiner Forschungsarbeit versuche ich die Erkrankung von lateinamerikanischen Frauen an einer Depression aus einer soziologischen und biographischen Perspektive zu verstehen. Denn wie Sighard Neckel (2015: 119) festhält: „Psychisches Leiden als soziales, also als sozial bedingtes Leid zu begreifen, gehört zum Grundverständnis der Soziologie". Es ist ein zentrales Anliegen meiner Arbeit, aufzuzeigen, was es für Migrantinnen bedeutet, an einer Depression zu erkranken. Wichtig ist daher, ihre Lebenssituation, ihre subjektiven Krankheitserfahrungen und Heilungswege im Kontext der Migration sichtbar zu machen, um mehr Verständnis für die Lebens- und Leidenssituation von Migrantinnen zu bewirken. Die Arbeit soll dazu beitragen, die betroffenen Migrantinnen und ihre Umwelt hilfreicher unterstützen zu können. Hierfür sind tiefere Einsichten in Prozesse des Erlebens, des Umgangs mit der Erkrankung und der Verarbeitung von Depression bei Frauen in der Migration erforderlich.

Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in drei Teile. Im ersten Teil der Arbeit stelle ich die theoretischen Ansätze und Perspektiven vor, die der Arbeit zugrunde liegen. Nach diesem ersten einleitenden Kapitel erfolgt in Kapitel 2 eine Annäherung an das Forschungsfeld. Anschliessend trage ich den Stand der noch spärlichen Forschung dazu zusammen und beschreibe detaillierter die Fragestellung und Zielsetzung der Unter-

suchung. Im darauf folgenden Kapitel 3 präsentiere ich den Ansatz der Biographieforschung als theoretischen und methodischen Zugang der Arbeit zu dem Bereich Migration und Gesundheit. Das biographieanalytische Konzept von Biographie wird dabei als soziales Konstrukt dargelegt. Im zweiten Teil der Arbeit steht die empirische Studie im Mittelpunkt. In Kapitel 4 stelle ich zuerst die methodologische Anlage der Studie und die methodische Vorgehensweise im Forschungsprozess dar. Hierbei beschreibe ich das Sample, mache meine eigene Positionierung im Feld transparent und gehe auf die Herausforderungen während der Interviews ein. Darüber hinaus geht es darum, die Prozesse der Datenerhebung, Auswertung und Interpretation deutlich und nachvollziehbar zu machen. Den umfangreichsten Abschnitt dieser Arbeit bildet die Auswertung des empirischen Materials. Es folgen in Kapitel 5 und 6 die Präsentationen von zwei biographischen Einzelfalldarstellungen, die ich aus 17 durchgeführten Interviews und vier Nachfrageinterviews auswählte und ausführlich rekonstruiere. Auf der Basis der zwei biographischen Fallrekonstruktionen wird eine maximale Kontrastierung vorgenommen. Im dritten Teil der Arbeit führe ich eine thematische Auswertung aller Interviews durch. Hierbei diskutiere ich Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Erfahrung von an Depression erkrankten Migrantinnen aus Lateinamerika im jeweiligen lebensgeschichtlichen und gesellschaftlichen Kontext anhand von fünf fallübergreifenden Themenfeldern (Kapitel 7). Die Ergebnisse dieser Vergleiche werden in fünf Kapiteln (8-12) dargestellt, die jeweils theoretisch kontextualisiert werden. Den Abschluss der Arbeit bilden die resümierende Betrachtung und die theoretische Diskussion der Forschungsergebnisse.

Teil I
Theoretische Annäherungen an den Kontext der Forschung

2. Migration und Gesundheit

In der Schweiz lebten Ende 2016 2.1 Millionen MigrantInnen. Dies entspricht 24.9 % der gesamten Schweizer Wohnbevölkerung (Bundesamt für Statistik 2017). Die Migration in der Schweiz hat eine zunehmende Feminisierung erfahren, insbesondere im Fall von MigrantInnen aus Ländern ausserhalb Europas (Riaño und Baghdadi 2006: 1). Bei der Migration aus Lateinamerika und der Karibik[1] stieg beispielsweise der Frauenanteil von 49.8 % im Jahr 1981 auf 56.9 % im Jahr 2016.[2] Somit übersteigt in der Schweiz gegenwärtig die Anzahl der Frauen die der Männer aus Lateinamerika deutlich. In Zahlen ausgedrückt waren im Jahr 2016 von den insgesamt 51'731 Personen, die aus Lateinamerika in der Schweiz kamen, 29'422 Frauen und 22'309 Männer (Bundesamt für Statistik 2017). Der Anteil der Migrantinnen aus Lateinamerika, die in der Deutschschweiz leben, liegt bei 61.5 %. Nicht mitgezählt sind undokumentierte LateinamerikanerInnen in diesen statistischen Angaben. Neben Brasilianerinnen zählen vor allem Dominikanerinnen, Kolumbianerinnen, Peruanerinnen und Mexikanerinnen zu den grösseren Migrantinnengruppen. Diesen soziodemographischen Veränderungen der Migrationsbewegungen bzw. der Migrationsbevölkerung der letzten Jahre wurde in der Schweiz bislang zu wenig Rechnung getragen.

Wenn die Rede von MigrantInnen ist, wird eine homogene Bevölkerungsgruppe unterstellt, die in Wirklichkeit äusserst heterogen ist. Die unterschiedlichen Lebenserfahrungen bei MigrantInnen lassen sich dabei nicht auf ihre Herkunftskultur reduzieren. Es besteht daher die Notwendigkeit, die Migrationsbevölkerung stärker zu differenzieren und entsprechend ihrer gesundheitlichen Lage und ihren spezifischen Lebensbedingungen zu untersuchen (Faltermaier 2001: 112). MigrantInnen in Gruppen nach aufenthaltsrechtlichen, alters- und geschlechtsspezifischen Merkmalen zu unterteilen, erweist sich als sinnvoll (Weiss 2005: 15).

Für viele MigrantInnen ist die Migrationserfahrung ein tief einschneidendes Erlebnis und einer der prägendsten Lebensabschnitte in ihrer Biographie, unabhängig von den Migrationsgründen. Manchmal bedeutet die Migration auch einen Bruch in

1 Aus den vom Bundesamt für Statistik vorgelegten Tabellen aus dem Jahr 2017, die dem aktuellsten Stand bei der Beendigung der Dissertation im Jahr 2018 entsprechen, berücksichtigte ich nur Daten zur ständigen Wohnbevölkerung aus Lateinamerika und der Karibik aus spanisch- und portugiesischsprachigen Ländern.

2 Im Jahr 1981 lebten insgesamt 8'143 MigrantInnen aus Lateinamerika und der Karibik in der Schweiz, davon waren 4'055 Frauen und 4'088 Männer (Bundesamt für Statistik 2017).

der eigenen Lebensgeschichte. So sind das Verlassen des Herkunftslandes und die Migration in ein fremdes, unbekanntes Land oft mit der Überwindung vorgegebener Barrieren und der emotionalen Bewältigung von neuen Herausforderungen gekoppelt. In die Schweiz zu migrieren impliziert für MigrantInnen nicht nur einen physischen wie auch gesellschaftlich-politischen Übergang von einem Ort zum anderen, sondern erfordert insbesondere eine erheblich psychosoziale Anpassungsleistung der AkteurInnen, die sich über einen langen Zeitraum hinziehen kann. Über das Verarbeiten der Migrationserfahrungen hinaus spielen weitere Aspekte wie etwa die sozioökonomische Position im Zielland, Statusverlust, niedriges Einkommen, familiäre Trennung, Verlust des sozialen Netzes, traumatische Verlusterfahrungen, Einsamkeit, schlechte Wohnverhältnisse, Risiken am Arbeitsplatz, drohender Arbeitsplatzverlust, anhaltende Rollen- und Generationskonflikte, eingeschränkte individuelle Bewältigungskompetenzen und hoher Anpassungsdruck eine ausschlaggebende Rolle für ihre Gesundheit (Weiss 2005: 284).

MigrantInnen sind jedoch nicht nur mit dem Bewältigen von schwierigen Lebenssituationen konfrontiert, sondern auch der gesellschaftlichen Haltung im neuen Land gegenüber der Migrationsbevölkerung ausgesetzt. Eine zentrale Rolle spielt die Art und Weise, wie MigrantInnen im Aufnahmeland aufgenommen werden. Fühlen sich die neuen Gesellschaftsmitglieder angenommen, wertgeschätzt, sicher und geborgen oder erfahren sie etwas anderes? Neben strukturellen Rahmenbedingungen der Aufnahmegesellschaft beeinflusst die Reaktion der Aufnehmenden beträchtlich das Leben von MigrantInnen. Die Migrationsbevölkerung löst gleichzeitig bei der aufnehmenden Gesellschaft starke Gefühle wie etwa Ängste und Assoziationen aus, die sich häufig in erheblichen Ressentiments gegenüber den MigrantInnen äussern. So werden MigrantInnen nicht selten als Unerwünschte oder Abzuwehrende wahrgenommen, denen gegenüber eine Verteidigungshaltung eingenommen werden muss. Wie eine Gesellschaft mit MigrantInnen umgeht drückt viel über ihre Machtverhältnisse sowie ihre Haltung zum Menschen aus. An der restriktiven Migrationspolitik der Schweiz wird deutlich, dass dieses Land seit fast 70 Jahren Migration ein Einwanderungsland ist, das keines sein will und sich weigert, sich als solches zu verstehen. In der Schweiz wie auch in anderen westlichen Industrieländern wird Migration im öffentlichen Diskurs vornehmlich aus einer negativ- und defizitorientierten Perspektive wahrgenommen.

Gemäss der Medizinanthropologin Ruth Kutalek (2009: 302) werden MigrantInnen abhängig vom Herkunftsland und der Migrationspolitik des jeweiligen Aufnahmelandes immer mehr als „notwendig“ dargestellte „Bürde“ und als unwillkommener Ballast der marktwirtschaftlichen Globalisierung angesehen. MigrantInnen werden in der Öffentlichkeit oft als Bedrohung für Sicherheit, nationale Identität und Wohlstand in Verbindung gebracht. Diese generellen Einstellungen, stereotypen Vorstellungen und negativen Assoziationen können sich in Rassismus, Diskriminierung, sozialer Ausgrenzung und Exklusion manifestieren. Darüber hinaus existiert in der Schweiz eine unausgesprochene hierarchische Rangordnung bei MigrantInnen, in der „AusländerInnen“[3] in Willkommene und Nicht-Willkommene unterteilt werden. So

3 Unter der Bezeichnung „AusländerIn“, die ich bewusst in Anführungszeichen setze, wird ein Mensch verstanden, der nicht über die Staatszugehörigkeit des Landes verfügt, in dem er lebt. Es handelt sich um einen juristischen Terminus, der zur Bezeichnung des Unterschieds zwischen Staatsangehörigen

merkt Paul Mecheril (2004: 37) kritisch an, dass die ökonomische Zuwanderungspolitik dazu beiträgt, zwischen „guten" und „schlechten" MigrantInnen zu unterscheiden. Als „gute" MigrantInnen gelten diejenigen, die einen Beitrag zur Sicherung „unseres" Wohlstandes leisten, während „schlechte" MigrantInnen solche sind, die „unsere" Ressourcen verbrauchen.

Migration hat es zu allen historischen Zeiten und fast überall gegeben. Migration ist eine universelle menschliche Handlungsform (Mecheril 2010: 7). Migrationsbe-

und Nicht-Staatsangehörigen herangezogen wird (Kaya 2007: 39). In meiner Arbeit verwende ich den Begriff „AusländerIn" absichtlich nicht, da dieser negativ konnotiert ist. Der Ausdruck, der in der Literatur sowie im alltäglichen Sprachgebrauch oft verwendet wird, ist meiner Meinung nach längst überholt und nicht adäquat. In dieser Arbeit findet der Begriff „AusländerIn" lediglich dort Anwendung, wo es um die Selbst- oder auch Fremdwahrnehmung meiner Forschungsteilnehmerinnen geht. Neben der juristischen Bedeutungsebene gibt es noch weitere Verwendungsweisen. So merkt der Soziologe Rainer Geissler in Bezug auf die Bezeichnung „AusländerIn" kritisch an: „Zudem haften dem Ausländerbegriff zum Teil ethnozentrische, integrationshemmende Nebenbedeutungen an: Er akzentuiert das Fremde und einen minderen Rechtsstatus, er betont stark das ‚Nichtdazugehören', das ‚Ausgrenzende'. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass sich die ‚Ausländer' selbst lieber als ‚Migranten' oder ‚Arbeitsmigranten' bezeichnen. Häufig wird auch auf den neutralen Begriff der ‚Zuwanderer' zurückgegriffen. Aber auch die zunächst unverfänglich erscheinenden Begriffe ‚Migranten' oder ‚Zuwanderer' haben ihre Tücken: Das Merkmal des ‚Wanderns' trifft nur auf die erste Generation zu, aber nicht mehr auf die Nachfolgegenerationen, die dann in Deutschland geboren wurden" (Geissler 2014: 267-268). Darüber hinaus wird der Begriff „AusländerIn", z.B. in der Erweiterung zu „Scheiss AusländerIn", auch direkt als Schimpfwort und zur Abwertung eines Menschen gebraucht (vgl. die Fallrekonstruktion von Amalia Torres im empirischen Teil dieser Untersuchung). Im Hinblick auf die Schwierigkeit, die zu untersuchende heterogene Gruppe so angemessen wie möglich zu bezeichnen, verwende ich in dieser Untersuchung die Bezeichnung MigrantIn. Wenn die Rede von Frauen ist, verwende ich die alternativen Bezeichnungen „migrierte Frau", „Frau, die migriert bzw. migriert ist" und „Frau in der Migration". Der Begriff MigrantIn hat sich mittlerweile im deutschsprachigen Raum etabliert. Mit dem Ausdruck MigrantIn beziehe ich mich in der vorliegenden Arbeit auf Menschen, die selbst migriert sind oder ein Elternteil von ihnen migriert ist. Jedoch ist auch MigrantIn eine mehrwertige Bezeichnung, so Mecheril (2004: 48), die diffus ist und mit unterschiedlichen Akzentuierungen und Bedeutungen benutzt werden kann. Wie Broden und Mecheril (2007: 9) feststellen, bleibt im politischen und wissenschaftlichen Diskurs, aber auch in der Alltagssprache häufig ungenau, wer gemeint ist: „Wer allerdings ein ‚Migrant'/‚eine Migrantin' ist, ist nicht von vornherein festgelegt, sondern muss einerseits als diskursives Produkt, andererseits als Ergebnis kontextspezifischer und lokaler Praxen der Re-Präsentation verstanden werden." MigrantIn begreife ich deshalb als soziale Konstruktion, die Grenzen sowie Differenzmarker zwischen den sogenannten „Einheimischen" und MigrantInnen festlegt. Die Politikwissenschaftlerin Maria do Mar Castro Varela (2007: 14) hält in Bezug auf die Verwendung von richtigen Bezeichnungen und die damit einhergehende Problematik zusammenfassend fest: „Das Dilemma, in das wir hier unweigerlich geraten, ist eines, welches beim Sprechen über Minderheiten immer wieder zu Tage tritt: Die Bezeichnungen für sie sind diskriminierend, ausgrenzend und manchmal auch diffamierend, aber eine andere ‚neutrale' oder ‚positive' Bezeichnung unterschlägt die Tatsache der faktischen Ausgrenzung und Demütigung." Die politische Gruppe der feministischen Migrantinnen (FeMigra) aus Frankfurt a.M. beschreibt die Selbstbezeichnung „Migrantin" als einen Gegenentwurf und als Bezeichnung eines „oppositionellen Standorts" (FeMigra 1994: 49). FeMigra verwenden den Begriff Migrantin somit als politische Bezeichnung, der die politisch-sozialen Vergesellschaftungsprozesse, die mit Migration einhergehen, hervorhebt. In Anlehnung an FeMigra verstehe ich den Ausdruck Migrantin zudem im Sinne eines „konzeptionellen Begriffs", der die politische Strategie von Migrantinnen bezeichnet (FeMigra 1994: 49).

wegungen sind fester Bestandteil der Kulturgeschichte der Menschheit (Han 2010: 5). Dazu schreibt Paul Mecheril:

> „Noch nie waren weltweit so viele Menschen bereit, aufgrund von Kriegen, ökologischen Veränderungen, Bürgerkriegen und anderen Bedrohungen gezwungen und aufgrund der technologisch bedingten Veränderung von Raum und Zeit in der Lage, ihren Arbeits- oder Lebensmittelpunkt, sei es vorübergehend oder auf Dauer, zu verändern: Wir leben in einem Zeitalter, für das Phänomene der Migration konstitutiv sind“ (Mecheril 2010: 7).

Auch wenn Migration kein ausschliesslich modernes Phänomen darstellt, erleben wir derzeit eine grosse Welle von Rassismus und Gewalt gegenüber MigrantInnen; eine Erfahrung, die sehr unterschiedlich erlebt und verarbeitet wird und die sich zusätzlich auf die Gesundheit von MigrantInnen auswirkt. Ferner sind MigrantInnen von fehlender Anerkennung betroffen. Der Kinder- und Jugendpsychiater Claude Métraux (2011) verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass zahlreiche MigrantInnen unter „Anerkennungskrankheiten“ leiden.

Anknüpfend an die bisherigen Ausführungen möchte ich im Folgenden meine eigene kritische Haltung gegenüber den angeführten Ansätzen konkreter explizieren. Mir ist es ein Anliegen in dieser Arbeit nicht den Eindruck einer künstlichen Aufteilung zwischen der „bösen“ Aufnahmegesellschaft und der „guten“ Migrationsbevölkerung zu erwecken, um dadurch eine tiefere Spaltung zwischen den Aufnehmenden und Zugezogenen bzw. zwischen Nicht-MigrantInnen und MigrantInnen zu verstärken. Es ist mir allerdings wichtig aufzuzeigen, wie im Umgang mit MigrantInnen und in der gesellschaftlichen Haltung gegenüber dem sogenannten „Fremden“ oder „Anderen“ die Haltung zum Menschen und zur Menschlichkeit manifest wird. MigrantInnen verstehe ich in dieser Arbeit nicht als ein „Problem“, für das es im „Nicht-Einwanderungsland“ Schweiz Lösungen zu finden gilt, sondern als gleichwertige Mitglieder unserer Gesellschaft mit ihren eigenen Bedürfnissen, Wünschen und Gefühlen. Darüber hinaus lenken die dominanten Diskurse über Defizite von MigrantInnen, „kultureller Distanz“ sowie Differenzkonstruktionen von sozialen, ökonomischen, rechtlichen und geschlechtsspezifischen Benachteiligungen und Ungleichheiten ab, die eine gleichberechtigte und chancengleiche Teilhabe am gesellschaftlichen Leben aller in der Schweiz lebenden Menschen erschweren. Der Philosoph Etienne Balibar (1990: 23) prägte in diesem Kontext den Ausdruck „Neo-Rassismus“, auch „Kultur-Rassismus“ genannt. Damit ist gemeint, dass im öffentlichen Diskurs über Migration „Kultur“ als Ersatz für „Rassismus“ dient. Wird der Begriff Kultur hierbei benutzt, um Ausgrenzung und Ungleichbehandlung zu legitimieren, weist dies auf eine Variante des Rassismus hin. Es wird versucht, aufgrund von „kulturellen Differenzen“ die Lebensweise „kulturell anderer“ Gruppen als unvereinbar mit „unserer“ erscheinen zu lassen (Mecheril und Melter 2010: 153). Diehm und Radtke (1999: 147) sprechen hier von „Kulturalisierung“, die sie als „Verengung, Vereinseitigung oder Überbetonung der Beschreibung sozialer Wirklichkeit/Probleme mit der Unterscheidung ‚Kultur‘“ definieren. Die

Autoren lehnen den Begriff Kultur[4] zur Beschreibung von Differenzen klar ab. Paul Mecheril (2015: 5) hebt in diesem Zusammenhang hervor:

> „‚Kulturelle Differenz' dient hierbei im Anschluss an kolonial-rassistische Praxen auch dazu, die ‚nützlichen Anderen' von den weniger ‚nützlichen Anderen', die – in moderner Terminologie – ‚integrationsbereiten und -fähigen' Anderen, von den das Gefüge gesellschaftlicher Ordnung problematisierenden Anderen (‚Wirtschaftsflüchtlinge', ‚Armutsmigranten'), zu unterscheiden."

Indem die kulturelle Herkunft als Integrationsfaktor stärker betont wird, finden gesellschaftliche Umstände und strukturelle Bedingungen in der Aufnahmegesellschaft weniger Beachtung. Regula Weiss (2005: 15) verweist darauf, dass die sozialpolitische Atmosphäre in der Aufnahmegesellschaft und die öffentliche Haltung gegenüber MigrantInnen häufig vernachlässigte gesundheitsrelevante Faktoren sind. Mit meiner Forschungsarbeit versuche ich anhand erzählter Lebensgeschichten diese Zusammenhänge aufzuspüren und die Auswirkung gesellschaftlicher Ablehnung auf die psychische Gesundheit der befragten Migrantinnen aufzuzeigen. Darüber hinaus möchte ich die besonderen Erlebnis-, Leidens- und Diskriminierungserfahrungen lateinamerikanischer Frauen im Kontext von Migration darlegen.

Gerade im Gesundheitsbereich werden „kulturelle Unterschiede" häufig unreflektiert überbetont, während in der Interaktion zwischen Behandelnden und PatienInnen oder KlientInnen eine migrationsspezifische Anamnese zu wenig Berücksichtigung findet. Der Ethnologin Rebekka Ehret zufolge gehen Laien wie Fachpersonen grundsätzlich davon aus, dass sich MigrantInnen von Angehörigen der Mehrheitskultur unterscheiden. Oft wird migrierten Personen bewusst oder unbewusst eine andere Kultur zugeschrieben, ohne dass dies bestätigt oder hinterfragt wird. Diese konstruierte Unterscheidung hat Folgen für alle Betroffenen und kann eine erfolgreiche Behandlung behindern. Dabei zeichnet sich Kultur durch mehr aus als lediglich durch die nationale oder ethnische Zugehörigkeit. Das Milieu, aus dem der Mensch

---

4 Es ist erkannt, dass „Kultur" nicht etwas Statisches ist. In dieser Untersuchung arbeite ich daher mit einem offenen und dynamischen Kulturbegriff. Der Ethnologe Clifford Geertz vertritt einen semiotischen Kulturbegriff und versteht Kultur als das selbstgesponnene Bedeutungsgewebe, in welches der Mensch verstrickt ist. Dabei sieht er Kultur als Gewebe an (Geertz, 1994: 9). Kultur ist „ein geschichtlich übermittelter Komplex von Bedeutungen und Vorstellungen, die in symbolischer Form zutage treten und es den Menschen ermöglichen, ihr Wissen über das Leben und ihre Einstellung zur Welt einander mitzuteilen, zu erhalten und weiterzuentwickeln. Kultur ist ein System gemeinsamer Symbole, mit deren Hilfe der Einzelne seinen Erfahrungen Form und Bedeutung geben kann" (Geertz, 1994: 2). Sie ist ein öffentlicher gesellschaftlicher Diskurs, weil „Bedeutung etwas Öffentliches ist" (Geertz, 1994: 18). Laut Wicker gibt es zwar Kultur, jedoch nicht Kulturen. Gemeint ist damit, dass alle Menschen kulturelle Wesen sind, indem sie in ihrer Sozialisation Symbole und Symbolsysteme verstehen und nutzen lernen – wie Sprache, Schrift, Körpersymbolik etc. (Wicker 2002a: 29). Kulturen existieren wiederum deshalb nicht, weil „sich diese nicht voneinander abgrenzen und definieren lassen und zwar deshalb nicht, weil all jene Elemente, welche gemeinhin zur Definition von Kultur beigezogen werden – Sprache, Religion, soziale Muster, Kunststile –, kaum jemals örtlich beschränkt auftreten, sondern sich gegenseitig überlagern" (Wicker 2002a: 30). Kultur wird definiert als die „von Individuen im Lebensprozess erworbenen Dispositionen, welche zu intersubjektiver Bedeutungsbildung und zu sinnhaftem Handeln befähigen" (Wicker 1996: 385).

stammt, prägt ihn oft mehr als die Staatsangehörigkeit (Ehret 2016: 18). Darüber hinaus fällt auf, dass den MigrantInnen Kultur zugeschrieben wird, die eigenen kulturellen Verflechtungen aber eher ausgeblendet bleiben. Doch sind MigrantInnen nicht mehr und nicht weniger Kulturwesen als Ansässige (Ehret 2009: 48). Die Ethnologin weist darauf hin, dass die Asymmetrie von Machtbeziehungen im Kontext von Migration ähnlich unter- wie die Bedeutung von „Kulturprägung" überschätzt wird (Ehret 2009: 51). Deshalb macht Ehret (2009) in ihren Arbeiten auf die „Kulturfalle" aufmerksam und plädiert für einen sorgsamen Umgang mit dem Begriff Kultur und seinen Konnotationen.

In Bezug auf unterschiedliche Krankheitsvorstellungen in der Psychiatrie schreibt Ehret kritisch:

> „Gerade auf dem Gebiet der hochdifferenzierten Psychiatrie unterscheidet sich die fachspezifische Diagnose oft sehr stark von einer alltagssprachlich formulierten und mit Bildern illustrierten Vorstellung des Krankseins. Diese unterschiedlichen Vorstellungen gilt es nebeneinanderzustellen und eine mögliche Annäherung zu suchen. Dabei spielt die nationale Identität der zu behandelnden Person lediglich eine untergeordnete Rolle. Anstatt nach ihrer Nationalität zu fragen, lohnt es sich, Migrantinnen oder Migranten über ihre Migrationsbiografie und den Verlauf ihrer Migration zu befragen. Insbesondere die migrationsrechtliche Geschichte einer Person oder einer Familie ist aufschlussreich. Nichts ist bedeutsamer und strukturierender für ein Leben in der Migration als der Rechtsstatus bei der Einreise und die rechtlichen Umstände danach. Gerade bezüglich der psychischen Gesundheit wird dem psychiatrischen Behandlungsteam vieles klar, wenn diese grundsätzlichen Bedingungen für die Lebensgestaltung bekannt sind" (Ehret 2016: 18).

In der Begegnung zwischen ÄrztInnen bzw. TherapeutInnen und PatientInnen oder KlientInnen mit Migrationshintergrund sollte also nicht die Kultur oder Nationalität einer Person im Vordergrund stehen. Es bedarf vielmehr der Kenntnis um die strukturellen Bedingungen, die ein Migrationsleben begleiten sowie der individuellen migrationsspezifischen Lebensgeschichte von Zugewanderten. In dieser Arbeit stelle ich ebenfalls die zentrale Bedeutung des Faktors „Kultur" im Interaktionsfeld, in dem sich ÄrztInnen, TherapeutInnen und PatientInnen oder KlientInnen begegnen, in Frage.

2.1 Depression bei Frauen im Kontext der Migration

Die Gesundheit von MigrantInnen ist eng mit der Frage sozialer Ungleichheit verbunden. Es ist wissenschaftlich gut dokumentiert, dass die Faktoren, die die Gesundheit determinieren, nicht nur im Gesundheitsbereich selbst, sondern in den Bereichen der Umwelt, Gesellschaft und Politik anzutreffen sind (Kaya und Efionayi-Mäder 2007: 10-11). In einer Basler Armutsstudie stellen die Autoren (Mäder et al. 1991: 506) bezeichnend fest: „Armut macht krank und Krankheit macht arm". Der Soziologe Ueli Mäder (2007: 931) macht darauf aufmerksam, dass Armutsbetroffene, die in ihrer Biographie und ihrer aktuellen Lebenslage häufig mit hohen Belastungen konfrontiert sind, öfters den Folgen von Depression, Stress und Angst erliegen können. Depression beeinflusst die Handlungsfähigkeit eines Individuums in der Familie, bei der Arbeit und im

sozialen Leben (Weiss 2005: 130). Leiden zeigt sich jedoch nicht nur als Ohnmachtserfahrung, sondern, wie Salis Gross (2002: 7) geltend macht, auch als „Fähigkeit, unter schwierigen Bedingungen zu überleben, diese auszuhalten und sich sogar daran anpassen zu können".

Die Erfahrungen von sozialer Ungleichheit, Ungerechtigkeit, Rassismus sowie Diskriminierungen auf sozialer, politischer und juristischer Ebene verursachen seelisches Leiden, das den Menschen in seinen Möglichkeiten zur individuellen Lebensgestaltung und gesellschaftlichen Teilhabe einschränkt. Davon betroffen sind insbesondere migrierte Frauen, die als Minoritätsangehörige häufig zur sozial mehrfach benachteiligten Bevölkerung gehören. Sie sind oft weiteren migrationsassoziierten Gesundheitsrisiken ausgesetzt wie etwa einem niedrigen sozioökonomischen Status, sozialer Isolation, Mangel an sozialer Unterstützung, rechtlicher, ethnischer und sozialer Diskriminierung, beruflicher Benachteiligung, instabilen familiären Rollenkonzepten, auseinander driftenden intergenerationellen Lebensentwürfen sowie Dreifachbelastungen in Familie, Ehe und Beruf (Weiss 2005: 288; Wimmer-Puchinger und Baldaszi 2005: 47). Diese Mehrfachbelastungen sowie soziale und ökonomische Stressfaktoren können sich negativ auf ihre physische und psychische Gesundheit auswirken und eine Erkrankung wie die Depression mit auslösen und unterstützen (Schouler-Ocak 2015: 85).

Die Medizinsoziologin Theda Borde und der Arzt Matthias David (2015: 9) warnen davor, die Auswirkungen eines niedrigen Sozialstatus, geringerer Bildungschancen, vermehrter Risiken und Belastungen durch bestimmte Arbeitstätigkeiten oder ungünstiger Wohnverhältnisse zu vermischen und dadurch der Gefahr der „Ethnisierung des Sozialen" zu erliegen.

2.2 Depression

Das deutsche Wort Depression geht auf die lateinische Wurzel „depressio" zurück, die ihrerseits das Wort „deprimere" enthält, was „niederdrücken" bedeutet. Menschen, die unter einer Depression leiden, fühlen sich demzufolge bedrückt und niedergeschlagen (Hell 2015a: 7). Bedrücktheit und Niedergeschlagenheit sind Erfahrungen, die alle Menschen im Laufe ihres Lebens machen. Wir alle kennen Zustände von Traurigkeit und Situationen oder auch Ereignisse, die in uns ein Gefühl von Entmutigung und Enttäuschung hervorrufen. Diese Gefühle gehören wie Angst und Schmerz zum menschlichen Leben (Hell 2015a: 10). Umgangssprachlich wird der Begriff „Depression" dazu verwendet, um eine traurige oder negative Stimmung zu beschreiben, eine gedrückte Stimmungslage oder simpel eine schlechte Laune zu bezeichnen. Wir fühlen uns aber deshalb nicht gleich krank, was eine klare Abgrenzung zur klinisch relevanten Depressionserkrankung und der entsprechenden Diagnose erforderlich macht (Jost 2006: 17). Von einer behandlungsbedürftigen Depression spricht man erst, wenn die Symptome eine bestimmte Zeitdauer, Persistenz und Intensität überschreiten (Beesdo-Baum und Wittchen 2011: 880).

2.2.1 Diagnostik von Depressionen

In der Diagnostik psychischer Erkrankungen werden zwei international anerkannte Klassifizierungssysteme verwendet. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) schlägt zur Klassifizierung von Erkrankungen das ICD-10 (International Classification of Diseases) vor.[5] Das ICD-10 bezieht sich auf die zehnte Überarbeitung des internationalen Klassifizierungssystems, in dem Diagnosen aller Erkrankungen erfasst und klassifiziert werden. Depressionen werden zudem auf der Grundlage des US-amerikanischen Diagnosenmanuals DSM-IV (Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders; vierte Auflage) über klinische und explizit ausformulierte diagnostische Kriterien bestimmt (Wittchen und Jacobi 2010: 7). Depressionen werden den „affektiven Störungen" zugeordnet. Affektive Störungen sind charakterisiert durch eine Veränderung der Stimmung (Affektivität), so Hell (2015b: 17). Im ICD-10 werden unter Kapitel V „Psychische und Verhaltensstörungen" in der diagnostischen Kategorie der affektiven Störungen (F30-F39) depressive Störungen aufgeführt.[6] Depressive Episoden lassen sich nach Schweregrad (leichte, mittelgradige oder schwere) und Verlauf (einmalige oder wiederkehrende Episoden, anhaltende Störung, bipolarer Verlauf mit Wechsel zwischen depressiven und manischen Episoden) unterteilen (Hell 2015b: 18). Die

---

5 Es gibt eine erhebliche Zahl von inhaltlichen Kritikpunkten an der ICD-10. Regula Weiss (2005: 119) verweist darauf: „Die WHO hat im ICD-10 einen allgemeinen Anspruch aufgestellt, der aber lokale Kontexte und strukturelle Voraussetzungen seelischen Wohlbefindens ausklammert. Ein weiterer Kritikpunkt bezieht sich auf die Begrenztheit psychiatrischer Diagnosen sowie auf deren Verankerung in der westlichen Gesellschaft. Die Trennung von psychischen und physischen Krankheiten oder die Unterscheidung von emotionalen und kognitivem Kranksein sind nicht ohne weiteres auf andere Gesellschaften übertragbar." Auch der Psychiater Bernhard Küchenhoff (2014: 11) betont hierzu: „Zu bedenken und zu berücksichtigen bleibt, dass wir in unserer Diagnostik und in unseren Diagnoseschlüsseln (ICD10, demnächst ICD11; DSM V) eine euroamerikanische Sicht bevorzugen und dass es deshalb zurecht Überlegungen gibt, dass bei allen Störungen der jeweilige soziokulturelle Kontext beachtet werden muss." Weiss (2005: 121) führt weiter aus: „In der Psychiatrie der Migration treffen häufig verschiedene kulturelle Vorstellungen von Leiden, nämlich das von MigrantInnen und das von PsychiaterInnen der Aufnahmegesellschaft, aufeinander. Die komplexe Interaktion zwischen MigrantInnen und PsychiaterInnen lässt Unsicherheiten der psychiatrischen Diagnostik unvermeidlich erscheinen. Bereits in den 80er-Jahren wurde Kritik an diagnostischen Standards geübt. Aber obwohl die Untersuchungsinstrumente inzwischen effizienter geworden sind, bleibt die Epidemiologie psychiatrischer Störungen im transkulturellen und besonders im Migrationsbereich problematisch." Für Hell (2012: 13) scheint es mit den nötigen kritischen Vorbehalten dennoch angebracht, die heutige Depressionsdefinition der WHO (ICD-10) als diagnostische Übereinkunft zu übernehmen, sofern man für die Vielfalt depressiver Bilder und die Mehrdimensionalität depressiven Leidens offen bleibt.

6 Laut Weiss (2005: 40-41) vermeiden die modernen Diagnosesysteme den unstrittigen Krankheitsbegriff, was an der ICD-10-Klassifikation der WHO deutlich wird. Der Begriff der Störung wird in der gesamten Klassifikation verwendet, um den problematischen Gebrauch von Ausdrücken wie „Krankheit" oder „Erkrankung" weitgehend aus dem Wege zu gehen. Schuler et al. (2016: 9) verweisen darauf, dass in Bezug auf die Angemessenheit der Verwendung der Begriffe „Psychische Störung", „Psychische Erkrankung" und „Psychische Krankheit" eine gewisse Unklarheit herrscht. Bürli et al. (2015: 15) halten dazu Folgendes fest: „Im psychiatrischen Kontext wird oft der Begriff „Psychische Störung" verwendet. Semantisch wird dadurch die Dysfunktion betont. Der Begriff „Psychische Erkrankung" verweist auf den Krankheitswert und den Krankheitsverlauf, die Behandlung, die Pflege und die Betreuung einer Person." In der vorliegenden Arbeit werden die Begriffe synonym verwendet, auch wenn ich in erster Linie auf den Begriff „psychische Erkrankung" zurückgreife.

unipolare Depression wird im ICD-10 und DSM-IV von der bipolaren Störung unterschieden, in der sich depressive Episoden mit Episoden stark gehobener, reizbarer, manischer Stimmung abwechseln (Hell 2015b: 9). Die Dauer einer depressiven Episode ist variabel, beträgt aber oft mehrere Monate (Hell 2015b: 22). Eine unbehandelte Depression dauert im Mittel 6 bis 12 Monate (Rothenhäusler und Täschner 2013: 306). Die mittlere Episodendauer behandelter unipolarer Depressionen wird auf ca. vier Monate geschätzt (Hell 2015b: 104). Je schwerer die depressive Episode, desto länger dauert sie (Baer et al. 2013: 16). Hält eine depressive Episode länger als zwei Jahre ohne Besserung an, spricht man von einer chronischen Depression. Ca. 15 % der Menschen, die an einer Depression erkranken, entwickeln einen chronischen Verlauf, in welchem die depressive Symptomatik nie ganz verschwindet. Mehr als die Hälfte der Menschen, die von einer depressiven Episode betroffen sind, machen in ihrem Leben mehrere depressive Episoden durch. In diesem Fall wird nach ICD-10 von einer rezidivierenden (wiederkehrenden) depressiven Störung gesprochen (Hell 2015b: 22). Depressionen weisen eine grosse interindividuelle Variabilität hinsichtlich ihrer Verläufe auf. Bei ca. einem Drittel aller von einer Major Depression Betroffenen, wie eine depressive Episode im angelsächsischen Bereich bezeichnet wird, tritt nur einmal eine Episode im Lebensverlauf auf. Bei einem weiteren Drittel finden sich rezidivierende Episoden und bei einem Drittel kann die Depression auch trotz Therapie in eine chronische Erkrankung einmünden, d.h. ohne Remission oder nur Teilremission (Beesdo-Baum und Wittchen 2011: 885). Remission bedeutet, dass keine Symptome einer Depression zurückbleiben und die vor Eintreten der Episode bestehende Leistungsfähigkeit wieder erreicht wird (Beesdo-Baum und Wittchen 2011: 889). Ein wesentliches Merkmal einer klinischen Depression (im Sinne einer depressiven Episode, ICD-10: F32 oder einer Major Depression nach DSM) ist die Persistenz der depressiven Kernsymptome, die mindestens zwei Wochen lang klinisch bedeutsam ausgeprägt vorliegen und eine deutliche Veränderung gegenüber dem normalen Befinden darstellen müssen (Wittchen und Jacobi 2010: 9).

2.2.2 Einteilung nach Symptomen und Schweregrad

Das Erscheinungsbild einer Depression ist sehr vielseitig. Eine Depression hat nicht nur viele Gesichter, sondern kann auch in verschiedenen Verläufen und Schweregraden auftreten. Ausgehend von den beschreibbaren und beobachtbaren Symptomen erlauben die Klassifikationen des ICD-10 und des DSM-IV relativ klare Diagnosen. Die Diagnose einer Depression beruht auf einer ärztlichen, psychiatrischen oder psychotherapeutischen Einschätzung und Bewertung des Schweregrades sowie des Vorhandenseins emotionaler, kognitiver, physiologischer, motorischer, sozial-interaktiver und verhaltensbezogener (behavioraler) Symptome, die über einen Zeitraum von mindestens zwei Wochen vorliegen müssen (Beesdo-Baum und Wittchen 2011: 881). Die Diagnose psychischer Erkrankungen wird rein deskriptiv, beruhend auf dem Vorhandensein meist subjektiver Symptome, gestellt (Hengartner 2017: 3). Eine Depression lässt sich daher nicht immer ganz leicht diagnostizieren (Will 2008: 57). Diagnostische Probleme treten oft bei Menschen auf, bei denen Klagen über körperliche Beschwerden im Vordergrund stehen und die eigentlichen Depressionssymptome wenig bedeutend erscheinen. Man spricht in diesem Zusammenhang auch von einer larvierten Depression (Hell 2015b: 20). Nach den ICD-10-Forschungskriterien sind de-

pressive Episoden in drei Hauptsymptome und sieben Zusatzsymptome eingeteilt. Bei einer leichten (F32.0) und mittelgradigen (F32.1) Depression liegen mindestens zwei, bei einer schweren (F32.2 und F32.3) Depression alle drei der folgenden Symptome vor:

1. Depressive Stimmung (Niedergeschlagenheit), in einem für die Betroffenen deutlich ungewöhnlichen Ausmass, die meiste Zeit des Tages, fast jeden Tag, im Wesentlichen unbeeinflusst von den Umständen und mindestens zwei Wochen anhaltend;
2. Interessen- oder Freudeverlust an Aktivitäten, die normalerweise angenehm waren;
3. Verminderter Antrieb oder gesteigerte Ermüdbarkeit/Erschöpfbarkeit.

Ferner liegen bei leichter Depression mindestens zwei, bei mittelgradiger mindestens drei, bei schwerer Depression mindestens fünf der folgenden Zusatzsymptome vor:

1. Verlust des Selbstvertrauens oder des Selbstwertgefühles;
2. Unbegründete Selbstvorwürfe oder ausgeprägte, unangemessene Schuldgefühle;
3. Wiederkehrende Gedanken an den Tod oder an Suizid oder suizidales Verhalten;
4. Klagen über oder Nachweis eines verminderten Denk- oder Konzentrationsvermögens, Unschlüssigkeit oder Unentschlossenheit;
5. Psychomotorische Agitiertheit oder Hemmung (subjektiv oder objektiv);
6. Schlafstörungen jeder Art (Ein-, Durchschlafstörung, zerhackter Schlaf, morgendliches Früherwachen, fehlende Erholung);
7. Appetitverlust oder gesteigerter Appetit mit entsprechender Gewichtsveränderung.

Um den Schweregrad einer Depression zu bestimmen, wird die Anzahl der Symptome nach Haupt- und Zusatzsymptomen geordnet. Bei einer leichten Depression sollten zwei Hauptsymptome und zwei Zusatzsymptome, bei einer mittelschweren Depression zwei Hauptsymptome und vier Zusatzsymptome und bei einer schweren Depression drei Hauptsymptome und fünf oder mehr Zusatzsymptome (Hell 2015b: 21; Taschenführer zur ICD-10 Klassifikation psychischer Störungen 2014: 127) feststellbar sein.

Es gibt noch weitere Symptome, die bei einer Depression auftreten können:

- Mangelnde Fähigkeit, emotional auf Ereignisse oder Aktivitäten zu reagieren, auf die normalerweise eine emotionale Reaktion erfolgt;
- Innere Leere;
- Gefühle von Gefühllosigkeit („wie versteinert“, „eingemauert“);
- Globale Angstzustände (vor allem, was auf einen zukommt), Angst vor dem Tag und seinen Anforderungen, objekt- und situationsbezogene Ängste, Zukunftsangst;
- Panikzustände, Panikattacken;
- Nicht-weinen-Können, Weinkrämpfe, Verzweiflung, Dysphorie (Verstimmtheit);
- Grübeln, Gedankenkreisen, Denkhemmung, Leeregefühl im Kopf, Monotonie in der Sprache;
- Denkinhalte sind negativ und pessimistisch geprägt;

- Selbstvorwürfe wegen Nichtkönnen (Insuffizienzgefühl), Versagen und Minderwertigkeit (Selbstwertstörung), Zurückbleiben gegenüber dem Ich-Ideal; Nicht-geliebt-, Nicht-geschätzt-Werden, Schuldgefühle (Selbstverurteilung, -anklage);
- Schuld, Versündigung, Verdammnis: Schuldwahn. Die Schuld kann sich auf Gesetzesübertretung („Weltliches") sowie auf Moralisches oder Religiöses beziehen;
- Gefühl von Hilflosigkeit, Gedanken von Hoffnungslosigkeit, negative Selbsteinschätzung;
- Depressiver Wahn: Verarmungs-, Schuld-, Versündigungs-, Untergangswahn;
- Depersonalisation: sich selbst fern sein, sich entfremdet, unlebendig oder unwirklich vorkommen, das Gefühl haben, in einem Film mitzuspielen;
- Derealisation: die äussere Umwelt erscheint fremd, verzerrt, stumpf, farblos, öde;
- Ruhe- und Weglaufwünsche, Todeswunsch;
- Herz-, Kopf-, Nacken-, Glieder- und Rückenschmerzen;
- Erschöpfung, Kraftlosigkeit;
- Libidoverlust;
- Tagesschwankungen (Morgentief, abendliche Aufhellung) (Wolfersdorf 2011: 17; Scharfetter 2002: 181-182; Hautzinger 1998: 11; Jost 2006: 17-18)

Für Hell (2012: 13) ist es wichtig, eine Depression nicht nur an den vorliegenden Symptomen zu erkennen, sondern das ganzheitliche Erleben eines Menschen mit zu berücksichtigen. Der Psychiater verweist darauf, dass ein Mensch nicht nur an einzelnen Beschwerden, sondern an der gesamten Veränderung seiner Gestimmtheit und seines Antriebs leidet. Um die soziale Dynamik der Depression zu diskutieren, ist es hilfreich, eine Depression mit einem reibungsvollen Bremsmanöver zu vergleichen. Wer an einer Depression erkrankt, erfährt sich gegen seinen Willen ausgebremst. Der Mensch fühlt sich wie angehalten, zum Stillstehen gezwungen und in seinem Denken, Erinnern, Fühlen und Tun blockiert (Hell 2015b: 84).

2.2.3 Ursachen

Bei einer Depression handelt es sich um ein multifaktorielles Geschehen, an dessen Entstehung biologische, psychologische und gesellschaftliche Faktoren beteiligt sein können. Das Gewicht der einzelnen Faktoren ist von Fall zu Fall unterschiedlich. Es ist davon auszugehen, dass in vielen Fällen die verschiedenen Faktoren zusammenwirken und sich unter Umständen gegenseitig ungünstig beeinflussen (Hell 2015b: 22). Auch Wolfersdorf (2011: 37) hält fest, dass es körperliche, seelische und soziale Bedingungen gibt, die bei einem Menschen zu einer sogenannten psychobiologischen Disposition führen. Auf der Grundlage dieser Disposition kann sich dann beim Auftreten bestimmter („auslösender") Ereignisse eine Depression entwickeln. Dies geschieht insbesondere dann, wenn weitere und zusätzlich belastende Faktoren hinzukommen. Hell und Endrass machen in ihrem Artikel zum sozialen Kontext einer Depression zusätzlich auf die Bedeutung der Selbstwahrnehmung aufmerksam:

> „Die Depression stellt nicht nur ein biologisches Geschehen dar. Depressionen hängen auch eng mit dem sozialen Umfeld zusammen, in dem eine Person lebt. Depressionen sind darüber hinaus ein Phänomen, das ohne Selbstwahrnehmung – und damit ohne Beurteilung des inneren und äusseren Geschehens durch die betroffene Person – nicht

denkbar wäre. Depressives Erleben, sozialer Kontext und Selbstwahrnehmung sind in komplexer Weise miteinander verbunden“ (Hell und Endrass 2002: 17).

Auslöser einer ersten depressiven Episode sind sehr häufig in nicht bewältigbaren Stresssituationen zu finden; sei es ein Partnerverlust, der einen Menschen überwältigt, seien es anhaltende Belastungen in einer Beziehung oder im Beruf, seien es innere Ängste oder Zwänge, die die Abwehrkräfte eines Menschen erschöpfen (Hell 2015b: 58). Der Psychiater und Depressionsforscher Daniel Hell verweist darauf, dass Depressionen nicht im gesellschaftlichen Vakuum stattfinden (Hell 2015: 92). Zweifelsfrei führen schwerwiegende soziale Belastungen zu einem Anstieg von Depressionen (Hell 2015b: 85). Aus seiner Sicht macht zwar eine Gesellschaft nicht per se krank, aber soziale Bedingungen tragen dazu bei, dass ein Mensch an die Grenzen seiner Verarbeitungsmöglichkeiten stösst und mit einer Depression reagiert (Hell 2015b: 84). Insofern kann Depression als Reaktion auf eine länger dauernde Belastungssituation verstanden werden.

2.2.4 Umgang mit Gefühlen und Folgen für die seelische und körperliche Gesundheit

Wir nehmen in unserer Gesellschaft gegenüber Gefühlen eine sehr ambivalente Haltung ein (Hell 2007: 145). Der Gefühlsbereich wird oft unterbewertet, unterdrückt und wenig bewusst reguliert (Decker und Decker 2015: 292). Das gefühlsfeindliche Klima in der heutigen Zeit lässt leicht übersehen, dass Gefühle nichts Zufälliges und schon gar nichts Schädliches sind (Hell 2007: 145). Wir haben aber zu lernen, mit unseren Gefühlen umzugehen (Hell 2015b: 69). Der Psychologe Sven Barnow hält fest, dass Gefühle und deren Regulation eine enorme Bedeutung für unser Wohlbefinden haben. Menschen mit Problemen in der Gefühlserkennung und -regulation sind beispielsweise anfälliger für Ängste und Depression und weisen auch ein geringeres Wohlbefinden und mehr körperliche Probleme auf (Barnow 2014: VII). Ähnlich wie Barnow sehen auch Decker und Decker (2015: 291) einen Zusammenhang zwischen unterdrückten, verdrängten und vermiedenen Gefühlen und der Entwicklung einer Depression. Es kommt häufig vor, dass auftretende unangenehme Gefühle als sehr bedrohlich erlebt werden. Wenn wir nicht wissen, wie wir mit unseren Gefühlen umgehen können, dann werden wir leicht von den eigenen Gefühlen überwältigt, was mit einem erhöhten Risiko für die Erkrankung an einer Depression einhergeht. Das liegt unter anderem daran, dass unterdrückte unangenehme Gefühle nicht einfach verschwinden, sondern in unserem Unterbewusstsein weiterwirken. Bei einer Unterdrückung, Vermeidung oder Nicht-Annahme der Gefühle ist eine wirkliche Verarbeitung häufig nicht möglich. Gefühle zu zeigen, so Decker und Decker (2015: 70) weiter, helfen hingegen, die Gesundheit zu erhalten.

2.2.5 Kann Depression auch Sinn machen?

Häufig wird versucht, Antworten auf Fragen zu finden, warum eine Depression entsteht. Mit dieser kausalen (auf die Ursachen bezogenen) Art der Fragestellung wird das Untersuchungsfeld allerdings bereits eingeschränkt und somit auch die Zahl und Art der möglichen Antworten (Hell 2007: 16). Nur nach dem „Warum“ des Eintretens der

Depression zu fragen, ist demnach für Hell nicht ausreichend. Er plädiert vielmehr für eine veränderte Fragestellung, indem er verstärkt die „Wozu-Frage" in den Vordergrund rückt oder anders formuliert: „Welchen Sinn macht Depression?" (Hell 2007: 17). Ferner stellt sich die Frage: „Wozu dient und wohin führt eine Depression? Ist in der Depression auch eine versteckte Botschaft enthalten?" (Hell 2015c: 1).

Der oben ausgeführte Gedanke mag auf den ersten Blick befremdlich wirken und Betroffene können schon die Frage nach dem Sinn einer Depression angesichts ihres Leidens als Provokation empfinden. In tiefster Depression sind betroffene Menschen gleichsam von Sinnlosigkeit umstellt. Wozu sollte ein sichtbar leidvolles Geschehen wie die Depression sinnvoll sein? Diese Frage erscheint nachvollziehbar. Letztlich aber kommen die Betroffenen nicht darum herum, die Depression in ihr Leben einzuordnen. So beschäftigen sich viele Menschen nach einer durchlebten Depression mit der Frage, welche Bedeutung sie dem Leiden geben sollen. Wenn es ihnen wieder besser geht, suchen viele nach Hinweisen, was sie daraus lernen können. Selbst wenn Betroffene das Erlebte als sinnlos bewerten, steht dahinter die unvermeidbare Frage, welchen Sinn das depressive Geschehen mache. Der Mensch gibt sich in der Regel nicht damit zufrieden, etwas unhinterfragt hinzunehmen, sondern sucht nach grösseren Zusammenhängen. „Es macht Sinn" bedeutet, die Zusammenhänge zu verstehen. „Sinn machen" kann auch ein depressiver Zustand, wenn die Zusammenhänge verstanden werden. So kann eine Depression in einem grösseren Zusammenhang Sinn machen. Wenn also die Rede von Sinn ist, soll nicht das persönliche Leiden eines Menschen als sinnvoll erachtet werden, sondern es handelt sich um die Suche nach einer sinnstiftenden Einordnung des durchlebten depressiven Geschehens in einen umfassenderen Zusammenhang (Hell 2007: 143-144). Menschen, die unter einer Depression leiden, kann geholfen werden, so Hell (2015c: 7-8) weiter, wenn wir für ihre Sinnfragen offen sind.

Hell geht von der Annahme aus, dass nur der betroffene Mensch selbst die Depression als einen Bestandteil seines Lebens anerkennen und diese sinnstiftend in seine Biographie einbetten kann:

> „Wo liegt da der Sinn? Es gibt keinen Sinn, ausser jenem, den wir uns selbst zulegen. Nicht der psychische Schmerz adelt uns, wir adeln den psychischen Schmerz. Voraussetzung dazu ist allerdings, dass wir uns durch das Leiden nicht anhaltend in Frage stellen lassen. ‚Wer ein Warum zum Leben hat, erträgt fast jedes Wie' (Nietzsche). Wer hingegen psychischen Schmerz in keinem Zusammenhang mit dem Lebensganzen sieht, gleicht dem Gefangenen, der nur die behindernde Zelle wahrnimmt. Sinngebung setzt das Annehmen einer Situation voraus. Nur wer annimmt – und nicht einfach resignierend hinnimmt – kann nach einem sinnmachenden Verständnis suchen. Der Sinn kann in einem Dennoch, in einer Wertvorstellung, in einer getroffenen Wahl liegen. Der Sinn kann für einen Angehörigen auch in der Überzeugung begründet sein, dass einem notleidenden Partner zu helfen ist" (Hell 2015b: 60).

Eine Depression kann als eine grundlegende menschliche Reaktionsweise verstanden werden. Bei einer Depression handelt es sich um eine Möglichkeit, auf überwältigende Not schutzsuchend zu reagieren (Hell 2007: 30; Hell 2015b: 54). Eine Depression stellt insofern eine biologisch verankerte Reaktionsmöglichkeit dar, die einen Menschen, der von äusseren oder inneren Situationen bzw. Anforderungen überwältigt wird, zu

einem Halt zwingt und eine Art Denk- und Handlungspause einzuschalten (Hell 2015b: 85). Dadurch wird bei nicht bewältigbaren Belastungssituationen das Risiko eines aussichtslosen Kampfes, einer ziellosen Flucht oder von Desintegration herabgesetzt (Hell 2007: 13). Die integrative Sichtweise kann dazu verhelfen, eine Depression nicht nur als krankhaftes Geschehen zu sehen, sondern auch als letzten Ausweg aus einer verzweifelten Situation zu deuten. In einer subjektiv empfundenen Perspektivlosigkeit erscheint das depressive Reaktionsmuster dann zwar als leidvoller, aber schützender Abwehrversuch (Hell 2007: 199). Depressionen können insofern als Ausdruck einer Schutzfunktion der Seele verstanden werden, quasi als eine Art „Totstellreflex", um sich vor weiterer Überlastung zu schützen (Jost 2006: 42; Hell 2007: 182). Auch für den Psychiater Raymond Battegay, der die Depression massgeblich als Störung des Selbstwertgefühls sieht, sind Angst, Panik und Depression drei zunehmend einschneidende Mechanismen, um auf existenzielle Bedrohung zu reagieren. Depression tritt als letzte Massnahme auf, wenn andere Abwehrmöglichkeiten nicht mehr zur Verfügung stehen (Battegay 1991: 134). Ein weiterer Aspekt einer depressiven Reaktion kann auch ein Schutz vor zu intensiven, zu vielfältigen oder verwirrenden Gefühlen sein (Bock 2011: 64). Selbst schwerste Krankheitszustände können eine Art Schutzwall gegenüber der Bitternis der Welt bilden. So hatte Hell bei einem seiner Klienten miterlebt, dass dieser den tragischen Unfalltod seines Sohnes erst dann emotional zur Kenntnis nehmen konnte, als sich seine Depression wieder aufhellte. Während der Depression legte sich die Erstarrung wie ein Schutzpanzer um ihn und bewahrte ihn vielleicht vor einer emotionalen Kurzschlusshandlung, die bei ihm früher schon mehrfach vorgekommen war (Hell 2007: 176). Wird eine Depression nicht nur als eine Fehlfunktion oder als Defekt betrachtet, sondern als eine menschliche Möglichkeit, auf eine innere oder äussere Problematik zu reagieren, so bekommt sie ein anderes Gesicht. Eine Depression erscheint dadurch nicht mehr bloss als destruktiver, zweckloser Vorgang, sondern potentiell auch als zweckvolle Vorkehrung des Organismus, um Schlimmeres zu verhindern (Hell 2007: 19). In dieser ganzheitlichen Sichtweise lässt sich eine Depression als sinnvolle Signalfunktion der Seele, als Reaktionsweise bei erheblicher psychischer und sozialer Belastung verstehen. Laut Hell (2007: 202) ist es wenig hilfreich, wenn das depressive Geschehen nicht angenommen, sondern verleugnet oder abgewehrt wird. Je stärker sich Betroffene gegen eine depressive Blockade wehren, desto mehr leiden sie unter einer Depression. Und umgekehrt machen sie auch die Erfahrung, dass ihre depressive Not abnimmt, wenn sie ihr willentliches Aufbäumen aufzugeben vermögen. Erst das Annehmen einer Depression ermöglicht einen adäquaten Umgang mit ihr.

Die oben genannten Ausführungen halte ich für sehr relevant für meine Untersuchung. Eine Depression sehe ich als affektive Störung an, die emotionale, kognitive und somatische Dimensionen einschliesst, die ganzheitlich eine Depression beschreiben.[7] In der vorliegenden Arbeit distanziere ich mich von Untersuchungen, in denen

7 Eine Depression, die nicht biologisch verursacht wurde, verstehe ich in der vorliegenden Arbeit als Schutzmechanismus der Seele. Sie stellt einen Schutz vor ansonsten überwältigenden Gefühlserfahrungen dar. Hierbei werden Gefühle unterdrückt, verdrängt, nicht zugelassen, abgewehrt, umgedeutet, vermieden, weil sie als bedrohlich, unerträglich oder überwältigend empfunden werden. Depressionen können dabei auch zu Gefühllosigkeit führen. Wenn starke Gefühle einen Menschen zu überfluten drohen, stellt die Gefühllosigkeit eine Schutzfunktion dar. Zusammenfassend möchte ich

Depression nur als eine Modeerscheinung unter verwöhnten Menschen in Wohlstandsgesellschaften verstanden wird. Die Depression ist zu sehr mit Leid verbunden. Für diese Dissertation interessiere ich mich innerhalb der affektiven Störungen nur für die unipolaren depressiven Episoden. Dabei unterscheide ich nicht nach dem Schweregrad der Depression.

2.3 Stigma im Kontext von Depression und Migration

Obwohl Depressionen weltweit zunehmen, zählen sie zu den Erkrankungen, die oft unerkannt bleiben, weil viele Betroffene selbst nicht erkennen, dass sie an einer Depression leiden, Depression und gedrückte Stimmung verwechselt werden und insbesondere körperliche Beschwerden häufig die Depression überdecken können (Schouler-Ocak 2015: 92). Wird eine Depression erkannt, ergibt sich aus der Diagnose auch ein Nachteil: Die betroffene Person wird für psychisch krank erklärt, was oftmals als Stigma[8] erlebt wird (Kläui 2006: 157).

festhalten, dass ich eine Depression als einen Schutzmechanismus bei seelischer bzw. emotionaler Überlastung ansehe. Zuweilen schickt die geprellte Seele den Körper vor, wenn sie zu wenig Beachtung und Gehör findet.

8 Der Soziologe Ervin Goffman bezeichnet in seinem einflussreichen Werk mit dem Titel: „Stigma. Über Techniken im Umgang mit einer beschädigten Identität" (1963; dt. Ausgabe 1967) das Stigma als eine Eigenschaft einer Person, „die zutiefst diskreditierend ist" (Goffman 1967: 11). Goffman zufolge ist das stigmatisierte Individuum in unerwünschter Weise anders, als „die Normalen" es antizipiert einstufen. Als „die Normalen" bezeichnet er diejenigen, die von dem erwarteten Verhalten innerhalb einer Interaktion nicht negativ abweichen. Der stigmatisierten Person wird implizit unterstellt, sie sei kein vollständiger Mensch. Die Stigmatisierung geht mit einer Vielzahl von Diskriminierungen einher, durch die wir die Lebenschancen der betroffenen Individuen wirksam, wenn auch oft gedankenlos, reduzieren (Goffman 1967: 13-14). Die Soziologen Link und Phelan (2001: 367), die Goffmans Konzept erweitert haben und von den grundlegenden Gedankengängen von Jones et al. (1984) ausgehen, beschreiben Stigma als einen dynamischen Prozess, der innerhalb des Machtkontextes erfolgt. Dieser Prozess wird in vier unterschiedliche, jedoch eng miteinander verbundene, zentrale Komponenten aufgeteilt. Die erste Komponente, beziehungsweise die erste Phase, besteht in der Wahrnehmung und Benennung eines Unterschieds. Der Stigma-Prozess fängt also damit an, dass bei jemandem ein zentrales unterscheidendes Merkmal festgestellt und dieses mit einem bestimmten – negativen – Etikett versehen wird (Link und Phelan 2001: 367-368). In der zweiten Komponente des Stigmatisierungsprozesses werden diese festgehaltenen Unterschiede mit negativen Merkmalen, beziehungsweise Stereotypen, in Verbindung gebracht (Link und Phelan 2001: 368). Dies ist auch jener Aspekt des Stigma-Prozesses, auf den insbesondere Goffman (1967: 11) aufmerksam gemacht hat. In der dritten Phase kommt es zu einer Abgrenzung der anderen Menschen, zu einer Bildung von „wir" und „sie". Sowohl aus historischen Berichten, als auch aus aktuellen Forschungen wird dieses Phänomen der Trennung von „Eigengruppe" und „Fremdgruppe" hervorgehoben (Link und Phelan 2001: 370). In der vierten Komponente kommt es zur Ausgrenzung und Marginalisierung des stigmatisierten Individuums. Die letzte Phase des Stigma-Prozesses tritt folglich mit einem Statusverlust und Diskriminierung der adressierten Person in Erscheinung (Link und Phelan 2001: 370-371). Stigma ist gemäss den Autoren vollständig von sozialer, ökonomischer und politischer Macht abhängig. Jemand braucht Macht, um andere zu stigmatisieren. Wenn auch die Rolle von Macht nicht immer direkt erkennbar ist, so bildet sie doch eine zentrale Grundlage zur sozialen Produktion eines Stigmas. Dieser Zugang zu Macht erlaubt die Identifizierung von Verschiedenheit, die Konstruktion von Stereotypen, die Trennung von etikettierten Individuen in unterschiedlichen Kategorien und die komplette Ausführung von Missbilligung, Ablehnung, Ausgren-

An Depression erkrankte MigrantInnen sind daher einem doppelten Stigmatisierungsrisiko ausgesetzt, zum einen als „AusländerIn“ und zum anderen als psychisch Erkrankte. Hell (2015b: 60) verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass jede Depression eine zwischenmenschliche und soziale Dimension hat. Es ist infolgedessen anzunehmen, dass Migrantinnen mit Depression Mehrfachdiskriminierungen ausgesetzt sind, etwa aufgrund ihres Geschlechts, ihrer Ethnizität, ihrer Schichtzugehörigkeit sowie ihrer psychischen Erkrankung, was verstärkt zu einem sozialen Ausschluss führen kann.

2.4 Migration macht nicht per se krank

Migration impliziert nicht nur eine räumliche Veränderung des Lebensmittelpunktes, sondern ist eine ganzheitliche Erfahrung, die sowohl als Chance wie auch als Belastung und nicht per se als krankmachend zu betrachten ist, wie Regula Weiss (2005: 13) festhält:

> „Wie gut die Migration auch geplant wird, der soziokulturelle Übergang ist mit somatischen und psychosozialen Stressfaktoren verbunden. Vor allem mit der Migration verknüpfte traumatische Erfahrungen stellen eine Belastung für die Gesundheit dar. Migration als solche macht aber nicht krank. Sie bietet die Möglichkeit zur Neuorientierung und zur Nutzung anderer ökonomischer und sozialer Ressourcen. Da dies jedoch oft nicht gelingt, wird die Migrationserfahrung in erster Linie als belastend und verunsichernd erlebt.“

Wenn über die psychischen Auswirkungen von Migration gesprochen wird, sollte nicht nur der Migrationsprozess an sich problematisiert werden, d.h. die individuelle Ebene, sondern sollten auch die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen Migration stattfindet, mit untersucht werden. Die Soziologin Elcin Kürsat-Ahlers (1995: 158) betont im Kontext von Migration und psychischer Gesundheit:

> „Die Migration – ihre Ursachen, Richtung, Umfang, Globalität und ihre Folgen – ist ein gesellschaftliches Phänomen. Aber die ungeheure Aufgabe ihrer psychischen Bewältigung wird privatisiert, d.h. der Fähigkeit des einzelnen Ich überlassen, Ambivalenzen und Ängste auszuhalten.“

---

zung und Diskriminierung. Ein Kernsatz dieses Konzepts lautet deshalb, dass Link und Phelan (2001: 367) den Begriff Stigma anwenden, wenn die Komponenten Etikettierung, Stereotypisierung, Ausgrenzung, Statusverlust und Diskriminierung in einem Machtverhältnis, das den Komponenten des Stigmas erst ihre Entfaltung ermöglicht, gemeinsam auftreten. Neuere sozialwissenschaftliche Studien haben sich von der Betonung der kognitiven Erklärungsansätze zu Stigma distanziert und statt dessen eher auf die strukturelle Gewalt fokussiert, die in sozialen Ungleichheiten endet, in welchen Stigma verwurzelt ist. Der Medizinethnologe Richard Parker und der Soziologe Peter Aggleton (2003: 18) schlagen vor, dass Stigma innerhalb der Rahmenbedingungen analysiert wird, welche Konzepte von Macht, Dominanz, Hegemonie und Unterdrückung in Anspruch nehmen. Hierbei beziehen sich die Autoren auf Pierre Bourdieus Arbeit „La distinction: Critique sociale du jugement“ (1979) und Michel Foucaults Veröffentlichung „Histoire de la sexualité“ (1967).

Vor diesem Hintergrund steht im Zentrum dieser Forschung eine trotz des wachsenden Bevölkerungsanteils bislang wenig erforschte Migrationsgruppe in der Schweiz: Frauen aus Lateinamerika, die an einer diagnostizierten unipolaren Depression erkrankt sind oder waren. Dabei greife ich die emische Perspektive von Frauen, deren Leben von Migration geprägt ist, auf und untersuche ihre persönliche Krankheitserfahrung von Depression im Kontext der Migrationserfahrung und ihrer Gesamtbiographie. Da diese Migrantinnen eine heterogene Personengruppe sind, die sich voneinander beispielsweise bezüglich ihres Bildungsstands, ihres Lebensstandards im Herkunftsland, ihrer städtischen bzw. ländlichen Milieus unterscheiden, erforsche ich sowohl wenig qualifizierte als auch gut qualifizierte lateinamerikanische Migrantinnen der ersten Generation mit einer Aufenthalts- bzw. Niederlassungsbewilligung, die in der Deutschschweiz wohnen. Die Entscheidung für den Wohnsitz in der Deutschschweiz ist darin begründet, dass die Sprachbarrieren für Lateinamerikanerinnen hier grösser sind als in der französisch- und italienischsprachigen Schweiz. Sie sind daher mit zusätzlichen potentiellen Schwierigkeiten wie etwa bei der Inanspruchnahme von staatlichen Angeboten bzw. mit unterschiedlichen Integrationsbedingungen konfrontiert.

Mein Interesse für Migrantinnen aus Lateinamerika resultiert einerseits aus der ersten Aufarbeitung des Forschungsstandes. Darauf hinzuweisen, dass es *die* Migrantin bzw. *die* Lateinamerikanerin nicht gibt, erscheint mir von zentraler Bedeutung. In meiner Untersuchung greife ich auf diese Begriffe zurück, ohne damit zur Konstruktion einer kollektiven Identität oder Ethnisierung der Untersuchungsergebnisse beitragen zu wollen. Da diese Migrationsgruppe zahlenmässig recht klein und relativ jung in der Schweiz ist, hätte ich bei einer Einschränkung der Suche nach Frauen, die an einer Depression erkrankt sind, aus einem einzigen lateinamerikanischen Land noch mehr Mühe gehabt Studienteilnehmerinnen zu finden. Andererseits entschied ich mich für Frauen aus Lateinamerika, die in der Schweiz leben, da ich selber insgesamt zweieinhalb Jahre in Lateinamerika lebte und fast alle lateinamerikanischen Länder bereist habe. Die Vertrautheit mit Lateinamerika erachtete ich als einen Vorteil beim Zugang zu Interviewpartnerinnen und in der Interaktion mit ihnen.

2.5 Fragestellung und Ziele

In dieser Studie beschäftigte ich mich mit der vergangenen oder gegenwärtigen Krankheitserfahrung, dem Umgang sowie der Art der Verarbeitung einer Depression im Kontext der Migrations- und Lebensgeschichte lateinamerikanischer Frauen. Depression erachte ich in dieser Forschungsarbeit nicht als isoliertes Phänomen, sondern als Teil der Lebensgeschichte der befragten Migrantinnen. Es werden Fragen zu den Bedingungen, die aus der Sicht der betroffenen Frauen in der Migration zu Krankheit und Leiden führen, gestellt. Thematisiert wird die biographische Bedeutung, die die subjektive Erfahrung von psychisch Krankwerden und Kranksein im Migrationsland in der Biographie von Migrantinnen aus Lateinamerika hat. Ich gehe in dieser Forschungsarbeit davon aus, dass Migration sowohl eine Chance als auch eine Bedrohung bedeuten kann und nicht als solche krank macht. Gerade psychische Erkrankungen resultieren immer aus einem komplexen und sehr dynamischen Zusammenwirken verschiedener Faktoren.

Die zentrale Fragestellung der vorliegenden Untersuchung lautet:

- Welche biographische Bedeutung hat das Krankheitserleben im Kontext der Migrationserfahrung und der Gesamtbiographie von an Depression erkrankten Frauen aus Lateinamerika?

Neben der Hauptfragestellung sind für die Studie mehrere Unterfragen von Bedeutung, die sich wie folgt zusammenfassen lassen:

- In welchen lebensgeschichtlichen und gesellschaftlichen Kontext ist die individuelle Krankheitserfahrung von an Depression erkrankten Migrantinnen aus Lateinamerika einzuordnen?
- Was bedeutet lateinamerikanischen Frauen psychisch Kranksein im Kontext der Migrationserfahrung? Was ist für sie Leiden und wie sind diese Leidenserfahrungen in dem von der Migration geprägten Lebensalltag eingebettet?
- Wie und unter welchen Bedingungen gelingt es Frauen aus Lateinamerika eine Depression im Gesamtzusammenhang ihrer jeweils besonderen Lebensgeschichte zu verarbeiten?
- Wie gehen lateinamerikanische Migrantinnen mit einer Depression um?
- Welche Verarbeitungsstrategien im Umgang mit einer Depression werden sichtbar?
- Welche Heilungs- und Behandlungswege werden gewählt?
- Wer hilft im Krankheitsfall?
- Auf welche Ressourcen können Migrantinnen aus Lateinamerika im Umgang mit der stark stigmatisierten psychischen Erkrankung zurückgreifen?

Das Hauptziel der vorliegenden Forschungsarbeit ist, durch eine biographisch angelegte Untersuchung neue und vertiefte Kenntnisse bezüglich Migration, Depression und Gender einer Bevölkerungsgruppe zu gewinnen, die bis dato in der Schweiz wenig erforscht wurde. Das Ergebnis dieser zielgruppenspezifischen Studie soll zum einen dazu beitragen, eine differenziertere Perspektive auf das Erleben von Depression bei Migrantinnen aus Lateinamerika im Gesamtzusammenhang ihrer Biographie zu geben sowie das Verständnis für die Leidenserfahrung von Migrantinnen in der Schweiz zu erhöhen. Zum anderen soll diese Arbeit einen Beitrag dazu leisten, Migration und Gesundheit im Kontext von Depression bei Migrantinnen aus einer soziologischen Perspektive unter Berücksichtigung gesellschaftlicher und struktureller Rahmenbedingungen zu betrachten. Die lateinamerikanischen Migrantinnen, die in dieser Arbeit vorgestellt werden, sollen nicht unter einer Defizitsichtweise betrachtet werden. Ich fokussiere vielmehr darauf, migrierte Frauen als Akteurinnen und Gestalterinnen ihrer Bedingungen wahrzunehmen. Der Blick soll dabei auf ihre Selbstständigkeit, ihre Entscheidungen und ihre Fähigkeiten, mit den Schwierigkeiten ihrer Lebensbedingungen trotz Depression umzugehen, gelenkt werden.

2.6 Forschungsstand

Obwohl Migrantinnen in der Schweiz in vielen Studien einen schlechteren psychischen Gesundheitszustand als Migranten und als die Schweizer Bevölkerung aufweisen, existieren bislang keine sozialwissenschaftlichen Forschungen, die Krank-

heitserfahrungen von an Depression erkrankten Migrantinnen im Kontext ihrer Migrationserfahrung und Biographie aus der Perspektive der betroffenen Akteurinnen untersuchen. Diese Forschungslücke, die sich nicht nur in der deutschsprachigen Forschung zeigt, liefert einen weiteren Beleg für die besondere Relevanz, Depression im Kontext von Migration bei Frauen aus einer biographieanalytischen Perspektive zu untersuchen.

Die internationale Forschung belegt ebenfalls, dass die psychische Gesundheit von Migrantinnen stärker und anders beeinträchtigt ist als die der autochthonen Bevölkerung. Trotz vermehrter Untersuchungen zur Frauengesundheit in der Migration gibt es viele offene Fragen. Migrantinnen sind insgesamt gesehen eine wissenschaftlich oft wenig beachtete und zugleich gesundheitlich stark gefährdete Personengruppe (Weiss 2005: 288; Borde et al. 2011: 8).

Obwohl zahlreiche soziologische Studien zu Depression existieren, wie etwa Alain Ehrenbergs Werk „Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft der Gegenwart" (2008), bleibt die Krankheitserfahrung von Depression bei MigrantInnen ein eher unerforschtes Gebiet unter SozialwissenschaftlerInnen. In erster Linie widmeten sich der bisherigen Forschung zu Migration und Depression PsychologInnen, transkulturelle PsychiaterInnen sowie WissenschaftlerInnen aus dem Bereich Public Health.

Ungeachtet der Fülle an Forschungen zum Thema „Depression bei Frauen" ist es ferner auffallend, wie wenig sich die Depressionsforschung aus den unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen für das Kranksein und das Erleben von an Depression erkrankten Frauen und noch weniger von erkrankten Migrantinnen interessiert. Wie eine Migrantin eine Depression erlebt und welche subjektive Deutung sowie persönlichen Erklärungen sie für ihren psychischen Zustand hat, ist bislang kaum erforscht. Es ist zudem wenig darüber bekannt, welche Bewertungen, Krankheitstheorien und Ursachenvorstellungen die betroffenen Frauen selbst im Hinblick auf ihre Depressionserkrankung in der Migration entwickeln und welche Verarbeitungsstrategien gewählt werden. Mit meiner empirischen Forschung möchte ich somit eine Wissenslücke schliessen, indem ich mit qualitativen Forschungsmethoden das Phänomen Depression im Leben von migrierten Frauen untersuche. Mit der biographisch-narrativen Methode beabsichtige ich, bereits bestehende Studien zum Thema Migration und psychische Gesundheit um einen subjektbezogenen, differenzierten Ansatz zu erweitern.

Im Folgenden sollen verschiedene Studien, welche die Thematik dieses Forschungsvorhabens berühren, kurz erwähnt werden. Auf weitere Studien werde ich mich in den folgenden Kapiteln themenspezifisch beziehen.

Migration und Gesundheit

In den letzten Jahren entstand national und international eine Reihe interessanter Werke, die sich teilweise mit geschlechtsspezifischen Fragestellungen zum Thema „Migration und Gesundheit" beschäftigen oder einen Überblick über den gesamten Themenkomplex zu schaffen versuchen. Zu nennen ist hier beispielsweise das in der Schweiz erschienene Standardwerk von Regula Weiss „Macht Migration krank? Eine transdisziplinäre Analyse der Gesundheit von Migrantinnen und Migranten" (2003). Die Psychiaterin und Psychoanalytikerin verfolgt das Ziel, relevante Konzepte und Forschungen zum Thema Migration und Gesundheit aus der somatischen Medizin, der Psychiatrie, der Sozialpsychologie, der Soziologie und der Ethnologie zu verbinden,

um eine differenzierte, transdisziplinäre Sicht auf die Situation von MigrantInnen zu ermöglichen. Ihr Schwerpunkt liegt dabei auf empirischen Untersuchungen zur psychosozialen Gesundheit von Menschen mit Migrationshintergrund. Auch Weiss zeigt auf, dass die psychosoziale Gesundheit der MigrantInnen in der Schweiz schlechter ist als die der SchweizerInnen. Insbesondere MigrantInnen mit belastenden Lebenserfahrungen und einer schwierigen Lebenssituation weisen eine deutlich schlechtere Gesundheit auf als weniger belastete MigrantInnen sowie die autochthone Bevölkerung (2005: 283-284). Doch die Autorin macht darauf aufmerksam, dass MigrantInnen nicht generell eine schlechtere Gesundheit als die Schweizer Bevölkerung haben. Weiss zufolge greift die Frage, ob MigrantInnen grundsätzlich eine höhere physische und psychische Morbidität aufweisen als die sonstigen Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft[9], zu kurz. Ihrer Ansicht nach ist Migration „immer auch der Ausdruck persönlicher Ressourcen von Individuen und Familien, die sich auf Grund spezifischer biographischer Situationen für eine einschneidende Veränderung entschieden und eine neue Lebenswelt gestalteten" (Weiss 2005: 283).

Erwähnenswert ist weiter Dagmar Domenigs Buch „Professionelle Transkulturelle Pflege. Handbuch für Lehre und Praxis in Pflege und Geburtshilfe" (2001). Die Ethnologin, Juristin und Pflegefachfrau entwickelte aus der Sicht der Fachpersonen im Gesundheitsbereich das viel beachtete Konzept der „transkulturellen Kompetenz", das im Gesundheits-, Pflege- und Sozialbereich weithin sehr bedeutsam ist. In der vollständig überarbeiteten zweiten Auflage mit dem Titel „Transkulturelle Kompetenz" (2007) beschreibt Domenig transkulturelle Kompetenz als „die Fähigkeit, individuelle Lebenswelten in der besonderen Situation und in unterschiedlichen Kontexten zu erfassen, zu verstehen und entsprechende, angepasste Handlungsweisen daraus abzuleiten" (Domenig 2007: 174). Die drei Pfeiler der transkulturellen Kompetenz sind gemäss Domenig Selbstreflexion, Hintergrundwissen und Erfahrungen zum Thema Migration sowie narrative Empathie im Umgang mit anderen Individuen (Domenig 2001: 148).

Im medizinethnologischen Sammelband von Peter van Eeuwijk und Brigit Obrist (2006) „Vulnerabilität, Migration und Altern. Medizinethnologische Ansätze im Spannungsfeld von Theorie und Praxis" erhellen die Autoren das Spannungsfeld der drei eng miteinander verbundenen und gesellschaftlich relevanten Themen „Vulnerabilität", „Migration" und „Altern" aus unterschiedlichen Perspektiven. Die Beiträge im Zusammenhang von Migration und Gesundheit beschäftigen sich mit Fragen des sozialen Leidens sowie der Ressourcennutzung der Betroffenen.

In „Migrieren – Arbeiten – Krankwerden" untersucht die Sozialtherapeutin Heidrun Schulze (2006) bei kranken türkischen MigrantInnen, die in Deutschland leben, anhand biographisch narrativer Interviews seelische, körperliche und sozialweltliche Phänomene im Kontext von Migrationserfahrungen. Die Ergebnisse der Studie zeigen, wie das Erleben in der Gegenwart (das Leben in Deutschland) und das Erleben in

9 Obwohl der Begriff „Mehrheitsgesellschaft" umstritten ist, zu Recht wie ich finde, da er eine kulturell statische Einheit suggeriert, an der sich alle zu orientieren haben, verwende ich ihn dennoch, um über ungleiche Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu sprechen. Diese werden konstruiert, in denen Mehrheiten und Minderheiten agieren. Birgit Rommelspacher (1995) spricht hier deutlich von „Dominanzkultur". Eine Dominanz, bei der es um Ein- und Ausschlussmechanismen geht.

der Vergangenheit (das Leben in der Türkei) in einer Wechselbeziehung zueinander stehen.

Migration und psychische Gesundheit

In der Schweiz gewinnt das Thema „Migration und psychische Gesundheit" in den letzten Jahren aufgrund der soziodemographischen Entwicklung und der politischen Diskussion zunehmend an Relevanz und öffentlicher Beachtung, doch bleiben bis dato noch grosse Forschungslücken zum Erleben von Depression bei Frauen im Kontext der Migrationserfahrung.

In Deutschland beziehen sich die Herausgeber eines Sammelbandes zum Thema „Migration und psychische Gesundheit. Belastungen und Potentiale" (Borde und David 2015) auf die bereits vielfach dokumentierte Tatsache, dass Migration gesundheitliches Belastungspotential birgt und insbesondere zu psychischen Erkrankungen führen kann. Der Beitrag von Meryam Schouler-Ocak „Sind Migrantinnen und Migranten anders depressiv?" geht insbesondere der Frage nach, ob Migrantinnen und Migranten anders an Depression erkranken als die autochthone Bevölkerung. Die Fachärztin für Psychiatrie verweist darauf, dass sich Depressionen bei Menschen mit Migrationshintergrund ganz spezifisch äussern können und dass daher die Gefahr bestehe, sie zu übersehen (Schouler-Ocak 2015: 92).

In „Migration – Frauen – Gesundheit. Perspektiven im europäischen Kontext" (Borde et al. 2011) ergründet Elcin Kürsat-Ahlers in einem Essay mit dem Titel „Migration als psychischer Prozess", dass im Mainstream der Migrationsforschung in Deutschland psychische Prozesse in der Migration bisher kaum wahrgenommen und genau erforscht werden. Stattdessen wird dem Thema „kulturelle Unterschiede" zu viel Bedeutung beigemessen. Kürsat-Ahlers wirft die Frage auf, wie es zu erklären ist, dass „die psychische Dimension in der deutschsprachigen Migrationsforschung so sehr vernachlässigt wurde, obwohl die Einwanderung seit fast einem halben Jahrhundert anhält" (2011: 45). Die Autorin postuliert, dass die Auswirkungen struktureller Macht, die die Mehrheitsgesellschaft auf MigrantInnen als Angehörige von Minderheiten ausübt, im Hinblick auf psychische Erkrankungen stärker zu berücksichtigen sind (Kürsat-Ahlers 2011: 45).

Die Gesundheitswissenschaftlerinnen Ornelas und Perreira (2011) beschreiben in ihrer quantitativen Studie „The role of migration in the development of depressive symptoms among Latino immigrant parents in the USA", wie sich die unterschiedlichen Migrationsprozesse auf die psychische Gesundheit von lateinamerikanischen MigrantInnen in den USA auswirken. Sie zeigen auf, dass erlebte Armut vor der Migration, stressreiche Erfahrungen während der Migration sowie Diskriminierungserfahrungen in der Aufnahmegesellschaft nach der Migration einen Einfluss auf die Entwicklung von depressiven Symptomen bei MigrantInnen aus Lateinamerika haben.

In einer qualitativen Studie im Forschungsbereich transkulturelle Psychiatrie und Psychotherapie zum Thema „Depressive disorder among Turkish women in the Netherlands: A qualitative study of idioms of distress" zeigt die Psychologin und Psychotherapeutin Ria Borra (2011), dass Depressionen bei Migrantinnen aus der Türkei, die in den Niederlanden leben, unterdiagnostiziert sind, da häufig somatische Symptome im Vordergrund stehen.

Obwohl die verschiedenen Beiträge im Sammelband des Psychiaters und Medizinethnologen Arthur Kleinman und des Medizinethnologen Byron Good (1985) „Culture

and Depression: Studies in the Anthropology and Cross-Cultural Psychiatry of Affect and Disorder“ nicht auf die spezifische Situation von Depression in der Migration eingehen, stellen sie eindrücklich die unterschiedlichen medizinethnologischen, psychiatrischen und psychologischen Positionen der Depressionsforschung einander gegenüber. Aus der Untersuchung geht hervor, dass sich die Art des Umgangs und die Bewältigung einer Depression in den verschiedenen Lebenswelten unterscheiden sowie kulturelle Bedeutungen und Praktiken für eine Depression prägend sind.

Soziale Ungleichheit und Gesundheit

Zum Thema „Soziale Ungleichheit und Gesundheit“ wurden in den letzten Jahren zahlreiche soziologische Forschungsarbeiten veröffentlicht (Mielck 2005). Die soziale Ungleichheit in der Gesundheit zeigt sich auch in der Schweiz (Mäder et al. 1991). Die Soziologen Ueli Mäder et al. (2006) verdeutlichen in ihrem Beitrag „Armut und Gesundheit“ in „Gender-Gesundheitsbericht Schweiz 2006. Grundlagen zur Entwicklung von forschungs- und handlungsbezogenen Aktivitäten“ (Bundesamt für Gesundheit 2006), wie sich Armut auf die Gesundheit auswirkt. Soziale Benachteiligung und Armut stehen in Verbindung mit einem schlechteren Gesundheitszustand, mit einer vorzeitigen Sterblichkeit und mit einem schlechteren Zugang zum Gesundheitsversorgungssystem als bei Menschen mit höheren Einkommen. Dies trifft insbesondere auf Frauen zu. Die AutorInnen beschreiben eine eindeutige Korrelation von sozioökonomischen Bedingungen und dem Gesundheitsstatus und verweisen beispielsweise darauf, dass sich nicht alle psychisch Erkrankten die notwendigen Therapien und Medikamente leisten können, weil ihnen oftmals eigene finanzielle Mittel fehlen, um die Kosten zu übernehmen, die die Krankenversicherungen nicht abdecken (Mäder et al. 2006: 75).

Lateinamerikanische Migrantinnen in der Schweiz

In der Schweiz beschäftigen sich nur wenige Untersuchungen mit der lateinamerikanischen Migration von Frauen und bislang kaum unter dem Aspekt Migration und Gesundheit aus biographischer Perspektive. Eine Ausnahme bildet die Sozialgeographin Yvonne Riaño, die zahlreiche Studien mit dem Forschungsschwerpunkt Migration, Geschlechterungleichheiten und transnationale soziale Räume von Migrantinnen aus Lateinamerika durchgeführt hat. In ihrer Untersuchung: „Latin American Women who migrate for Love: Imagining European Men as Ideal Partners“ beschäftigt sich Riaño (2015) spezifisch mit der Situation qualifizierter Frauen aus Lateinamerika, die aus Liebe in die Schweiz migriert sind. Die Autorin argumentiert, dass die Idealisierung und Wahl eines Europäers als Partner als persönliche Strategie gedeutet werden kann, um die geschlechtsspezifischen Rollen innerhalb der Paarbeziehung neu zu definieren. Liebe korreliert hier mit der Vorstellung einer egalitären Geschlechterbeziehung.

Yvonne Riaño und Nadia Baghdadi (2006) zeigen aus einer Geschlechterperspektive in ihrer Studie „Unbekannte Migrantinnen in der Schweiz – Studie zu qualifizierten Frauen aus Lateinamerika, dem Nahen und Mittleren Osten und Südosteuropa“, auf welche Integrationsbarrieren qualifizierte Migrantinnen aus Lateinamerika und der muslimischen Welt in der Schweiz stossen. Die Ergebnisse der Untersuchung dokumentieren, dass hohe Qualifikationen keine Garantie für eine erfolgreiche sozio-ökonomische Integration sind. Des Weiteren legen die Resultate der Studie den

Schluss nahe, dass gender- und ethnizitätsspezifische Faktoren, welche den chancengleichen Zugang qualifizierter Migrantinnen zum Arbeitsmarkt erschweren, stärker in den Blick zu nehmen sind.

Die Beiträge im Reader „La Suisse au rythme latino. Dynamiques migratoires des Latino-Américains: logiques d'action, vie quotidienne, pistes d'interventions dans les domaines du social et de la santé" (Bolzman et al. 2007) beschreiben zum einen den Migrationsverlauf, die Lebensbedingungen, die Ressourcen sowie die Alltagsschwierigkeiten lateinamerikanischer MigrantInnen in der Schweiz; zum anderen werden Handlungsempfehlungen aus dem sozialen und gesundheitlichen Bereich aufgezeigt. Yvonne Riaño beleuchtet im Essay „Migration de femmes latino-américaines universitaires en Suisse. Géographies migratoires, motifs de migration et questions de genre" (2007) die Feminisierung der lateinamerikanischen Migration in der Schweiz. Insbesondere geht sie auf den Migrationsverlauf und die Migrationsgründe von gut qualifizierten Frauen ein, die aufgrund einer binationalen Ehe in die Schweiz migrierten. Riaño kommt in ihrer Studie zu dem Ergebnis, dass sich die Migrationsgründe von Frauen aus Lateinamerika nicht nur auf ökonomische Faktoren reduzieren lassen. Sie können daher nicht ausschliesslich als Opfer globaler wirtschaftlicher Kräfte gesehen werden. Sie verweist darauf, in Untersuchungen über Frauen in der Migration vielmehr auch die Rolle der Geschlechtervorstellungen und der geographischen Vorstellungen zu berücksichtigen.

Im Beitrag „Femmes brésiliennes en Suisse: motifs de migration et ressources" analysiert die Psychologin und Soziologin Giuditta Mainardi (2007), welchen Einfluss die Migrationsgründe und die Lebensbedingungen im Herkunftsland auf die Integration von Frauen aus Brasilien in der Schweiz haben. Die Autorin zeigt in ihrer Studie auf, dass die Migrationsmotive und die Ressourcen von Migrantinnen aus Brasilien keine Einheit darstellen, sondern als eine Reihe differenzierter Elemente für jede einzelne Frau zu betrachten sind.

Die Literaturrecherche bestätigte somit eine Forschungslücke: In der Schweiz wissen wir noch wenig über den psychischen Gesundheitszustand von Migrantinnen aus Lateinamerika, und es besteht daher dringender Bedarf an sozialwissenschaftlicher Forschung über ihre Migrations-, Krankheits- und Leidenserfahrung im Kontext der Gesamtbiographie aus der Sicht der betroffenen Frauen. Schon die grosse Anzahl der an einer Depression erkrankten Migrantinnen in der Schweiz macht es zwingend erforderlich, dass ihre psychosoziale Lage besser verstanden wird.

3. Biographie als theoretischer Zugang im Forschungsbereich Migration und Gesundheit

> „The experience of suffering, it is often noted, is not effectively conveyed by statistics or graphs. The ‚texture‘ of dire affliction is perhaps best felt in the gritty details of biography"
> *(Paul Farmer 1997: 262).*

Um MigrantInnen im Kontext von Gesundheit und Krankheit adäquat erfassen und verstehen zu können, ist ein vertieftes Verständnis ihrer Biographie und Lebenswelten und der sozialen Rahmenbedingungen, in denen sie leben, notwendig. Erst dann sind Rückschlüsse auf gesundheitliche Belastungen möglich (Loncarevic 2007: 140). Migration ist vor allem eine biographische Erfahrung (Dausien 2000a: 9). Für Bettina Dausien liegt es deshalb nahe, Migration und Biographie im Zusammenhang zu untersuchen. Migrationsprozesse weisen einen biographischen Hintergrund auf, der nicht nur einen Einfluss auf die Migrationsentscheidung, sondern auch auf das Realisieren und Bearbeiten eines Lebens in und nach der Migration hat. Umgekehrt wirken sich Migrationserfahrungen auf Biographien aus und prägen biographische Perspektiven (Dausien 2000a: 9). Mit der Metapher des Weges oder der Reise betont Dausien den Zusammenhang zwischen Migration und Biographie:

> „Die Bewegung im geographischen Raum ist verbunden mit einer Bewegung im sozialen und kulturellen Raum. Wege werden zurückgelegt, unterwegs wird die Welt, werden – unterschiedliche, andere, neue, fremde – Welten er-fahren. Dieser Prozess der Erfahrung hat zugleich eine biographische Dimension, er ist ein Stück des Lebensweges, er strukturiert Lebenszeit, orientiert in Vergangenheit und Zukunft, gibt Anlass zur Produktion von Geschichten, zu Plänen und Erwartungen, und er ist begleitet von (neuen) Erfahrungen und Reflexionen des Selbst" (Dausien 2000a: 12).

Lutz und Schwalgin (2006) weisen ebenfalls auf die grosse Bedeutung der Analyse von Biographien von MigrantInnen in der Migrationsforschung hin. Die Gründe, die Forschungsbereiche Migration und Biographie zu verknüpfen, liegen für die Sozialwissenschaftlerinnen darin, dass es mithilfe der Biographieanalyse möglich ist, die „komplexen Prozesse multipler Verortungen und Positionierungen" zu untersuchen (Lutz und Schwalgin 2006: 101). In den lebensgeschichtlichen Erzählungen von MigrantInnen, so Spies (2010: 75), lassen sich dabei in besonderer Weise die vielfältigen globalen und lokalen Verflechtungen erkennen.

Der biographische Ansatz wird nicht nur in der Migrations-, sondern auch in der Geschlechterforschung angewandt. Lutz und Davis konstatieren, dass die Biographieforschung in die Geschlechterforschung Eingang gefunden habe, „weil mit ihrer Hilfe sowohl die geschlechtsspezifische subjektive Aneignung von Gesellschaft als auch die gesellschaftliche Konstitution vergeschlechtlichter Subjektivität erschlossen werden könne" (Lutz und Davis 2009: 18). Indem Lutz und Davies das soziale Geschlecht (Gender) als Handlungskategorie und „doing gender"[1] als intersektionale Aktivität auffassen, können sie im Sinne des so genannten Intersektionalitätsansatzes auch andere sozial relevante Differenzierungslinien wie z.B. Ethnizität, Klasse, Nationalität usw. in ihre Analyse mit einbeziehen. Dies ermögliche „der Vielfalt der Identitäten in lebensgeschichtlichen Identitätskonstruktionen gerecht zu werden, sie zu reflektieren und sichtbar zu machen", was gemäss den Autorinnen Aufgabe der Biographieforschung ist (Lutz und Davies 2009: 245).

Einen besonderen Stellenwert nimmt die Analyse von Lebensgeschichten auch im Kontext von Krankheit ein. Gabriele Rosenthal merkt an, dass biographische Forschung „gezielt den ständig fortschreitenden Prozess des Werdens bestimmter Phänomene – wie Krankheit und Gesundheit – untersucht und dabei eine Einbettung dieser Phänomene in die Gesamtbiographie in ihrer Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft anstrebt" (Rosenthal 2002b: 14).

Dausien (2000a: 15-16) verweist darauf, dass Migration, Biographie und Geschlecht je spezifische Perspektiven auf komplexe soziale Verhältnisse sind. Der Zusammenhang von Migration und Biographie, aus der Perspektive Geschlecht betrachtet, bewirkt demnach zunächst eine Vervielfältigung der Komplexität, da jedes Thema in sich bereits sehr heterogene theoretische und empirische Felder verbindet. Mit der Erweiterung um die Dimension Krankheit wird die Komplexität zusätzlich erhöht. Die Verknüpfung der vier Perspektiven Migration-Biographie-Geschlecht-Krankheit ermöglicht aber, um mit Dausien (2000a: 16) zu sprechen, auch eine Fokussierung des Blickes auf spezifische Fragestellungen, die durch die Verschränkung dieser Sichtweisen aus der Komplexität hervortreten.

Insofern erweisen sich im empirischen Teil der vorliegenden Forschungsarbeit die Methoden der Biographieforschung am geeignetsten, um individuell bedeutsame Erlebnisse wie eine Depression im Kontext der je besonderen Migrationserfahrung und Lebensgeschichte lateinamerikanischer Migrantinnen zu untersuchen. Die subjektive Dimension der Krankheitserfahrung im gesellschaftlichen Kontext von Migrantinnen soll sich durch eine biographietheoretische Vorgehensweise erschliessen.

Im nachfolgenden Kapitel wird ausführlich begründet, warum sich die soziologische Biographieforschung für das Beantworten meiner Forschungsfragen anbietet. Insbesondere soll aufgezeigt werden, dass die biographische Forschung eine Rekonstruktion von Prozessen ermöglicht. Darüber hinaus erlaubt sie eine weitgehende Offenheit für das Strukturieren der eigenen Erzählung durch die Biographinnen, und so kann rekonstruktiv die Bedeutung von Krankheits- und Gesundungsprozessen sowie von Entwicklungsprozessen im Gesamtzusammenhang der Lebensgeschichte erschlossen werden. Zunächst werde ich das Konzept Biographie als soziales Konstrukt vorstellen und die Geschichte der Biographieforschung skizzieren. Im Anschluss setze ich mich mit biographietheoretischen Vorannahmen auseinander. Danach präsentie-

1 Vgl. Kapitel 3.1.

re ich das Verhältnis von Erlebnissen, Erinnerungen und Erzählungen. Abschliessend gehe ich auf das Konzept der Prozessstrukturen des Lebensablaufs von Fritz Schütze ein, das ein zentrales Schlüsselkonzept darstellt, um die wechselseitigen Bedingungen von biographischen und sozialen Prozessen im Kontext von Migration und Gesundheit herauszuarbeiten.

3.1 Biographie als soziales Konstrukt

Seit den 1920er Jahren ist die Biographieforschung ein fester Bestandteil der soziologischen Forschung (Dausien et al. 2009: 8). VertreterInnen der Biographieforschung beziehen sich auf die soziologischen Theorietraditionen der verstehenden Soziologie, der phänomenologischen Wissenssoziologie, des symbolischen Interaktionismus bzw. Pragmatismus sowie auf Klassiker der Chicago School (Dausien et al. 2009: 10). Ihnen gemeinsam ist u.a. der Anspruch einer nicht-dualistischen Theoriebildung. So wird zum einen das Konzept der Biographie als soziales Konstrukt und das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft als dialektisch verstanden. Zum anderen wird der Analyse empirischer Erfahrungen ein hoher Stellenwert für die soziologische Theorieentwicklung beigemessen (Dausien et al. 2009: 10). Mittels erzählter Lebensgeschichten kann das Wechselverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft analysiert werden (Rosenthal 2001: 268).

Der Gegenstandsbereich der Biographieforschung wird durch das Wort „Biographie" charakterisiert. Biographie ist ein Begriff, der sowohl in der Wissenschaft als auch in der Alltagssprache vorkommt. Er wird dabei häufig unreflektiert in seiner Bedeutung verwendet (Alheit und Dausien 2009: 297). Die Bezeichnung Biographie kommt aus dem Griechischen und setzt sich aus den Wörtern „bios" (Leben) und „graphein" (beschreiben) zusammen. Zumeist wird Biographie als „Lebensbeschreibung" bzw. als Darstellung oder Erzählung der Lebensgeschichte verstanden (Lutz et al. 2018: 3). Laut Dausien (2004: 314) macht der Begriff Biographie gleichzeitig auf eine „kulturelle Praxis des ‚Leben (Be-)Schreibens' und auf das beschriebene, gelebte Leben konkreter Individuen in spezifischen historisch-sozialen Kontexten" aufmerksam. Die Reflexion dieser mehrdeutigen Referenz, so Dausien (2004: 314), kennzeichnet den wissenschaftlichen Begriff.

Die soziologische Biographieforschung ermöglicht es, die Wechselbeziehung zwischen individuellem Erleben und kollektiven „Rahmenbedingungen" darzulegen (Rosenthal 2009: 61). Laut Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997a: 135) sind erzählte Lebensgeschichten[2] in der Soziologie Ausgangsmaterial zur Rekonstruktion bestimmter sozialer Milieus und des sozialen Handelns unter der Berücksichtigung der Eigendeutungen durch die Gesellschaftsmitglieder selbst. Erzählte Lebensgeschichten drücken die Verschränkung von Struktur und Handeln im zeitlichen Verlauf aus (Alheit und Dausien 2009: 307). Der Biographieforschung geht es also nicht um das

2 Gabriele Rosenthal verwendet für erzählte Lebensgeschichten den Begriff „biographische Selbstpräsentation", der als übergeordneter Begriff verstanden wird, weil Lebensgeschichten nicht nur durch Erzählungen, sondern auch durch Beschreibungen, Argumentationen oder mittels Selbstzeugnissen der Vergangenheit, wie etwa Fotographien oder Briefen, dargestellt werden können (Rosenthal 1995: 12-13).

blosse Nacherzählen der AkteurInnen-Perspektive. Vielmehr befasst sie sich mit den „Zusammenhängen zwischen gesellschaftlichen und individuellen Strukturbildungsprozessen beziehungsweise zwischen der Formation sozialer Lebenswelten und der Erfahrungsbildung von Individuen" (Mäder 2010b: 66). Das Konzept Biographie wird hierbei „nicht als individuell-psychologische Kategorie, sondern als soziales Konstrukt" verstanden (Dausien et al. 2009: 7). Es werden dabei nicht nur „Muster der individuellen Strukturierung und Verarbeitung von Erlebnissen in sozialen Kontexten" in die Analyse einbezogen, sondern es wird immer auch „auf gesellschaftliche Regeln, Diskurse und soziale Bedingungen verw[iesen], die ihrerseits u.a. mit Hilfe biographischer Einzelfallanalysen strukturell beschrieben und re-konstruiert werden können. Individuelles und Gesellschaftliches wird in der Biographieforschung gleichermassen in den Blick genommen" (Dausien et al. 2009: 7-8). Die Lebensgeschichte eines Menschen ist also immer sowohl ein individuelles wie auch ein soziales Produkt (Rosenthal 2009: 61).

Rosenthal sieht die Biographie als „soziales Gebilde, das sowohl soziale Wirklichkeit als auch Erfahrungs- und Erlebniswelten der Subjekte konstituiert und das in dem dialektischen Verhältnis von lebensgeschichtlichen Erlebnissen und Erfahrungen und gesellschaftlich angebotenen Mustern sich ständig neu affirmiert und transformiert" (Rosenthal 1995: 12). Bogner und Rosenthal halten zusammenfassend fest:

> „‚Biographie' wird also nicht als etwas rein Individuelles oder bloss ‚Subjektives', sondern als ein soziales Konstrukt verstanden, das auf kollektive Diskurse und gesellschaftliche Rahmenbedingungen verweist und sowohl in seiner Entwicklung als auch im deutenden Rückblick immer beides zugleich ist: ein individuelles und ein kollektives Produkt" (Bogner und Rosenthal 2017: 45).

Alheit und Dausien (2009: 297) gehen davon, dass Menschen eine Biographie nicht einfach „haben", sondern Biographie eine aktive Herstellungsleistung ist.[3] Damit ist gemeint, dass Biographie ein Produkt sozialer Konstruktionsprozesse ist (Dausien und Kelle 2009: 207). Biographie als soziale Konstruktion zu betrachten, ermöglicht, die „unangemessene und unbeantwortbare [...] Frage, wie ein Leben ‚wirklich' war", zu vermeiden (Dausien 1994: 145). In der biographischen Analyse der Lebensgeschichten geht es deshalb nicht um die „objektive ‚Wahrheit', sondern um die ‚Konstruktionsprinzipien' des Dargestellten, die Aufschluss über die subjektive Welt- und Selbstsicht, die Handlungsorientierung und die (‚objektiven') Handlungsbedingungen der Interviewpartnerinnen geben" (Dausien 1994: 145-146).

Um die Konstruktion von Biographien zu erklären, rekurriert Dausien auf Bourdieus Begriffe des „opus operatum" und des „modus operandi" (vgl. Bourdieu 1979). Zum einen wird Biographie als Konstruktion im Sinne eines „opus operatum", als ein vom konkreten Handeln abgehobenes und objektiviertes Produkt, das in Anlehnung an Berger und Luckmann (vgl. 1969), Institution geworden ist, verstanden (Dausien 2000b: 101). Nach Dausien geht es hier um geronnene soziale Konstruktionsprozesse, in Form von Gesetzesvorschriften, bildhaften und sprachlichen Symbolen, Personalakten, Lebensläufen u.a., mit denen sich Mitglieder der modernen westlichen Gesell-

3 Bettina Dausien macht darauf aufmerksam, dass „so wenig wir unser Geschlecht ‚von Natur aus haben', so wenig ‚haben' wir eine Biographie" (2000b: 100).

schaften auseinandersetzen müssen. Zum anderen verweist Dausien (2000b: 102) mit der Biographie als „modus operandi" auf den Prozess des Konstruierens. Die Sozialwissenschaftlerin geht davon aus, dass Individuen ihre Lebensgeschichten selber konstruieren und dadurch Erfahrungen reflexiv verarbeiten. Die biographische Erfahrungsaufschichtung der Akteure meint dabei:

> „keine passive Speicherung oder Ablagerung von Engrammen erlebter Situationen ‚im Individuum', sondern einen aktiven Prozess der Verarbeitung, in dem Vergangenes und Zukünftiges, Erfahrungen und Erwartungen, Retrospektion und Prospektion ineinandergreifen. Lebensgeschichten werden in einem bestimmten Rahmen und von einem je besonderen biographischen Standpunkt aus (Zeitpunkt und Perspektive) immer wieder neu ausgelegt und entworfen. In diesem Prozess, der auch als biographische Arbeit bezeichnet werden kann, stellen Subjekte beiläufig oder ausdrücklich Kontinuität und Kohärenz her, die in dem Grundgefühl zum Ausdruck kommen, durch alle Veränderungen hindurch – u.U. gerade in dramatischen Krisen und Umbrüchen – noch ‚dieselbe' oder ‚derselbe' zu sein (was in Grenzfällen auch misslingen kann). Damit ist keine starre Identität gemeint im Sinne eines klar umgrenzten Selbst […] ‚Man ist kein ‚Sojemand' ein für allemal, sondern man präsentiert sich als jemand, der sich ‚entwickelt hat' oder ‚verändert hat' (Fischer-Rosenthal 1995, zit.n. Dausien 2000b: 103). Lebensgeschichten werden erzählt, umgeschrieben und wieder neu erzählt" (Dausien 2000b: 102-103).

Es geht also darum, „wie die biographischen Erfahrungen gedeutet und im Laufe der Zeit reinterpretiert werden, […] ebenso wie die Art und Weise ihrer Präsentation sozial konstituiert" ist (Rosenthal 1995: 100).

Ist eine erzählte Lebensgeschichte also nur eine „Erfindung", wie es von Max Frisch (1968) formuliert wurde (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997b: 411)?[4] Martin Osterland (1983) und Pierre Bourdieu (1986) werfen genau dies der Biographieforschung vor. So bezeichnet etwa Osterland die Biographie als „retrospektive Illusion" (Osterland 1983) und Bourdieu spricht von „biographischer Illusion" (Bourdieu 1990a). Bourdieu stellt in seinem viel diskutierten Artikel „Die biographische Illusion" (1986) eine Biographie als „Konstruktion des perfekten sozialen Artefaktes" (Bourdieu 1990a: 80) dar, das die Illusion einer biographischen Einheit erzeuge.[5] Laut Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997b: 411) unterstellt Bourdieu – in völliger Unkenntnis soziologischer Biographieforschung – BiographieforscherInnen Komplizenschaft beim Versuch, biographische Ereignisse zu rekonstruieren. Bourdieu ignoriert mit seinem Vorwurf die Leistung der Biographieforschung, die die sozialen Prozesse der Konstruktionsbil-

4 So heisst es bei Max Frisch: „Jeder Mensch erfindet sich eine Geschichte, die er dann unter gewaltigen Opfern für sein Leben hält" (Frisch 1968: 9).

5 Pierre Bourdieu kritisiert die Auffassung der Biographie als Lebensgeschichte und erhebt den Vorwurf: „dass die autobiographische Erzählung sich immer, mindestens teilweise, von dem Ziel anregen lässt, Sinn zu machen, zu begründen, eine gleichzeitig retrospektive und prospektive Logik zu entwickeln, Konsistenz und Konstanz darzustellen, indem sie einsehbare Beziehungen wie die der Folgewirkung von einem verursachenden oder letzten Grund zwischen aufeinanderfolgenden Zuständen herstellt, die so zu Etappen einer notwendigen Entwicklung gemacht werden" (Bourdieu 1990a: 76).

dung rekonstruiert. Gegen die Kritiker der Biographieforschung wenden Fischer-Rosenthal und Rosenthal ein, dass

> „sowohl die ‚Ereignis-Sucher', wie auch die ‚Deutungsmuster-Sucher' verfehlen – wenn auch von entgegengesetzten Positionen – die Wechselwirkung von Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem. Es wird nicht gesehen, dass sich sowohl das Vergangene aus der Gegenwart und der antizipierten Zukunft konstituiert als auch die Gegenwart aus dem Vergangenen und dem Zukünftigen" (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997b: 411).

Dausien und Kelle entwickelten die These, dass die Sinnkonstruktion von Biographie im Sinne eines „doing biography"[6] erzeugt wird und so in ihrer Logik den je aktuell verhandelten Interaktionsproblemen verhaftet bleibt (Dausien et al. 2009: 17). Daher fordert die These des interaktiven „doing biography" dazu auf, „die Analyse biographischer Konstruktionsprozesse systematisch in ihrer *sozialen Dimension* auszubuchstabieren und dabei interaktive Kontexte ebenso einzubeziehen wie längerfristige Prozesse der sozialen ‚Ko-Konstruktion' und Vernetzung von Lebensgeschichten" (Dausien und Kelle 2009: 206, Hervorhebung im Original). Der Begriff „doing biography" kann zudem als Kritik an Vorstellungen verstanden werden, „die Biographie in erster Linie als Repräsentation einer individuellen Erfahrungsgeschichte oder gar einer ‚inneren Wahrheit' begreifen" (Dausien und Kelle 2009: 200).

Von zentraler Bedeutung für die Konstitution einer Lebensgeschichte ist der Begriff Erfahrung. Erika Hoerning (2000: 6) versteht die biographischen Erfahrungen und das darauf bauende biographische Wissen als Handlungsressourcen:

> „Lebenserfahrungen prägen eine Biographie ebenso wie soziale Herkunft, Schulbildung, Geschlecht, Hautfarbe und nationale Herkunft. Lebenserfahrungen werden im Laufe einer Lebensgeschichte erworben, sie lagern sich als biographisches Wissen ab. Biographisches Wissen ist Kapital, welches für die aktuellen und zukünftigen Konstruktionen der Biographie verwertet wird (Hoerning 1989). Biographische Erfahrungen und das daraus entstandene biographische Wissen sind nach dieser Vorstellung also nicht nur die Ablagerung des Erfahrenen, sondern die fortlaufende Überarbeitung des Erfahrenen […]" (Hoerning 2000: 4).

---

6 Bettina Dausien fasst Biographie analog zu Geschlecht als soziales Konstrukt auf. Dabei nimmt sie eine begriffliche Parallelisierung von „doing gender" und „doing biography" vor, um auf methodische und theoretische Verknüpfungsmöglichkeiten zu verweisen (Dausien 2000: 105). In der Geschlechterforschung zielt das Konzept des „doing gender" darauf ab, „Geschlecht bzw. Geschlechtszugehörigkeit nicht als Eigenschaft oder Merkmal von Individuen zu betrachten, sondern jene sozialen Prozesse in den Blick zu nehmen, in denen ‚Geschlecht' als sozial folgenreiche Unterscheidung hervorgebracht und reproduziert wird" (Gildemeister 2008: 167). Nach Dausien geht es bei der Analyse von „doing gender" um die „*intersubjektive* Vernetzung, Koordination und *Synchronisation* von Handlungsmustern", während die Funktion des „doing biography" in der „*diachronen* Organisation von zeitlich weitgespannten Handlungs- und Erfahrungsverläufen" besteht (Dausien 2000: 107, Hervorhebung im Original).

Peter Alheit führte den Begriff „Biographizität“[7] (1990) im Kontext von „Lernpotential“ ein. Wie Alheit und Dausien (2000: 277) anmerken, verfügen Lebensgeschichten über ein Potential, das sie Biographizität nennen. Alheit versteht unter dem Konzept der Biographizität als Schlüsselqualifikation „die Fähigkeit, moderne Wissensbestände an biographische Sinnressourcen anzuschliessen und sich mit diesem Wissen neu zu assoziieren“ (Alheit 1995: 292). Er präzisiert im Rahmen bildungstheoretischer Überlegungen Biographizität als relevante biographische Ressource im gesellschaftlichen Prozess und betont, dass das „biographische Hintergrundwissen, […] uns prinzipiell in die Lage versetzt, den sozialen Raum, in dem wir uns bewegen, auszufüllen und auszuschöpfen“ (Alheit 1995: 298). Alheit geht davon aus, dass Menschen ihr Leben in den Kontexten, in denen sie es verbringen (müssen), immer wieder neu auslegen können und diese Kontexte als ihrerseits „bildbar und gestaltbar“ erfahren (Alheit 1995: 300). Alheit und Dausien verweisen mittels des Konzeptes der Biographizität auf „die prinzipielle Fähigkeit, Anstösse von aussen auf eigensinnige Weise zur Selbstentfaltung zu nutzen, also (in einem ganz und gar ‚unpädagogischen‘ Sinn) zu *lernen*“ (Alheit und Dausien 2000: 277, Hervorhebung im Original). „Biographische Konstruktionen vermitteln uns Sozialität in einer dem Individuum zuhandenen Gestaltbarkeit“ (Alheit und Dausien 2000: 277). In dem, was Alheit und Dausien die „Biographizität des Sozialen“ nennen, kommen sie einem systemtheoretischen Verständnis von „Selbstrefentialität“ näher: „Das bedeutet, dass wir Soziales tatsächlich nur selbstreferentiell ‚haben‘ können – dadurch dass wir uns auf uns selbst und unsere Lebensgeschichte beziehen“ (Alheit und Dausien 2000: 277). Dausien und Alheit halten in diesem Zusammenhang fest:

> „Die Fähigkeit, Denken und Handeln, die ‚Konstruktion‘ von Wirklichkeit aus dem aufgeschichteten und sich verändernden biographischen Wissen zu generieren, bezeichnen wir als Biographizität, als eine historisch und kulturell gewachsene Fähigkeit moderner Individuen, ihre höchst individuellen Erfahrungsschemata mit neuen sozialen Erfahrungen zu verknüpfen. Der Prozess der Aufschichtung und Umgestaltung biographischen Wissens in der Zeitachse eines individuellen Lebens kann als lebensgeschichtliches Lernen beschrieben werden“ (Dausien und Alheit 2005: 29).

3.2 Zur Geschichte der Biographieforschung

Unter biographischer Forschung werden alle Forschungsansätze und -wege in den Sozialwissenschaften verstanden, die als Datengrundlage Lebensgeschichten haben, d.h. Darstellungen der Lebensführung und der Lebenserfahrung aus der Perspektive der jeweiligen Subjekte (Fuchs-Heinritz 2009: 9). Als Beginn der soziologischen Biographieforschung gilt die Migrationsstudie „The Polish Peasant in Europe and America“ von William Isaac Thomas und Florian Znaniecki (1918-1920/1958) an der Universität von Chicago, die ab 1918 bis 1920 in fünf Bänden erschien (Fuchs-Heinritz

7 Martin Kohli (1988) führte den Begriff der Biographizität in die Sozialwissenschaften ein, der anschliessend von Peter Alheit und Bettina Dausien massgeblich ausformuliert wurde (vgl. Alheit 1990; 1995; Alheit und Dausien 2000). Kohli versteht Biographizität als „Code von personaler Entwicklung und Emergenz“ (Kohli 1988: 37).

2009: 88; Rosenthal 2011: 175). In der berühmten Studie, die den Migrationsprozess polnischer Landarbeiter in die amerikanische Grossstadt Chicago Anfang des 20. Jahrhunderts dokumentiert, wurde Biographieforschung als eine innovative sozialwissenschaftliche Methode entwickelt (Apitzsch 2006: 500; Dausien 2000a: 14). Neben Dokumentenanalysen zum Migrationsprozess spielt die aufgeschriebene Biographie eines polnischen Migranten, die Thomas und Znaniecki selber in Auftrag gegeben haben, eine zentrale Rolle für die Entwicklung von Theorie und Methoden soziologischer Forschung. Mit dieser Studie steht das Thema Migration am Beginn soziologischer Biographieforschung (Dausien 2000a: 14-15). Die Biographieforschung entwickelte sich seit den Anfängen ihrer wissenschaftlichen Etablierung in den 1920er Jahren im internationalen Austausch, was auch auf die damalige politische Situation in Europa zurückzuführen ist. Die Autorinnen Dausien et al. (2009: 8) verweisen darauf, dass wichtige Bezugstheoretiker wie William I. Thomas, Florian Znaniecki oder Alfred Schütz ihrem Studium in mehreren akademischen und nationalen Kontexten nachgegangen waren und, gezwungen oder freiwillig, mehrfach ihren Lebensort gewechselt hatten. In ihrem jeweiligen wissenschaftlichen Umfeld trugen sie zur Entwicklung der Theorie bei, so wie sie auch von der jeweiligen Umgebung beeinflusst wurden. Die Chicago School gilt laut Dausien et al. (2009: 8) bis heute als ein frühes Beispiel multinationaler Zusammenarbeit. Inspiriert durch Thomas' und Znanieckis Studie blühte in den 1920er Jahren am soziologischen Departement der Universität Chicago dank der Initiative von Ernest W. Burgess und Robert E. Park die biographische Methode auf (Rosenthal 2011: 175). Erst als in der Soziologie ab den 1970er Jahren eine Rückbesinnung auf die Arbeiten der Chicago School einsetzte, wurde die interpretative Biographieforschung sowohl in der deutschsprachigen als auch in der internationalen Soziologie wiederentdeckt (Rosenthal 2011: 175).[8] So ist bereits von einem „biographical turn" innerhalb der Sozialwissenschaften die Rede (vgl. Chamberlayne et al. 2000). Die Wiederentdeckung der Biographieforschung in den Sozial- und Erziehungswissenschaften der 1970er Jahre hängt laut Alheit und Dausien (2009: 296) mit kritischen Gegenbewegungen zu den herrschenden Positionen in Wissenschaft und Gesellschaft zusammen. Darüber hinaus gewann die soziologische Biographieforschung zunehmend an Bedeutung, weil sie danach fragt, „wie Individuen angesichts eines forcierten und immer schwerer überschaubaren sozialen Wandels historische und institutionelle Umbrüche verarbeiten und wie sie historische Prozesse aktiv mitgestalten" (Dausien et al. 2009: 7). Biographien erlebten nicht nur als wertvolles Forschungsmaterial eine Renaissance, sondern es wurden, insbesondere in den Sozial- und Erziehungswissenschaften, unterschiedliche Herangehensweisen entwickelt, um Biographien als Erzählungen über das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft sowohl theoretisch als auch methodisch fassen zu können (Dausien et al. 2009: 8). Von grosser Bedeutung war der Beitrag des Soziologen Fritz Schütze, der in den 1970er Jahren das narrative Interview als Datenerhebungsmethode entwickelte. Das biographisch-narrative Interview gilt als das zentrale Instrument der Biographieforschung (vgl. Kapitel 4.10). Seitdem dienen erzählte Lebensgeschichten in der Soziologie als „Ausgangsmaterial zur Rekonstruktion bestimmter sozialer Milieus und sozialen Handelns in seiner Entstehungsgeschichte und unter Berücksichtigung der

8 Der erste Sammelband zur Biographieforschung wurde 1978 von Martin Kohli herausgegeben (Rosenthal 2011: 175).

Eigendeutungen durch die Gesellschaftsmitglieder selbst“ (Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997b: 409). Alheit und Dausien (2009) halten fest, dass es seit Mitte der 1980er Jahre nicht mehr darum geht, wie Biographien in unterschiedlichen Gruppen und Kontexten verlaufen, sondern darum, wie Menschen in unterschiedlichen kulturellen Kontexten und sozialen Situationen eine Biographie herstellen und welche Bedingungen, Regeln und Konstruktionsmuster dabei von Bedeutung sein können (Alheit und Dausien 2009: 298). Im Feld soziologischer Biographieforschung wurde Biographie als theoretisches und gesellschaftliches Konstrukt breit diskutiert (Dausien1995: 135). Alheit und Dausien schreiben hierzu:

> „Biographie wird als soziale Konstruktion, als individuelle und kollektive ‚Leistung‘, als ‚biographische Arbeit‘ begriffen, die auf bestimmte gesellschaftliche Problemlagen antwortet, sich bestimmter kultureller Muster bedient und für bestimmte Akteurinnen bzw. Gruppen von Akteuren je unterschiedliche Bedeutung haben kann“ (Alheit und Dausien 2009: 298-299).

Die Autoren beschreiben Biographie in ihrem doppelten Charakter: „Biographien als sozial *konstruierte* Konstruktionen, die durch ihre Positionierung im sozialen Raum geprägt werden, und Biographien als *konstruierende* Prinzipien, als Modi der Konstruktion von sozialer Wirklichkeit“ (Alheit und Dausien 2009: 309, Hervorhebung im Original). Dabei stand die Erkenntnis im Vordergrund, dass Biographie – als gesellschaftliches Regulationsinstrument und als Konstruktionsmuster subjektiver Selbstdarstellung und Selbstvergewisserung – an die Herausbildung der modernen Gesellschaft verknüpft ist und sich in diesem Prozess verändert (Dausien 1994: 135). Lutz et al. (2018: 3) verweisen darauf, die Biographieforschung distanziere sich seit jeher von der Unterstellung, dass es sich bei der biographischen Erzählung um eine rein individuelle Sicht und Erfahrung handle und die Analyse von einzelnen Lebensgeschichten nicht zu generalisierbaren Aussagen führen könne. Dagegen setzen Alheit und Dausien die Einsicht, dass Biographien sehr eng mit gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen verbunden sind, auf die in Erzählungen Bezug genommen wird und die in der Analyse rekonstruiert werden können (Alheit und Dausien 2009: 307).

Die Biographieforschung, die mit niedergeschriebenen oder in Interviews erzählten Lebensgeschichten arbeitet, hat sich nicht nur in der Soziologie, sondern auch in weiteren wissenschaftlichen Disziplinen, wie etwa der Psychologie und den Erziehungswissenschaften, etabliert. Ansätze der Biographieforschung werden auch in anderen Disziplinen genutzt wie beispielweise in der Geschichtswissenschaft, besonders der Oral History, in der Ethnologie, in der Volkskunde, in Medizin und Gesundheitswissenschaften, in der Literaturwissenschaft, in der Religionswissenschaft, in der Sozialen Arbeit, der Geschlechter- und Migrationsforschung und in etlichen anderen wissenschaftlichen Feldern (Dausien et al. 2009: 7; Fuchs-Heinritz 2009: 11). Das Ausgangsmaterial der biographischen Methode sind zum einen persönliche Dokumente (z.B. Briefe, Aufsätze, Tagebücher, Autobiographien) der BiographInnen, zum anderen handelt es sich um biographische Daten, die durch Forschungsinstrumente (z.B. narrative Interviews, Gruppendiskussionen, teilnehmende Beobachtung) erst produziert werden (Krüger und Marotzki 2006: 8).

3.3 Biographietheoretische Vorannahmen

Grundlagentheoretische Überlegungen bilden den Ausgangspunkt der soziologischen Biographieforschung, die auf Annahmen der interpretativen Sozialforschung beruhen. Es wird davon ausgegangen, „dass bei sozialwissenschaftlichen oder historischen Fragestellungen, die sich auf soziale Phänomene beziehen, die an die Erfahrung von Menschen gebunden sind und für diese eine biographische Bedeutung haben, die Bedeutung dieser Phänomene im Gesamtzusammenhang ihrer Lebensgeschichte“ zu interpretieren ist (Rosenthal 2011: 177). Diese grundlagentheoretischen Annahmen sind laut Rosenthal im Einzelnen:

1. „Um soziale oder psychische Phänomene verstehen und erklären[9] zu können, müssen wir ihre *Genese* – den Prozess ihrer Entstehung, Aufrechterhaltung und Veränderung – rekonstruieren.
2. Um das Handeln von Menschen verstehen und erklären zu können, ist es notwendig, sowohl die Perspektive der Handelnden als auch die *Handlungsabläufe* selbst kennenzulernen. Wir wollen erfahren, was sie konkret erlebt haben, welche Bedeutung sie ihren Handlungen damals gaben und heute zuweisen und in welchen biographisch konstituierten Sinnzusammenhang sie ihre Erlebnisse stellen.
3. Um die Aussagen eines Interviewten/Biographen über bestimmte Themenbereiche und Erlebnisse in seiner Vergangenheit verstehen und erklären zu können, ist es notwendig, sie eingebettet in den *Gesamtzusammenhang seines gegenwärtigen Lebens* und in seine daraus resultierende Gegenwarts- und Zukunftsperspektive zu interpretieren“ (Rosenthal 2011: 178, Hervorhebung im Original).

Rosenthal schlussfolgert, dass Einblicke in die gesamte Lebensgeschichte der interviewten Person notwendig sind, um ein gegenwärtiges oder vergangenes Phänomen wie etwa das Leiden an einer Krankheit oder den Alltag von MigrantInnen verstehen und erklären zu können. Es wird danach gefragt, welche Erfahrungen den interessierenden Phänomenen in welcher Reihenfolge vorausgingen und welche diesen folgten. Dabei geht es darum, das Krankheitserleben im Prozess des Werdens zu rekonstruieren. Wird die Genese eines Phänomens rekonstruiert, dann steht nicht nur die Interpretation des gegenwärtigen Erlebens einer Krankheit bis in die Gegenwart des Erzählens im Vordergrund, sondern auch beispielsweise die Frage nach dem Erleben einer Diagnose oder der Migration in der Vergangenheit. Die Erzählungen über die Diagnose oder die Migration entstehen ebenso wie der Erinnerungsprozess aus der Gegenwart des Sprechens in einer konkreten Interaktionssituation. Diese Gegenwart wiederum wurde hervorgebracht sowohl durch die Vergangenheit während der Diagnosestellung oder Migration als auch durch die biographischen Prozesse und Erfahrungen in der Zeit davor und danach. Darüber hinaus lassen sich anhand biographischer Fallrekonstruktionen zentrale Wendepunkte aufzeigen, sogenannte Inter-

9 Verstehen und Erklären werden hier im Sinne Max Webers gedeutet. Dabei geht es darum, „zunächst den subjektiv gemeinten Sinn des Handelnden [...] zu verstehen und dadurch sein Handeln und die Folgen seines Handelns in der Interdependenz mit dem Handeln Anderer zu erklären“ (Rosenthal 2011: 178).

pretationspunkte, die zur Reinterpretation der Vergangenheit und Gegenwart, aber auch der Zukunft führten (Rosenthal 2011: 178).

Für die vorliegende Arbeit sind Rosenthals grundlagentheoretische Annahmen leitend, um Krankheits- und Migrationserfahrungen in ihrer lebensgeschichtlichen Genese und ihren Konstruktionen aus der Gegenwart der erzählenden, lateinamerikanischen Frauen heraus analysieren zu können. Daher nahm ich in Anlehnung an Rosenthal (2011: 179) zunächst bei der Erhebung und bei der Auswertung erzählter Lebensgeschichten keine Einschränkungen auf Teilaspekte oder einzelne Phasen der Biographie vor. Die Analyse einzelner Lebensbereiche oder einzelner Lebensphasen – wie das Krankheitserleben und der Prozess der Migration – erfolgte erst dann, wenn die Struktur bzw. Gestalt der gesamten Lebensgeschichte und der gesamten Lebenserzählung erfasst worden war.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Genese rekonstruiert werden muss, um gesellschaftliche und psychische Phänomene verstehen zu können. Um Handeln verstehen zu können, müssen die Perspektiven der Handelnden und die Handlungsabläufe analysiert werden. Um Aussagen über Vergangenes oder verschiedene Themenbereiche aus der Vergangenheit verstehen zu können, müssen sie im Gesamtzusammenhang des gegenwärtigen Lebens und einer damit verknüpften Gegenwarts- und Zukunftsperspektive interpretiert werden (Rosenthal 2011: 178).

3.4 Erleben – Erinnern – Erzählen

Gabriele Rosenthal orientiert sich in ihren grundlagentheoretischen Annahmen an den Prämissen der Phänomenologie von Edmund Husserl und Alfred Schütz sowie an der phänomenologischen Interpretation der Gestalttheorie von Aron Gurwitsch (vgl. Rosenthal 1995, 2011). Mithilfe gestalttheoretischer Überlegungen entwickelte Rosenthal die Konstitution von Biographien weiter (Breckner 2009: 134). Rosenthal geht von einer jeweils wechselseitigen Konstitution von Ereignissen und Erlebnissen, von Erlebnissen und Erinnerungen sowie von Erinnerungen und Erzählungen aus (Rosenthal 1995: 21). Dausien und Kelle (2009: 207) verweisen darauf, dass Erfahrung und Erzählung biographietheoretische Schlüsselkonzepte sind. In den Erfahrungen und biographischen Erzählungen wird ein Zusammenhang von Handeln/Interaktion („doing biography"), Erleben und Reflektieren hergestellt, der nur über Einbeziehung der Binnenperspektive der Handelnden und ihrer narrativen Präsentation bzw. Kommunikation zugänglich wird. Wie bereits oben erwähnt geht es bei Lebensgeschichten nicht um die objektive Wahrheit, sondern um die sozial konstruierte Darstellung derselben. Dausien hält hierzu fest: „Eine Lebensgeschichte, die von einem konkreten Subjekt in einer konkreten biographischen und sozialen Situation ‚konstruiert' wird, ist keineswegs ‚frei erfunden', sondern bezieht sich auf ein gelebtes und erlebtes Leben und hat für das Subjekt eine Gültigkeit, die in hohem Masse handlungsorientierend ist (vgl. Schütze 1984)" (Dausien 1994: 145). Rosenthal merkt an, dass keine „objektive Welt" existiert, die unabhängig von den Erfahrungen und Deutungen der Subjekte besteht (Rosenthal 1995: 16). Vielmehr ist die Konzeption der Biographie – wie bereits erwähnt – als soziales Gebilde zu verstehen. In einer biographischen Selbstpräsentation lässt sich sowohl ein Zugang zum lebensgeschichtlichen Prozess der Internalisierung der sozialen Welt im Laufe der Sozialisation finden als auch zu biographischen Erfah-

rungen und Erfahrungsmustern, die in einem Wissensvorrat eingeordnet zur Orientierung innerhalb der Sozialwelt dienen (Rosenthal 1995: 12-13). Diese Konstitutionsprozesse hinterlassen Spuren und können auf der Basis von Texten zurückverfolgt werden (Breckner 2009: 134-135).

Die Voraussetzung für autobiographisches Erzählen ist, dass BiographInnen sich an vergangene Ereignisse oder Erfahrungen erinnern und das Erinnern in Worte kleiden können, die den Geschehensablauf nachbilden (Lucius-Hoene und Deppermann 2004: 29). Erinnern basiert nach Husserl (1976) auf einem Vorgang der Reproduktion und ist kein Abrufen ehemals gespeicherter Vorgänge und Erlebnisse (Rosenthal 1995: 70). Da wir über eine Fülle von selbstbezogenen Erinnerungen verfügen, die wesentlich für unser Selbst-, Identitäts-, und Kontinuitätsgefühl sind, aber auch wichtige Funktionen für unsere Emotionen, Ziele und Motive haben, findet bei jedem Erinnerungsprozess eine Selektion statt (Lucius-Hoene und Deppermann 2004: 30). Auf der Grundlage empirischer Forschung zum autobiographischen Gedächtnis wird angenommen, dass „Erinnerung [...] sich als selektiver, konstruktiver und aktiver Prozess des Zugriffs auf Information zu einem Geschehen [vollzieht], die bereits selektiv kodiert, partiell vergessen und vielfältig transformiert wurde" (Lucius-Hoene und Deppermann 2004: 30). Gedächtnisleistungen sind Prozessen wie kognitiven Verzerrungen und Elaborationen zur Einordnung in bekannte Schemata, emotionalen Bedürfnissen und Zwängen, motivationalen Faktoren und Zielen ausgesetzt, die im Verlauf des Lebens wie auch im Moment des Erzählens relevant sind (ebd.: 30). Gemäss Lucius-Hoene und Deppermann verdeutlichen kognitive wie psychoanalytische Gedächtnistheorien:

> „wie z.B. peinliche, ängstigende und kränkende oder unverständliche und nicht einzuordnende Erfahrungen verdrängt oder vergessen, transformiert oder uminterpretiert werden können und uns unsere entsprechenden Erinnerungen dennoch als sicheres Wissen um wahrhaft Erlebtes erscheinen können" (ebd.: 30).

Lucius-Hoenes und Deppermanns Ausführungen zeigen deutlich die konstruktive Leistung im Prozess des Erinnerns von vergangenen Erlebnissen auf.

Gabriele Rosenthal fasst die wechselseitige Beziehung von Erlebnissen, Erinnerungen und Erzählungen innerhalb der Konstitution von Lebensgeschichten auf drei Ebenen zusammen (Rosenthal 1995: 21):

Auf der Ebene von Ereignissen und Erlebnissen wird davon ausgegangen, dass:

1. „Die Ereignisse nicht wahrnehmbar sind, wie sie sind, sondern nur im Wie ihrer Darbietung.
2. Nicht nur der Wahrnehmungsakt die Organisation des sich Darbietenden produziert, sondern auch das sich der Wahrnehmung Darbietende gibt eine Strukturiertheit vor.
3. Das sich Ereignende und das Erleben konstituieren sich wechselseitig.

Auf der Ebene von Erinnerung und Erzählung:

4. Die Erlebnisse können sich dem Biographen in der Gegenwart der Erzählung nicht darbieten, wie sie erlebt wurden, sondern nur im Wie ihrer Darbietung, d.h. nur

im Wechselverhältnis zwischen dem sich in der Gegenwart der Erzählung Darbietenden und dem Intendierten.

5. Nicht nur die Erzählung produziert das Geordnetsein der Geschichte, sondern auch das aus dem Gedächtnis vorstellig werdende Erinnerungsnoema gibt bereits eine Strukturiertheit vor.

Auf der Ebene von erlebter und erzählter Lebensgeschichte:

6. Nicht nur die Präsentation der Lebensgeschichte produziert das Geordnetsein, sondern auch die erlebte Lebensgeschichte gibt eine Strukturiertheit vor.
7. Der Zusammenhang der Sequenzen – ob nun Erzählungen, Argumentationen oder Beschreibungen – einer biographischen Selbstpräsentation ist ein gestalthafter."

Rosenthals Konzepte des erlebten und erzählten Lebens beruhen auf dem phänomenologischen Verhältnis zwischen Noema (Darbietung des Lebens) und Noesis (Zuwendung zum Leben) (Rosenthal 1995: 20, 2011: 180). Rosenthal hält hierzu fest:

> „Die erlebte Lebensgeschichte kann weder als ein sich konstant darbietendes Objekt verstanden werden, das je nach Perspektive und Stimmung von Autobiographen unterschiedlich erinnert und präsentiert wird, noch als ein durch die Zuwendung beliebig konstruierbares Objekt. Ich vertrete vielmehr die Annahme: Die erzählte Lebensgeschichte konstituiert sich wechselseitig aus dem sich dem Bewusstsein in der Erlebenssituation Darbietenden (Wahrnehmungsnoema) und dem Akt der Wahrnehmung (Noesis), aus den aus dem Gedächtnis vorstellig werdenden und gestalthaft sedimentierten Erlebnissen (Erinnerungsnoemata) und dem Akt der Zuwendung in Gegenwart des Erzählens. Erlebte und erzählte Lebensgeschichte stehen in einem sich wechselseitig konstituierendes Verhältnis" (Rosenthal 1995: 20).

Erzählungen sind demnach über die Vergangenheit an die Gegenwart des Erzählens gebunden. Der Rückblick auf Vergangenes wird von der aktuellen Lebenssituation bestimmt bzw. lässt eine jeweils spezifische Vergangenheit entstehen (Rosenthal 2011: 179). Die Gegenwartsperspektive beeinflusst dabei „die Auswahl der Erinnerungen, die temporalen und thematischen Verknüpfungen von Erinnerungen und die Art der Darbietung der erinnerten Erlebnisse" (Rosenthal 2011: 180). In Anlehnung an Gurwitsch (1974) spricht Rosenthal in diesem Zusammenhang vom „thematischen Feld"[10], dem man sich in der Gegenwart zuwendet (Rosenthal 2011: 180; 1995: 50). Damit wird „zumindest eine partielle Annäherung an die Gestaltungsprozesse in der Vergangenheit und den aus ihnen erwachsenen Perspektiven in der Strukturierung von Erlebnissen und Erfahrungen" ermöglicht (Breckner 2009: 136).

Eine wesentliche Annahme innerhalb der Biographieforschung besteht nun darin, dass Biographien sich „in Form narrativer Darstellungen relevanter Erlebnis- und Erfahrungszusammenhänge mit Bezug auf das eigene Leben entfalten" (Breckner 2009: 127). Erzählung wird dabei „als die zentrale Form der Erfahrungsorganisation gesehen. Erzählungen organisieren, verarbeiten und konstituieren Temporalität. [...]

10 Vgl. Kapitel 4.11.3.

Narrationen werden der Prozesshaftigkeit jeglicher Erfahrung nicht nur gerecht, sondern sie gestalten diese im Wesentlichen" (Breckner 2009: 128). Infolgedessen ist die narrative Struktur von Biographien, so argumentiert die Soziologin Roswitha Beckner weiter, nicht nur methodologisch, sondern auch theoretisch die zentrale Basis. In biographischen Erzählungen, so kann festgehalten werden, wird das gelebte Leben zu einer spezifischen Gestalt geformt (ebd.: 128). Wie weiter oben deutlich wurde, ist für die Konstitution einer Biographie der Begriff der Erfahrung wichtig. Das Aufschichten von Erfahrungen ist keine blosse Addition, sondern wird ständig neu interpretiert und überprüft. Die Vergangenheit ist „geschmeidig, biegsam und dauernd im Fluss für unser Bewusstsein, je nachdem wie die Erinnerung sie umdeutet und neu auslegt, was sich ereignet hat" (Berger 1977, zit.n. Hoerning 2000: 6). Hoerning merkt an, dass Erfahrungen den Verlauf der Lebensgeschichte steuern, aber gleichzeitig sind sie auch Handlungsressourcen, um neue Handlungssituationen zu strukturieren und zu bewältigen (ebd.: 6). Durch die Irritationen ihres Lebensplans entwickeln Menschen eine „dialektische Beziehung zwischen Bruch und Kontinuität (Bude 1992, zit.n. Hoerning 2000:6), die einerseits das Gelebte bewahrt, andererseits jedoch eben dieses Gelebte so transformiert oder verwandelt, dass es in die ‚neue' Zeit hineinpasst" (ebd.: 6). Und selbst für „radikale persönliche Um- und Neuorientierungen oder historisch-politische Ereignisse von grosser Tragweite" gibt es „latente, aber auch offene, kollektive und individuelle Vorstellungen darüber, wie Eingriffe in die Biographie bewältigt werden" (ebd.: 6). Unter Bewältigung versteht Hoerning (2000: 6), die Fakten des Lebens neu zu ordnen und zu verorten, die Biographie neu zu verankern. Solche Neuordnungen stellen nicht nur formale Prozeduren des Neu- oder Umbenennens dar, sondern dahinter befinden sich Abschiede von Vertrautem und das Bewältigen des Abschieds. Hier wird der Habitusbegriff aufgegriffen, der diese Veränderungen durch seine soziale Strukturiertheit zu fassen versucht: „Erfahrungen als biographische Ressourcen objektivieren die Lebensgeschichte als Geschichte, und sie zeigen den individuellen Habitus als Produkt der sozialen Strukturen" (Hoerning (2000: 6).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Biographien

> „als sinngebende Ordnungen von kontingenten Erlebnissen und Erfahrungen in der zeitlichen Dimension der Lebensgeschichte verstanden werden, die die Person sowohl auf gesellschaftliche Erfordernisse hin als auch in der Verarbeitung von individuell Erlebtem und Erfahrenem strukturiert. In den hierdurch entstehenden Erfahrungszusammenhängen wird Kontinuität und Konsistenz hergestellt, indem Diskontinuitätserlebnisse und Widersprüche in einem präsentierbaren und kommunizierbaren Zusammenhang gebracht werden. Es sind also Kommunikationsprozesse, die Biographien in verschiedenen Kontexten zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichen Formen in mehr oder weniger offen strukturierten Interaktionssituationen immer wieder von neuem hervorbringen. Somit können durch Reinterpretationen und Prozesse des ‚Umschreibens' (Fischer-Rosenthal 1995) schon ‚gemachter' biographischer Erfahrungen und Handlungsorientierungen neue Orientierungen und Bedeutungszusammenhänge entstehen" (Beckner 2009: 123-124).

Die zentrale Frage, die sich im Anschluss an diese Überlegungen stellt, ist jene nach dem Verhältnis von Erlebnis, Erinnerung und Erzählung. Rosenthal zeigt eine Dialektik zwischen Erlebnis – Erinnerung – Erzählung auf:

> „Die dialektische Beziehung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen bedeutet also unter anderem: Die in der Vergangenheit liegenden Erlebnisse können sich dem Biographen in der Gegenwart des Erinnerns und Erzählens nicht darbieten, wie sie erlebt wurden, sondern nur im Wie ihrer Darbietung, d.h. nur im Wechselverhältnis zwischen dem sich in der Gegenwart der Erzählung Darbietenden und dem Gemeinten. Doch nicht nur die Erzählsituation konstituiert die im Erzähl- und Erinnerungsprozess vorstellig werdende Erfahrung, sondern auch das aus dem Gedächtnis vorstellig werdende Erinnerungsnoema gibt bereits eine Strukturiertheit vor. Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen verweisen also sowohl auf das heutige Leben mit dieser Vergangenheit als auch auf das damalige Erleben. Ebenso wie sich das Vergangene aus der Gegenwart und der antizipierten Zukunft konstituiert, entsteht die Gegenwart aus dem Vergangenen und dem anvisierten Zukünftigen. Und so geben biographische Erzählungen sowohl Auskunft über die Gegenwart der/des Erzählenden als auch über deren/dessen Vergangenheit und deren/dessen Zukunftsperspektive“ (Rosenthal 2011: 181).

Inwiefern sich die biographische Vergangenheit in der Gegenwart der Erzählung manifestiert, hat vor allem Fritz Schütze (1981; 1984) sorgfältig herausgearbeitet. Schütze konnte in seinen Analysen einen Zusammenhang zwischen Erzählstrukturen und Erlebensstrukturen, zwischen Strukturen der Erfahrungsaufschichtung[11] und des Erzählaufbaus zeigen, was keineswegs eine Homologie von Erzähltem und Erlebtem impliziert (Rosenthal 1995: 17). Rosenthal betont in diesem Kontext, auch wenn Erzählungen diejenige Textsorte ist, die dem Erlebten am Nächsten kommt, so dürfe dies nicht mit einer Homologie zwischen dem Erzählten und Erlebten verwechselt werden (Rosenthal 2010: 197). Schütze hält hierzu fest:

> „Der lebensgeschichtliche Erfahrungsstrom wird in erster Linie ‚analog' durch Homologien des aktuellen Erzählstroms mit dem Strom der ehemaligen Erfahrungen im Lebensablauf wiedergegeben und erst sekundär ‚digital' durch unterstützende Resymbolisierungen des Erfahrungsablaufs vermittels abstrakter Kategorien und Prädikate dargestellt, die allgemeine Phasierungsmerkmale zuschreiben“ (Schütze 1984: 78-79).

Das hier angesprochene Verhältnis von Text und Wirklichkeit ist jedoch höchst umstritten. Die Homologieannahme, also die Annahme einer Korrespondenz zwischen Erzählstrukturen und Erlebensstrukturen, löste zunächst kontroverse Diskussionen aus (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997b: 411). Diese Annahme wurde unter dem Begriff „Homologiethese“ insbesondere von Bude (1985), Nassehi (1994) sowie Nassehi und Saake (2002) kritisiert, aber auch von verschiedenen Seiten verteidigt. Heinz Bude kritisiert etwa, dass die Annahme „abbildgetreue[r] Rekapitulation der vergangenen Erfahrungen“ (Bude 1985: 332), als die Schütze die autobiographische Stegreiferzählung beschreibt, als erkenntnistheoretisch naiv anzusehen sei. Auch Kokemohr und Koller wenden sich gegen die Homologiethese von Schütze. Sie merken an, dass die Annahme einer Homologie von erzähltem und erlebtem Leben die Tatsache unterschätzt, „dass auch Erzählungen kein unmittelbares Abbild der vergangenen Erfahrungen liefern, sondern vielmehr die (Re-)Konstruktion einer Lebensgeschichte aus der jeweils aktuellen Perspektive des Erzählers darstellen“ (Kokemohr und Koller 1995:

11 Vgl. Kapitel 4.10.

93). Schütze geht allerdings keineswegs, wie von Bude unterstellt, von einer Homologie von Erfahrung und Erzählung aus, sondern führt die Struktur der biographischen Erzählung „auf die Struktur der wiedererinnerten lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung" zurück (Rosenthal 1995: 132). Auch Bettina Dausien vertritt die Ansicht, dass es sich bei der Homologiethese des Ansatzes von Schütze um einen Scheinkonflikt handele. Sie verweist darauf, die von Schütze dargelegte Homologie beziehe sich nicht auf ein Verständnis der abbildgetreuen Darstellung dessen, „was" ich erlebt habe, sondern vielmehr auf die Gemeinsamkeit der „Konstruktionsregeln", mit denen sich sowohl das Erleben als auch das Erzählen des erinnerten Erlebens vollziehen. Infolgedessen ist die Idee der Konstruktivität auch in der Schütze'schen Konzeption der Homologiethese angelegt (Dausien 1996: 112-113). Fischer-Rosenthal und Rosenthal betonen, auch wenn Budes Kritik an der Homologiethese über das Ziel hinausschoss, sie aber doch darauf aufmerksam machte, dass „biographische Forschung immer dann naiv vorgeht, wenn sie den Text mit der gelebten Wirklichkeit verwechselt" (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997b: 411).

Nachfolgend gehe ich auf Schützes Konzept der Prozessstrukturen des Lebensablaufs ein, das helfen soll, „die zeitlich geordnete wechselseitige Durchdringung ‚sozialer' und ‚subjektiver' Prozesse" zu erfassen (Schütze 1981: 94). Mit der Kategorie der Prozessstrukturen des Lebensablaufs bietet die Biographieforschung ein differenziertes Analyseinstrumentarium für die Untersuchung von biographischen Prozessen an.

3.5 Prozessstrukturen des Lebensablaufs

Entscheidend für den Stellenwert der Prozessabläufe in der Lebensgeschichte ist die Erfahrungshaltung, die die BiographieträgerInnen den dargestellten Ereignissen gegenüber einnehmen (Schütze 1984: 92). Schütze betrachtet eine Lebensgeschichte als „eine sequentiell geordnete Abfolge grösserer und kleinerer in sich sequentiell[12] geordneter Prozessstrukturen", die durch eine autobiographische Stegreiferzählung[13], wie sie in narrativen Interviews zum Ausdruck kommt, hervorgelockt und aufrecht erhalten werden kann (Schütze 1981: 132). Der Soziologe unterscheidet vier grundsätzliche Arten der Haltung gegenüber lebensgeschichtlichen Erlebnissen: 1. Biographische Handlungsschemata, 2. Institutionelle Ablaufmuster, 3. Verlaufskurven und 4. Wandlungsprozesse (Schütze 1984: 92). Die vier Prozessstrukturen des Lebensablaufs sollen im Folgenden kurz skizziert werden:

1. Biographische Handlungsschemata: Sie stehen für das intentionale Prinzip des Lebenslaufs (Schütze 1981: 145). Biographische Handlungsschemata können geplant sein, und der Erfahrungsablauf besteht dann in dem erfolgreichen oder erfolglosen Versuch, sie zu verwirklichen (Schütze 1984: 92). Schütze zählt eine Vielzahl von Unterphänomenen auf, die er der handlungsschematischen Prozessstruktur zuteilt. Dar-

12 Mit sequentiell ist gemeint, dass einzelne Textpassagen entsprechend ihrer sequentiellen Gestalt, also in der Abfolge ihres Entstehens, feinanalytisch interpretiert werden (Rosenthal 2011: 186).

13 Stegreiferzählungen sind nach Harry Hermanns „spontane Erzählungen, die nicht durch Vorbereitungen oder standardisierte Versionen einer wiederholt erzählten Geschichte vorgeprägt oder vorgeplant sind, sondern aufgrund eines besonderen Anlasses aus dem Stand heraus erzählt werden" (Hermanns 1991: 183).

unter gehören z.B. biographische Entwürfe, die entweder „als sozial bereits vorgeprägtes Ablaufmuster“ ergriffen werden können oder „einen individuell geschöpften Lebensplan“ formulieren (Schütze 1981: 75). Als weitere Untertypen benennt er biographische Initiativen zur Änderung der Lebenssituation; episodales Handlungsschemata des Erlebens von Neuem mit nachträglicher biographischer Relevanz; situative Bearbeitungs- und Kontrollschemata von biographischer Relevanz sowie Handlungsschemata markierter biographischer Irrelevanz (Phasen des biographischen „time off“ wie des Freisemesters vor dem Berufsantritt) (Schütze 1981: 76-81).

2. Institutionelle Ablaufmuster: Sie können als gesellschaftlicher oder organisatorischer Erwartungsfahrplan von den BiographInnen erwartet sein, und der Erfahrungsablauf besteht in der rechtzeitigen, beschleunigten, verzögerten, behinderten, gescheiterten Abwicklung der einzelnen Erwartungsschritte (Schütze 1984: 92). Schütze unterscheidet drei Gruppen normativ-institutioneller Ablaufmuster: 1. Lebens- und familienzyklische Ablaufmuster (die sich beispielsweise auf die Realisierung von Lebensphasen wie Schulzeit, Pubertät, Adoleszenz, Partnerschaft, Familiengründung usw. beziehen; 2. Ausbildungs- und Berufskarriere; 3. Lebensgeschichtlich besondere Karrieregänge (wie etwa die nebenberufliche Karriere als PolitikerIn), die jedoch eher in einem bestimmten Umfeld Erwartungsdruck erzeugen. Die BiographieträgerInnen sind normativen Erwartungen zum Vollzug bestimmter Phasen und Einschnitte des Lebensablaufs ausgesetzt, die in ihren Vollzügen grösstenteils routiniert ablaufen und weniger biographisch thematisiert werden (z.B. Schulbesuch), ausser, sie werden als problematisch empfunden (wie etwa die Fremdbestimmung bei der Berufswahl durch die Eltern) (Schütze 1981: 138-139). Institutionelle Ablaufmuster und -erwartungen des Lebensablaufs stellen das normativ-versachlichte Prinzip des Lebenslaufs dar (Schütze 1981: 145).

3. Verlaufskurven: Sie repräsentieren das Prinzip des Getriebenwerdens (Prozesse des Erleidens) durch sozial-strukturelle und äusserlich-schicksalhafte Bedingungen der Existenz (Schütze 1981: 145). Das Konzept der Verlaufskurve (engl. „trajectory“) wurde von Anselm L. Strauss und Barney G. Glaser (1970) ursprünglich für die Analyse von „Patientenkarrieren“ entwickelt. Die Soziologen Strauss und Glaser untersuchten mit Hilfe lebensgeschichtlicher Erzählungen die komplexen Bedingungen von Krankheitserleidensprozessen, insbesondere von Menschen, die chronisch krank waren und im Sterben lagen, im Zusammenhang mit der professionellen Arbeit von Krankenpflegenden und ÄrztInnen (Glaser und Strauss 1968; Strauss und Glaser 1970). Als Verlaufskurven sind „Phasen menschlichen Lebens zu beschreiben, in denen Subjekte nicht mehr intentional handeln können, sondern in übermächtigen institutionellen Abläufen gleichsam ‚gelebt‘, ‚prozessiert‘, ‚behandelt‘ werden“ (Glaser und Strauss 1970, zit.n. Apitsch 2000: 103). Glaser und Strauss legten eine Basis für ein grundlagentheoretisches Konzept, das, laut Schütze: „die interaktiven und biographischen Entfaltungsmechanismen des Erleidens und seiner Veränderungswirkungen auf die Identität des oder der Betroffenen theoretisch-konzeptionell auszubuchstabieren erlaubt“ (Schütze 2006: 212). Schütze griff dieses Konzept auf und konkretisierte das Verlaufskonzept in den Prozessstrukturen des Lebensablaufs für die Biographieforschung weiter. Verlaufskurven sind laut Schütze (1984) als Prozesse zu verstehen, in denen lebensgeschichtliche Erlebnisse übermächtig werden, auf die die BiographieträgerInnen nur noch reagieren können, „um mühsam einen labilen Gleichgewicht-

zustand der alltäglichen Lebensgestaltung zurückzugewinnen" (Schütze 1984: 92). Der Soziologe schreibt zum Konzept Verlaufskurve folgendes:

> „Der soziale und biographische Prozess der Verlaufskurve ist durch Erfahrungen immer schmerzhafter und auswegloser werdenden Erleidens gekennzeichnet: die Betroffenen vermögen nicht mehr aktiv zu handeln, sondern sie sind durch als übermächtig erlebte Ereignisse und deren Rahmenbedingungen getrieben und zu rein reaktiven Verhaltensweisen gezwungen. Im Laufe der verhängnisvollen Verkettung von Ereignissen werden sich die Akteure untereinander und auch sich selbst gegenüber fremd […]. Das Vertrauen in die Tragfähigkeit der gemeinsamen Lebensarrangements (z.B. als Familie, als Freundschafts-Netzwerk) und in die gemeinsame Zukunft geht verloren. Die Betroffenen reagieren auf die immer wieder eintretenden widrigen Ereignisse von Mal zu Mal unangemessener […], und diese eigenen Aktivitätsbeiträge der Betroffenen verschärfen noch die Erleidens-, Niedergangs- und Auflösungsmechanismen der Verlaufskurve. Das Verhängnis nimmt jetzt einen quasi automatischen Verlauf; es ist für die Betroffenen überhaupt nicht mehr vorstellbar, dass der Gang der Ereignisse von ihnen beeinflusst oder gar kontrolliert werden könnte; und folglich werden sie in ihren Lebensorientierungen immer mutloser und ihren Lebensaktivitäten immer passiver" (Schütze 2006: 212-213).

Das Verlaufskurvenkonzept fokussiert somit auf Leidensprozesse und auf die Veränderungswirkungen der Identität der Betroffenen (Schütze 2006: 212). Die Erlebnisse, die den Individuen widerfahren, werden als auf sie einstürzende Ereignisse wahrgenommen. Die erzählende Person richtet dann ihre „Orientierungs- und Aktivitätsaufmerksamkeit in starrer Weise auf Probleme der unmittelbaren Lebensbewältigung aus, […] und verliert dabei den Überblick über das gesamte Aktivitätstableau" (Schütze 1981: 89). Für Schütze (2006: 213) ist das Konzept der Verlaufskurve das Pendant zur Kategorie des biographischen (bzw. auch interaktiven) Handlungsschemas. Damit ist gemeint, dass es nicht um das intentionale Hervorbringen von Handlung geht, sondern um konditionelle Gesteuertheit (Schütze 1981: 89-90). Konditionell heisst – die BiographInnen erfahren die Ereignisse nicht in Form intentionaler, willentlich zugänglicher Orientierungsbestände, sondern diese treten ihnen von aussen ausgelöst gegenüber (Schütze 1981: 145-146).

Obwohl Verlaufskurven des Erleidens Prozesse wiedergeben, die dem Individuum als ungeordnet gegenübertreten, weisen sie eine „in Grundelementen immer wiederkehrende sequentielle Ordnung auf" (Schütze 1981: 90). Das bedeutet, dass sich ein grundlegendes Muster, eine Ablaufstruktur, identifizieren lässt. Diese Struktur ist dadurch gekennzeichnet, dass Ereignisse sehr dicht aufeinander folgen und miteinander verkettet sind (Schütze 1981: 90). Schütze entwickelte folgende Stadien und Mechanismen der Entfaltung von Verlaufskurven: 1. Allmählicher Aufbau eines Bedingungsrahmens für das Wirksamwerden einer Verlaufskurve, das so genannte Verlaufskurvenpotential; 2. Plötzliche Grenzüberschreitung des Wirksamwerdens dieses Verlaufskurvenpotentials in dem Sinne, dass die Betroffenen ihren Lebensalltag nicht mehr handlungs-schematisch gestalten können. Erfahrungen des Schocks und der Desorientierung herrschen vor; 3. Versuch des Aufbaus eines labilen Gleichgewichts der Alltagsbewältigung; 4. Die fehlende, mangelnde oder auch misslingende Bearbeitung des Bedingungsrahmens für die Erleidenverlaufskurve kann dazu füh-

ren, dass es zur Entstabilisierung des labilen Gleichgewichts der Alltagsbewältigung („Trudeln") kommt; 5. Schliesslich folgt der Zusammenbruch der Alltagsorganisation und der Selbstorientierung; 6. Darauf folgen Versuche der theoretischen Verarbeitung des Orientierungszusammenbruchs und der Verlaufskurve; 7. Schliesslich folgen praktische Versuche der Bearbeitung und Kontrolle der Verlaufskurve und/oder der Befreiung aus ihren Fesseln (Schütze 2006: 215-216). Das bedeutet nicht, dass die BiographieträgerInnen alle diese Stadien durchlaufen müssen, nur ist jeder Versuch der Betroffenen, der Verlaufskurvenprozessoren oder der Verlaufskurvendritten (Angehörige, FreundInnen), den Verlaufskurvenmechanismus zu unterbrechen, mit sozialen Kosten verbunden (Schütze 1981: 146).

Juliet M. Corbin und Anselm L. Strauss (1993; 2010) untersuchten ebenfalls auf der Grundlage des Verlaufskurvenkonzeptes, wie Menschen mit chronischer Krankheit und ihre PartnerInnen mit den mehrfachen Herausforderungen umgehen und wie sich die Krankheit auf ihr Leben auswirkt. Ihr zentrales Konzept der Verlaufskurve nimmt Bezug auf die physiologischen Phänomene eines Krankheitsverlaufes sowie auf die soziologischen Phänomene der Arbeit, die aufgrund der Krankheit notwendig ist, um den Verlauf der Krankheit zu kontrollieren oder zumindest zu gestalten.

> „Zu den hier diskutierten verbundenen Subkonzepten gehören Verlaufskurvenphasen, Vorstellungen von Krankheitsverlauf und Arbeitsverlauf sowie Pläne für den Umgang mit der nahen und entfernteren Zukunft. Begleitet wird die Entwicklung der Verlaufskurve von unzähligen biographischen Konsequenzen, die wiederum bis zu einem gewissen Grad zurückwirken auf die Verlaufskurvenarbeit und die Krankheit selbst. Diese Konsequenzen beziehen sich z.B. auf das veränderte Verhältnis zwischen Körper, Selbst und dem Gefühl für biographische Zeit. In gewissem Masse ist der Körper nun beeinträchtigt oder im Zustand des Versagens, was sich folglich auf die sozialen Leistungen des Kranken und vielleicht sogar auf sein Erscheinungsbild auswirkt. Diese Störung in der Beziehung zu Körper und Selbst hat ihre Entsprechung in vielen biographischen Prozessen, auf die wir uns mit folgenden Konzepten beziehen: Kontextualisierung und Bewältigung der Krankheit, Wiederherstellung der Identität bzw. Neuentwurf der Biografie. Alle diese Prozesse erfordern eine Menge besonderer Arbeit, die wir als biografische Arbeit bezeichnen" (Corbin und Strauss 2010: 18-19).

Corbin und Strauss (2010) machen einen deutlichen Unterschied zwischen einem Krankheitsverlauf und einer Krankheitsverlaufskurve (engl. „illness trajectory"):

> „Krankheitsverlauf ist […] sowohl ein Alltagsbegriff als auch ein Fachterminus. Dagegen bezieht sich Verlaufskurve nicht nur auf den physiologischen Ablauf einer […] Krankheit, sondern auf die Gesamtorganisation der Arbeit, die in diesem Verlauf geleistet wird, und auf die Belastung derjenigen, die an dieser Arbeit und ihrer Organisation beteiligt sind. […] Folglich ist der Krankheitsverlauf nur ein Aspekt bzw. ein Teil der Verlaufskurve, obzwar ein zentrales Merkmal" (Corbin und Strauss 2010: 47-48).

Der Begriff Verlaufskurve verweist laut Corbin und Strauss (2010: 48) auf die aktive Rolle, die Menschen bei der Gestaltung des Verlaufs einer Krankheit einnehmen. Die Autoren (2010: 312) differenzieren innerhalb der Verlaufskurve unterschiedliche Verlaufskurvenphasen. Zu diesen zählen Phasen der Normalisierung (sich von einer

Krankheit erholen), stabile Phasen (das Gleichgewicht aufrechterhalten), instabile Phasen (das Gleichgewicht ist gestört), Phasen der Verschlechterung und Sterbephasen. Ein zentraler Aspekt der Verlaufskurve ist die Arbeit, die im Umgang mit der Krankheit geleistet werden muss. Die zu leistende Arbeit lässt sich dabei gemäss Corbin und Strauss (2010: 310) drei Arbeitslinien zuordnen: Krankheit, Alltag und Biographie. Um zu erklären, nach welchen Mechanismen diese Arbeit abläuft, berufen sich die Autoren auf das soziologische Konzept der Ausrichtung. Unter Ausrichtung verstehen sie einen Prozess, „in dem sich mit der Zeit Fehlausrichtungen einstellen können, die es notwendig machen, Neuausrichtungen zu etablieren“ (Corbin und Strauss 2010: 19).

Den in Verlaufskurven ablaufenden Prozess des Umkippens intentionaler Handlungen in eine Phase intensiven Leidens und scheinbarer Passivität, von externen Kräften überwältigt, von einem fatalen Schicksal getrieben und sich selbst entfremdet zu sein, analysierten Gerhard Riemann und Fritz Schütze u.a. am Phänomen der Migration (Riemann und Schütze 1991, zit.n. Apitsch 2000: 103). Das Verlaufskurvenkonzept bietet ausserdem gerade für das Leben mit eigenem, tiefgreifendem, nur schwer kontrollierbarem Erleiden wie etwa dem Leben mit einer psychischen Erkrankung sowie mit einer Drogen- oder Alkoholabhängigkeit – und auch für die Konstellationen der Ursachen dieses Erleidens – erhebliche analytische Klärungsmöglichkeiten (Schütze 2006: 217). Weitere Beispiele für Bedingungen, die in Verbindung mit anderen Faktoren Verlaufskurven des Erleidens im Leben der BiographieträgerInnen auslösen, sind chronische Krankheiten, das Verlassen-Werden von einer geliebten Person, der Verlust des Arbeitsplatzes, Fremdbestimmtheit, schulisches und berufliches Versagen (Schütze 1981: 147; Schütze 1983: 289).

4. Wandlungsprozesse: Die lebensgeschichtlich relevanten Ereignisse können auch in der Innenwelt der BiographieträgerInnen ihren Ursprung haben. Ihre Entfaltung ist im Gegensatz zum Handlungsschema überraschend, und die BiographInnen erfahren sie als systematische Veränderung ihrer Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten (Schütze 1984: 92). Die Wandlungsprozesse können von den BiographInnen im Prinzip nicht antizipiert werden. Die BiographieträgerInnen können sie aber nachträglich, nachdem sie bereits ihre Wirksamkeit entfaltet haben, als Ausschöpfung ihres Spontaneitäts- und Kreativitätspotential deuten (Schütze 1984: 94). Im Unterschied zu Verlaufskurven, die den Handlungsspielraum einer Person einschränken, entfaltet sich in Wandlungsprozessen ein kreatives Potential, das neue Möglichkeiten eröffnet: „Biographische Prozesse der Wandlung sind dadurch gekennzeichnet, dass die Betroffenen in sich selbst – mehr oder weniger verwundert – neue Kräfte feststellen, mit denen sie zuvor überhaupt nicht gerechnet haben“ (Schütze 2001: 142). Schütze spricht auch von Wandlungsprozessen im Zuge einer Umschichtung der lebensgeschichtlich-gegenwärtig dominanten Ordnungsstruktur im Lebensablauf (Schütze 1981: 103). Dies trifft beispielsweise dann zu, wenn es nach einem Orientierungszusammenbruch (im Zuge einer Verlaufskurvendynamik) zu einer biographischen Neuorientierung kommt.

Die vier dargestellten Haltungen der BiographInnen, die in der formalen und vergleichenden Analyse ganz unterschiedlicher Erzählungen entdeckt werden konnten, ziehen sich durch die Lebensgeschichte langfristig durch; sie ordnen systematisch Phasen der Lebensgeschichte unter generellen Erfahrungsprinzipien (Schütze 1984: 92).

In der vorliegenden Arbeit richte ich den Blick auf soziale und biographische Prozessabläufe von Frauen aus Lateinamerika, die im Kontext von Migration an einer Depression erkrankten. Das von Schütze entwickelte theoretische Gerüst des Konzeptes der Prozessstrukturen des Lebensablaufs stellt meines Erachtens ein geeignetes Instrument dar, um die wechselseitigen Bedingungen von sozialen und biographischen Prozessen im Migrationskontext herauszuarbeiten. Dabei dienen Schützes biographieanalytische Kategorien für Prozessstrukturen „nur" als Orientierungshilfe und werden nicht dem empirischen Material übergestülpt (vgl. auch Riemann 1987: 29).

Nachdem in Teil 1 der theoretische Rahmen dieser Arbeit dargelegt wurde, möchte ich im folgenden zweiten Teil meine empirische Studie vorstellen. Ich beginne mit den Ausführungen zu dem methodologischen und methodischen Verfahren, an das sich zwei biographische Fallrekonstruktionen anschliessen.

Teil II
Empirischer Teil 1

4. Methodologisches und methodisches Verfahren

4.1 Auswahl der Interviewteilnehmerinnen

Die vorliegende empirische Untersuchung basiert auf dem Datenmaterial 17 biographisch-narrativer Interviews mit Frauen aus Lateinamerika, deren Leben von Migration geprägt ist. Die Stichprobengrösse legte ich nicht vorab fest. Bei der Auswahl der Interviewpartnerinnen ging ich offen gemäss dem Prinzip des *theoretical samplings* von Barney Glaser und Anselm Strauss (1967) bzw. Anselm Strauss und Juliet Corbin (1996) vor. Hierbei handelt es sich um ein Verfahren, das eine fortlaufende Auswahl des empirischen Materials im Forschungsprozess beschreibt, wobei sich diese Auswahl an der Analyse der bereits erhobenen Daten orientiert (Rosenthal 2011: 85). Dieser Prozess der Forschung ist laut Glaser und Strauss (1998: 52) zirkulär und eng miteinander verzahnt, das heisst, Datenerhebung und Auswertung des Datenmaterials erfolgen gleichzeitig und beeinflussen sich gegenseitig:

> „Theoretisches Sampling meint den auf die Generierung von Theorie zielenden Prozess der Datensammlung, währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächste erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind. Dieser Prozess der Datenerhebung wird durch die im Entstehen begriffene – materiale oder formale – Theorie kontrolliert“ (Glaser und Strauss 1998: 53).

Der Prozess des theoretischen Sampling gilt als beendet, wenn eine „theoretische Sättigung“ erreicht ist (Strauss und Corbin 1998: 69). Gemäss Rosenthal (2011: 85) tritt eine Sättigung bei der am Einzelfall orientierten rekonstruktiven Analyse dann auf, „wenn keine Fälle mehr gefunden werden, die die Konstruktion eines neuen Typus erfordern oder die bisherigen theoretischen Verallgemeinerungen noch modifizieren könnten“. Die Entscheidung, ob eine theoretische Sättigung erreicht wurde, wie Kelle und Kluge (2010: 49) verweisen, „ist schliesslich nicht nur abhängig von den Daten, sondern auch von Auffassungsvermögen und theoretischer Sensibilität der Forscherin“. Bei der Auswahlstrategie der Forschungspartnerinnen orientierte ich mich konkret an folgenden Kriterien: Geschlecht (weiblich); Herkunft (Lateinamerika); Art der Migration (erste Generation: nicht in der Schweiz geboren); mit Aufenthaltsbewilligung; Wohnort in der Deutschschweiz sowie eine diagnostizierte Depression. Mit steigender Anzahl durchgeführter Interviews versuchte ich bei den Merkmalskombinationen, die für die Fallauswahl von Bedeutung sind, weitere Faktoren zu beachten (wie beispielsweise

verschiedene Bewältigungsstrategien und Behandlungsformen einer Depression etc.). Wenig und gut Qualifizierte sowie verschiedene Berufe und Berufssituationen waren für die Auswahl interessant, und es wurde vermieden, nur Akademikerinnen oder nur Bildungsferne zu interviewen, sofern diese Information vor dem Interview zugänglich war. Die berufliche Qualifikation der Befragten stand somit nie im Vordergrund. Die Bildungsabschlüsse der 17 befragten Migrantinnen sind sehr unterschiedlich und reichen von Migrantinnen mit Abschluss einer beruflichen Grundausbildung bis hin zu Migrantinnen mit Universitätsstudium. Drei Frauen haben im Anschluss an ihre Schulzeit eine berufliche Grundausbildung absolviert. Von diesen drei beruflich qualifizierten Migrantinnen weisen zwei eine Ausbildung auf Sekundarstufe II auf, wobei eine Frau sich zur Coiffeuse und die andere zur Marketing-Fachfrau und Eventmanagerin ausbilden liess. Die dritte ist Künstlerin, die als Ballerina weltweit tätig war. 14 Frauen haben einen Hochschulstudium absolviert oder zumindest angefangen. Elf Studienteilnehmerinnen weisen eine universitäre Ausbildung mit Abschluss und drei Frauen eine universitäre Ausbildung ohne Abschluss auf. Es stellte sich heraus, dass unter den Gesprächspartnerinnen der 17 ausgewerteten Interviews keine Frau dabei ist, die nicht oder wenig qualifiziert ist. Insofern liegt der Schluss nahe, dass über Depression zu sprechen für bildungsferne Frauen eine grössere Hürde darstellt. Des Weiteren ist auffällig, dass keine Migrantin aus Brasilien und den spanischsprachigen Karibischen Inseln wie Kuba oder der Dominikanischen Republik an der Studie teilnahmen. Das lag aber nicht daran, dass Migrantinnen aus diesen Herkunftsregionen nicht an Depression erkranken oder sich weigerten an einem Interview teilzunehmen, sondern es konnten keine Kontakte zu Frauen aus diesen Ländern hergestellt werden.

4.2 Profil der Forschungsteilnehmerinnen

Alle 17 Gesprächspartnerinnen des Forschungsprojektes sind spanischsprachige Lateinamerikanerinnen und stammen aus acht Ländern Lateinamerikas: Kolumbien (4), Venezuela (3), Peru (3), Mexiko (3), Guatemala (1), Ecuador (1), Chile (1), Argentinien (1). 16 Frauen kommen aus einem städtischen und eine Frau aus einem ländlichen Umfeld.

Zum Zeitpunkt der Forschung waren die 17 Teilnehmerinnen im Durchschnitt 45 Jahre alt. Die jüngste Migrantin ist 28 Jahre und die älteste 77 Jahre alt. Vier Frauen sind zwischen 30 und 39 Jahren alt, fünf Frauen zwischen 40 und 49 Jahre, fünf Frauen zwischen 50 und 59 Jahre alt, eine Frau ist 60 Jahre alt. Alle Frauen sind Migrantinnen der ersten Generation.

Der häufigste Migrationsgrund der 17 Gesprächspartnerinnen ist Heirat (13), auch „love migrants" genannt (vgl. Riaño 2003, 2005), gefolgt von Arbeit und Ausbildung (3) und Flucht vor gewalttätigem Ehemann im Herkunftsland (1). Diese Frau kam mit einem Touristenvisum in die Schweiz, lebte danach einige Jahre als Sans-Papiers bis sie ihren zweiten Ehemann kennenlernte, der aus Kolumbien kommt und seit über 30 Jahren in der Schweiz lebt. Insgesamt wird deutlich, dass die Familienmigration und nicht die Arbeitsmigration die wichtigste Zuzugsmotivation für Migrantinnen darstellt.

Zwei Drittel der Studienteilnehmerinnen lernten ihren zukünftigen Ehemann in Lateinamerika kennen (11). Ein Drittel der Frauen hingegen ist dem Ehemann in der Schweiz begegnet (6). Die Mehrheit der Interviewpartnerinnen hatte nicht den

Wunsch ihr Herkunftsland zu verlassen. Sie setzten sich mit dem Gedanken an eine Migration auseinander, erst nachdem sie sich in einen Schweizer Mann verliebt hatten. Die Migration erfolgte in den meisten Fällen aufgrund einer binationalen Ehe mit einem Schweizer, der in der Schweiz leben wollte. Elf Frauen besuchten die Schweiz vor der Migration als Touristinnen und eine als Au-pair. Sechs Frauen hingegen migrierten in die Schweiz, ohne das Land vorher gesehen zu haben. Fast die Hälfte der interviewten Frauen hat vor der Migration in die Schweiz in mindestens einem anderen Land gewohnt, gearbeitet oder studiert.

Die Forschungsteilnehmerinnen hatten in der Regel vor der Migration keinen Kontakt zu anderen LateinamerikanerInnen, die bereits in der Schweiz lebten, oder zu in der Schweiz lebenden SchweizerInnen, die sie als TouristInnen in Lateinamerika kennengelernt hatten. Sie konnten folglich nicht auf transnationale soziale Netzwerke in der Schweiz zurückgreifen, was den Migrationsprozess erleichtert hätte.

Knapp zwei Drittel der Migrantinnen sind verheiratet (10), fünf Frauen sind geschieden und zwei Frauen sind verwitwet. Zwei Drittel der Studienteilnehmerinnen haben Kinder (12) und ein Drittel hat keine Kinder (5). Von den zwölf Migrantinnen mit Kindern sind drei Frauen jeweils mit zwei Kindern, einem Kleinkind und einem Säugling, in die Schweiz eingereist, bei sieben Migrantinnen sind die Kinder in der Schweiz geboren und zwei Migrantinnen haben ihre Kinder im Herkunftsland auf die Welt gebracht und diese bei der Migration zunächst zurückgelassen. Eine dieser Migrantin floh vor ihrem gewalttätigen Mann und liess ihre zwei Kinder bei ihm zurück. Eine weitere Migrantin reiste in die Schweiz ohne ihre erwachsenen Kinder.

Insgesamt führen bzw. führten 16 von 17 lateinamerikanischen Frauen eine binationale Ehe, davon sind 15 Frauen mit einem Mann aus Europa und zwei Frauen mit einem Mann aus Lateinamerika verheiratet. Knapp zwei Drittel der lateinamerikanischen Migrantinnen sind oder waren mit einem Schweizer verheiratet (10), zwei Migrantinnen mit Österreichern (2), wobei einer in der Schweiz geboren ist und der andere während seiner Jugend in die Schweiz kam, zwei Migrantinnen mit Deutschen (2), eine Migrantin mit einem Spanier/Argentinier (1) und zwei Migrantinnen mit Kolumbianern (2). In diesen beiden lateinamerikanischen Ehen haben sich in einem Fall beide kolumbianischen Ehepartner erst in der Schweiz kennengelernt. Im anderen Fall stammt die Frau aus Guatemala und war in erster Ehe mit einem Mann aus Honduras[1] verheiratet. Nach der Migration lernte sie in der Schweiz ihren zukünftigen zweiten Ehemann kennen, der aus Kolumbien kommt und seit 30 Jahren in der Schweiz lebt.

Die 17 lateinamerikanischen Frauen lebten zum Zeitpunkt der Befragung im Durchschnitt seit insgesamt 15 Jahren in der Schweiz und zwar in den vier deutschsprachigen Kantonen Basel-Stadt (4), Basel-Landschaft (7), Bern (5) und Zürich (1). Die als letzte in die Schweiz migrierte Frau lebte dort seit sechs Monaten und seit 37 Jahren die am längsten in der Schweiz lebende Migrantin. Die Aufenthaltszeit der Migrantinnen in der Schweiz beträgt im Detail: drei Frauen zwischen sechs Monaten und fünf Jahren, vier Frauen zwischen sechs und zehn Jahren, vier Frauen zwischen elf und 19 Jahren, vier Frauen zwischen 20 und 29 Jahren und zwei Frauen zwischen 30 und 39 Jahren haben in der Schweiz ihren Lebensmittelpunkt. Die Zeitspanne der Migration meiner Gesprächspartnerinnen reicht von 1976 bis 2014. Die meisten Frauen migrier-

1 Auf Wunsch der befragten Migrantin habe ich die Nationalität des ersten Ehemannes geändert. Sie floh vor ihrem gewalttätigen Mann, der jedoch weiss, dass sie in der Schweiz lebt.

ten im Zeitraum zwischen 1990 – 1999 in die Schweiz (7). Während der Jahre 2000 und 2009 reiste ein weiteres Drittel der Frauen (6) in die Schweiz ein. Von 1970 – 1979 (1) und von 1980 – 1989 (1) kam jeweils eine Frau und von 2010 bis 2014 (2) kamen zwei Frauen in die Schweiz.

Zum Zeitpunkt der Einreise in die Schweiz waren die Lateinamerikanerinnen im Durchschnitt 31 Jahre alt. Die jüngste Migrantin war 22 Jahre und die älteste Migrantin 53 Jahre alt. Die Mehrheit der befragten Lateinamerikanerinnen war bei der Migration in die Schweiz zwischen 20 und 29 Jahre (8), sieben Frauen sind zwischen 30 und 39 Jahre und jeweils eine Frau zwischen 40 und 49 (1) sowie zwischen 50 und 59 Jahre (1) alt.

Alle Gesprächspartnerinnen verfügen über eine Aufenthalts- oder Niederlassungsbewilligung (B- und C-Bewilligungen sowie schweizerische Staatsbürgerschaft). Etwas mehr als ein Drittel der Frauen (8) hat eine schweizerische Staatsbürgerschaft, sechs Frauen haben eine permanente Niederlassungsbewilligung (C-Bewilligung) und drei Frauen besitzen eine provisorische Aufenthaltsbewilligung (B-Bewilligung).

Die Studienteilnehmerinnen gelten als qualifizierte oder als gut qualifizierte Migrantinnen, die alle mit einem Abschluss der Sekundarstufe II (Matura oder Berufsausbildung) in die Schweiz migrierten, zwei Drittel der Frauen haben einen zusätzlichen Abschluss der Tertiärstufe (Universitätsdiplom) und drei Migrantinnen absolvierten eine universitäre Ausbildung ohne Abschluss. Von den 17 befragten Frauen haben drei Migrantinnen eine Ausbildung der Sekundarstufe II. Sie haben einen Beruf als Coiffeuse oder Marketing-Fachfrau erlernt, und eine Frau war eine international tätige Ballerina. Die am häufigsten vertretenen Studienrichtungen der Frauen mit einer universitären Ausbildung sind Rechtswissenschaften (4), gefolgt von Wirtschaftswissenschaften (2), Sozialwissenschaften (2), Geisteswissenschaften (2) und Öffentliche Verwaltungsadministration (2). An nächster Stelle stehen Architektur (1), Ingenieurwissenschaften (1), Sport- und Bewegungswissenschaften (1), Kunsttherapie (1) und Sprachwissenschaften (1). Eine Frau weist drei universitäre Abschlüsse auf, zwei weitere Frauen haben Universitätsdiplome und zwei Frauen sind Anwältinnen. Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass die Migrantinnen über sehr gute Ausbildungen, Sprachkenntnisse und zudem meist über Berufserfahrung verfügen. Fast ein Drittel der Frauen schloss zusätzlich in der Schweiz ein weiteres Studium ab oder absolvierte eine neue Ausbildung.

Die Hälfte der Studienteilnehmerinnen spricht inzwischen gut bis sehr gut Deutsch und einige von ihnen beherrschen neben ihren Muttersprachen zwei bis drei weitere Sprachen. Die andere Hälfte der Migrantinnen weist Grundkenntnisse in der deutschen Sprache auf.

Alle 17 Studienteilnehmerinnen hatten vor ihrer Einreise in die Schweiz eine ihrer Ausbildung entsprechende Stelle inne und verfügen somit über Berufserfahrung. Bezüglich der Arbeitsmarktpartizipation der Migrantinnen in der Schweiz fällt auf, dass nur drei Frauen einer unbefristeten Arbeit nachgehen, die ihrer Qualifikation entspricht. Etwas mehr als ein Drittel der Migrantinnen (8) sind entweder unter ihren Qualifikationen oder in instabilen Arbeitsverhältnissen tätig. Ein Drittel der Migrantinnen ist überhaupt nicht in den Arbeitsmarkt integriert (6). Von den 17 Befragten sind folglich 14 Migrantinnen in unterqualifizierten Arbeitsverhältnissen beschäftigt oder beruflich ausgeschlossen. Sie können nicht ihrem erlernten Beruf nachgehen oder entsprechend ihrer Qualifikation arbeiten. Die Mehrheit dieser Frauen ist neben der Ausübung ihrer aktuellen Arbeit auf der Suche nach einer anderen Erwerbstätig-

keit, die eher ihren Berufserfahrungen und Qualifikationen entspricht; einige Frauen haben sich hingegen mit ihrer neuen Arbeitssituation arrangiert. Eine Migrantin hat sich bewusst dazu entschlossen Mutter und Hausfrau zu sein und eine weitere ist Rentnerin. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Studienteilnehmerinnen einen besonders hohen Grad an Dequalifikation erfahren. Mehr als zwei Drittel der befragten Migrantinnen (12) erleben einen beruflichen Ausschluss und eine Dequalifikation. Drei Frauen erfuhren zu Beginn ihrer Einreise in die Schweiz eine Dequalifikation, da sie Tätigkeiten nachgingen, die nicht ihren Berufserfahrungen entsprachen. Inzwischen üben sie einen Beruf aus, der ihrer Ausbildung entspricht, jedoch als Teilzeitbeschäftigte; sie wünschen sich aber eine Erhöhung des Beschäftigungsgrades. Zwei Frauen sind, wie oben bereits erwähnt, nicht in den Arbeitsmarkt integriert aufgrund des bewussten Wunsches Mutter und Hausfrau sein zu wollen und im anderen Fall aufgrund einer Pensionierung. Hier wird ersichtlich, dass die Mehrheit der befragten Migrantinnen ihre Bildungspotentiale nicht voll ausschöpfen kann und ihre Ressourcen am Arbeitsmarkt ungenügend genutzt werden. Darüber hinaus wird deutlich, dass die Migrantinnen einen beträchtlichen Grad an Entwertung ihrer Qualifikationen erfahren, da sie sich auf dem Arbeitsmarkt auf einem wesentlich niedrigeren Niveau als vor ihrer Einwanderung bewegen.

Die 17 Biographieträgerinnen dieser Studie sind unterschiedlicher sozialer Herkunft und haben einen unterschiedlichen gesellschaftlichen Status in der Schweiz.

Depressionserfahrungen

Alle befragten Migrantinnen erkrankten erst in der Schweiz an einer Depression. Nur eine Frau hatte bereits im Herkunftsland als Teenager eine leichte Depression gehabt, die jedoch nicht mit der viel gravierenderen Depressionserfahrung in der Schweiz vergleichbar war.

Zum Zeitpunkt des Interviews waren zehn Frauen gegenwärtig an einer Depression erkrankt und bei sieben Frauen lag die Depression in der Vergangenheit. In den vier ausführlichen Interviews waren zwei Migrantinnen nach wie vor von einer Depression betroffen, während die beiden anderen nicht mehr an einer Depression litten.

Die Depression trat im Durchschnitt im Alter von 41 Jahren auf. Die jüngste Migrantin erkrankte im Alter von 28 Jahren und die älteste im Alter von 69 Jahren an einer Depression. Die Dauer der Erkrankung lag zwischen drei Monaten und drei Jahren. Die Aufenthaltszeit in der Schweiz zum Zeitpunkt der Depression betrug im Durchschnitt neun Jahre. Die kürzeste Aufenthaltsdauer in der Schweiz zum Zeitpunkt der Erkrankung einer Frau war sechs Monate und die längste Aufenthaltsdauer 28 Jahre. Genauer gesagt erkrankten sieben Frauen, also fast die Hälfte der Befragten, innerhalb der ersten fünf Jahre nach der Einreise in die Schweiz, davon drei Frauen im ersten Jahr nach der Migration. Weitere vier Migrantinnen waren zwischen sechs und zehn Jahren Aufenthaltszeit in der Schweiz von einer Depression betroffen. Das bedeutet, dass zwei Drittel der Lateinamerikanerinnen innerhalb der ersten zehn Jahre nach der Einreise in die Schweiz an einer Depression litten. Vier Frauen erkrankten zwischen elf und 15 Jahren nach der Migration in die Schweiz, während jeweils eine Migrantin nach 23 Jahren bzw. nach 28 Jahren Aufenthaltsdauer in der Schweiz von einer Depression betroffen war.

Die Behandlungserfahrungen der an Depression erkrankten Migrantinnen variierten stark. Von schulmedizinischen bis hin zu alternativen Behandlungsformen der

Depression wie etwa Craniosakral-Therapie, bioenergetische Therapie, Akupunktur, Chiropraktik und Homöopathie sowie Mischformen liegen vor.

Alle Migrantinnen liessen sich von einer Fachperson (Hausärztin/Hausarzt, Psychiaterin/Psychiater, Psychotherapeutin/Psychotherapeut) die Depression diagnostizieren und behandeln. 13 Frauen unterzogen sich einer Psychotherapie, wobei drei Frauen diese entweder abbrachen, kein Fachpersonal mehr aufsuchten oder sich selbst behandelten. Zwei Studienteilnehmerinnen hatten zum Zeitpunkt des Interviews die Absicht, eine spanischsprechende Psychotherapeutin aufzusuchen, und zwei Migrantinnen wollten sich auf keinen Fall einer Psychotherapie unterziehen.

Die Depression wurde bei einem Drittel der Migrantinnen medikamentös mit Antidepressiva, Schlaftabletten etc., die von Fachpersonal verschrieben wurden, behandelt (6). Ein weiteres Drittel der Frauen verzichtete vollständig auf eine medikamentöse Behandlung der Depression (7). Drei Migrantinnen nahmen Naturmedikamente zur Behandlung der Depression, die von Fachpersonen verschrieben wurden, während eine Frau sich Schlafmittel selbst organisierte und andere Medikamente einnahm.

Vier Frauen wurden zur Behandlung der Depression hospitalisiert. Zwei wurden auf die Kriseninterventionsstelle (KIS) eingewiesen. Suizidgedanken kamen wiederkehrend bei vielen an Depression erkrankten Frauen auf. Eine Frau hatte mehrere Suizidversuche unternommen.

4.3 Auswahl der Fälle für eine extensive Fallrekonstruktion

Das Forschungsmaterial ist äusserst umfangreich. Aus dem Sample mit insgesamt 22 geführten Interviews und längeren Gesprächen mit Frauen aus Lateinamerika, von denen ich 17 Interviews in die Auswertung aufnahm, wählte ich schliesslich vier Biographien aus, die ich einer vertieften Analyse unterzog. Mit diesen vier Migrantinnen aus Lateinamerika führte ich Nachfrageinterviews und weitere Gespräche, um vertiefende Erkenntnisse zu gewinnen. Auf diese Weise konnte ich den Umgang mit biographischen Brüchen, Erfahrungen des psychisch Krankseins in der Migration, Formen der Bearbeitung und der Bewältigung einer Depression erfassen und soziale Positionierungen sowie deren biographische Verarbeitung nachvollziehen. Diese vier Interviews sollten ursprünglich ausführlich rekonstruiert und im Rahmen dieser Forschungsarbeit als Falldarstellungen präsentiert werden. Die Auswahl der vier Biographieträgerinnen für die Fallanalyse fiel nicht zufällig aus, sondern ich entschied mich bewusst für diese vier Frauen, weil sie sich in ihrer Erfahrung, dem Umgang sowie der Art der Verarbeitung einer Depression im Kontext der Migrations- und Lebensgeschichte deutlich voneinander unterscheiden. Zum einen wurden die Unterschiede hinsichtlich sozio-demografischer Merkmale (Herkunftsland, Alter, Wohnsitz, Zivilstand, Kinder, Aufenthaltszeit, Aufenthaltsbewilligung, Ausbildungstyp und Beruf) berücksichtigt. Dabei beachtete ich, dass diese Faktoren möglichst vielfältig variierten. Zum anderen beabsichtigte ich, verschiedene Krankheitserfahrungen, Verarbeitungsstrategien und Behandlungsformen im Umgang mit einer Depression (psychische Erkrankung mit der Hilfe von Fachpersonen behandeln, keine Inanspruchnahme fachlicher Hilfe, Psychotherapie, Abbruch einer Psychotherapie, medikamentöse oder keine medikamentöse Behandlung, Hospitalisierung etc.) abzudecken. Dadurch sollte

eine möglichst grosse Bandbreite von Lebens- und Krankheitserfahrungen dargestellt werden. Darüber hinaus versuchte ich bei der Auswahl der Falldarstellungen darauf zu achten, dass sich die biographische Bedeutung, die für die Migrantinnen aus der subjektiven Erfahrung von psychisch Krankwerden und Kranksein im Aufnahmeland resultiert, klar voneinander kontrastiert. Bei der Auswahlstrategie der Falldarstellungen wurde also das Ziel verfolgt, ein breites und kontrastierendes Spektrum an Erfahrungen weiblicher Migration aus Lateinamerika, die im Aufnahmeland an einer Depression erkrankten, angemessen abzubilden.

Ursprünglich hatte ich mir vorgenommen, vier gleich lange Fallrekonstruktionen auszuarbeiten. Im Verlauf der Analyse des biographischen Materials, das mir die Interviews mit Amalia Torres aus Venezuela und Leonor Castro aus Mexiko lieferten, wandelten sich meine Forschungsabsichten allerdings – ich möchte sagen – beinahe grundlegend. Es stellte sich heraus, dass diese zwei Narrationen bzw. Biographien nicht nur alle fünf identifizierten Kategorien abdeckten, sondern ihre Informationen erwiesen sich als so ergiebig, dass sich meine Forschungsintention dahingehend veränderte, mich für zwei ausführliche, präzise und in die Tiefe gehende Fallstudien zu entscheiden. Eine Biographie als Einzelfall in ihrer Gesamtheit zu präsentieren, wird der Biographieträgerin und ihren Erfahrungen eher gerecht, allerdings musste ich mich dafür auf zwei detailliert analysierte Lebensgeschichten beschränken.

Nach der Rekonstruktion von zwei Biographien wurde mir bewusst, dass es für eine differenzierte Erläuterung der Forschungsfragen von zentraler Bedeutung ist, alle Interviews in die Analyse miteinzubeziehen. Ohne die Berücksichtigung aller Lebensgeschichten wären wichtige Informationen, Aspekte und Wesensmerkmale der einzelnen Narrationen verloren gegangen. Um allen biographischen Erzählungen und der Komplexität der umfassenden Thematik gerecht zu werden, wurde die ausführliche Fallrekonstruktion von zwei Lebensgeschichten um eine thematische Auswertung aller Interviews ergänzt. Für diesen zusätzlichen Auswertungsschritt, der nicht von Beginn an feststand, nahm ich den hieraus resultierenden zeitlichen Mehraufwand in Kauf. Vorher unbeabsichtigt kamen jedoch so in der vorliegenden Arbeit alle 17 interviewten Migrantinnen zu Wort.

4.4 Reflexionen über meine Rolle und Position als Forscherin im Feld

Flick (2002: 87) verweist darauf, dass die oder der Forschende im Setting qualitativer Forschung „nicht als ‚Neutrum' im Feld und damit im Kontakt mit den Subjekten agieren können". Die oder der Forschende wird folglich zum Instrument der Erhebung. Da von meiner Rolle als Soziologin sowie von meiner Position als im Bereich Migration, Frauen- und Menschenrechte sozial und politisch sehr engagierte Frau mit Migrationshintergrund, somit als soziale Akteurin in der Gesellschaft abhängt, welche Informationen ich erhalten kann und welche mir verwehrt bleiben, möchte ich meine soziale Einbindung, d.h. die Bedingungen der Wissensproduktion mitreflektieren.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie sich mein Feldzugang, die Kontaktaufnahme, die Interaktion zu den Forschungsteilnehmerinnen und meine Rolle und Position als Forscherin präsentiert haben. Die Selbstreflexion ist dabei durch das Bewusst- und Transparentmachen der Beziehungen zu den AkteurInnen im Feld gekennzeichnet.

Für das Entstehen dieser empirischen Forschungsarbeit waren einerseits meine biographischen Migrationserfahrungen als Tochter italienischer MigrantInnen, die in der Schweiz geboren und Angehörige der Minderheitsgesellschaft ist, sowie meine eigene Depressionserfahrung, die im Kontext von migrationsspezifischen Erlebnissen sozialer Minderwertigkeit[2] zu verstehen ist, von zentraler Bedeutung. Darüber hinaus ist die Depressionserfahrung meiner Mutter zu berücksichtigen, die im Zusammenhang sozioökonomischer Bedingungen steht. Andererseits spielte mein sozialwissenschaftliches Studium eine wesentliche Rolle. Neben dem Ethnologie-Studium mit den Schwerpunkten Medizinethnologie und Migration sowie einem zweijährigen Psychologie-Studium war mein Forschungsinteresse für das Thema „Depression bei Frauen im Kontext der Migrationserfahrung" insbesondere durch mein Soziologie-Studium mit den Schwerpunkten migrationssoziologischer Theorien und sozialer Ungleichheit geprägt. Gerade im Laufe dieses Studiums fand ich viele wertvolle Erklärungen, Ansätze und Antworten auf meine biographischen Erfahrungen als Frau mit Migrationshintergrund, die eine grosse Hilfe im Umgang mit dem Erlebten waren. Diese Hilfe wollte ich durch meine Forschungsarbeit auch anderen Betroffenen zuteil werden lassen. Mir im Laufe meines Erwachsenenlebens einzugestehen, unter Rassismuserfahrungen und dem Gefühl sozialer Ausgrenzung gelitten zu haben, war ein Akt der Emanzipation und der Befreiung.

Des Weiteren waren meine berufliche Praxis sowie mein soziales Engagement im Migrationsbereich von grosser Relevanz. Ich habe in verschiedenen Feldern der Migration Berufserfahrung sammeln können, wie etwa bei einer kantonalen Fachstelle für Integration, in meiner gegenwärtigen Tätigkeit als Sozialberaterin bei einer kantonalen Beratungsstelle für MigrantInnen sowie als Mitarbeiterin im Dolmetsch- und Übersetzungsdienst derselben Organisation.[3] Darüber hinaus habe ich an der Gründung einer Migrantinnen-Organisation mitgearbeitet. Ferner initiierte, konzipierte und entwickelte ich ein Projekt mit dem Namen „Prosalute. Wissen ist Gesundheit: Informationen zu Depression für Migrantinnen und Migranten in Basel-Stadt"[4], das

2 Den Ausdruck „soziale Minderwertigkeit" verstehe ich im Sinne von sozial bedingten Minderwertigkeitsgefühlen, die ich auf biographische Erfahrungen im Kontext von Abwertung und Ausgrenzung zurückführe.

3 Ich berate und informiere Menschen mit Migrationshintergrund in sozialen und rechtlichen Fragen in sechs verschiedenen Sprachen und zwar auf Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch. Bei weiteren Sprachen können Dolmetschende herangezogen werden. Während der Sozialberatung versuche ich zusammen mit den KlientInnen Lösungen zu Themen wie Aufenthalt, Arbeit, Sozialversicherung, Familienfragen, häusliche Gewalt, Finanzen, Einbürgerung, Schule, Wohnen und vielem mehr zu finden.

4 Als Projektinitiantin und -leiterin biete ich kostenlose Informationsveranstaltungen für MigrantInnen zum Thema Depression an. Ziel dieses Projektes ist, MigrantInnen für das Thema Depression zu sensibilisieren und Betroffene konkret darüber zu informieren, wo sie professionelle Hilfe in Anspruch nehmen können. MigrantInnen sollen sich so angeregt fühlen, im Krankheitsfall Fachpersonen aufzusuchen. Des Weiteren versuche ich eine Enttabuisierung und Entstigmatisierung von Depressionen zu erreichen sowie einen offenen Umgang mit psychischen Erkrankungen zu erzielen. Depressionen werden noch immer tabuisiert, obwohl den Betroffenen mit konkreter Unterstützung durch Fachpersonen geholfen werden könnte. Durch eine umfassende und fundierte Informationsvermittlung über Depressionen im Kontext der Migrationserfahrung und deren Behandlungsmöglichkeiten können bei dieser Zielgruppe mehrere Effekte erzielt werden. Zum einen entwickeln MigrantInnen eine höhere

im Themenkreis der vorliegenden Forschungsarbeit entstand und vom Gesundheitsdepartement des Kantons Basel-Stadt, Medizinische Dienste, Abteilung Prävention, Gesundheitsförderung und psychische Gesundheit, Basel, mitgetragen wird. Durch diese Tätigkeiten im direkten Umgang mit an Depression erkrankten MigrantInnen unterschiedlicher Kulturen habe ich mir viel praktisches Erfahrungswissen aneignen können, das für meine Forschung von grossem Nutzen ist. Mein soziales Engagement ist nach wie vor durch das Begleiten und Beraten von MigrantInnen aus meinem Umfeld geprägt. Ferner unterrichtete ich in Form freiwilliger Arbeit Deutsch als Fremdsprache für lateinamerikanische Frauen in einer Migrantinnen-Organisation. Schliesslich engagierte ich mich sechs Jahre lang als Vorstandsmitglied einer Menschenrechtsorganisation für die Rechte indigener Völker mit Schwerpunkt Lateinamerika. Zuvor arbeitete ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei dieser NGO. Diese besondere Nähe zu Lateinamerika, mein zweieinhalbjähriger Aufenthalt in Zentral- und Südamerika sowie meine Spanisch- und Portugiesischkenntnisse waren hilfreich, um Zugang zu den lateinamerikanischen Studienteilnehmerinnen zu finden.

Neben sozialwissenschaftlichem Studium und Berufspraxis spielen meine persönlichen Erfahrungen als Frau mit Migrationshintergrund eine grosse Rolle sowohl für den Zugang zu den Interviewpartnerinnen, für die Interaktion zwischen Studienteilnehmerinnen und Forscherin, für die schnelle Vertrauensbildung als auch für die Analyse des Datenmaterials und den daraus entwickelten Erkenntnissen. Allerdings unterscheidet sich der Verlauf meiner eigenen Biographie evident von den lebensgeschichtlichen Verläufen meiner Interviewpartnerinnen, da ich nicht selber migriert bin. Am Anfang der Datensammlung überraschte mich das Vertrauen der interviewten Migrantinnen und ihre Mitteilsamkeit. Es wurde bald sichtbar, dass der offene Umgang mit meinen Erfahrungen und Gefühlen im Migrationskontext bei den Forschungsteilnehmerinnen bewirkte, sich mir gegenüber schneller zu öffnen und sich anzuvertrauen. Ich bin überzeugt, dass ich durch die Thematisierung meiner migrationsspezifischen Erfahrungen während der Vorgespräche eine besondere Vertrauensbasis und eine persönliche, aber angemessene Atmosphäre herstellen konnte. Die Gesprächspartnerinnen fühlten sich ernstgenommen. Ziel der Interviews war immer, die subjektive Perspektive der befragten Migrantinnen zu erfahren und ihnen dafür viel Raum zu geben.

In seltenen Fällen erzählte ich den Interviewpartnerinnen in Absprache mit meiner Mutter von ihren Erfahrungen von Migration und Depression, insbesondere dann,

---

Sensibilität für Überforderungsreaktionen und Verbesserung der Wahrnehmung der eigenen Befindlichkeit. Zum anderen entsteht eine offene Kommunikation bezüglich Depressionen, in der die psychische Erkrankung nicht als Charakterschwäche ausgelegt wird und Scham- und Schuldgefühle sowie Leugnung im Zusammenhang mit einer Depression reduziert werden können. Um die gesundheitliche Chancengleichheit bei MigrantInnen als besonders vulnerable Zielgruppe zu fördern, besteht die Notwendigkeit einer fundierten Aufklärung und Informationsvermittlung über die Depression. Dazu ist die Nutzung von Angeboten zu fördern und sind Zugangsbarrieren zu Gesundheitsdiensten abzubauen. Neben der Vermittlung von Informationen von Gesundheitsdiensten sollen weitere Botschaften der Informationsveranstaltung sein, dass Depressionen alle Menschen treffen können, sie behandelbar sind, Betroffene keine Schuldgefühle für ihre psychische Erkrankung hegen sollen, der böse Blick keine Rolle in der Entwicklung von Depressionen spielt und unter Depressionen zu leiden nicht damit gleichzusetzen ist, die betroffenen Personen seien verrückt etc. Das Projekt Prosalute befindet sich bereits im sechsten Jahr und soll weiter ausgebaut werden.

wenn die befragten Frauen wesentlich älter waren als ich. Meine eigene Depressionserkrankung, die ich beispielsweise im Rahmen meines Projekts Prosalute auch erwähne, war den Interviewteilnehmerinnen nicht bekannt. Ich wollte sie zwar nicht verheimlichen, aber vermeiden, dass sich die befragten Migrantinnen in ihren subjektiven Krankheitstheorien bezüglich der Erkrankung der Depression von meinen migrationsbiographischen Erfahrungen beeinflusst fühlten. In der Rückschau würde ich heute anders handeln. Die Gefahr der Einflussnahme aufgrund meiner eigenen Betroffenheit war meines Erachtens nicht vorhanden. Im Gegenteil: Einige Frauen gaben während der Befragung an, dass sie sich hauptsächlich von Menschen verstanden fühlen, die ebenfalls eigene Erfahrungen mit Depressionen gemacht haben. Auch wurde ich wahrgenommen als Frau, die als Tochter migrierter italienischer Eltern ihre Leidenserfahrungen verstehen könne. Darüber hinaus sorgten meine Erfahrungen während eines zweieinhalbjährigen Aufenthaltes in Lateinamerika und meine fliessenden Spanischkenntnisse bei der ersten Begegnung für ein rasches Vertrautheitsgefühl. Mein mediterranes Aussehen, das auf meine südeuropäische Herkunft deuten lässt, schaffte eine weitere Vertrauensgrundlage.

Eigene biographische Migrationserfahrungen

Der Soziologe Anselm L. Strauss plädiert im Rahmen der Grounded Theory dafür, bei der Interpretation von Forschungsdaten auch Kontextwissen einzubeziehen. Dabei betrachtet er persönliche Erfahrungen als eine sensibilisierende Quelle für die Entdeckung von Kategorien. Er fordert dazu auf, eigene Erfahrungen zu nutzen und sie nicht als Quelle unzuverlässiger Verzerrung auszuschliessen. Kontextwissen gilt dabei als „wesentlicher Datenfundus“ (1994: 36). Empirische Grundlage der vorliegenden Arbeit sind 17 Lebensgeschichten lateinamerikanischer Migrantinnen. Wurde in der Analyse auch Kontextwissen aus meiner Arbeit mit MigrantInnen oder persönlichen Erfahrungen einbezogen, so habe ich das kenntlich gemacht. Da meine migrationsspezifischen Erfahrungen sowie familienbiographische Migrationserfahrungen für die Auswertung und Analyse der vorliegenden Daten nicht unbedeutend sind, möchte ich hier auf diese näher eingehen.

Ich erkrankte an einer Depression während des Abschlussjahres meines Studiums an der Universität Basel. Nach Ende des Studiums war die Depression, die psychotherapeutisch und ohne Antidepressiva behandelt wurde, abgeklungen und geheilt. Ich machte eine Gestalttherapie, ein ganzheitliches Therapieverfahren, das die körperlich-seelisch-geistige Integration der Person in seiner Umwelt zum Ziel hat. Dabei lernt man, seine Gefühle achtsam wahrzunehmen und mit ihnen in Kontakt zu gehen. Ich erinnere noch ganz genau, dass ich mich während dieser Zeit der Aufarbeitung meiner Erfahrungen als Frau mit Migrationshintergrund und den damit einhergehenden Gefühlen gesellschaftlicher Ablehnung, die ich während meiner Kindheit, Jugend und als Erwachsene gemacht habe, sehr danach sehnte, gefragt zu werden, wie ich meine Migrationsgeschichte erlebt habe. Aus diesem Wunsch heraus entstand ein aufrichtiges und zugewandtes Interesse an anderen Migrationserfahrungen, was der vorliegenden Forschungsarbeit zugrunde liegt und von den Interviewpartnerinnen dankbar bestätigt wurde.

Meine Depression konnte ich mit eigenen Migrationserfahrungen in Verbindung bringen. Ich gehöre der zweiten MigrantInnengeneration italienischer Herkunft an. Als Nachkomme der ersten sogenannten „GastarbeiterInnen“-Generation aus den

1950er und 1960er Jahren kam ich 1973 in Basel als Tochter italienischer ArbeitsmigrantInnen zur Welt.[5] Die Migrationsgeschichte meiner Eltern habe ich intergenerativ erfahren, insbesondere diejenige meiner Mutter. Diese hat mich stark beeinflusst und trug letztlich dazu bei, mich für das genderspezifische Gebiet der Migration und Gesundheit zu interessieren. Das von mir untersuchte Forschungsthema ist folglich sehr biographisch geprägt, sowohl durch persönliche Erfahrungen als auch durch die meines sozialen Umfeldes, auch des Wohnortes in meiner Kindheit. Bereits in meiner frühen Jugend wurde ich die Ansprechperson von vielen MigrantInnen aus der Nachbarschaft für das Bewältigen von Alltagsschwierigkeiten.

Ich wuchs während einer Zeit in der Schweiz auf, als die italienische Migrationsbevölkerung noch als „Tschinggen“ verunglimpft und zu Menschen zweiter Klasse degradiert wurden, sich also mit rassistischen Beleidigungen, Beschimpfungen und Diskriminierungen auseinandersetzen mussten. Meine migrationsspezifische Erfahrung war, nicht gleich viel wert zu sein wie die Mehrheitsgesellschaft in der Schweiz. Diese Gefühle der Minderwertigkeit begleiteten mich bis zum Beginn meiner Psychotherapie. Während der Psychotherapie lernte ich nicht nur mich selber besser kennen und verstehen, sondern auch andere Menschen in ihrem Schmerz besser wahrzunehmen. Nach einem zweijährigen Studium der Psychologie sowie nach Beendigung meines sozialwissenschaftlichen Studiums an der Universität Basel besuchte ich im Rahmen der Tätigkeit als wissenschaftliche Assistentin und Studienberaterin am Institut für Pflegewissenschaft an der Universität Basel einen einjährigen Basiskurs in Psychotherapie an den Universitären Psychiatrischen Kliniken (UPK) Basel, in dem ich mir wesentliche Kenntnisse im Umgang mit Menschen in schwierigen Lebenssituationen aneignen konnte.[6]

---

5 Migration prägt meine Familie über mehrere Generationen hinweg. Während mein Vater im Jahr 1961 aus dem Friaul, Norditalien, als sogenannter „Saisonnier“ in die Deutschschweiz kam, migrierte meine Mutter im Jahr 1964 aus Kampanien, Süditalien, ebenfalls als „Saisonarbeiterin“ in die Schweiz. Auch bereits mein Urgrossvarter und Grossvater väterlicherseits waren in den 1930er Jahren Arbeitsmigranten in Frankreich. Danach arbeitete mein Grossvater einige Jahren in Deutschland und später in der Deutschschweiz, während seine Frau und seine drei Kinder in Italien blieben. In den 1960er Jahren lebten meine Grosseltern gemeinsam mit meinem Vater einige Jahre als „GastarbeiterInnen“ in der Deutschschweiz, bevor sie nach Italien zurückkehrten. Der ältere Bruder meines Vaters migrierte hingegen in den 1950er Jahren nach Venezuela, lebte dort 21 Jahre und kehrte dann nach Italien zurück. Der mittlere Bruder meines Vaters lebte nur zwei Jahre in der Schweiz. Drei der vier Geschwister meiner Mutter kamen ebenfalls in den 1960er Jahren jeweils für einige Jahre in die Schweiz, kehrten dann aber zurück nach Italien.

6 Während der Auswertung der Forschungsdaten kontaktierte mich eine Frau aus Kolumbien, die als administrative Mitarbeiterin der spanischsprechenden katholischen Kirche in einer Kantonshauptstadt tätig war. Sie war ebenfalls an einer Depression erkrankt und ich kannte ihre Lebensgeschichte, habe ihre Erfahrungen allerdings nicht in die Forschungsarbeit miteinbezogen. Sie bat aber um Rat bezüglich einer 30-jährigen Kolumbianerin, Lehrerin, die ihr gegenüber Suizidgedanken geäussert hatte. In einem Gespräch mit der jungen Frau gewann ich schnell den Eindruck, dass sie an einer Depression erkrankt war. Als sie über Suizid zu sprechen begann, wies ich sofort auf die Hilfe von Fachpersonen wie PsychotherapeutInnen oder PsychiaterInnen hin. Mit ihrem Einverständnis rief ich beim Ambulatorium für transkulturelle Psychiatrie in XY-Stadt an und wurde an die Universitären Psychiatrischen Kliniken (UPK) verwiesen, wo die junge Frau gleich aufgrund einer kurzen Telefonanamnese aufgenommen wurde. Während ihres Aufenthaltes auf der Kriseninterventionsstation im Universitätsspital XY-Stadt wurde bei ihr dann eine Depression diagnostiziert. Später bedankte sich die Frau bei mir für

4.5 Nähe-Distanz-Dilemma zum Untersuchungsfeld

Meine Position als Forscherin ist folglich durch Erfahrungen auf drei Ebenen geprägt. Ich untersuchte eine Minderheit erstens aus der eigenen Minderheitsperspektive als Angehörige der Migrationsbevölkerung, zweitens als selbst betroffene Frau als Migrantin der zweiten Generation mit einer eigenen Depressionserfahrung und drittens als Tochter einer Migrantin der ersten Generation, die eine Depression im Kontext der Migration erfahren hat. Die daher „mangelnde Distanz" zum Untersuchungsfeld war aus meiner Sicht von Vorteil. Die eigene Verletzlichkeit und das Einfühlen in die Erzählungen der Studienteilnehmerinnen schafften Nähe und Intimität, aus der oft sehr rasch eine Atmosphäre des Vertrauens entstand. In dieser fühlten sich die Gesprächspartnerinnen wahrgenommen, verstanden, angenommen und wertgeschätzt.

Bourdieu (1997a: 788) macht auf die Gefahren von zu grosser Nähe zum Forschungsfeld aufmerksam und räumt ein, dass trotz „professioneller Wachsamkeit" und „persönlicher Sympathie" eine nachlassende Aufmerksamkeit oft nicht vermieden werden kann und man sich der Illusion hingibt, man kenne die Antwort schon, wo es doch darum geht „sich statt dessen auf die Einzigartigkeit einer Lebensgeschichte einzulassen und zu versuchen, die Lebensschicksale gleichzeitig in ihrer Einmaligkeit und in ihrer Allgemeinheit zu verstehen". So könnte die Nähe zum Untersuchungsfeld verhindern, dass kulturelle Hintergründe nicht ergründet werden, da man sie nicht als Widerspruch erkannte. Weiter bestand die Gefahr, dass die interviewten Frauen aufgrund des ähnlichen Migrationshintergrunds und südländischen Erscheinungsbildes ein gemeinsames Erfahrungswissen voraussetzten und dieses Wissen im Gespräch nicht mehr deutlich erwähnen würden. Einige Frauen gingen während des Interviews von gemeinsamen Erfahrungen aus, indem sie ab und an die Äusserungen einbrachten „das kennst du doch" oder „wie du ja selber weisst". Zwei Frauen, die wesentlich älter als ich waren, nahmen mich als „Seconda" wahr. Sie betonten meinen Geburtsort in der Schweiz, um darauf hinzuweisen, dass ich es in der Schweiz leichter gehabt hätte und bezogen sich auch auf die Erfahrungen meiner Mutter, einer Migrantin der ersten Generation, mit Einwürfen „wie deine Mutter bestimmt auch erlebt hat". Die Gefahr der Familiarität habe ich vorab berücksichtigt. Da mir die Lebenswelt der befragten Migrantinnen vertraut war, achtete ich besonders darauf, nicht zu schnell davon auszugehen, alles gleich zu verstehen, was sie mir erzählten. Aus diesem Grund versuchte ich während der Gespräche eine unvoreingenommene und „naive" Haltung einzunehmen. Eine weitere Gefahr bestand darin, neue Aspekte unter dem Blickwinkel des Bekannten zu interpretieren.

Der Spagat zwischen Nähe und Distanz ist eine ständige Herausforderung. Mein Geschlecht, Alter, äusseres Erscheinungsbild, Staatsangehörigkeit, Migrationserfahrungen als „Seconda", Ausbildung, Beruf, sozialer Status und Familienstand beeinflussten die Interaktion mit den Befragten. Wie bereits hingewiesen bestimmten die oben genannten Faktoren den Zugang zu den Migrantinnen. Mein eigenes Alter Ende 30 während der Datensammlung half mir je nach Alter der Befragten entweder als

---

meine Intervention und fühlte sich sehr erleichtert, weil sie nun wisse, was mit ihr los sei und endlich wieder schlafen könne. Ihr wurden Antidepressiva verschrieben. Auch erfuhr ich, dass ihr Ehemann als Arzt im Universitätsspital arbeitete. Er hatte die psychische Erkrankung seiner Frau nicht bemerkt, sondern gedacht, sie leide „nur unter Heimweh".

gleichaltrige „Kollegin“ oder als „Tochter“ wahrgenommen zu werden. Da das Durchschnittsalter der interviewten Frauen 45 Jahre war, wurde ich eher als Frau, die sich in einem ähnlichen Lebensabschnitt befindet, gesehen. In der sozialen Hierarchie war mein Status als Tochter italienischer ArbeitsmigrantInnen oft niedriger als derjenige der interviewten Frauen, die oft der Mittel- bzw. Oberschicht in ihrem Herkunftsland angehörten. Dabei war auch unser Verhältnis nicht selten durch Macht und Machtgefälle geprägt. Mein Migrationshintergrund, als in der Schweiz geborene Frau, die seit ihrer Volljährigkeit zusätzlich die Schweizer Staatsangehörigkeit hat und politisch aktiv ist, ihre Ausbildung in der Schweiz absolvierte und somit über ein anerkanntes Diplom, Informationen, lokales Wissen und Zugang zu sozialen Beziehungen verfügte, beeinflusste ebenfalls die gegenseitige Wahrnehmung und Positionierung innerhalb der Forschungsbeziehung.

Es entstand zudem ein Ungleichgewicht während der Interviewsituation, in der eine „Erkrankte“ oder „ehemals Erkrankte“ von einer „Gesunden“ zu ihrem psychischen Gesundheitszustand befragt wurde, insbesondere wenn die Studienteilnehmerin zum Zeitpunkt des Interviews akut an einer Depression litt. Die Forschung zu einem sensiblen Thema wie Depression bedarf daher eines acht- und behutsamen Vorgehens im Gespräch. Ferner bestand ein ungleiches Verhältnis zwischen den Interviewten und mir darin, dass ich über das Forschungsmaterial bzw. die Informationen aus den Gesprächen verfügte und selber entschied, wie ich damit umgehe. Ich wollte mich aber nicht als wissenschaftliche Expertin mit hohem Bildungsniveau positionieren, sondern als aufrichtige und unwissende Interessierte an den Lebensgeschichten und subjektiven Sichtweisen der migrations- und krankheitsspezifischen Erfahrungen; wollte die Studienteilnehmerinnen als „Expertinnen in eigener Sache“ zu Wort kommen lassen.

Trotz meiner sozialen Nähe zum Untersuchungsfeld bestand gleichzeitig genügend Distanz, da ich nicht der lateinamerikanischen Gemeinschaft angehörte und die interviewten Frauen nicht befürchten mussten, dass ich das Erzählte in ihrer Community in Umlauf bringen würde.

Zusammenfassend ist hervorzuheben, dass die Motivation zu der vorliegenden Studie sowohl aus einem persönlichen als auch aus einem wissenschaftlichen Beweggrund entstand. Für die Interaktion mit den Interviewteilnehmerinnen und für die Auswertung meiner Forschungsdaten spielten mehrere Faktoren eine zentrale Rolle. Neben dem sozialwissenschaftlichen Studium waren mein Migrationshintergrund, meine Erfahrungen von Migration und Depression, das Auseinandersetzen mit der eigenen Gefühlsinnenwelt, das frühe Begleiten, Beraten und Unterstützen von MigrantInnen aus meinem sozialen Umfeld, die Erfahrungen in der Sozialberatung von Menschen mit Migrationshintergrund, die Tätigkeit als Studienberaterin mit mehrfach belasteten Studierenden sowie meine Weiterbildung in Psychotherapie enorm hilfreich, den Zugang zu den untersuchten Frauen zu öffnen und sehr nützlich für die Verarbeitung und Auswertung der gesammelten Forschungsdaten.

Eine der zentralsten Erkenntnisse, die ich in diesem Zusammenhang gewinnen konnte, ist: nur wenn ich dem Menschen in seiner Not, seinem Schmerz, Leid, seiner Freude oder allgemein in seiner Lebensgeschichte beziehungsweise in seiner Ganzheit mit echtem Interesse und empathischer und ungeteilter Aufmerksamkeit begegne, konnte ich mehr Vertrauen erwecken und dadurch eine wahre Verbundenheit zwischen den Interviewten und mir entstehen lassen. Das bewusste und aufrichtige Hin-

wenden zu einem Menschen sowie das Sich-Einlassen auf das Gegenüber ist meines Erachtens eine Voraussetzung, damit die interviewte Person die Bereitschaft verspürt, über ihre schmerzhaftesten und intimsten Erfahrungen zu erzählen. Die Beziehungsdynamik zwischen den Studienteilnehmerinnen und mir als Forscherin ist folglich von enormer Bedeutung für die Generierung neuer Erkenntnisse.

4.6 Interviewdurchführung

Im Zeitraum von Ende Januar 2012 bis Ende März 2015 habe ich insgesamt 22 biographisch-narrative Interviews mit lateinamerikanischen Migrantinnen der ersten Generation, die zum Zeitpunkt des Interviews an einer diagnostizierten Depression erkrankt sind oder waren, realisiert. Für die vorliegende empirische Untersuchung wurden jedoch 17 Interviews als Datenmaterial herangezogen, da fünf Migrantinnen[7] zwar zu einem Gespräch eingewilligt hatten, aber keine Tonbandaufnahme wünschten. Diese fünf Interviews habe ich nicht in die Analyse miteingeschlossen. Das Interesse, mit mir über ihre Migrations- und Depressionserfahrung zu sprechen, war zwar vorhanden, doch ebenso vorhanden waren die Vorbehalte, ihre Erfahrungen in einer Forschungsarbeit wiederzufinden. Eine Frau beabsichtigte einen Monat nach unserem Gespräch für immer in ihr Herkunftsland zurückzukehren und wollte nicht in die Forschungsarbeit miteinbezogen werden. Die anderen vier Migrantinnen fanden entweder ihre Lebensgeschichte nicht genügend interessant oder hatten Angst, dass ihre Anonymität nicht gewährleistet werden könnte. Ich habe diese Entscheidungen respektiert und nicht weiter insistiert. Ich war für die wertvollen Einblicke in die Lebensgeschichten dennoch sehr dankbar, da diese Gespräche für das vertiefte Verstehen des Themas Migration und Gesundheit sehr hilfreich waren. Zusätzlich führte ich mit sechs weiteren Frauen aus Lateinamerika mit diagnostizierter Depression ein Gespräch. Diese teilten mir aber gleich von Beginn an mit, nicht an der Forschung partizipieren zu wollen. Sie äusserten dennoch den Wunsch, mit mir über ihre Erfahrungen im Umgang mit einer Depression als Migrantin in der Schweiz sprechen zu wollen. Diese Gespräche habe ich ebenfalls nicht in die Analyse miteinbezogen. Ihren Erzählungen hörte ich dankbar zu, da sie mich meinem Untersuchungsfeld näher brachten.

Von den 17 Interviews, die ich in die Auswertung miteinbezogen habe, führte ich 15 Interviews innerhalb von 16 Monaten, zwischen Januar 2012 und Mai 2013. Im Jahr 2012 konnte ich auf das Jahr verteilt fünf Interviews führen, während ich im Jahr 2013 die Möglichkeit erhielt, zehn Interviews in den ersten fünf Monaten des Jahres zu führen. Die beiden letzten Gespräche fanden jeweils im Frühjahr 2014 sowie im Frühjahr 2015 statt. Diese letzten beiden Interviews realisierte ich trotz vorheriger Kenntnis der Lebensgeschichten. Beide Frauen kannte ich aus dem privaten bzw. beruflichen Umfeld und beide boten von sich aus an, interviewt und ebenfalls in meine Untersuchung einbezogen zu werden. Obwohl die Datensammlung bereits im Frühjahr 2013 beendet

7 Diese fünf Frauen sind zwischen 37 und 65 Jahren alt, zwei Frauen kommen ursprünglich aus Chile und jeweils eine Frau aus Brasilien, Peru und Kolumbien. Sie verfügen über eine Aufenthaltsbewilligung B, C oder sind Schweizerinnen. Vier Frauen leben im Kanton Basel-Stadt und eine im Kanton Bern. Bis auf eine sind alle gut ausgebildete Migrantinnen. Keine arbeitet jedoch in ihrem im Herkunftsland erlernten Beruf. Ein Interview führte ich auf Portugiesisch und die anderen vier auf Spanisch.

war, entschied ich mich für die Interviews, da sie mir ganz neue Aspekte zum Thema vermittelten. Meine Kontakte zu einzelnen lateinamerikanischen Frauen, die nicht in der Schweiz geboren waren, erstreckten sich somit über sechs Jahre und dauern teilweise bis in die Gegenwart an.

Vor Beginn der wissenschaftlichen Datenerhebung mit den Studienteilnehmerinnen führte ich sieben explorative Interviews mit Fachpersonen aus dem Bereich Migration und (psychische) Gesundheit sowie aus dem Bereich (lateinamerikanische) Migration in der Schweiz, die aufgrund langjähriger Erfahrung über bereichsspezifisches Wissen und Können verfügen. Interviewmöglichkeiten ergaben sich mit einem transkulturellen Psychiater und Psychotherapeuten, der an einer Psychiatrischen Universitätsklinik in der Deutschschweiz tätig ist, einem Professor mit Schwerpunkt Psychotherapie und Psychosomatik, der an einem Universitätsspital arbeitet, sowie mit drei transkulturellen Psychotherapeutinnen mit eigener Praxis, eine davon mit lateinamerikanischem Migrationshintergrund. Ferner führte ich ein Gespräch mit einem Professor für Soziale Arbeit an einer französischsprachigen Fachhochschule, spezialisiert auf Problemstellungen, die Migration, Lebensläufe und soziale Fragen verbinden und einem Soziologen, der langjähriges Erfahrungswissen in Migration und Gesundheit aufweist und am Schweizerischen Forum für Migrations- und Bevölkerungsstudien (SFM) forschte. Die Auskünfte der explorativen Interviews, die ich ohne Tonbandaufnahme führte, verwendete ich nicht wie Daten. Die Gespräche mit den ExpertInnen erbrachten mir neue Aspekte und Informationen zu dem Forschungsbereich Migration und Gesundheit, und waren für die Formulierung meiner Forschungsfrage hilfreich.

4.6.1 Von den Vorgesprächen bis zum Interview

Vor dem eigentlichen Interview führte ich mit allen Frauen ein telefonisches Vorgespräch durch oder ich traf mich mit ihnen persönlich. Dies war sehr wichtig für die Vertrauensbildung. In diesen Vorgesprächen stellte ich mich als Forscherin und als Frau mit Migrationshintergrund vor und legte den Interviewpartnerinnen das Forschungsvorhaben dar. Ich garantierte den interessierten Studienteilnehmerinnen einen forschungsethischen Umgang mit den Daten und sicherte ihnen absolute Diskretion sowie eine Anonymisierung ihrer Angaben zu. Ich wies sie darauf hin, dass sie jederzeit ihre Interviewzusage zurückziehen könnten, sollten sie nach dem Vorgespräch Unsicherheit oder ungute Gefühle verspüren. Ihnen für die Entscheidung am Interview teilzunehmen viel Raum und Zeit zu geben, erschien mir eine wichtige Voraussetzung für die Beziehungsbildung sowie für eine angemessene Gesprächssituation, in der sie sich ohne Misstrauen dem Erzählen ihrer Erfahrungen hingeben könnten. Es war wichtig, dass sie sich für das Einverständnis zum Gespräch auf keinen Fall unter Druck gesetzt, bedrängt oder verpflichtet fühlten, sondern selber das Interesse hegten, einer fremden Frau ihre Biographie zu erzählen. Oft sprachen die an einem Interview interessierten Migrantinnen bereits während dieser Vorgespräche von sich aus ihren persönlichen Bezug zum Forschungsthema an. Die meisten Frauen fügten hinzu, gerne ihre Lebensgeschichte erzählen zu wollen, wenn dies anderen Migrantinnen helfen könne. Vereinzelt entstand der Eindruck, dass mit der Teilnahme an der Studie auch Hoffnungen und Sehnsüchte an mich als Forscherin geknüpft wurden, wobei ich mir nicht sicher war, diesen gerecht werden zu können. Während der

Interviewvorgespräche wurde in gegenseitiger Absprache mit allen das „Du" vereinbart. Diese Anrede- und Grussform war einerseits Ausdruck gegenseitigen Respekts und Achtung, aber andererseits auch der Versuch, schneller zu den befragten Migrantinnen Nähe aufbauen und ihnen gleichwertig begegnen zu können.

Alle 17 biographisch-narrativen Interviews mit lateinamerikanischen Migrantinnen zeichnete ich auf Tonband auf und wertete sie aus. Die Gesamtdauer der Gespräche variierte zwischen 1.5 bis 3.75 Stunden. Acht Interviews, d.h. die Mehrheit der Gespräche, dauerten in der Regel 3 bis 3.75 Stunden, sechs Gespräche zwischen 2 bis 3 Stunden und drei Interviews zwischen 1.5 bis 2 Stunden. Insgesamt hatte ich 51 Stunden Interviewmaterial. Die Dauer der Treffen lag zwischen 2.5 und 6 Stunden. Die Länge der Interviews und der Treffen waren für mich ein Hinweis auf die Erzählbereitschaft und das Mitteilungsbedürfnis der interviewten Migrantinnen und weniger Ausdruck meiner Fragen. Alle ergriffen mit viel Eigeninitiative die Möglichkeit zum Erzählen ihrer Biographie. Die gesprächsfreudigen Frauen fühlten sich geehrt und wertgeschätzt, weil sich jemand für ihre Lebenssituation interessierte und sie selber zu Wort kommen liess.

Ich erstellte schon beim ersten Kontakt für jede Gesprächspartnerin eine Excel-Tabelle, in die ich zur jeweiligen Person alle gesammelten Informationen fortlaufend eintrug. Am Ende der Datensammlung und Auswertung hatte ich 56 Kategorien für alle 17 befragten Frauen angelegt. Sie bestanden beispielsweise in detaillierten Angaben zur Person (z.B. Geburtsdatum, Herkunftsland, Adresse, Aufenthaltsbewilligung), zur Interviewsituation (z.B. Datum der ersten Kontaktaufnahme, Interviewort, -dauer, Zugang) und zu Informationen über die Migration (z.B. Alter bei der Migration, Einwanderungsdatum, Migrationsweg, -auslöser und -motive). Ferner hielt ich Auskünfte zur Ausbildung, Studium und beruflichem Werdegang und Arbeitsmarktpartizipation sowie Zivilstand und Familiensituation fest. Schliesslich listete ich Informationen zur Depression (z.B. auslösender Moment der Depression, Datum der Erkrankung und der Diagnose, behandelnde Fachperson, Dauer der Depression, Alter bei Diagnose, Aufenthaltszeit in der Schweiz bei der Diagnose, Behandlungsformen, Umgang, Manifestation der Depression etc.) in der Tabelle auf. Dieses Verzeichnis ermöglichte mir, die grossen Datenmengen effizient zu verwalten und einen Überblick zu bewahren.

Allen befragten Migrantinnen wurde freigestellt, das Interview auf Deutsch oder in ihrer Muttersprache, Spanisch, durchzuführen. Die interviewten Frauen sollten sich bei einem emotional belastenden Thema in ihrer Muttersprache ausdrücken können. Sie sollten selbst entscheiden, in welcher Sprache sie ihre Gedanken, Gefühle und Erinnerungen artikulieren wollen. Neun Frauen bevorzugten das Interview auf Spanisch zu führen, acht Frauen wählten Deutsch als Konversationssprache. Die Frauen, die das Gespräch in deutscher Sprache führten, wechselten gelegentlich ins Spanische, wenn ihnen z.B. ein Wort auf Deutsch entfallen war oder sie etwas besonders Bedeutsames hervorheben wollten. Somit sind auch in den auf Deutsch geführten Interviews teilweise kleine Sequenzen in spanischer Sprache enthalten.

4.6.2 Interviewsetting

Die Wahl des Interviewortes sowie des Zeitpunktes überliess ich den Migrantinnen. Die Treffen mit den Frauen, die entweder bei ihnen zuhause, in einem öffentlichen Café oder in meiner Wohnung stattfanden, dauerten zwei bis sechs Stunden. Wichtigstes Kriterium war, dass sie sich während des Interviews wohl und ungestört fühlen sollten.

Die meisten Interviews (13) fanden im Wohnzimmer oder in der Küche der Migrantinnen statt. Die gewohnte Umgebung vermittelte möglicherweise den Gesprächspartnerinnen ein Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit, was ihnen das Erzählen von schwierigen Erfahrungen im Kontext ihrer Lebensgeschichte erleichterte. Darüber hinaus lieferte die private Umgebung zusätzliche Informationen über die Lebensweise der Studienteilnehmerinnen. Vier Interviews führte ich auf Wunsch der Studienteilnehmerinnen bei mir zuhause. Von diesen vier Interviews waren zwei eine Mischvariante, d.h. mit zwei Migrantinnen, die ich zwei Mal interviewte, fand jeweils das erste Gespräch bei ihnen und das zweite anschliessend bei mir zuhause statt. Obwohl allgemein private Räume für biographische Interviews empfohlen werden, damit eine vertraute Atmosphäre entstehen kann, wie Küsters (2009: 54) darlegt, wählte eine Migrantin für alle Treffen, Interviews und weiterführenden Interviews ein öffentliches Café aus. Es zeigte sich, dass eine Atmosphäre der Vertrautheit auch in einem öffentlichen Café entstehen kann, lediglich die Qualität der Tonbandaufnahme wurde etwas beeinträchtigt oder der Erzählfluss durch die Serviceangestellten gelegentlich unterbrochen.

Die einzige Voraussetzung für alle Treffen war, dass die Interviewpartnerinnen genügend Zeit für die Gespräche aufbringen konnten. Alle Interviews wurden ausnahmslos ohne die Anwesenheit einer zweiten Person geführt. Auch alle Familienangehörigen waren, bis auf ein sechs Monate altes Baby, zum Zeitpunkt des Interviews ausser Haus. Kinder und Ehemänner der Studienteilnehmerinnen lernte ich teilweise vor oder nach den Interviews kennen. In der Regel verliefen die Gespräche ungestört, allenfalls wurden sie durch Telefonanrufe kurz unterbrochen.

Die Interviews fanden vor- und nachmittags statt. Zwei Gespräche wurden am Abend geführt. In den meisten Fällen gab es mindestens zwei Termine mit den Gesprächspartnerinnen. Nur eine beendete von sich aus nach ca. einer Stunde das Gespräch bei ihr zuhause, ein neuer Termin fand drei Tage später statt. Zwei Mal musste ein Interview verschoben werden, krankheits- wie auch situationsbedingt.

Mit vier Migrantinnen fanden weitere Gespräche und zusätzlich vertiefte Interviews statt, wovon zwei in der vorliegenden Arbeit als Falldarstellungen präsentiert und ausgewertet werden. Die Zeitspanne zwischen dem ersten und dem vertieften Interview betraf 1.5 bis 2 Jahre.

4.6.3 Eine verstehende und empathische Haltung als Vertrauensgrundlage

Die Haltung, die ich meinen Gesprächspartnerinnen gegenüber einnahm, war für das Gelingen der Interviews bedeutend. Die Interviews führte ich mit einer „verstehenden Haltung" durch, angelehnt an die Überlegungen des Soziologen Pierre Bourdieu in seiner Studie *Das Elend der Welt* (1993 [1997]). Die Gesprächspartnerinnen sollten verstehen, dass ich mich in ihre Situation hineinzuversetzen versuche, ohne zu bewerten

oder zu urteilen. Eine verstehende Soziologie interessiert sich nicht nur für die grossen Schicksalsschläge der Menschen, sondern auch für die kleinen Alltagsgeschichten, in denen vieles zu entdecken ist (Streckeisen 2010: 16). Bourdieu verweist darauf, dass wir uns gedanklich an die Position, die die Interviewten in der Gesellschaft einnehmen, begeben sollen, wobei wir uns stets vor Augen halten, dass es nicht die unsrige ist. Dabei verfolgen wir gemäss Streckeisen (2010: 16-17) nicht das Ziel, die Sichtweisen der Befragten einfach zu übernehmen oder als die einzig richtigen zu portraitieren, sondern es geht vielmehr darum ihre Gefühle und Ansichten mit Hilfe unseres eigenen Wissens über die Gesellschaft und die Position, die sie dort einnehmen, zu verstehen. Streckeisen (2010: 17) stellt fest: Wenn es uns gelingt diese verstehende Haltung einzunehmen, sind wir in der Lage sowohl das Einzigartige und Individuelle an den Biographien herauszukristallisieren als auch das Allgemeine und Gesellschaftliche. Streckeisen (2010: 17) konstatiert,

> „die portraitierten Personen erscheinen nicht einfach als Sozialfälle, Randständige oder Unqualifizierte, sondern als vollwertige, eigenständige und eigensinnige Menschen in besonderen Lebensumständen, deren Geschichten stets auch etwas mit den Geschichten vieler anderer Menschen zu tun haben, und letztlich auch mit unserer eigenen Geschichte."

Das Besondere an der Methode der Datengewinnung und Dateninterpretation in der Studie *Das Elend der Welt* war gemäss Schultheis (1997: 829) Pierre Bourdieus forschungsethisches wie auch methodologisches Leitmotiv: „Nicht verhören, sondern zuhören, nicht instrumentalisieren, sondern zur Verfügung stehen". Wie Bourdieu (1997a: 785-791) darlegt geht dieses Verstehen mit einer „sozialen Aufrichtigkeit", einer „Aufmerksamkeit für das Gegenüber" und einer „hingebungsvollen Offenheit" einher und kann sogar Bezeugung einer „intellektuelle[n] Liebe" sein. Diese Ausführungen Bourdieus waren für das Verständnis meiner Interviewbeziehung zu den befragten Migrantinnen von zentraler Bedeutung und grossem Nutzen. Auch auf die Gefahr hin, dass die folgende Aussage nicht als wissenschaftlich verstanden wird, soll provokativ Bourdieus Ausführung erweitert werden und ich spreche von „Liebe" im Allgemeinen während der Interaktion mit den Befragten. Denn Aussergewöhnliches geschieht, wenn eine Atmosphäre entsteht, die von aufrichtigem und wahrem Mitgefühl, ungeteilter Wertschätzung sowie uneingeschränkter Anerkennung, Respekt, Achtung, Präsenz, Aufmerksamkeit, Verstehen und Herzlichkeit getragen wird. Dies alles sind Facetten der Liebe, Worte, die die innere Haltung zu meinem Gegenüber beschreiben. Meines Erachtens sind diese Aspekte für die Beziehungsgestaltung und die Vertrauensbildung zentrale Elemente. Es war erstaunlich, wie offen alle Frauen über ihre schwierigen Erfahrungen und Gefühlslagen mit mir sprachen. Meine Offenheit im Umgang mit meinen eigenen Gefühlen trug sicher massgeblich dazu bei, dass sich die interviewten Frauen mir gegenüber ebenfalls öffneten. Miranda Lopez, eine 43-jährige Frau aus Guatemala, bestätigte meinen Eindruck mit den Worten: „Dank deiner offenen Art fiel es mir leicht dir meine Geschichte zu erzählen". Hilfreich war auch, keine Berührungsängste zu dem sensiblen Thema Depression zu haben und unvoreingenommen zu sein. Insofern ziehe ich den Schluss, dass neben Bourdieus Auffassung einer „verstehende[n] Haltung" auch eine „offene, aufmerksame, interessierte,

akzeptierende, achtende und einfühlsame Haltung“ für die Interviewinteraktion von entscheidender Bedeutung ist.

Diese Haltung ist in der klientenzentrierten Psychotherapie nach Carl Rogers (1972) ausführlich beschrieben und hinsichtlich ihrer heilsamen Wirkung gründlich erforscht worden. Die drei Haltungen „Authentizität“, „bedingungsfreie Wertschätzung“ und „Empathie“ sind gemäss Rogers Voraussetzung für einen gelingenden therapeutischen Prozess. Ein solcher personenzentrierter Ansatz ist auch über die Gesprächspsychotherapie hinaus eine Lebens- und Arbeitsweise und sehr hilfreich in allen menschlichen Beziehungen. Diese Haltungen unterstützen eine vertrauensvolle Beziehung zwischen dem Forschenden und den Befragten.

Domenig (2007: 174; 178) spricht im Kontext der kulturellen Kompetenz von der Methode der narrativen Empathie, bei der es darum geht, Vertrauen zu bilden und die Menschen von sich erzählen zu lassen. Diese Methode betont eine wertschätzende, respektvolle Haltung gegenüber MigrantInnen. Gleichzeitig betont sie, dass die Erzählungen von Erkrankten eine zentrale Rolle im Bewältigungsprozess einer Krankheit spielen. Rosenthal (1995: 174) zufolge kann durch „aktives Zuhören“ beim biographischen Erzählen eine helfende oder gar heilende Wirkung im Prozess des Erzählens selbst eingeleitet werden. Das Erzählen schmerzlicher Erfahrungen kann mit Unterstützung aktiven Zuhörens beim Betreffenden eine kathartische Wirkung des „Abgeben-Könnens“ von Belastendem hervorrufen. Meine eigene Überzeugung ist ebenfalls, dass „aktives Zuhören“ und eine ungeteilte und offene Aufmerksamkeit dem Gegenüber helfen, sich seiner Gedanken und Gefühle bewusst zu werden und damit eine heilende Wirkung entfalten.[8] Nach den Interviews erfuhr ich von fast allen Befragten immer eine grosse Dankbarkeit, die mich anfänglich überrascht hatte. Sie erwähnten mir gegenüber, dass es ihnen gut getan habe über ihre Erfahrungen zu sprechen. Dafür stehen die Worte von Rosita Diaz, einer 54-jährigen Frau aus Kolumbien: „Ich hätte nie gedacht, dass ich mich nach dem Erzählen meiner Geschichte so befreit gefühlt hätte, so als wäre mir eine Last von meinen Schultern gefallen“.

Auch Miranda Lopez (s.o.) äusserte:

> „Als ich dich anrief, um dir bei deiner Forschung zu helfen, dachte ich nicht, dass die Hilfe gegenseitig sei. Durch das Verstehen meiner Situation ist mir bewusst geworden, was ich tatsächlich brauchte. Ich benötigte etwas Grösseres, um diese Barrieren im meinem Leben zu überwinden, die gross waren, gewaltig waren, daher denke ich, dass nichts zufällig passiert. Und wenn du heute bei mir zuhause bist, hat das bestimmt eine Bedeutung. Ich danke dir dafür, dass du dich für andere Menschen interessierst und kümmerst. Normalerweise schaut der Mensch nur für sich oder handelt vor dem Hintergrund, etwas Finanzielles rausschlagen zu können. Dann gibt es Menschen wie dich, die sich um das Wohlbefinden und die psychische Gesundheit anderer Menschen kümmern und sich engagieren. Das ist eine schöne Sache, dass es Menschen wie dich gibt, denn das motiviert, inspiriert, ermutigt, hilft und lässt uns bewusst werden, dass wir nicht alleine sind. Es lässt uns bewusst werden, dass wenn es jemanden gibt, der diese Erfahrungen selber schon gemacht hat, zeigt es uns, dass man über alles hinweg-

8 Die kraftvolle Wirkung des aktiven Zuhörens beobachte und erlebe ich ebenfalls oft während meiner Tätigkeit als Sozialberaterin bei einer Beratungsstelle für Migrantinnen und Migranten.

kommen kann und alles überwindbar ist. Menschen, die leiden, sprechen die gleiche Sprache und haben eine Verbindung, in welcher eine grosse Kraft enthalten ist."[9]

Auch später, nach der Datenerhebungsphase erhielt ich positive Rückmeldungen von Frauen, das Erzählen ihrer migrationsspezifischen Erfahrungen habe bei ihnen etwas in Gang gesetzt. So berichtete Selena Cruz, eine 47-Jährige aus Peru:

> „Die bewusste Auseinandersetzung mit meinen Migrationserfahrungen hat mich bestärkt und ich entwickelte neues Selbstbewusstsein. Ich entwickelte neuen Mut mich für eine ausgeschriebene Stelle zu werben, die genau meinem Wunsch entsprach. Nun gehe ich nebst meiner Tätigkeit als Putzfrau zusätzlich einer Arbeit als Verkäuferin im Textilbereich nach, bei welcher ich mich wertgeschätzt fühle."[10]

Anfänglich hatte ich nach dem Ende der Interviews, in denen so viel Persönliches offenbart wurde, das Bedürfnis, den Befragten ebenfalls etwas Persönliches zurückgeben zu müssen. Später erkannte ich, dass meine Aufmerksamkeit, mein Verstehen und mein Mitgefühl bereits eine Gegenleistung darstellte. Als Wissenschaftlerin erhielt ich also nicht nur Informationen und die Interviewpartnerinnen waren nicht nur einseitig Gebende, sondern durch Erzählen und Zuhören fand ein Austausch zwischen zwei Menschen statt. Nicht selten nahm ich ein verbindendes „Wir-Gefühl" wahr. So war immer wieder zu beobachten, dass aufrichtiges, intensives und nachvollziehendes Zuhören, mitfühlend, ohne Bewertung, ohne Ratschläge zu erteilen, ein einfach mit einem offenen Herzen Zuhören bei dem Gegenüber bewirkte, sich angenommen und verstanden zu fühlen und für einen Augenblick Trost zu finden. In diesen Momenten fanden eine menschliche Begegnung sowie eine Wechselbeziehung statt. Die Beziehungsform war durch bedingungslose Anerkennung und Respekt gekennzeichnet.

Wie Pierre Bourdieu (1997a: 793) bin auch ich nicht der Auffassung, dass der/die SozialforscherIn eine möglichst neutrale Position einnehmen muss, sondern ein Interview ein Involviertsein und Betroffenheit erfordert:

> „Diese Anteilnahme, mit der man sich in das Gespräch einbringt und damit auch seinen Gesprächspartner dazu bewegt, sich einzubringen, ist das, was ein gewöhnliches Gespräch oder auch das Interview, wie wir es praktiziert haben, von einem Interview, in dem der Interviewer in seinem Bemühen um Neutralität jedes persönliche Sich-Einbringen vermeidet, am allerdeutlichsten unterscheidet" Bourdieu (1997a: 794).

Das Interview ist dabei als eine „geistige Übung" zu begreifen, „die darauf abzielt, über die ‚Selbstvergessenheit' zu einer ‚wahren Konversion des Blickes' zu gelangen" (Bourdieu 1997a: 788). Mit dieser Offenheit sowie durch das Sich-Einfühlen werden die Probleme des Befragten zu den eigenen, was dazu beiträgt, den/die GesprächspartnerIn in seiner „ganz besonderen Bedingtheit" zu verstehen (Bourdieu 1997a: 788-791).

Mir war es ein Anliegen während der Interviewinteraktion nicht „nur" als Forscherin aufzutreten und mich in „neutraler Distanz" zu halten, um mich aus Angst vor

---

9 Das Interview mit Miranda Lopez führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

10 Auch dieses Interview mit Selena Cruz führte ich auf Spanisch und übersetzte es später ins Deutsche.

Beeinflussung hinter der Fassade einer „Forscherininstanz“ oder „Fachautorität“ zu verstecken, sondern ich brachte mich auch selbst als Person ein. Ich liess mich während dieser Begegnung bewusst als Mensch, mit Erfahrungen und Gefühlen auf die Studienteilnehmerinnen ein und liess mich vom Erzählten überraschen und berühren. Eine distanzierte Haltung als Wissenschaftlerin den Gesprächspartnerinnen gegenüber hätte mir nicht den gleichen Zugang zu intimen und heiklen Informationen ermöglicht.

4.6.4 Gefühle im Forschungsprozess

Die Interviewinteraktion war sowohl bei den Befragten als auch bei mir von Gefühlen begleitet, die sich auf meine Forschungserfahrung auswirkten. Zum einen waren die interviewten Frauen nicht selten emotional ergriffen, wenn sie über ihre Erfahrungen berichteten. Während des Erzählens wurden sie von zahlreichen Gefühlen wie etwa Freude, Trauer, Enttäuschung, Ängste, Ärger, Furcht, Stolz etc. eingeholt, die ihren Ausdruck beispielsweise in schallendem Lachen, Weinen, Empörung und Nachdenklichkeit fanden. Einige Frauen waren anfänglich bemüht ihre Emotionen zurückzuhalten und zeigten kaum Gefühle während des Erzählens. Im Laufe des Interviews äusserten auch diese Frauen vermehrt ihre Emotionen. In sieben Fällen wurden die Migrantinnen beim Sprechen über ein schmerzhaftes Lebensereignis von ihren Gefühlen eingeholt und begannen zu weinen. Ich hatte keine Fragen zu diesen spezifischen Erfahrungen gestellt, sondern nach einer anfänglichen allgemeinen Erzählaufforderung sprachen sie von sich aus diese Lebenssituationen an. Selena Cruz, eine Peruanerin, weinte, als sie über den Verzicht auf ein zweites Kind aus finanzieller Angst sprach. Miranda Lopez aus Guatemala wurde von ihren Emotionen überwältigt, als sie, um ihrem gewalttätigen Ehemann zu entfliehen, vom Zurücklassen der Kinder im Herkunftsland erzählte. Rosita Diaz, eine Kolumbianerin, hatte Tränen in den Augen, als sie von den Schwierigkeiten und Demütigungen in ihrer einjährigen binationalen Ehe berichtete. Leticia Domingo, aus Peru, brach in Tränen aus, als sie von ihrem Schwangerschaftsabbruch im Kontext finanzieller Probleme erzählte. Amalia Torres, aus Venezuela, weinte, als sie über ihre Kinder sprach, die getrennt von ihr lebten. Veronica Rodriguez, aus Mexiko, weinte, als sie über ihre schmerzhaften Erfahrungen während einer Scheidung sprach und eine Frau aus Kolumbien, Sofia Garcia, liess ihren Emotionen freien Lauf, als sie von ihren drei minderjährigen Kindern sprach, die ihren kürzlich an Krebs gestorbenen Vater vermissten. In diesen Momenten war es wichtig, die Gefühle respektvoll aufzunehmen und nicht zu übergehen. Ich schaltete dann das Tonbandgerät aus und äusserte mein Mitgefühl durch unterschiedliche Gesten wie Hand nehmen oder Umarmen. Auf die Gefahr hin eine forschungsethische Grenze überschritten zu haben, folgte ich mit diesen Gesten meinem Instinkt, denn ich vertrete die Ansicht, dass Zuhören, begleitet von einer Umarmung, eine nicht zu unterschätzende Wirkung haben kann. Der körperliche Kontakt sowie meine Anteilnahme waren in diesem Fall Ausdruck freundschaftlicher Zuneigung und emotionaler Zuwendung. Nach solchen Unterbrechungen fragte ich die Studienteilnehmerinnen, ob sie das Interview fortsetzen wollten, wofür sich alle sieben Frauen entschieden. Ich schaltete das Tonbandgerät wieder ein und setzte das Interview fort, indem ich die jeweilige schwierige Lebenserfahrung aufnahm. In Anlehnung an Rosenthal (2002a: 212) sagte ich: „Das berührt dich heute noch sehr“, wenn sich die Gefühle auf eine

gegenwärtige Situation bezogen, oder: „Du fühltest dich damals hilflos", handelte es sich um Gefühle aus Situationen aus der Vergangenheit. Rosenthal weist darauf hin, dass mit dem „Verbalisieren von emotionalen Erlebnisinhalten" der Zuhörende dem Erzählenden sein Bemühen zu verstehen und seine Bereitschaft, auf die Gefühle des Gegenübers einzugehen, zeigt. Die Frauen waren anschliessend frei zu entscheiden, ob sie über die belastenden Erinnerungen weiter erzählen wollten oder ich ihnen eine neue Erzählaufforderung geben sollte. Dies setzt gemäss Rosenthal (2002a: 221) einen Balanceakt zwischen einem vorsichtigen und einem erzählgenerierenden Nachfragen voraus. Ausserdem betont Rosenthal (2002a: 227), dass in dieser Situation ein sensibles erzählunterstützendes Eingehen auf die Themen erforderlich ist.

Zum anderen war ich selber als Forscherin nicht selten vom Gehörten emotional ergriffen. Während des Interviewprozesses gab es viele Momente, in denen man zusammen lachen konnte, ich mich aber auch traurig, erstaunt, ohnmächtig oder betroffen fühlte. Gerade Rassismuserfahrungen im Alltag und der seelische Schmerz über diese menschliche Abwertung und gesellschaftliche Ablehnung waren sehr bewegend. Ein konkretes biographisches Erlebnis einer Migrantin löste Tränen bei mir aus. Leonor Castro[11], 40 Jahre alt, aus Mexiko, mit drei universitären Abschlüssen, schilderte, wie sich die Depression bei ihr manifestierte. Sie beschrieb scheinbar unbeteiligt und emotional distanziert, an manchen Tagen nicht mehr die Kraft gehabt zu haben, um auf die Toilette zu gehen. Sie urinierte neben ihr Bett und kroch anschliessend zurück. Im Nachfrageteil des Interviews antwortete Leonor Castro auf die Frage, ob ihr dies auch in Mexiko hätte passieren können: „Ich glaube nicht. In Mexiko hätte mich meine Mutter bereits viel früher zum Arzt gebracht, bevor es überhaupt so weit gekommen wäre." Diese Aussage berührte mich zutiefst und auch auf die Gefahr hin als Forscherin nicht „adäquat" zu reagieren, überdeckte oder versteckte ich meine eigenen Emotionen nicht. Gleichzeitig war ich mir meiner Rolle als Forscherin aber bewusst und achtete darauf, mich nicht von meinen eigenen Gefühlen überwältigen zu lassen.

Da einige Erzählungen der interviewten Frauen mich an eigene Erfahrungen, an die meiner Mutter oder meines sozialen Umfeldes in meiner Kindheit erinnerten, galt meine ungeteilte Aufmerksamkeit für einen Augenblick nicht mehr meinem Gegenüber, sondern dem, was in meinem Inneren geschah. Sobald mir das bewusst wurde, kehrte ich gleich innerlich zur Befragten zurück. Es galt daher klar zu differenzieren, welche Erfahrungen die der Studienteilnehmerinnen und welche meine eigenen sind.

Hilfreich im Umgang mit dem mir Anvertrauten war das Führen eines Forschungstagebuches, in dem ich meine Beobachtungen, Eindrücke, Gedanken und Gefühle während und nach dem Interview festhielt. In diesem Prozess waren der Austausch mit meinem Erstbetreuer Prof. Dr. Ueli Mäder und meiner Zweitbetreuerin Prof. Dr. Yvonne Riaño sowie die regelmässigen Treffen während der Datenerhebungsphase und im Auswertungsprozess mit Dr. Florence Weiss, Ethnologin und Ethnopsychoanalytikerin, eine wichtige Stütze. Hier sind die Ausführungen von Ueli Mäder (2010a: 167) aufschlussreich, denn sie zeigen sehr deutlich die Bedeutung des Einbeziehens und der Reflexion von eigenen Gefühlen bei der Auswertung der Interviews:

> „Da die persönliche Aussage einen meistens emotional berühren, ist auch das einzubeziehen, was die Erzählungen mit uns machen und wie unser Nacherleben die Ge-

11 Auf diese Biographie werde ich in einer Falldarstellung näher eingehen.

sprächsdynamik beeinflusst. Da sind viele Selbstreflexionen, Intervision und Supervision gefragt. Sie helfen und lassen uns immer wieder entdecken, welchen Sinn unsere Interpretationen anstreben. Sie weisen uns auch darauf hin, wie interpretierend bereits unsere Transkripte sind."

Das Wahrnehmen und Auseinandersetzen mit eigenen Gefühlen und subjektiven Reaktionen sind folglich als Teil der Forschungsbeziehung zu verstehen sowie als ein wichtiger Schlüssel für die Interpretation der Forschungsdaten[12]. Dabei versuchte ich mich selbstreflexiv mit der Frage auseinanderzusetzen, welchen Einfluss die gemeinsam geteilten Erfahrungen als Frau mit Migrationshintergrund und die Gefühle von Betroffenheit, Solidarisierung, Unsicherheit, Irritation wie auch Unbehagen auf die Forschungsbeziehung zwischen den Befragten und mir haben können und welche emotionale Beziehungsdynamik daraus resultiert.

Zusammenfassend ist dazu festzustellen, dass ich eine kontinuierliche Evaluierung meiner Rolle als Forscherin betrieb, den Umgang mit meinen eigenen Gefühlen reflektierte und die Notwendigkeit sehe, diesen Gefühlen Rechnung zu tragen und sie bewusst in die Analyse einzubeziehen. Dieser reflexive Ansatz ist als methodologischer Schritt zu verstehen und bedeutet nicht, dass der Untersuchungsgegenstand der Subjektivität des Forschenden unterliegt.

Die offene und aufrichtige Reaktion der Interviewerin auf das Gehörte liess eine einende Verbindung mit den Interviewten entstehen. Es besteht zwar in der Forschung oftmals eine Berufung auf ForscherInnendistanz und Unbeteiligung, aus Angst die „Neutralität" der Wissenschaft nicht bewahren zu können, doch als Forscherin sich selber als Mensch einzubringen, offene Ohren und ein offenes Herz anzubieten, bewirkt, dass Unerwartetes erzählt wird. Der Schlüssel für ein gelungenes Interview ist also die Bereitschaft zu verstehen und zu fühlen. Wenn ich als Forscherin einen offenen Zugang zu meinen eigenen Gefühlen habe und sie verstehe, kann ich auch fühlen, was andere fühlen und sie verstehen.

Vor diesem Hintergrund erachte ich nicht nur eine „verstehende Haltung", sondern auch ein „fühlendes, empathisches, urteilsfreies und wohlwollendes Verstehen", wie ich es bezeichnen möchte, während der Interviewinteraktion als zentral bedeutsam. Um den Menschen in seiner Ganzheit zu verstehen, ist es notwendig, sich ihm während des Interviews fühlend anzunähern und sich vom Erzählten berühren zu lassen. Was heilt, erlöst und tröstet, ist Wertschätzung, Achtung, Anerkennung, Verständnis und Mitgefühl oder zusammengefasst: „Liebe".

4.7 Beziehungsebene zu den befragten Migrantinnen

Da ich Frauen in teilweise schwierigen Lebenssituationen befragte, war es für mich selbstverständlich, ihnen auch über den Forschungskontext hinaus zur Verfügung zu stehen, und ich übernahm weitere soziale Rollen über die der unbeteiligten Forscherin hinaus. Unterschiedlich intensive Beziehungen mit unterschiedlich emotionalen Bin-

12 Dies fiel mir leicht, da ich im Rahmen einer Psychotherapie meine migrationsspezifischen und biographischen Erfahrungen aufgearbeitet und dabei gelernt hatte, in bewussten Kontakt mit meinen Gefühlen zu gehen sowie diese zuzulassen.

dungen entstanden aus den Forschungskontakten. Einige Migrantinnen habe ich nach dem Interview nicht mehr getroffen, andere noch regelmässig über Jahre gesehen und in zwei Fällen bis heute bei Alltagsschwierigkeiten geholfen und begleitet. Nach den Interviews wurde ich insgesamt von fünf Frauen um Unterstützung angefragt beziehungsweise bot meine Hilfe an. Ich übernahm auf diese Weise auch die Rolle einer Sozialarbeiterin, aber auch die einer Kollegin. Zwei Interviewpartnerinnen half ich auf ihren Wunsch hin bei der Suche nach einer Spanisch sprechenden Psychotherapeutin in ihrem Wohnkanton. In einem Fall bat mich Miranda Lopez aus Guatemala, ihr bei der Suche nach einer Psychotherapeutin mit Spanischkenntnissen für ihre 19-jährige Tochter zu helfen. Der weitere Kontakt mit der Familie eröffnete auch weitere Unterstützungsmöglichkeiten. So versorgte ich den Ehemann, einen seit 30 Jahren in der Deutschschweiz lebenden Kolumbianer, mit Informationen über eine berufliche Weiterqualifikation als interkultureller Dolmetscher.

Eine weitere Migrantin aus Kolumbien, Rosita Diaz, bat mich sie zu verschiedenen Beratungseinrichtungen zu begleiten, um für sie zu dolmetschen. Wir suchten eine Beratungsstelle für Migrantinnen und anschliessend eine binationale Beratungsstelle für Rechtsfragen auf. Hier ging es ihr um Auskünfte über ihre Rechte als Ehefrau eines Schweizers. Diese Migrantin begleitete und beriet ich im Übrigen in vielen weiteren Alltagssituationen, da sie bislang kaum Kontakte zu deutsch- oder spanischsprachigen Menschen entwickelt hatte und eine Dolmetscherin brauchte. Eine weitere Migrantin in finanzieller Notlage machte ich auf Frauenberatungsstellen aufmerksam, die ihr beim Verfassen eines Finanzierungsgesuches bei diversen Stiftungen behilflich sein könnten. Diese Beispiele meiner sozialberaterischen Unterstützung liessen sich fortführen, sollen aber stellvertretend für den Kontakt- und Beratungsbedarf der Studienteilnehmerinnen stehen.

Neben der Begleitung der Interviewpartnerinnen als Sozialberaterin, habe ich mich mit diesen Frauen auch über den Rahmen meiner Forschung hinaus getroffen und pflege bis heute einen regen Kontakt mit ihnen. Dazu gehören auch Einladungen zu familiären Anlässen und Geburtstagen. Auf diese Weise konnte ich über einen längeren Zeitraum die persönlichen und beruflichen Entwicklungen sowie Veränderungen im Leben einiger Frauen begleiten, und erhielt so ein facettenreicheres Bild ihrer Lebenssituation, das nicht nur durch eine künstliche Interviewsituation geprägt war.

Als relevant für die Beziehung zwischen den Studienteilnehmerinnen und mir als Forschende halte ich folgende Ausführung des österreichischen Soziologen Roland Girtler, der soziale Randgruppen wie Obdachlose, Nichtsesshafte, Sexarbeiterinnen, Wilderer und Schmuggler u.a. untersuchte, für bedeutsam: „Ich sehe es als selbstverständlich an, den Mitgliedern der mich interessierenden sozialen Gruppen auch meine Lebenswelt zu öffnen" (Girtler 2001: 72). Die Öffnung zu meiner eigenen sozialen Lebenswelt hielt ich also für angemessen. So lud ich beispielsweise die Forschungsteilnehmerinnen zu mir nach Hause ein, um das Interview zu führen oder unterstützte sie sozial bzw. administrativ, wenn etwa das Übersetzen und Ausfüllen von Formularen für Behördengänge nötig war. Dabei war nicht zu befürchten, mich selbst zu überfordern oder mich nicht genügend abgrenzen zu können, da mir diese Form der Unterstützung von Menschen mit Migrationshintergrund seit meiner Jugend vertraut und ich mir meiner Grenzen bewusst war. Dazu gehörte auch, „Nein" sagen zu können. Andererseits beantwortete ich als Interviewerin aufrichtig private Fragen, die meine Interviewpartnerinnen an mich während der Vorgespräche oder nach Beendigung des

Interviews richteten. Schliesslich hatte ich als Interviewerin die Erwartung, dass die befragten Frauen mir ihre Lebensgeschichte detailliert erzählten und mir ihre persönlichen Erfahrungen zu meinen forschungsrelevanten Themen mitteilten. Dieselbe Erwartung an mich als Forscherin wollte ich meinen Gesprächspartnerinnen ebenfalls zugestehen. Ich gewährte ihnen Einblicke in meine soziale Lebenswelt, mit dem Ziel möglichst eine Hierarchie zwischen Forscherin und Interviewter zu vermeiden. Meines Erachtens diente diese beidseitige Bereitschaft des offenen Kommunizierens zusätzlich der Vertrauensbildung untereinander.

Über das eigene Leben zu erzählen stellt für viele Menschen keine Schwierigkeit dar, aber einer fremden Person Einblicke in äusserst intime Lebensbereiche zu gewähren und über schmerzhafte Erfahrungen zu berichten, ist nicht selbstverständlich und leicht. Andererseits kann es einigen Menschen sogar leichter fallen mit jemandem zu sprechen, der nicht ihrem persönlichen Umfeld angehört, sondern eine gewisse Distanz hat. Für as Generieren von Daten im Zusammenhang einer stigmatisierten Krankheit, wie die Depression eine ist, ist folglich die Fähigkeit, eine Atmosphäre des Vertrauens mit den Gesprächspartnerinnen aufzubauen, eine wichtige Voraussetzung. Bourdieu (1997a: 786) verweist in diesem Kontext auf die zentrale Bedeutung eines Vertrauensverhältnisses zwischen Forschenden und potentiellen InterviewparnterInnen, weil nur so „der Befragte in dem Interview und generell in dieser Situation einen Sinn erkennen kann". Daher bedarf es einer bedingungsfreien Wertschätzung für die Interviewten, damit sie von ihren Erfahrungen im Umgang mit einer gesellschaftlich stigmatisierten Erkrankung und über ihre schmerzhaften Gefühle erzählen können. Darüber hinaus geht es für den Forscher nicht nur um entgegengebrachtes Vertrauen, sondern auch um das Zutrauen seitens der Erzählenden, mit dem Gehörten umgehen zu können.

Im Laufe des Forschungsprozesses beim Aufarbeiten und Dokumentieren der Lebensgeschichten von psychisch erkrankten Migrantinnen entwickelte ich das Gefühl, eine selbsternannte „Anwältin" zu sein, die das ihr anvertraute soziale Leiden an die Öffentlichkeit herantragen will, um Ungehörtes zu Gehör zu bringen. Dieses Bedürfnis führte ich auf meine eigenen Erfahrungen als MigrantInnenkind zurück, das sich in der Mehrheitsgesellschaft überhört und übergangen fühlte. Dieser prägenden Erfahrung versuchte ich mit besonderem sozialen Engagement entgegenzuwirken.

4.7.1 Interviewinteraktion: Reaktionen, Chancen und Grenzen der narrativ-biographischen Gesprächsführung

Mit allen interviewten Migrantinnen fand eine intensive persönliche Begegnung statt, die von einer äusserst herzlichen Aufnahme bei Ihnen zuhause und zu einer unmittelbaren Einladung zu Kaffee, Tee und Keksen begleitet wurde. Bei der Zubereitung des Getränks entstanden bereits Gesprächsanknüpfungspunkte. Diese Anwärmphase vor dem Interview war für die gegenseitige Annäherung und Kontaktfindung äusserst wertvoll.

Ob ein Interview gelungen ist, lässt sich auch direkt an der Reaktion der GesprächspartnerIn beobachten. Wenn ich mich am Ende der Interviews für das Interesse und für die Teilnahme an meiner Forschung bedankte, erhielt ich von fast allen Frauen die Antwort, gerne bereit gewesen zu sein, mit mir über ihre Erfahrungen zu reden, wenn es anderen Frauen in ähnlichen Lebenssituationen helfen kann. Alle be-

fragten Migrantinnen bedankten sich wiederum bei mir nach Ende der Tonbandaufnahme, dass ich ihnen aufmerksam zugehört hatte und mich für ihre Lebensgeschichte interessierte. Reflexion, Wertschätzung, Verständnis und Erleichterung waren ihre Empfindungen nach den Interviews.

Miranda Lopez aus Guatemala gab als Grund für ihre Studienteilnahme an, einen Beitrag zum Aufbrechen des Tabuthemas Depression leisten zu wollen:

> „Ich möchte nicht nur an dieser Studie teilnehmen, in der Hoffnung anderen Frauen zu helfen, die sich in einer ähnlichen Lebenssituation befinden, sondern auch um das Tabu im Zusammenhang mit einer Depression zu brechen. Viele Frauen aus Lateinamerika haben oft Angst und verspüren Leid hier in der Schweiz, aber niemand wagt darüber zu sprechen, was es für sie bedeutet in der Schweiz zu leben. Falls ich eine Freundin anrufe, um zu fragen wie es ihr geht, dann meint sie, dass es ihr gut geht und dass sie beschäftigt sei. Aber das stimmt nicht, sie sitzt zuhause, ist deprimiert und möchte nicht das Haus verlassen. Sie bleiben in ihrer inneren Welt isoliert. Aber es ist notwendig, dass sie die Aussenwelt sehen und dass sie erkennen, dass sie für die Gesellschaft wertvoll sind. Aus diesem Grund habe ich mich bei dir gemeldet, weil ich es wichtig finde, dass jemand die Stille bricht. Die Frauen benötigen Informationen, sie müssen erfahren wie sie überleben können und sie müssen sich untereinander unterstützen, um mit der Depression umgehen zu können. Die Depression ist nicht nur eine momentane Traurigkeit wie die Leute oft meinen. ‚Dieser depressive Gemütszustand wird schon bald vorbei gehen' sagten sie mir immer wieder. Aber das ist eine Lüge. Die Depression kann zu Selbstmord oder zu einer anderen Tragödie führen. Ich will das nicht. Ich will das nicht für mich und auch nicht für andere Menschen. Wenn ich dazu beitragen kann, dass sich diese Situation ändert, helfe ich dir bei deiner Studie gerne."

Eine weitere Migrantin, Sofia Garcia aus Kolumbien, fühlte sich sogar geehrt, dass ich sie interviewte und mich für ihre Erfahrungen interessierte. Sie empfand sich nun als wertvoll genug, um von einer soziologischen Doktorandin befragt zu werden.

In diesem Zusammenhang macht Bourdieu (1997a: 791) darauf aufmerksam, dass im Rahmen einer „vollkommen aussergewöhnlichen Kommunikationssituation", die zwischen der interviewenden Person und den Befragten auftreten kann, den GesprächspartnerInnen die Möglichkeit gegeben wird, ihr Unbehagen, ihre unerfüllten Bedürfnisse und Wünsche zur Sprache zu bringen, die sie manchmal erst durch dieses „Zur-Sprache-Bringen" selber entdecken. So empfinden einige diese Interviewsituation als eine ganz besondere Gelegenheit,

> „um Zeugnis abzulegen, sich Gehör zu verschaffen, um ihre Erfahrungen von der privaten in die öffentliche Sphäre zu tragen; und auch als eine Gelegenheit sich zu erklären, und zwar im weitesten Sinne des Worte, also ihre eigene Sichtweise von sich selbst und der Welt zu konstruieren, und jenen Punkt innerhalb dieser Welt festzulegen, von dem aus sie sich selbst und die Welt sehen, von dem aus ihr Handeln verständlich und gerechtfertigt ist, und zwar zu allererst für sie selbst." Bourdieu (1997a: 792)

In den meisten Fällen endete der Abschied von den Frauen in einer herzlichen Umarmung. Alle bekamen meine private Telefon- und Mobiltelefonnummer sowie meine Adresse. Sie konnten mich zu jeder Tages- und Nachtzeit kontaktieren, sollten nach

dem Gespräch Fragen oder Unklarheiten auftreten oder Gefühle entstehen, die im weiteren Verlauf Schwierigkeiten bereiten könnten. Sie wurden auch über die Möglichkeit psychologischer Unterstützung informiert. Einige Tage nach dem Interview erkundigte ich mich bei den Befragten jeweils, wie sie sich nach dem Gespräch fühlten, denn beim Erinnerungsprozess an schwierige Lebensphasen kann nie ganz ausgeschlossen werden, dass aufwühlende und tiefgreifende Gefühle ausgelöst werden könnten. Wäre für die Befragten das Eintauchen in das Erlittene emotional schwer auszuhalten gewesen oder hätten sie sich von den Erinnerungsprozessen überwältigt gefühlt, hätten sie spanisch sprechendes Fachpersonal in ihrer Wohngegend aufsuchen können. Gleichzeitig ist aber anzumerken, dass sich nur Studienteilnehmerinnen melden, die von sich aus das Bedürfnis verspüren ihre Biographie ausführlich zu erzählen. Andere nehmen gar nicht erst den Kontakt auf oder willigen in ein Interview ein. Wie Rosenthal (1995: 174) darlegt, sind Erzählende „dazu fähig ihren Lebensalltag erfolgreich zu leben und von ihrer Vergangenheit nicht völlig erdrückt zu werden, können wir auch davon ausgehen, dass sie über genügend Kräfte und Kompetenzen verfügen – vermutlich über mehr als andere Menschen –, um sich in einem Gespräch vor zu tiefen Eingriffen zu schützen.“

Insgesamt kann festgehalten werden, dass Migrantinnen mit einer vergangenen oder gegenwärtigen Depression sehr gut in der Lage waren, über ihre biographischen Erfahrungen zu berichten. Befürchtungen, die Studienteilnehmerinnen könnten beim Erzählen oder in der Zeit danach von ihren Gefühlen überwältigt fühlen, haben sich nicht bestätigt.

4.8 Feldzugang

Bis auf eine Migrantin kannte ich alle 17 Interviewpartnerinnen nicht im Vorfeld. Den Zugang zu Frauen aus Lateinamerika, die an einer Depression erkrankt sind oder waren, habe ich über mehrere Kanäle hergestellt, zunächst über lateinamerikanische Migrantinnen- und Kulturvereine, diverse Migrantinnen-Organisationen und zahlreiche Beratungsstellen für Migrantinnen. Dieser Zugang erschien mir aussichtsreich, da mir eine unmittelbare Kontaktaufnahme mit an Depression erkrankten Frauen aus Lateinamerika kaum möglich erschien. Anschliessend erweiterte ich meine Suche nach potentiellen Gesprächspartnerinnen und fragte bei Anlaufstellen für Migrantinnen, Beratungseinrichtungen für Frauen und binationale Paare, Rechtsberatungsstellen für Frauen, Menschenrechtsorganisationen, städtischen Einrichtungen, wie zum Beispiel Quartiertreffpunkte für Frauen mit oder ohne Migrationshintergrund, und spezifisch lateinamerikanische Müttertreffpunkte in der Deutschschweiz an. Weiter versuchte ich Teilnehmerinnen für meine Forschung über eine Sozialarbeiterin, die in einem Begegnungs- und Kulturzentrum arbeitet, zu finden. Schliesslich habe ich den Zugang zu den Frauen auch über spanischsprechende katholische, evangelische und methodistische Kirchenmitarbeiterinnen (Misión Católica de lengua española) in verschiedenen Kantonen der Deutschschweiz sowie in diversen Sprachschulen für Migrantinnen, in Kompetenzzentren zur Steigerung der Arbeitsmarktfähigkeit und bei Fachexpertinnen im Migrations- und Genderbereich gesucht. In der breit angelegten Suche nach potentiellen Studienteilnehmerinnen nahm ich auch Kontakt zu lateinamerikanischen Schlüsselpersonen auf, wie etwa ehrenamtlichen Aktiven der ver-

schiedenen Einrichtungen, interkulturellen lateinamerikanischen Dolmetscherinnen, Mitarbeiterinnen bei Radiostationen mit Migrationsbevölkerung als Zielpublikum, lateinamerikanischen Mitarbeiterinnen von schweizweit tätigen Gesundheitsorganisationen (Schweizerisches Rotes Kreuz) und Mediatorinnen aus Lateinamerika.

Insgesamt habe ich etwa 140 verschiedene Vereine, Anlaufstellen, Beratungseinrichtungen für die Migrationsbevölkerung in der Deutschschweiz sowie zusätzlich 70 lateinamerikanische Schlüsselpersonen angefragt, mir bei der Vermittlung von Interviewpartnerinnen zu helfen. Zunächst nahm ich telefonisch Kontakt auf, da mir dieser Weg am sinnvollsten erschien, um mein Forschungsvorhaben und mich selber persönlich vorzustellen und damit auftretende Fragen direkt beantworten zu können. Mit zahlreichen Angefragten fand auch ein persönliches Treffen statt, um ein Informationsgespräch zu führen. Meine Kontaktdaten, Informationen zu meinem Forschungsvorhaben und Suchkriterien für die Studienteilnehmerinnen hatte ich sowohl auf Deutsch als auch auf Spanisch und Portugiesisch verfasst und auch allen Ansprechpersonen per Mail mit der Bitte um Verbreitung geschickt.

Bei einigen angeschriebenen Organisationen und Beratungsstellen war die Bereitschaft, mir bei der Vermittlung von Gesprächspartnerinnen zu helfen, sehr gering. Von den zahlreich angeschriebenen Beratungsstellen erhielt ich teilweise Kontakte von Schlüsselpersonen, aber keine dieser Kontaktpersonen konnte mir eine Interviewpartnerin vermitteln. Eine Ausnahme stellten zwei kantonale Fachstellen für Integration dar. Hier wurden mir jeweils Kontakte zu lateinamerikanischen Schlüsselpersonen vermittelt, die mir schliesslich beim Finden von zwei Interviewpartnerinnen helfen konnten. Bei einer Fachtagung zu Aspekten der Integration 2013 in Bern stellte ich einen direkten persönlichen Kontakt zu einer Teilnehmerin her und fünf Tage nach der ersten Begegnung während dieser Tagung fand ein Interview bei ihr zuhause statt. Eine weitere Studienteilnehmerin, die ich direkt zur Studienteilnahme befragte, war eine ehemalige Arbeitskollegin aus Mexiko.

Drei Kontakte kamen über eine Schule für Heimatliche Sprache und Kultur (HSK) für spanischsprachige Kinder mit lateinamerikanischer Herkunft zustande. Die Präsidentin dieses Fördervereins Lateinamerikanischer Schulen im Kanton Bern brachte meine auf Spanisch verfasste E-Mail bei den Eltern der SchülerInnen des HSK-Unterrichts in Umlauf. Daraufhin nahmen drei lateinamerikanische Migrantinnen, die zum damaligen Zeitpunkt an einer Depression erkrankt waren, mit mir Kontakt auf und erklärten sich nach einem Vorgespräch und einem persönlichen Treffen zu einem Interview bereit.

In der Forschung zu Migration und Gesundheit aus einer soziologischen Perspektive erwies sich der Zugang über medizinische bzw. therapeutische Versorgungseinrichtungen als ungeeignet. Den Weg über Spanisch oder Portugiesisch sprechende PsychotherapeutInnen sowie HausärztInnen, um potentielle Gesprächspartnerinnen aus Lateinamerika zu finden, liess ich nach zwei bis drei Anfragen fallen. Die nachvollziehbare Begründung der Fachpersonen war, aufgrund der ärztlichen Schweigepflicht ihren KlientInnen keine Interviewanfragen von WissenschaftlerInnen weiterleiten zu können. Eine Psychotherapeutin äusserte auch ethische Bedenken, da die Auswirkungen eines Interviews nicht voraussehbar seien und starke Gefühlsausbrüche auslösen könnten.

Es ist nachvollziehbar, dass die biographische Thematisierung der Migrations- und Depressionserfahrung für die zugezogenen Frauen aus Lateinamerika unter Um-

ständen emotional belastend sein kann. Wie bereits dargelegt, verspürten aber alle interviewten Frauen von sich aus ein Bedürfnis, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, was Bourdieu (1997a: 792) als eine „Wohltat des Sich-Aussprechens" bezeichnet. Sie waren dankbar, dass ein wissenschaftlicher Gesprächsanlass sie zur Selbstreflexion angeregt hatte und ihnen mit aufrichtigem Interesse zugehört wurde. Das Interview war ein Mittel, den befragten Migrantinnen Raum zu geben, als Expertinnen in eigener Sache zu Worte zu kommen und dabei ihre subjektive Perspektive migrationsspezifischer Krankheitserfahrungen zum Ausdruck bringen zu können, was auch einen heilenden Aspekt beinhaltet. Neben der Suche nach Studienteilnehmerinnen über die bereits geschilderten Kanäle war der Zugang zu Interviewpartnerinnen über eigene private Kontakte am erfolgreichsten sowie über Schlüsselpersonen, die mich persönlich kannten und „weiterempfahlen", da sie mich als vertrauenswürdig erachteten.

Meine erste Interviewpartnerin, eine Migrantin aus Mexiko, die mit einem Schweizer Mann verheiratet ist, wurde mir durch eine mir bereits bekannte Naturheilpraktikerin vermittelt. Das erste telefonische Vorgespräch mit der Migrantin dauerte eine Stunde, was mich überraschte. Von sich aus begann sie über ihre Migrations- und Krankheitserfahrungen im Kontext einer Depression und ihre Selbstdeutungen zu erzählen. Dieses Sich-Mitteilen ohne Erzählaufforderung war in den meisten Erstgesprächen bzw. in der Kennenlernphase mit den Studienteilnehmerinnen festzustellen. Der Eindruck verfestigte sich, dass meine Gesprächspartnerinnen eine grosse „biographische Notwendigkeit zu biographischen Thematisierungen" (vgl. Rosenthal 1995: 107) aufwiesen und den Wunsch verspürten, ihr bisheriges Leben resümierend darzulegen. Rosenthal (1995: 108) gibt jedoch zu bedenken, das Bedürfnis, biographische Erlebnisse zu thematisieren, resultiere nicht aus einem dem Individuum innewohnenden Antrieb, sondern der Grund sei sozial konstituiert. „Biographische Thematisierungen werden ‚gerade nicht durch eine selbstverständliche Normalität des Lebenslaufs provoziert, sondern durch Kontingenzerfahrungen – durch Ereignisse und Handlungen, die nach Einordnung, Verarbeitung und Normalisierung rufen'" (Kohli 1988, zit.n. Rosenthal 1995: 108-109). Im Falle der ersten Interviewpartnerin trafen wir uns im Rahmen eines informellen Umfelds bei unserer gemeinsamen Bekannten, tauschten uns auch auf einer persönlichen Ebene aus und lernten uns ausserhalb des Forschungskontextes kennen. Etwa sechs Wochen später trafen wir uns zum ersten Interview, das dann drei Stunden dauerte.

Das bereits erwähnte, von Rosenthal (1995: 108) genannte „sozial konstituierte Motiv" war bei der weiteren Suche nach Forschungsteilnehmerinnen immer wieder festzustellen. Alle Kontakte ergaben sich über Schlüssel- oder Vermittlerpersonen (Nachbarin, Studienkontakte, berufliche Kontakte), die das soziale Umfeld darstellten, in dem für die angefragten Migrantinnen eine Studienteilnahme möglich und akzeptabel wurde.

Aus diesem sozialen Umfeld entstand die Bereitschaft der Interviewpartnerinnen, über ihre Lebenserfahrungen zu erzählen, die in der Regel mit der Zustimmung zu einem Gespräch gegeben ist. Alle Migrantinnen reagierten auf meine Anfrage zur Teilnahme an der Studie sehr aufgeschlossen und bereitwillig. Sie waren interessiert, hilfsbereit und sagten einem Interview sofort zu. Nur bei einigen wenigen Frauen war eine anfängliche Zurückhaltung oder Verwunderung über das von mir gezeigte Interesse zu spüren, was jedoch nach einem persönlichen Treffen und einem Vorgespräch einer Offenheit meiner Person und meinem Forschungsprojekt gegenüber wich.

Die Felderschliessungsarbeit erwies sich als zeitaufwendig und war von intensiver Interaktionsarbeit in Form von E-Mails, telefonischen Gesprächen, persönlichen Informationstreffen, informellen Gesprächen, Flyern, SMS und Facebook-Nachrichten geprägt. So nahm die Erhebungsphase insgesamt mehr Zeit in Anspruch als ursprünglich vorgesehen.

In der Auswertung der Interviews gilt es gemäss Rosenthal (2011: 88), die unterschiedlichen Wege des Zugangs zu den Interviewten zu reflektieren, da es einen wesentlichen Unterschied macht, ob sich jemand von sich aus telefonisch auf eine E-Mail oder Kontaktanzeige meldet oder ob das Interview auf Vermittlung einer gemeinsamen Bekannten erfolgt. In welchem Kontext die Befragten bereit sind über ein Thema zu sprechen und in welchem nicht, sagt bereits sehr viel über das Forschungsthema aus. Es ist von Vorteil möglichst unterschiedliche Zugangswege auszuwählen, um damit auch verschiedene Personengruppen zu erreichen. Da der erfolgreichere Zugangsweg zu den Studienteilnehmerinnen in erster Linie über private Kontakte und nicht über Beratungsstellen und Einrichtungen war, scheint es entscheidend zu sein, dass die potentiellen Gesprächspartnerinnen ein Gefühl des Vertrauens und der Sicherheit der Forschenden gegenüber benötigen. Daher war es mir ein Anliegen, meinen Interviewpartnerinnen genau diese Gefühle zu vermitteln.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass der Zugang zu den Befragten nicht, wie ursprünglich anvisiert, über Migrantinnenvereine und Beratungsstellen zu erschliessen war, sondern der erfolgreichste Zugang zu den Gesprächspartnerinnen über das persönliche Kontaktnetz stattfand. Mit der Mehrheit der befragten Migrantinnen kam ich über unterschiedliche informelle Wege in Kontakt. Von den insgesamt 17 Gesprächspartnerinnen fand ich elf Frauen über eigene Kontakte. Eine Interviewmöglichkeit erfolgte nach dem Schneeballprinzip. Drei Kontakte ergaben sich über eine Schule für Heimatliche Sprache und Kultur (HSK) für spanischsprachige Kinder mit lateinamerikanischer Herkunft. Diese Frauen meldeten sich aus eigener Initiative für eine Teilnahme an meiner Studie. Über die zahlreichen angefragten Migrantinnen-Organisationen, Beratungsstellen und Einrichtungen für Migrantinnen konnten nur zwei Kontakte hergestellt werden.

4.9 Interviewbericht, Transkription, Anonymisierung und Ansprache

Mit Beginn der Kontaktaufnahme erstellte ich bei jeder Interviewpartnerin einen Interviewbericht bzw. ein Memo an, in welchem ich Angaben über das Geschehen bereits vor der Tonbandaufzeichnung des Interviews festhielt. Dabei protokollierte ich gleich nach dem ersten Austausch mit interessierten Studienteilnehmerinnen Art, Datum, Zeit und Dauer des ersten Kontakts sowie Inhalt des Gesprächs. Unmittelbar nach dem Interview beschrieb ich in diesem Interviewrapport die Interviewsituation und notierte die wichtigsten Themen des Gesprächs sowie alle relevanten Informationen des Gesprächsverlaufs, die aus der Tonbandaufnahme nicht zu erschliessen sind, wie Wohnsituation und Wohngegend, Eindrücke der Atmosphäre, äusseres Erscheinungsbild der interviewten Frau, äusserlich wahrnehmbare Gefühle und Befindlichkeit der Befragten (offen, gehemmt, interessiert, freundlich, nervös, entspannt etc.), besondere Vorkommnisse oder Unterbrechungen während des Interviews sowie Gesprächsinformation vor und nach Abstellen des Diktiergeräts. Des Weiteren hielt

ich im Interviewbericht die Interaktionssituation zwischen den Interviewten und mir, non-verbale Kommunikation und Auffälligkeiten fest, aber auch, was nicht zur Sprache kam, sowie Schilderungen der Interviewten, auf die sie nicht näher eingingen oder zögerlich darüber sprachen. Darüber hinaus beinhaltete mein Interviewbericht Ideen, Vermutungen, Einsichten zum Forschungsmaterial, entdeckte Zusammenhänge, zentrale Themen, Widersprüche, vorläufige Interpretationsansätze und weiterführende Fragen. Während des gesamten Forschungsprozesses zeichnete ich wie bereits erwähnt zusätzlich in einem persönlichen Forschungstagebuch zeitnah alle meine Beobachtungen, Gedanken, Stimmungseindrücke und evozierten Gefühle während und nach dem Interview auf. Die Interviewberichte und insbesondere das Forschungstagebuch waren äusserst hilfreich bei der Analyse und Reflexion der Interviewinteraktion zwischen den befragten Migrantinnen und mir.

Die Erziehungswissenschaftlerin Bettina Dausien (1994: 44) verweist in diesem Kontext darauf, die Biographieforschung lasse sich nicht wie eine Technik aneignen. Vielmehr wird die Bereitschaft der ForscherInnen vorausgesetzt, sich auf einen theoretischen und praktischen Lernprozess einzulassen, in dem auch die eigene Subjektivität und das eigene Handeln kritisch in Frage gestellt werden. Auch die Auswertung, so Dausien (1994: 44) weiter, kann als eine solche Form des „reflexiven Lernens" verstanden werden, denn das empirische Material kann nicht für sich sprechen, sondern muss immer von der ForscherIn interpretiert werden. Die Sozialwissenschaftlerin merkt hierzu an:

> „Im interpretativen Prozess setzen sich die Forscher_innen gewissermassen mit ihrer ‚Subjektivität' – mit ihren wissenschaftlichen Fragen, Interessen, Theorien ebenso wie mit ihren persönlichen Eigenarten – mit dem empirischen ‚Material', den Erfahrungen und Sichtweisen der befragten Frauen, auseinander und gelangen zu erweiterten oder gar neuen Hypothesen" (Dausien 1994: 144).

Aus diesem Grund ist beim Auswertungsprozess „(Selbst-)Kontrolle und Transparenz über das Verhältnis von Offenheit und Strukturierung" durch die ForscherInnen notwendig, wie sie beispielsweise durch ein Forschungstagebuch, Supervision und die Interpretation in einer Forschungsgruppe erfolgen kann (Dausien 1994: 144).

Anhand der Interviewprotokolle und nach dem Abhören der Gespräche verfasste ich jeweils eine Globalanalyse zu jedem Interview mit den wichtigsten Informationen, die laut Rosenthal (2011: 91) bereits einer ersten vorläufigen Auswertung entspricht. Diese bildet die Grundlage sowohl für die Entwicklung der ersten als auch der zweiten theoretischen Stichprobe, d.h. welche weiteren Interviews noch geführt werden sollen und welche Interviews für eine detaillierte Analyse ausgewählt werden. Die Globalanalyse dient weiter als Überblick über die Interviews sowie als Entscheidungsgrundlage, ob ein Interview transkribiert werden sollte oder nicht (Rosenthal 2011: 91). Ich entschied mich jedoch dazu, alle von mir durchgeführten und auf Tonband aufgezeichneten 17 biographisch-narrativen Interviews direkt im Anschluss an das jeweilige Interview in der Originalsprache wörtlich zu transkribieren. Die auf Spanisch geführten Interviews übersetzte ich in einem nächsten Schritt auf Deutsch. Ein Interview wurde vom Schweizerdeutschen ins Hochdeutsche übersetzt, wobei ich nach Möglichkeit umgangssprachliche Äusserungen beibehielt. Die Übersetzungsarbeit stellte eine sehr zeitintensive und aufwendige Arbeit dar. Basierend auf den Global-

analysen und Interviewberichten wählte ich vier Fälle für die zweite Stichprobe, also für die Durchführung von Fallrekonstruktionen, aus. Alle Tonbandaufnahmen dieser Interviews und vertieften Gespräche, die ich mit vier Migrantinnen geführt und für die ausführliche Einzelfallanalyse ausgewählt hatte, transkribierte ich ebenfalls vollständig Wort für Wort. Die auf Spanisch geführten Nachfolgeinterviews übersetzte ich anschliessend. Insgesamt sind 21 Interviews transkribiert worden. Für das Anfertigen der Transkription wählte ich für narrativ ausgerichtete Analysen die weitgehend übliche mittlere Genauigkeit als Transkriptionsgrad, die auch Pausen, Satzabbrüche und Paraverbales (wie Lachen, Weinen, Seufzen etc.) berücksichtigt (Küsters 2009: 74). Für die bessere Lesbarkeit wurden die Zitate, die in dieser Arbeit wiedergegeben werden, leicht geglättet. So werden Gesprächsfüller (z.B. „Äh" oder „Mhm") der Befragten nicht ausgewiesen. Bei der Angabe von Pausen bin ich auch eher pragmatisch vorgegangen und beschloss, alle Pausen bis zu drei Sekunden mit drei Auslassungspunkten in Klammern (…) zu markieren. Längere Pausen beim Sprechen wurden im Text hervorgehoben. Wesentlich ist, dass durchgängig ein einheitliches Transkriptionsregelsystem für das gesamte Interview verwendet wird (Küsters 2009: 74). Ist ein Zitat länger als drei Zeilen, so habe ich es zur besseren Übersicht eingerückt.

Wie bereits erwähnt führte ich neun Interviews auf Spanisch und acht Interviews fanden auf Deutsch statt. Die Studienteilnehmerinnen, die als Konversationssprache Deutsch wählten, verfügten über relativ gute bis sehr gute Deutschkenntnisse. In diesen Interviews waren dennoch Grammatikfehler und sprachliche Ungenauigkeiten vorhanden, die ich mittranskribierte. Die Interviews, welche auf Spanisch geführt wurden, sind in den transkribierten Übersetzungen von deutlich anderer Qualität, da die befragten Lateinamerikanerinnen in ihrer Muttersprache über ihre Erfahrungen sprachen und sich daher besser mitteilen konnten. Um einer sprachlichen Schieflage entgegenzuwirken, die in der Datenerhebung aufkam, ging ich wie die Soziologin Helma Lutz vor, die in Bezug auf Interviews im Migrationskontext bei der Präsentation der Daten alle Zitate sprachlich geglättet hat. Lutz verweist ferner darauf, dass das Glätten der Sprache in der Darstellung aus dem Grund erfolgt, da Sprache als ein Instrument der Machtausübung funktioniert und gleichzeitig als Ausdruck sozialer Hierarchien fungiert. Die einwandfreie deutsche Sprachbeherrschung gilt im Migrationsdiskurs als Zeichen der Integrationsbereitschaft, im Gegensatz dazu wird das nicht perfekte Beherrschen der deutschen Sprache „zur Markierung einer gesellschaftlich schwachen, untergeordneten Position" betrachtet (Lutz 2007: 57). In der Wiedergabe der Sprachfehler der MigrantInnen besteht deshalb die Gefahr, eine solche Position zu verfestigen und dadurch ihre prekäre soziale Lage und Vulnerabilität hervorzuheben (Lutz 2007: 57). Vor diesem Hintergrund und um keinen abwertenden Eindruck der Interviewten aufgrund der nicht fehlerfreien Beherrschung der deutschen Sprache zu vermitteln, wählte ich für die Präsentation der Zitate eine eher sprachlich leicht bereinigte und geglättete Version des Erzählten.

Wichtig anzumerken erscheint mir an dieser Stelle, dass das Transkribieren ein „konstruktiver Prozess" ist und keiner neutralen Abbildung entspricht (Lucius-Hoene und Deppermann 2004: 313). Bei der Transkription handelt es sich also immer schon um erste Interpretationsschritte (Bourdieu 1997a: 797; Mäder 2010a: 167). Die transkribierten Übersetzungen erachte ich ebenfalls bereits als eine Form der Interpretation des Gesagten.

Im Auswertungsprozess des Forschungsmaterials zog ich zusammenfassend die Interviewtranskriptionen, Interviewrapporte, Globalanalysen, Gesprächsnotizen sowie die Einträge der Feldtagebücher mit ein. Die Analyse der Transkripte fand zusammen mit den Tonbandaufnahmen statt, d.h. ich hörte mir die Interviewaufnahmen immer wieder an. Die Kombination von Geschriebenem und Gehörtem halfen mir, bei der Analyse neue Gedanken zu entwickeln.

Nach der Transkription der Tonaufnahmen unterzog ich die Texte einer Anonymisierung. Alle Informationen wie etwa Vor- und Nachnamen, Wohnorte und prägnante Details der Lebensgeschichte, die zu einer Identifikation der Erzählerin verhelfen könnten, maskierte ich bzw. wählte Pseudonyme aus. Um Rückschlüsse auf die interviewten Frauen zu vermeiden, machte ich in der Auswertung der Daten keine Angaben zum Wohnkanton in der Schweiz, sondern sprach allgemein von einem Wohnsitz in der Deutschschweiz. Diese Entscheidung beruhte auch darauf, dass ich für die Datenanalyse dieser Arbeit die Angabe des Wohnkantons der befragten Migrantinnen, welcher sich wie bereits im Sample dargelegt auf vier Kantone wie Basel-Stadt, Basel-Landschaft, Bern und Zürich beschränkt, nicht als bedeutungsvoll erachtete. Um keine Identifikation der Studienteilnehmerinnen zu erlauben, ersetzte ich ausserdem Merkmale durch Merkmale mit vergleichbarem Informations- und Sinngehalt. So behielt ich beispielsweise die Anzahl Kinder bei den befragten Frauen bei, veränderte jedoch das Geschlecht der Kinder. Hierdurch versprach ich mir, dass das Analysepotential der Daten erhalten blieb. Die Herkunftsländer und die Herkunftsorte der interviewten Frauen, welche meistens mit den Hauptstädten der jeweiligen Länder wie etwa Mexico Stadt, Lima, Caracas, Bogota etc. einhergingen, beliess ich. Zum einen, weil ich die Deutungen über den jeweiligen Herkunftskontext für relevant hielt und ich zum anderen davon ausging, diese Angaben ermöglichten mir eine bessere Rekonstruktion der Lebensgeschichte und der Lebensbedingungen der Biographinnen. Des Weiteren ging ich nicht davon aus, dass die Namen dieser Städte Rückschlüsse auf die Identifikation der jeweiligen Migrantin zuliessen.

Die Anredepraxis des „Du“ zwischen den Studienteilnehmerinnen und mir drückt sich nicht in der Präsentation der Forschungsdaten aus. Ich schloss mich den Reflexionen der Soziologin Sarah Schilliger an, die in ihrer Dissertation über Care-Arbeiterinnen aus Osteuropa in Schweizer Privathaushalten darauf hinweist, dass durch die Darstellung des Materials nur mit Vornamen die Gefahr besteht, gesellschaftliche und koloniale Hierarchisierungen zu reproduzieren (Schilliger 2014: 89). Um also bei der Darlegung der Daten Hierarchiegefälle und Machtverhältnisse zwischen den befragten Migrantinnen und mir zu vermeiden, entschied ich mich dazu, die Frauen mit Vor- und Nachnamen zu portraitieren.

4.10 Datenerhebung: Autobiographisch-narratives Interview

Um eine Depression im Kontext der Migration aus der Erfahrungs- und Erlebnisperspektive betroffener Frauen rekonstruieren und analysieren zu können, wählte ich das autobiographisch-narrative Interview (vgl. Schütze 1983) als zentrales Datenerhebungsverfahren. Wie schon in Kapitel 2 dargelegt besteht ein Zusammenhang zwischen belastenden Lebenserfahrungen in der Migration und der Entwicklung einer Depression. Um diese vielschichtigen Zusammenhänge aufzuspüren, ist ein ergebnis-

offenes Verfahren erforderlich. Die Analyse autobiographisch-narrativer Interviews ermöglicht dabei, soziale und biographische Prozesse im Kontext von Migration, die einer Depressionserkrankung vorausgehen oder sie begleiten, in ihrer Tiefe herauszuarbeiten. Das von Fritz Schütze in den siebziger Jahren (1976, 1977) vorgestellte Erhebungsinstrument des narrativen Interviews gilt mittlerweile im Bereich der qualitativen Sozialforschung und insbesondere in der Biographieforschung als ein bewährtes Verfahren (Loch und Rosenthal 2002: 221). Ziel des narrativen Interviews ist mithilfe von Stegreiferzählungen[13]:

> „die in die Gegenwart transportierte Erfahrungsaufschichtung […] durch die Dynamik des Erzählvorgangs wieder zu verflüssigen und so der Tendenz nach, trotz der notwendigen Raffungen und Erinnerungsverluste, den damaligen Erlebnisstrom erneut zu verlebendigen und auf diese Weise die Erfahrungsaufschichtung des Gedächtnisses zu konkretisieren und aufzufrischen" (Schütze 1987: 237).

Wichtig ist dabei die These, dass Erzählungen, die durch dieses offene Interviewverfahren generiert werden, im Gegensatz zu Beschreibungen und Argumentationen eigenerlebte Erfahrungen sind, die damit dem faktischen Handeln am nächsten stehen und „die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns auch unter der Perspektive der Erfahrungsrekapitulation in beträchtlichem Masse rekonstruieren" (Schütze zitiert in Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997a: 140). Dabei verfügen autobiographische Stegreiferzählungen über eine „erstaunliche Geordnetheit", so Schütze (1984: 80), die sich an grundlegenden kognitiven Figuren der Erfahrungsrekapitulation ausrichten. Anders ausgedrückt ordnen und strukturieren kognitive Figuren die retrospektive Erzählung selbst erlebter Erfahrungen. Die Entfaltung dieser Ordnungsprinzipien, d.h. kognitiven Figuren, ist darauf zurückzuführen, dass in einer biographischen Stegreiferzählung ein dreifacher narrativer Zugzwang zum Tragen kommt. Gelingt es also, die Interviewten zur Erzählung zu motivieren, dann werden laut Kallmeyer und Schütze (1977: 188) drei Zugzwänge des Erzählens wirksam: Der Zwang zur Detaillierung, zur Gestaltschliessung sowie zur Relevanzfestlegung und zur Kondensierung.[14] Diese Zugzwänge tragen zum einen dazu bei, dass die Erzählenden mehr erzählen als sie zunächst vor der Erzählung beabsichtigen, ihnen im Erzählvorgang auch mehr und mehr einfällt, und zum anderen, dass sie ihre Erzählungen aber auch beschränken müssen, um sich nicht völlig in allen möglichen Details zu verfangen (Rosenthal 2011:

---

13 Vgl. Kapitel 3.

14 Kallmeyer und Schütze (1977: 188) beschreiben die Zugzwänge des Erzählens wie folgt: Detaillierungszwang: „Der Erzähler ist getrieben, sich an die tatsächliche Abfolge der von ihm erlebten Ereignisse zu halten und – orientiert an der Art der von ihm erlebten Verknüpfungen zwischen den Ereignissen – von der Schilderung des Ereignisses A zur Schilderung des Ereignisses B überzugehen." Gestaltschliessungszwang: „Der Erzähler ist getrieben, sich in der Erzählung darstellungsmässig begonnenen kognitiven Strukturen abzuschliessen. Die Abschliessung beinhaltet den darstellungsmässigen Aufbau und Abschluss von eingelagerten kognitiven Strukturen, ohne die die übergeordneten Strukturen nicht abgeschlossen werden können." Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang: „Der Erzähler ist getrieben, nur das zu erzählen, was an Ereignissen als ‚Ereignisknoten' innerhalb der zu erzählenden Geschichte relevant ist. Das setzt den Zwang voraus, Einzelereignisse und Situationen unter Gesichtspunkten der Gesamtaussage der zu erzählenden Geschichte fortlaufend zu gewichten und zu bewerten."

155). Voraussetzung dafür ist, dass die Interviewten ihre Lebensgeschichte ohne Zwischenfragen bzw. deren Verschiebung auf den Nachfrageteil des Interviews erzählen können. Dies ermöglicht den Erzählenden in einen Erzählfluss und damit auch in einen Erinnerungsfluss zu gleiten (Rosenthal 2011: 156).

Zentrales Anliegen eines narrativen Interviews ist es, biographische Stegreiferzählungen hervorzulocken, die eine möglichst breite subjektive Gestaltung und Relevanzsetzung der GesprächspartnerInnen ermöglicht. Im Unterschied zu anderen Interviewmethoden, die sich an einem vorstrukturierten Frage- und Antwort-Schema orientieren, tritt das narrative Interview durch seine weitgehende Offenheit hervor. Mit dieser Methode der Datengewinnung soll erreicht werden, dass nach einer offen formulierten Eingangsfrage eine selbststrukturierte Erzählung der eigenen Lebensgeschichte bei den Interviewten evoziert und aufrechterhalten werden kann (Loch und Rosenthal 2002: 221). Das autobiographisch-narrative Interview ist also eine besondere Form des offenen Interviews, um die subjektive Sichtweise der Befragten herauszubekommen (Rosenthal 2011: 139). Damit ermöglicht das autobiographische Erzählen „Zugang zu den Erfahrungsbildungen, Sinnstiftungsprozessen und zentralen identitätskonstitutiven Akten des Informanten" (Lucius-Hoene und Deppermann 2004: 77). In diesem Kontext ist darauf hinzuweisen, dass die befragten Frauen „Expertinnen ihrer eigenen Biographie" sind (Dausien 1994: 143). Im Folgenden werden die Phasen eines biographisch-narrativen Interviews dargestellt.

Das biographisch-narrative Interview besteht aus mehreren Phasen (Schütze 1983: 285; Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997b: 414; Rosenthal 2011: 157):

1. Erzählaufforderung
2. Autonom gestaltete Haupterzählung oder biographische Selbstpräsentation
3. Erzählgenerierendes Nachfragen (Nachfrageteil)
   a. internes (immanentes) Nachfragen anhand der in Phase zwei notierten Stichpunkte
   b. externes (exmanentes) Nachfragen
4. Interviewabschluss

Am Anfang des narrativen Interviews steht die Erzählaufforderung oder der so genannte Erzählstimulus (Schütze 1983: 285). Die Einstiegsfrage sollte möglichst so offen formuliert werden, dass sie sich auf die gesamte Lebensgeschichte bezieht und den BiographInnen möglichst viel Raum und Offenheit zum Erinnerern und Darstellen der biographischen Erzählung bietet (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997b: 415). Diese Erzählaufforderung der vorliegenden Arbeit lautete:

> „Ich interessiere mich für die Lebensgeschichte von Frauen, die aus einem anderen Land in die Schweiz kamen. Ich möchte Dich bitten, mir Deine Lebensgeschichte zu erzählen, Deine ganz persönlichen Erfahrungen. Du kannst Dir dazu so viel Zeit nehmen, wie Du möchtest. Ich werde Dich erst einmal nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen machen und später noch darauf zurückkommen."

Mit der offen gehaltenen und erzählgenerierenden Einstiegsfrage werden die Regie bei der Erzählgestaltung sowie die Entscheidung über die eigenperspektivischen Relevanzen den GesprächspartnerInnen überlassen. Diese Herangehensweise bietet den

BiographInnen die Möglichkeit, die eigene Lebensgeschichte mit dem für sie jeweils thematisch Bedeutsamen anzufangen (Rosenthal 1995: 189). So können die befragten Migrantinnen selber entscheiden, welche Schwerpunkte sie in ihrer biographischen Erzählung setzen und auf welche Weise sie die Depression thematisieren. Das bedeutet für die Untersuchung, dass in der Erzählaufforderung weder nach der Depressionserkrankung noch nach der Migrationserfahrung gefragt wurde. Bei der offenen Eingangsfrage nach der Lebensgeschichte geht es vielmehr um die Rekonstruktion der gesamten Lebensgeschichte, d.h. der Entwicklung von Leidensprozessen, von biographischen und sozialen Bedingungen und deren Verarbeitung. Auf der Grundlage biographischer Erzählungen von Frauen aus Lateinamerika kann so die Erkrankung an einer Depression in einem lebensgeschichtlichen Gesamtzusammenhang analysiert werden. In der zweiten Phase, die das Kernstück des biographisch-narrativen Interviews bildet, steht die autonom gestaltete Haupterzählung oder biographische Selbstpräsentation im Mittelpunkt. Die ErzählerInnen sollten wie bereits erwähnt in dieser Phase nicht durch Fragen oder Zwischenbemerkungen unterbrochen werden, um den Erzählfluss nicht zu stören (Rosenthal 2011: 160). Die interviewende Person beschränkt sich während dieser Erzählphase darauf, „erzählanregend zu schweigen" (Küsters 2009: 58). Das bedeutet, dass der/die InterviewerIn das Erzählen weitestgehend durch anteilnehmende, aufmunternde parasprachliche, gestische und mimische Signale (wie Kopfnicken, Blickkontakt halten), aber auch durch bestätigende Kommentare (wie „Hm"-Sagen) bestärken und in Gang halten sollte. Darüber hinaus geht die interviewende Person mit den Emotionen der Erzählenden mit: Der/die InterviewerIn lacht mit; er/sie zeigt sich an traurigen Stellen ernst, verständnis- und teilnahmsvoll (Küsters 2009: 58). Spürt die erzählende Person, dass ihr interessiert, aufmerksam und verständnisvoll zugehört wird, kann sie sich zunehmend unkontrolliert ihrem Erinnerungsstrom überlassen (Rosenthal 1995: 195). Aufmerksames Zuhören unterstützt eine Erzählung weit mehr als jede Frage. Es entsteht damit auch mehr Vertrauen und wechselseitige Nähe als in einem Frage-Antwort-Dialog (Rosenthal 1995: 196). Das Ende einer Haupterzählung wird meist durch eine Erzählkoda markiert. Mit einer knappen Äusserung wie z.B.: „Und das war's" (Amalia Torres vgl. Kapitel 5) signalisieren die InterviewparterInnen, dass sie die Erzählung für beendet halten (Schütze 1983: 285). Erst in der dritten Phase, nachdem eine Erzählkoda erfolgt ist, beginnt die interviewende Person mit den Nachfragen und Verständnisklärungen. Zunächst wird damit begonnen, immanente Nachfragen zu stellen, d.h. die InterviewparterInnen werden anhand der Notizen, die während der Haupterzählung gemacht wurden, um genauere Darstellungen von Unklarem oder nur Angedeutetem gebeten. Anschliessend werden im exmanenten Nachfrageteil weitere Fragen zu Themen gestellt, die von den Befragten selber noch nicht erwähnt wurden, für die Fragestellung der jeweiligen Forschungsarbeit aber wichtig sind (Schütze 1983: 285-286; Rosenthal 2011: 161-162). Im Anschluss an den erzählgenerierenden Nachfrageteil kann der Interviewabschluss eingeleitet werden. Für den Interviewabschluss besteht die unerlässliche Regel, das Interview nicht bei einer schwierigen Phase oder bei einem belastenden Lebensbereich zu beenden. Vielmehr bedarf es genügend Zeit dafür, dass die GesprächspartnerInnen am Schluss des Interviews über einen sie aufbauenden und sie stärkenden Lebensbereich sprechen können. Gerade in Interviews, in denen es um sehr schwierige Erlebnisse oder Lebensphasen ging, sollten am Ende des Gesprächs gemeinsam mit der Erzählperson „sichere Orte" in der Lebensgeschichte gesucht und

die BiographInnen gebeten werden, darüber zu erzählen (Rosenthal 2011: 164). Das autobiographisch-narrative Interview endet schliesslich mit einer Reflexionsphase, in der die Erzählenden zur Bewertung des Interviews angeregt werden (Loch und Rosenthal 2002: 230). Nach Abschalten des Aufnahmegeräts folgt ein unterschiedlich intensives Nachgespräch, das sich möglichst nach den Bedürfnissen der Erzählenden richtet. Je nach Stimmungslage nach dem Interview kann sich das Nachgespräch noch um die Interviewthematik selbst, um die durch den erinnernden Erzählprozess in Bewegung geratenen Gefühle oder die weitere Verwendung des Datenmaterials drehen (Küsters 2009: 64). Aufwühlendes kann hier aufgefangen und bei Bedarf können Hilfestellungen betreffend weiterer Schritte angeboten werden. Angesichts der Schwere des Erlebten war die Möglichkeit, am Ende des Gesprächs über die Interviewsituation zu reflektieren und auf Fragen oder Eindrücke Bezug nehmen zu können, für beide Seiten ein Moment, der stärkend und verbindend wirkte. Der sich anschliessende Smalltalk über alle möglichen Themen war wichtig, um einen Übergang in den Alltag für alle am Gespräch Beteiligten zu erleichtern.

4.11 Datenauswertung: Biographische Fallrekonstruktion

Bei der Auswertung der Interviews handelt es sich nicht um die Überprüfung vorab definierter Hypothesen oder existierender Theorien,

> „sondern um die empirisch fundierte Gewinnung neuer Erkenntnisse und theoretischer Konzepte über biographische Prozesse und Lebenserfahrungen in einem je konkreten empirischen Feld. Eine solche Forschungslogik bietet sich besonders für komplexe, auf Subjektivität und Handlungszusammenhänge bezogene Ansätze und für Forschungsprobleme an, bei denen Lebenserfahrungen und -wirklichkeiten untersucht werden sollen […]" (Dausien 1994: 138-139).

Dieses offene Vorgehen bei der Interviewauswertung passt zum hier untersuchten Thema Depression im Kontext der Migrations- und Lebensgeschichte bei Frauen aus Lateinamerika aus biographischer Perspektive und damit zum Verstehen subjektiver Erfahrung in den Erlebensdimensionen und des subjektiven Krankheitserlebens. Dies erfolgt, wie bereits erwähnt, anhand der biographieanalytischen Rekonstruktionen von zwei Fallstudien, in denen Krankheitserfahrungen in ihrer je spezifischen biographischen, aber auch gesellschaftlichen, kulturellen und sozialen Einbettung und Verschränkung analysiert und rekonstruiert werden. Für die Auswertung und Interpretation biographischer Erzählungen gibt es kein eindeutiges, immer gültiges Rezept, sondern zahlreiche unterschiedliche interpretative Ansätze und Verfahren. Für die Biographieanalyse im Kontext von Migration und Gesundheit erscheint es mir deshalb sinnvoll, eine Vorgehensweise zu wählen, die sich an die Fragestellung der Forschung anpasst und sich nicht nur auf eine bestimmte Methodenschule festlegt. Aus diesem Grund habe ich mich für die Auswertung der Biographien dazu entschieden, mehrere Ansätze und Verfahren miteinander zu kombinieren, da mir dies am besten geeignet erscheint, um meine Forschungsfrage so differenziert wie möglich untersuchen zu können. Ich beziehe mich für die Analyse des Materials weitestgehend auf das Vorgehen der Narrationsanalyse (Schütze 1983), das durch das Auswertungsverfahren

der biographischen Fallrekonstruktion (Rosenthal 1987, 1995, 2002a, 2011; Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997) und das kontextreflexive Verfahren (Dausien 1996, 2002) ergänzt wurde. Die Kombination verschiedener Ansätze und Auswertungsverfahren, um die subjektiven Perspektiven und Erfahrungen der befragten Frauen im Einzelfall wie auch fallübergreifend zu untersuchen, möchte ich an dieser Stelle kurz beschreiben. Dies soll Aussenstehenden die Nachvollziehbarkeit der Analysen ermöglichen. Diese ist besonders wichtig, weil Interpretationen, trotz der Auswertungsschritte, ein subjektiver Prozess der Forschenden sind. An dieser Stelle möchte ich darüber hinaus forschungsethische Überlegungen hervorheben, die bei der Interviewanalyse bedacht werden müssen. Lucius-Hoene und Deppermann (2002: 326) verweisen darauf, die „ethischen Implikationen" der eigenen Arbeit vorab zu überdenken. Ausserdem empfehlen sie, „die kommunikativen Aktivitäten Ihres Gesprächspartners verstehend zu entfalten und nicht, sie unter weltanschaulichen, psycho- oder soziopathologischen Kategorien zu bewerten". Es gilt dabei zu beachten, Wertungen und Verurteilungen zu vermeiden. Bei der Textinterpretation schliesse ich mich dem Prinzip der „wohlwollenden Interpretation" (Lucius-Hoene und Deppermann 2002: 99; vgl. auch Scholz 1999) an:

> „Dem Erzähler ist so lange wie möglich zu unterstellen, dass seine Äusserungen bedeutungsvoll sind, dass er sie selbst für wahr hält und dass sie eine systematische Funktion für sein Handeln und die Herstellung der Interaktionsbeziehung haben. Dazu gehört insbesondere auch die Annahme, dass er selbst gute Gründe für seine Äusserungen hat und dass diese zueinander in einem kohärenten und konsistenten Zusammenhang stehen."

Im Folgenden möchte ich die einzelnen Arbeitsschritte der Datenauswertung vorstellen.

4.11.1 Auswertungsverfahren nach Schütze

In der Auswertung transkribierter Interviews orientierte ich mich an einem von Fritz Schütze (1983) entwickelten Analyseverfahren. Die Narrationsanalyse gliedert sich in die Abfolge von sechs Arbeitsschritten (Schütze 1983: 286-288):

1. Formale Textanalyse
2. Strukturelle inhaltliche Beschreibung
3. Analytische Abstraktion
4. Wissensanalyse
5. Kontrastive Vergleiche unterschiedlicher Interviewtexte
6. Konstruktion eines theoretischen Modells

Es bedarf einer sequentiellen Analyseeinstellung, um die Prozessstrukturen des Lebensablaufs anhand von autobiographischen Stegreiferzählungen rekonstruieren zu können (Schütze 1983: 284). Die Auswertungsschritte 1. bis 4. dienen der Analyse eines Falles, d.h. eines Interviews, während die Schritte 5. und 6. die Einzelanalysen aller Interviews eines Samples zusammenführen. Jeder Fall wird somit zunächst für sich

ausgewertet, bevor Vergleiche zwischen den Fällen vorgenommen werden (Küsters 2009: 77).

Im Folgenden stelle ich Fritz Schützes Auswertungsvorgehen für narrative Interviews dar:

1. Formale Textanalyse

Der erste Auswertungsschritt ist die formale Textanalyse, in der die nicht-narrativen Textpassagen von den narrativen differenziert und die Erzählpassagen in einzelne Segmente unterteilt werden (Schütze 1983: 286).

2. Strukturelle inhaltliche Beschreibung

Im zweiten Schritt der Textanalyse, der strukturellen inhaltlichen Beschreibung, wird jedes einzelne Erzählsegment analysiert, wobei grosser Wert darauf gelegt wird, wie jemand die einzelnen Segmente abstuft, um die Bedeutsamkeit der einzelnen Ereignisse für den Gesamtzusammenhang herauszukristallisieren. Es wird versucht zu verstehen, welche Erlebnisse des Erzählers im jeweiligen Segment in welcher Darstellungsform und aus welcher Perspektive hervorgebracht werden. Ausserdem sollte interpretiert werden, warum bestimmte Themen nicht erzählt werden. Bei diesem Auswertungsschritt ist die Anwendung der Feinanalyse von grosser Bedeutung. Jedes Segment wird von Wort zu Wort, von Satz zu Satz analysiert. Jedes noch so kleine Phänomen ist hier von Interesse. Dabei werden zu jedem Satz, dann zu jedem Segment möglichst viele Lesarten entwickelt. Das Ziel der strukturellen Beschreibung ist die Rekonstruktion der Prozessstrukturen. „Die strukturelle Beschreibung arbeitet die einzelnen zeitlich begrenzten Prozessstrukturen des Lebensablaufs – d.h. fest gefügte institutionell bestimmte Lebensstationen; Höhepunktsituation; Ereignisverstrickungen, die erlitten werden; dramatische Wendepunkte oder allmähliche Wandlungen; sowie geplante und durchgeführte biographische Handlungsabläufe heraus“ (Schütze 1983: 286).

3. Analytische Abstraktion

Im dritten Analyseschritt werden die Ergebnisse der strukturellen inhaltlichen Beschreibung aller Segmente, also die identifizierten Strukturen der grundlegenden biographischen Erfahrungsaufschichtung und des erzählten Prozessverlaufs von den Details der einzelnen Lebensabschnitte gelöst. Die abstrahierten Strukturaussagen zu den einzelnen Lebensabschnitten werden systematisch miteinander verknüpft. Bei der Analyse von biographisch narrativen Interviews wird versucht, die biographische Gesamtformung herauszuarbeiten. Mit dem Begriff „biographischer Gesamtformung“ wird „die lebensgeschichtliche Abfolge der erfahrungsdominanten Prozessstrukturen in den einzelnen Lebensabschnitten bis hin zur gegenwärtig dominanten Prozessstruktur“ (Schütze 1983: 286) bezeichnet.

4. Wissensanalyse

Im vierten Schritt werden die nicht-narrativen Textpassagen untersucht und die interpretativen, eigentheoretischen und argumentativen Beschreibungen der ErzählerInnen zur eigenen Lebensgeschichte und zur eigenen Identität herausgearbeitet. Der Schwerpunkt der Wissensanalyse liegt auf der Interpretation des „Ereignisablaufs,

der Erfahrungsaufschichtung und des Wechsels zwischen den dominanten Prozessstrukturen des Lebensablaufs" im Hinblick auf ihre „Orientierungs-, Verarbeitungs-, Deutungs-, Selbstdefinitions-, Legitimations-, Ausblendungs- und Verdrängungsfunktion" (Schütze 1983: 286-287). Nach diesem Vorgehen wird herausgearbeitet, was die fallspezifischen und die fallübergreifenden Erkenntnisse (z.B. über Erleidensprozesse) sind.

5. Kontrastive Vergleiche unterschiedlicher Interviewtexte

Der fünfte Analyseschritt für narrative Interviews besteht darin, „sich von der Einzelfallanalyse des singulären Interviews zu lösen und kontrastive Vergleiche unterschiedlicher Interviewtexte vorzunehmen" (Schütze 1983: 287). Nach der Analyse des ersten Falles erfolgt also die Auswahl der nächsten Interviews durch die Strategie des minimalen und maximalen Vergleichs. An diesem Punkt des Auswertungsprozesses wird die Ebene der Einzelfälle verlassen und ein systematischer Bezug zwischen den Fällen des Samples hergestellt. Dies erfolgt in erster Linie auf der Basis der erarbeiteten analytischen Abstraktionen der Fälle, die miteinander kontrastiert werden (Küsters 2009: 168). Die so erhaltenen Ergebnisse werden dann in einem sechsten Analyseschritt eingebracht, bei dem die Konstruktion eines theoretischen Modells erarbeitet wird.

6. Konstruktion eines theoretischen Modells

Im letzten Analyseschritt bildet sich dann im fortschreitenden kontrastiven Vergleich zunehmend ein theoretisches Modell zu Prozessabläufen heraus, dessen theoretische Kategorien, die im fünften Schritt erarbeitet wurden, systematisch aufeinander bezogen werden. Durch weiteres Hinzuziehen von Fällen werden diese Kategorien so lange verdichtet, bis eine theoretische Sättigung erreicht wird. „Am Ende der theoretischen Auswertung stehen Prozessmodelle spezifischer Arten von Lebensabläufen [...] oder auch Prozessmodelle einzelner grundlegender Phasen und Bausteine von Lebensabläufen generell oder der Konstitutionsbedingungen und des Aufbaus der biographischen Gesamtformung insgesamt" (Schütze 1983: 288).

4.11.2 Auswertungsverfahren nach Rosenthal

Gabriele Rosenthal hat das von Schütze entwickelte Analyseverfahren im Kontext des narrativen Interviews zum Verfahren der biographischen Fallrekonstruktion ausgeweitet. In dieses Analyseverfahren flossen insbesondere Auswertungsprinzipien der von Ulrich Oevermann erarbeiteten objektiven Hermeneutik (vgl. 1979) ein sowie Ansätze der Gestalttheorie, die massgeblich von Aron Gurwitsch (vgl. 1975) beeinflusst wurde (Rosenthal 1995: 208-226; Rosenthal 2011: 186-211). Dabei wird, den Prinzipien der objektiven Hermeneutik folgend, die Rekonstruktion des biographischen Falls zunächst ohne Verfolgung der eigentlichen, spezifischen Forschungsfrage vorgenommen (Rosenthal 2011: 187). Grundlage des Auswertungsprozesses, der sich wie erwähnt an der objektiven Hermeneutik orientiert, ist das Prinzip der Rekonstruktion und Sequentialität, das aber auch die Kontextbedingungen des Interviews und die Interaktion als expliziten Arbeitsschritt einschliesst. Das Prinzip der Reflexivität wurde als weiteres Prinzip der rekonstruktiven Biographieanalyse herangezogen. Unter rekonstruktiv wird bei der Auswertung des biographischen Materials ein Vorgehen ver-

standen, bei dem nicht mit vorab definierten Kategorien an den Text herangegangen wird, sondern die Bedeutung einer Textpassage aus dem Gesamtzusammenhang des Interviews erschlossen wird. Die Haupterzählung wird nach dem Verfahren der thematischen Feldanalyse ebenfalls in ihrer sequentiellen Gestalt analysiert. Hierbei wird untersucht, in welcher Reihenfolge und in welcher Textsorte die Lebenserzählung von den BiographInnen dargestellt wird. Überdies wird die erlebte Lebensgeschichte rekonstruiert und untersucht, wie sich die einzelnen biographischen Erfahrungen in der Lebensgeschichte chronologisch aufgeschichtet haben. Bei dieser Vorgehensweise wird sowohl die sequentielle Gestalt der erzählten als auch die der erlebten Lebensgeschichte rekonstruiert, wobei dies in getrennten Analyseschritten ausgeführt wird (Rosenthal 2011: 186-187).

Rosenthal (2011: 187) beschreibt den Sinn des von ihr geforderten Vorgehens bei der Auswertung des Datenmaterials wie folgt:

> „Ziel der Rekonstruktion ist, sowohl die biographische Bedeutung des in der Vergangenheit Erlebten als auch die Bedeutung der Selbstpräsentation in der Gegenwart zu entschlüsseln. Wird bei der Rekonstruktion der Fallgeschichte nach der biographischen Bedeutung einer Erfahrung zur damaligen Zeit gefragt, so stellt sich bei der Rekonstruktion der Lebenserzählung, bei der so genannten Text- und thematischen Feldanalyse, die Frage nach der Funktion der Darstellung des Erlebens für die interviewte Person in ihrem gegenwärtigen sozialen Kontext."

4.11.3 Auswertungsschritte bei der biographischen Fallrekonstruktion

Die biographische Fallrekonstruktion besteht aus sechs aufeinander folgenden Auswertungsschritten (Rosenthal 2011: 187; Rosenthal 1995: 216):

1. Analyse der biographischen Daten (Ereignisdaten)
2. Text- und thematische Feldanalyse (Analyse der Textsegmente – Selbstpräsentation/erzähltes Leben)
3. Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebtes Leben)
4. Feinanalyse einzelner Textstellen (kann jederzeit erfolgen)
5. Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte
6. Typenbildung

Für die Auswertung meiner Interviews bin ich im Wesentlichen Rosenthals Analyseschritten gefolgt. Allerdings sind die oben skizzierten Schritte dieses Analyseinstruments der biographischen Fallrekonstruktion als Handlungsorientierung zu betrachten. Im Rahmen meiner Arbeit habe ich deshalb nicht alle Auswertungsschritte übernommen, sondern diese in Orientierung an Juhasz und Mey (2003: 127) und Spies (2010: 93, 162-171) an meine Forschungsfragestellung angepasst oder – wenn als sinnvoll erachtet – weggelassen.

Im Folgenden stelle ich die einzelnen Auswertungsschritte der Fallrekonstruktionen dar:

1. Analyse der biographischen Daten

Im ersten Analyseschritt werden biographische Daten (Geburt, Geschwister, Ausbildungsdaten, Familiengründung, Wohnortswechsel, Krankheitsereignisse etc.) in der chronologischen Abfolge von lebensgeschichtlich relevanten Ereignissen im Lebenslauf analysiert, die kaum an die Interpretation der erzählenden Person gebunden sind. Der Kontext für ein Ereignis, mit dem die BiographInnen konfrontiert waren, wird rekonstruiert, die Handlungsprobleme, die daraus resultieren sowie die Alternativen, die in der Situation zur Verfügung standen, werden gedankenexperimentell entworfen. Dieser Analyseschritt erfordert vielfältiges Kontextwissen zu den gegebenen historischen und gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sich eine bestimmte Lebensgeschichte vollzieht (Rosenthal 2011: 188).

2. Text- und thematische Feldanalyse

Bei diesem Analyseschritt ist die Selbstpräsentation der BiographInnen und ihre sequentielle Gestalt der Gegenstand der Analyse. Der Text wird auf die in ihm erzählte Lebensgeschichte hin analysiert. Zur Vorbereitung der Analyse wird der Interviewtext gemäss seiner zeitlichen Abfolge sequenziert, d.h. in Analyseeinheiten gegliedert. In diesem Zusammenhang wird das Interview nach verschiedenen Textsorten (Erzählung, Beschreibung, Bericht, Argumentation), nach einem Sprecherwechsel zwischen InterviewerIn und ErzählerIn und nach einem Themenwechsel sequenziert. Es wird nacheinander Sequenz für Sequenz analysiert. Ziel ist hierbei, die Gegenwartsperspektive der BiographInnen zu rekonstruieren (Rosenthal 2011: 196-198). Es geht bei diesem Auswertungsschritt darum herauszufinden, welche Mechanismen die Auswahl der präsentierten Themen und deren Gestaltung, die Abfolge und Verknüpfung der Themen steuern, so dass ein übergeordnetes thematisches Feld[15] beschrieben werden kann, in dem die Lebensgeschichte dargestellt wird (Rosenthal 2011: 196-197). „Interpretationsbedürftig sind bei diesem Analyseschritt die Art und die Funktion der Darstellung im Interview – und nicht die biographische Erfahrung an sich“ (Rosenthal 1995: 219). Dazu wird gefragt, welche thematischen Felder vom Biographen ausgestaltet werden, welche Felder nur andeutend thematisiert werden und welche Felder vermieden werden (Rosenthal 2011: 197-198). Zentral ist hierbei die Interpretation der Eingangssequenz (Rosenthal 1995: 219). Die diesem Analyseschritt zugrunde liegenden Fragen lauten (Rosenthal 2011: 200):

15 Rosenthal (1995: 50) beschreibt in Anlehnung an den Philosophen Aron Gurwitsch (1974), was ein Thema, ein thematisches Feld und ein Rand ist, wie folgt: „Das Thema ist das, womit wir uns in einem gegebenen Augenblick beschäftigen, das was im Zentrum unserer Aufmerksamkeit steht und jeweils in ein thematisches Feld eingebettet ist. […] Das thematische Feld fällt nicht mit der dem Thema mitgegebenen Gesamtheit zusammen. Nur die mit dem Thema kopräsenten Gegebenheiten, ‚die als sachlich mit dem Thema zusammenhängend erfahren werden‘, sind Bestände des thematischen Feldes. Zum Rand hingegen gehören die nur zeitlich kopräsenten Gegebenheiten.“ Das Thema und das thematische Feld stehen laut Rosenthal (1995: 51) in einem Zusammenhang, der auf einer Einheit durch Relevanz beruht. „Das thematische Feld ist keine beliebige Anhäufung von Beständen, sondern diese stehen in einer bestimmten Anordnung und einer sachlichen Beziehung zum Thema. Ihre Verbindung ist eine Gestaltverbindung“ (Rosenthal 1995:51). Das Thema und das thematische Feld stehen also in einer Wechselbeziehung zueinander. Dies bedeutet, dass sich mit dem Wechsel eines Themas auch das thematische Feld modifizieren kann (Rosenthal 1995: 53).

- Weshalb wird dieser Inhalt an diese Stelle eingeführt?
- Weshalb wird dieser Inhalt in dieser Textsorte präsentiert?
- Weshalb wird dieser Inhalt in dieser Ausführlichkeit oder Kürze dargestellt?
- Was könnte das Thema dieses Inhalts sein bzw. was sind die möglichen thematischen Felder, in die sich dieses Thema einfügt?
- Welche Lebensbereiche und welche Lebensphasen werden angesprochen und welche nicht?
- Über welche Lebensbereiche und Lebensphasen erfahren wir erst im Nachfrageteil und weshalb wurden diese nicht während der Haupterzählung eingeführt?

Fischer-Rosenthal merkt hierzu an, dass gerade die Bereiche der erzählten Geschichte, die verschwiegen oder ausgeblendet werden, oft als bedeutsamer betrachtet werden können, als das, was explizit dargelegt wird (Fischer-Rosenthal 1996: 151). Am Ende der Analyse sollen die aus der Text- und thematischen Feldanalyse gewonnenen Annahmen das Verstehen von Erlebnissen in der Gegenwart ermöglichen.

3. Rekonstruktion der Fallgeschichte

Im dritten Auswertungsschritt werden gemäss der Auswertungslogik der Analyse der biographischen Daten alle weiteren biographischen Erlebnisse aufgenommen und in der Chronologie der erlebten Lebensgeschichte rekonstruiert. Die lebensgeschichtlichen Daten bzw. Erlebnisse werden an dieser Stelle mit den Erzählungen und Selbstdeutungen der BiographInnen kontrastiert (Rosenthal 1995: 220). Entlang des chronologischen Lebensablaufes bringt man nun die einzelnen Daten mit den Selbstaussagen der BiographInnen zusammen, d.h. jedes lebensgeschichtliche Datum wird mit Sequenzen aus dem gesamten Interviewtext angereichert, die sich auf dieses Datum beziehen (Rosenthal 2011: 202). Die vorausgegangene Text- und thematische Feldanalyse gibt uns für diesen Analyseschritt wichtige Aufschlüsse über die Gegenwartsperspektive der BiographInnen und über die funktionale Bedeutsamkeit ihrer Erzählungen für die aktuelle Präsentation ihrer Lebensgeschichte. In diesem dritten Verfahrensschritt geht es darum, die Perspektive in der Vergangenheit, die biographische Bedeutung, die die Erlebnisse damals für die BiographInnen hatten, zu rekonstruieren. Mit anderen Worten widmet sich die Rekonstruktion der Fallgeschichte der Entschlüsselung der Gestalt der erlebten Lebensgeschichte. Es wird also versucht, den Gestaltungsprozess sowohl der erzählten als auch der erlebten Lebensgeschichte nachzuzeichnen, ohne dabei deren wechselseitige Durchdringung aus dem Blickwinkel zu verlieren (Rosenthal 1995: 220-221).

4. Feinanalyse einzelner Textstellen

Der vierte Schritt der sequentiellen Feinanalyse bestimmter Textsequenzen orientiert sich am Vorgehen der Objektiven Hermeneutik (Oevermann 1983). Es werden einzelne Textstellen feinanalytisch ausgewertet und anschliessend in den Gesamtzusammenhang eingeordnet. Ziel ist dabei, die latenten Sinnstrukturen des Textes zu entschlüsseln. Dieser Schritt dient der Überprüfung und Erweiterung gewonnener Hypothesen und Überlegungen aus den bisherigen Analyseschritten (Rosenthal 2011: 206). Die Feinanalyse ausgewählter Textstellen, mit der jede einzelne Äusserung nach dem Prinzip der Abduktion untersucht wird, ermöglicht überdies die Entdeckung bisher

ungeklärter Mechanismen und Regeln der Fallstruktur (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997a: 155).

5. Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte

In diesem Auswertungsschritt geht es darum, die Gesamtgestalt der erlebten und die der erzählten Lebensgeschichte zu kontrastieren.

> „Durch die Kontrastierung erhalten wir Aufschluss über die Mechanismen des Vorstelligwerdens und der Auswahl von Erlebnissen aus dem Gedächtnis und über deren jeweiligen Darbietung, über die Unterschiede zwischen Vergangenheits- und Gegenwartsperspektive und über die damit verbundene Differenz in der Temporalität von erzählter und erlebter Lebensgeschichte" (Rosenthal 1995: 225).

Bei der Kontrastierung der erlebten und der erzählten Lebensgeschichte gilt es auch danach zu fragen, welche Funktion diese Präsentation für die BiographInnen hat und umgekehrt, welche biographischen Erfahrungen zu dieser Präsentation führen (Rosenthal 1995: 220-221). In der vorliegenden Arbeit habe ich die erzählte und erlebte Lebensgeschichte kaum je separat kontrastiert, sondern die Kontrastierung meist schon im Verlauf der anderen Analyseschritte ausgeführt.

6. Typenbildung

Der letzte Analyseschritt stellt die Typenbildung dar. Erst nach abgeschlossener Fallrekonstruktion wird die Fragestellung heranzogen und der Typus herausgebildet. Der Typus wird anhand des Einzelfalles entwickelt (Rosenthal 2011: 208). Die rekonstruktive Analyse entwickelt Generalisierungen nicht entlang der Frage der Häufigkeit eines Phänomens, d.h. nicht im numerischen Sinne als statistische Repräsentativität, sondern ausschliesslich aufgrund von Strukturgeneralisierungen. Die Grundthese ist dabei, dass ein Fall sowohl Allgemeines als auch Besonderes aufweist. Es lassen sich am Fall sowohl gesellschaftliche Regeln und Bedingungen als auch die fallspezifischen zur Anwendung kommenden Auswahlmechanismen rekonstruieren (Miethe 1999: 71, Rosenthal 1995: 210). „Die Typenbildung ist genuine Leistung der Analyse der Materialien im Rahmen des wissenschaftlichen Diskurses" (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997a: 155). Es handelt sich dabei um „konstruktivistische Realtypen" und bei dem Ergebnis der Typenbildung um ein „symbolisches Konstrukt". Die Konstruktion eines Typus, d.h. die Formulierung seiner äusseren Gestalt, orientiert sich in erster Linie am Forschungsinteresse, aber auch an den jeweiligen gesellschaftlichen Bereichen und aktuellen soziologischen Grundfragen (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997a: 156). An dieser Stelle ist ebenfalls zu erwähnen, dass ich keine Typenbildung vorgenommen habe, da eine Rekonstruktion verschiedener Typen nicht das Ziel meiner Untersuchung war. Eine Typenbildung erschien mir nach dem Erkenntnisinteresse dieser Studie weniger relevant, soll doch eher das Verstehen von Depression bei Migrantinnen aus Lateinamerika im Gesamtzusammenhang ihrer Biographie ermöglicht und dargestellt werden.

4.11.4 Präsentation der Fallrekonstruktionen und Kontrastierung der Fallanalysen

Im Folgenden erläutere ich kurz, wie ich mit dem von mir erhobenen Interviewmaterial umgegangen bin. Die ergebnisorientierte Darstellung der zwei biographischen Fallrekonstruktionen in Kapitel 5 und 6 gliedern sich wie folgt: Zuerst stelle ich die Ergebnisse der ausführlichen Fallanalyse von zwei Fällen dar. Die Biographien wählte ich nach dem Prinzip der maximalen Kontrastierung aus. Jede extensive Fallrekonstruktion in dieser Arbeit beginnt mit einer Charakterisierung des Interaktionsrahmens der Interviews (Dausien 2002: 180). Bei der Auswertung der Interviews reflektierte ich zunächst in einem ersten Schritt auf der Grundlage der Interviewtranskriptionen, Interviewrapporte, Globalanalysen, Feldnotizen und den Einträgen der Feldtagebücher die Interviewsituation. Dieser Auswertungsschritt umfasste die Art der Kontaktaufnahme, die Beschreibung der ersten Begegnung, des Interview-Ortes, des Zeitpunkts und der Dauer des Gesprächs sowie der Aushandlungsprozesse vor dem Interviewbeginn. Des Weiteren analysierte ich die konkrete Interaktion zwischen der Interviewpartnerin und mir im Hinblick auf Machtverhältnisse, Interessen, Differenz- und Identifikationsaspekte sowie Interaktionsdynamiken (vgl. Dausien 2002). Hier hielt ich ferner meine ersten Eindrücke und Beobachtungen fest, ging auf die Art der Beziehung zwischen der Erzählerin und mir ein und schilderte das Interaktionsverhältnis, das sich zwischen uns entwickelt hat. Darauf folgte eine kurze biographische Selbstpräsentation der interviewten Migrantinnen aus Lateinamerika. Im nächsten Schritt wertete ich die biographischen Daten aus. Die Kontextualisierung der Eckdaten aus den Lebensläufen nannte ich biographisches Kurzportrait. Hier stellte ich die interviewte Frau durch eine biographische Kurzbeschreibung mit den zentralen Lebensereignissen, die aus den Lebensgeschichten rekonstruiert wurden, vor. Anschliessend folgte die biographische Fallanalyse. Die Analyse der Lebensgeschichten erfolgte nach dem Verfahren der biographischen Fallrekonstruktion, wie es von Rosenthal (1995) komponiert wurde. In dieses Vorgehen flossen weitere Herangehensweisen. So zog ich bei der sequentiellen Analyse der Transkriptionen zentrale Interpretationsstrategien der Biographieanalyse heran. Diese gliederte sich entsprechend des oben vorgestellten narrationsstrukturellen Auswertungsverfahrens nach Schütze (1983) in formale Analyse, strukturelle Beschreibung und analytische Abstraktion, die aus der Rekonstruktion der biographischen Gesamtformung besteht. Zudem wählte ich auch die Feinanalyse nach der objektiven Hermeneutik (Oevermann et al. 1979) aus. Am Ende der ausführlichen Einzelfallanalyse fasste ich die analytische Darstellung nochmals zusammen, um zentrale Aspekte der jeweiligen Biographie zu rekapitulieren. Im Anschluss an die Falldarstellungen habe ich die zwei rekonstruierten Biographien miteinander verglichen und kontrastiert. Amalia Torres' und Leonor Castros Einzelfallanalyse wichen in den analyserelevanten Aspekten sehr voneinander ab. Die Unterschiede zwischen diesen zwei Fallbeispielen sind so gross, dass sie eine wichtige Grundlage für die vergleichende Analyse zentraler biographischer und sozialer Prozesse im Lebensablauf von Frauen aus Lateinamerika, die in der Migration an einer Depression erkrankten, darstellen. Bei diesem Auswertungsschritt lag der Schwerpunkt auf der vergleichenden Analyse der Interviews hinsichtlich der für relevant erachteten Dimensionen. In einem weiteren Schritt analysierte ich anschliessend die Biographien aller 17 interviewten Migrantinnen anhand von fünf Themen, die sich

in den Erzählungen finden. Hierzu stellte ich Parallel- und Kontraststellen aus allen Interviews einander gegenüber. Mein Interesse richtete sich in dieser Untersuchung sowohl auf den individuellen Fall wie auch auf das darin zu entdeckende Allgemeine, deshalb sind die Kapitel aus dem empirischen Teil I und dem empirischen Teil II als gleichwertig zu betrachten. Wie weiter oben deutlich wurde, sind theoretische Verallgemeinerungen im Zusammenhang mit rekonstruktiven Fallanalysen auf zwei Arten möglich: über die Typenbildung am Einzelfall und über die Methode von Fallvergleichen. Im Verlauf der Theoriegenerierung zielte ich nicht darauf ab, eine Typenbildung vorzunehmen. In der vorliegenden Arbeit werden mittels Einzelfallanalysen (Typenbildung am Einzelfall) sowie über die Methode der (maximalen und minimalen) Fallrekonstruktion Aussagen entwickelt, die beanspruchen, dass sie sich theoretisch verallgemeinern lassen: In den dargestellten Fällen in Kapitel 5 und 6 lassen sich Erleidensprozesse rekonstruieren, denen ich hinsichtlich meiner Fragestellung allgemeine Bedeutung beimesse. Ausserdem wählte ich die Fälle nach der Methode des (maximalen und minimalen) kontrastiven Vergleichs aus und das entspricht damit einer mindestens impliziten Typenbildung, so dass sich fallübergreifende Aussagen ableiten lassen. Darüber hinaus kommen themenbezogene Vergleiche mit Material aus allen weiteren Interviews hinzu.

5. Exemplarische Falldarstellung Amalia Torres
Leben als „Ausländerin" in der Aufnahmegesellschaft und gleichzeitig in der Ehe

5.1 Kontaktaufnahme

Amalia Torres kommt aus Venezuela und ist afro-lateinamerikanischer Herkunft.[1] Zum Zeitpunkt des ersten Interviews im März 2013 ist sie 38 Jahre alt und Mutter eines elfjährigen Sohnes, Miguel, und einer neunjährigen Tochter, Luz.[2] Der Kontakt zu Amalia Torres erfolgte nach dem Schneeballprinzip. Ich lernte sie durch die Vermittlung einer Interviewpartnerin, Valentina Navarro, ebenfalls aus Venezuela, kennen. Sie bot mir im Anschluss an unser Interview von sich aus an, eine gute, auch an Depression erkrankte Freundin zu fragen, ob auch sie Interesse an der Teilnahme an meiner Forschungsarbeit habe. Noch am gleichen Tag erhielt ich ihre Telefonnummer und kontaktierte sie Anfang Februar 2013. Zu dem Zeitpunkt befand sich Amalia Torres in den Ferien in ihrem Herkunftsland und wir vereinbarten (auf Spanisch), dass ich sie nach ihrer Rückkehr aus dem Urlaub erneut anrufen sollte. Drei Wochen nach der ersten Kontaktaufnahme meldete ich mich wieder bei ihr. Das Vorgespräch zur Erläuterung meiner Forschungsarbeit sollte auch telefonisch geführt werden, da sie unregelmässige Arbeitszeiten hatte. Sie war zum Zeitpunkt des ersten Interviews als Kantinenmitarbeiterin eines Grossbetriebs tätig. In diesem Vorgespräch informierte ich sie über meine Forschung, den Ablauf des Interviews und sicherte ihr eine Anonymisierung ihrer Daten zu, sodass keine Rückschlüsse auf ihre Person möglich seien. Ich gewann schnell den Eindruck ihrer hohen Motivation, mir ihre Lebensgeschichte mitzuteilen. So erzählte sie mir bereits während des Vorgesprächs bereitwillig ihren Werdegang, berichtete über heftige Erfahrungen und Situationen als Migrantin in der Schweiz und dass sie handeln musste, um zu überleben. Sie habe auch keine Schamgefühle, an einer Depression erkrankt zu sein. Während sie sprach, machte ich mir Notizen bzw. hielt teilweise wortwörtliche Aussagen in meinem Forschungstagebuch fest. Mir fiel ihre offensive Art, über die Erfahrung einer Depression zu sprechen, auf, was ich nicht klar deuten konnte. Auch nach dem Vorgespräch beschäftigte mich ihr

1 Die Bezeichnung Afro-Lateinamerikanerin nimmt Bezug auf Amalia Torres' Selbstbezeichnung.

2 Die Anzahl der Kinder von Amalia Torres habe ich beibehalten. Die Angabe des Geschlechts der Kinder habe ich aber modifiziert und die Namen anonymisiert, um eine Identifikation durch Dritte zu vermeiden.

offener Umgang mit ihrer Erkrankung weiterhin. War ihre Offenheit eine Form der Befreiung, eine Art Selbstschutz, um nicht als psychisch Kranke diskreditiert zu werden, oder war die Überwindung der Depression eine biographische Erfahrung, aus der sie gestärkt und selbstbewusst herausgekommen ist? Auf die Frage, ob sie an meiner Forschung teilnehmen möchte, willigte sie sofort ein. Nach einer kurzen Pause fügte sie seufzend hinzu: „Eine Depression zu haben ist ein Tabu in einem Land [bezieht sich auf die Schweiz], in welchem es allen gut geht"[3]. Abschliessend erklärte mir Amalia Torres, warum sie an dieser Studie gerne teilnehmen wolle: „Wenn es hilft, dass wir [Migrantinnen aus Lateinamerika] Teil dieser Gesellschaft werden"[4]. Amalia Torres deutete damit bereits an, dass sie sich als lateinamerikanische Frau nicht zur Aufnahmegesellschaft zugehörig fühlte. Das erste Interview fand in einer Phase statt, in der die Depressionserfahrung der Biographin vier Jahre zurücklag.

Ich überliess Amalia Torres die Entscheidung, das Datum, die Zeit und den Ort für das Gespräch auszuwählen. Wir vereinbarten das erste Interview für Anfang März 2013 bei ihr zuhause nach ihrer Arbeit um 18.15 Uhr (d.h. 10 Tage nach unserem zweiten Telefonat). Amalia Torres interviewte ich als zehnte Migrantin von den insgesamt 17 Befragten.

Als ich Amalia Torres nach anderthalb Jahren um ein Nachfolgeinterview bitten wollte, da ich ihre Biographie als Falldarstellung ausgewählt hatte, war ich mir ihres Interesses nicht sicher, meine Nachfragen beantworten zu wollen, um mir vertiefende Einblicke in zentrale Themen ihrer Lebensgeschichte zu gewähren. Amalia Torres reagierte auch zunächst nicht auf meinen Anruf und einige Tage später auch auf meine SMS-Anfrage nicht, teilte mir dann aber per SMS mit, gerne mit mir ein weiteres Interview führen zu wollen. Inzwischen hatte sie eine neue Vollzeitstelle als Mitarbeiterin im Bordrestaurant und als Hostess eines europäischen Verkehrsunternehmens, war öfters im Ausland und zeitlich sehr eingespannt. Sie hatte daher nicht gleich auf meine Anfrage antworten können. Wir verabredeten uns umgehend zu einem Telefongespräch wenige Tage später. Dieses Telefonat wurde in einer offenen und herzlichen Atmosphäre geführt. Ich war erleichtert, dass uns immer noch Sympathiegefühle verbanden, trotz losem Kontakt in den letzten Monaten. Ich erkundigte mich bei ihr, wie es ihr zwischenzeitlich ergangen sei, wir unterhielten uns, lachten viel, und alsbald war wieder ein Gefühl der Vertrautheit zwischen uns spürbar. Sie wollte auch von mir wissen, wie es mir ging, und fragte sehr ausführlich nach meiner gegenwärtigen Lebenssituation. Ich gab ihr bereitwillig Auskunft. Das weiterführende Interview sollte auf Wunsch der Studienteilnehmerin diesmal bei mir zuhause stattfinden, um ungestört sein zu können, da sie inzwischen mit einer Kollegin in einer Wohngemeinschaft zusammenlebte. Als Interviewtermin schlug sie einen arbeitsfreien Tag knapp zwei Wochen nach dem Telefongespräch vor. Da es ihr zeitlich am besten zur Mittagszeit passte, lud ich sie spontan zum Mittagessen bei mir ein, um anschliessend das Interview zu führen. Sie stimmte diesem Vorschlag sofort zu.

---

3 Dieses Zitat stammt aus unserem zweiten Telefongespräch vom 25. Februar 2013. Während sie sprach, machte ich mir Notizen in meinem Interviewbericht. In diesem Fall habe ich ihre Aussage wortwörtlich notiert.

4 Diese Bemerkung habe ich ebenfalls während des Vorgesprächs vom 25. Februar 2013 aufgeschrieben.

5.2 Interviewverlauf

Das erste Interview mit Amalia Torres fand in einer Kantonshauptstadt[5] in der Deutschschweiz in ihrer Privatwohnung statt. Sie wohnte in einem Stadtteil mit einem hohen Migrationsbevölkerungsanteil, geprägt von günstigem Wohnraum und kleineren Industrie- und Gewerbebetrieben. Als ich zur verabredeten Zeit am frühen Abend in der Wohnung in einem vierstöckigen Mehrfamiliengebäude eintraf, das sich an einer stark befahrenen Hauptverkehrsstrasse befand, die unmittelbar in eine Autobahn mündete, läutete ich an ihrer Eingangstür. Eine gutaussehende und etwa 1.75 m grosse Frau öffnete die Wohnungstüre, trat lächelnd in den Flur und sagte zu mir auf Spanisch, dass sie mich erwartete. Wir begrüssten uns herzlich mit drei Küssen auf die Wange. Sie bat mich einzutreten, abzulegen, führte mich in ihr Wohnzimmer und bot mir Tee an. Lange violette Vorhänge zierten das Wohnzimmerfenster, welches auf die lärmige Hauptstrasse gerichtet war. Selbst bei geschlossenen Fenstern war der Autobahnverkehr zu hören. Die kleine und von wenig Licht durchflutete Drei-Zimmer-Wohnung im Parterre bewohnte sie zur damaligen Zeit alleine. Als ich ihr in die Küche folgte, warf ich einen Blick in die offenen Zimmer. Die Wohnung war bescheiden, aber freundlich eingerichtet. Während sie den Tee zubereitete, fielen mir die zahlreichen eingerahmten Kinderfotos auf. Später erwähnte sie, dass das ihre Kinder seien. Amalia Torres machte einen äusserst freundlichen, entspannten und aufgeschlossenen Eindruck auf mich. Sie schien eine lebhafte Frau zu sein, die viel lachte. Die Biographin wirkte auf mich jünger als 38 Jahre. Das hellbraun gefärbte Haar trug sie offen und schulterlang, sie war ungeschminkt und schlicht in Jeans und Pulli gekleidet. Vor dem Interview hielten wir gemeinsamen Smalltalk und plauderten auf Spanisch über Venezuela und über das Reisen als Rucksacktouristin in anderen lateinamerikanischen Ländern. Als sie mir Zucker für den Tee anbot, antwortete ich ihr, dass ich derzeit darauf verzichte, da ich abnehmen möchte. Sie entgegnete umgehend, dass sie ebenfalls in letzter Zeit etwas zugenommen hatte, und so unterhielten wir uns angeregt über unsere Erfahrungen mit der Gewichtszunahme. Dieser Gesprächsinhalt erwies sich für die Vertrauensbildung als ganz hilfreich, denn in diesem Moment verband uns eine Gemeinsamkeit, über die wir in lockerer Atmosphäre sprachen. Mir war es wichtig, dass sie sich während der Interviewsituation wohlfühlte. Für das erste Interview setzten wir uns mit einer vollen Teekanne und unseren zwei Tassen an einen runden Tisch in ihrem Wohnzimmer.

Obwohl meine Interviewpartnerin und ich unsere ersten Gespräche auf Spanisch geführt hatten, sprach sie nun während des Interviews vorwiegend Deutsch, wechselte jedoch immer wieder ins Spanische, insbesondere, wenn sie bestimmte Worte nicht auf Deutsch wusste oder in ihrer Erzählung emotional besonders ergriffen war. Die Wahl der Interviewsprache könnte ein Indiz dafür sein, dass sie sich mir gegenüber als integrierte Frau präsentieren wollte. Das erste Interview dauerte zwei Stunden, das Treffen insgesamt ca. drei Stunden.

Gleich nachdem ich mich bei ihr für ihre Bereitschaft zum Interview bedankt hatte und das Aufnahmegerät eingeschaltet hatte, um das Interview zu beginnen, wurde das Gespräch durch ein Telefonat ihrer Freundin Valentina Navarro, der Vermittlerin dieses Interviewkontakts, kurz unterbrochen. Die Unterbrechung dauerte weniger als

5 Genauere Angaben zu Orten werde ich aus Anonymisierungsgründen nicht vornehmen.

eine Minute, ein Rückruf wurde vereinbart und Amalia Torres schaltete das Mobiltelefon aus. Bevor wir das Interview fortführten, erwähnte sie in emotionalem Ton: „Wir telefonieren fast täglich. Eine Freundin wird zum Familienersatz, wenn man im Ausland ohne Verwandte lebt“. Hier wusste ich noch nicht, dass ihr elfjähriger Sohn und ihre neunjährige Tochter nicht mehr bei ihr zuhause lebten. Erst im Laufe des Gesprächs thematisierte sie die Trennungserfahrung von ihren Kindern. Das Erzählen darüber war häufig von Satzabbrüchen begleitet. Während des Interviews fiel mir auf, dass Amalia Torres nach aussen hin den Eindruck vermittelte, locker und unbeschwert zu sein. Insbesondere am Anfang und am Ende des Gesprächs gab sie sich heiter und lachte mehrmals herzhaft. Ihre Ungezwungenheit stand in Kontrast zu ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung. Bereits während des Interviews hatte ich das Gefühl, dass das Lachen durchaus sinnvoll und als Abwehrstrategie gegenüber schmerzhaften Erlebnissen zu verstehen ist.

Das zweite Interview fand im Oktober 2014 statt. Als wir uns nach 18 Monaten bei mir zuhause wiedersahen, war die Begegnung sehr herzlich. Wir konstatierten beim gegenseitigen Anblick, dass wir seit der letzten Begegnung beide an Gewicht verloren hatten. Ich führte sie in meine Küche und lud sie zu einer Tasse Tee ein. Das Mittagessen hatte ich vorab zubereitet. Wir unterhielten uns zunächst über Sport und gesundes Essen. Sie erzählte mir stolz, seit dem letzten Interview 10 kg abgenommen zu haben. Ihre schulterlangen Haare, die inzwischen wieder dunkel waren und die sie gebunden trug, standen ihr gut. Die Biographin zeigte mir auf ihrem Smartphone einige Fotos zusammen mit ihren lachenden Kindern. Die Fotos wurden an einem sonnigen Tag in einem Freizeitpark aufgenommen. Sie berichtete mir, dass sie früher zusammen mit ihren Kindern ganz in der Nähe meiner Wohnung im selben Quartier gelebt hatte. An dieser Stelle begann sie zu weinen, und fügte hinzu: „Mein Sohn hat heute Geburtstag und ist zusammen mit seiner Schwester und meinem Ex-Mann ins Europapark gefahren“. Sie sagte auch, dass sie um 15.00 Uhr das Interview kurz unterbrechen müsse, da sie mit ihrem Sohn vereinbart habe, anzurufen, um ihm zu gratulieren. Das Interview fand in meinem Wohnzimmer an einem grossen Esstisch statt. Zuvor assen wir zu Mittag. Das erlaubte es uns auf unverfängliche Art, uns erneut anzunähern. Das zweite Gespräch dauerte anderthalb Stunden, und weitere anderthalb Stunden dauerte unsere Begegnung ohne Tonbandgerät.

Biographische Selbstpräsentation

Amalia Torres strukturiert ihre Biographie im ersten Interview unter dem thematischen Feld „meine Zufriedenheit mit der heutigen Lebenssituation vor dem Hintergrund meiner schwierigen Lebens- und Familienbedingungen“. Ihre Lebensgeschichte präsentiert sie nach der Eingangsfrage als ein Leben, das sich in drei Teile gliedern lässt. Der erste und kürzeste Teil der biographischen Selbstpräsentation bezieht sich auf ihr Leben in Venezuela, bis sie ihren zukünftigen Schweizer Ehemann kennenlernte. Der zweite und ausführlichste Teil der Haupterzählung behandelt die Themen Migration in die Schweiz, binationale Ehe, Überforderung als alleinerziehende Frau zweier Kleinkinder nach der Trennung vom Ehemann, fehlende soziale Unterstützung, beruflicher Ausschluss, Armuts- und Rassismuserfahrungen sowie die Erkrankung an einer Depression. Der letzte Teil verweist auf ihren neuen Lebensabschnitt als finanziell unabhängige Frau in einer Vollzeit-Festanstellung. Die Haupterzählung dauerte 55 Minuten ohne Unterbrechung. Danach stellte ich ihr erzählgenerierende

Nachfragen anhand der im ersten Teil festgehaltenen Stichworte zu Themenbereichen, die während der Haupterzählung angeschnitten wurden. Abschliessend stellte ich im externen Nachfrageteil weitere Fragen zu Themen, die noch nicht erwähnt wurden.

5.3 Biographisches Kurzportrait

Die zum Zeitpunkt des Interviews 38-jährige Amalia Torres ist in Caracas, der Hauptstadt Venezuelas, im Norden Südamerikas, geboren und aufgewachsen. Sie ist das einzige Kind eines Künstlers und einer Schneiderin. Die Eltern kamen aus der „venezolanischen Mittelschicht", wie sie selbst sagt. Ihre Eltern trennten sich, als sie drei Jahre alt war, und Amalia Torres wurde von ihrer Mutter alleine aufgezogen. Sie hat zwei jüngere Halbgeschwister. Mit ihrer acht Jahre jüngeren Schwester hat sie denselben Vater, mit ihrem 16 Jahre jüngeren Bruder dieselbe Mutter. Bis zu ihrem 19. Lebensjahr lebte sie bei ihrer Mutter in Caracas. Ihre Schulausbildung schloss sie mit einer Maturität ab. Anschliessend zog sie in eine Grossstadt ca. 600 km von Caracas entfernt, um ihre Ausbildung als Marketing-Fachfrau zu absolvieren. In derselben Stadt lebte auch ihr Vater inzwischen. Einige Jahre später folgte ihre Mutter mit dem Halbbruder, sodass nun ihre ganze Familie dort wohnte. Nach dem Studium arbeitete sie für ein internationales Spirituosenunternehmen im Bereich Event-Management. Als Event-Managerin war sie für die Organisation, Planung und Durchführung von Vermarktungsveranstaltungen eines alkoholischen Getränks in drei Bundesstaaten Venezuelas zuständig. Im Jahr 1999 im Alter von 25 Jahren lernte sie ihren zukünftigen Ehemann Matthias Schmidli kennen, der aus der Deutschschweiz kam. Er ist fast gleichaltrig und arbeitete damals im Tourismus-Bereich in Venezuela. Ein halbes Jahr später wurde Amalia Torres schwanger. Ihr Sohn Miguel kam 2001 zur Welt. Anfang 2003 migrierte sie als 29-Jährige, zum zweiten Mal mit Tochter Luz schwanger, mit ihrem Partner und ihrem gemeinsamen 14 Monate alten Sohn Miguel in die Schweiz. Zunächst lebte das Paar mit den Kindern in einer Deutschschweizer Kantonshauptstadt, um kurz darauf in eine kleine Gemeinde umzuziehen. Die Biographin erkrankte an einer Depression vier Jahre nach der Einreise in die Schweiz. Als ich sie zum ersten Mal im Jahr 2013 interviewte, lebte sie mittlerweile erneut in einer Grossstadt, war berufstätig, geschieden, und ihre zwei Kinder lebten bei ihrem Ex-Mann in einer angrenzenden Stadt.

5.4 Biographische Fallanalyse

Das Leben vor der Migration

Nach der offen gehaltenen Erzählaufforderung, in der ich der Biographin erklärte, dass ich mich für die Lebensgeschichte von Frauen aus Lateinamerika, die in die Schweiz kamen, interessiere, bat ich sie, mir ihre ganz persönlichen Erfahrungen zu erzählen. Ich informierte sie, sie erst einmal nicht zu unterbrechen und mir einige Notizen zu machen, auf die ich dann später noch eingehen würde. Amalia Torres zeigte keinerlei Scheu, sich auf das Gespräch einzulassen, und präsentierte ohne weitere Erzählaufforderungen ihre selbststrukturierte Lebensgeschichte dem chronologischen Lebenslauf folgend:

> „Ich bin am 17. August 1974 in Caracas geboren[6]. Ich komme also aus Venezuela. Ich bin die Tochter eines Musikers. Mein Vater ist ein ganz bekannter Musiker aus Venezuela und meine Mutter ist eine ganz normale Näherin und Schneiderin, die auch noch als Sekretärin gearbeitet hatte. Ich muss sagen, die ersten 28 Jahre meines Lebens waren wunderschön. Alles, was ich erlebt hatte in meinem Land (…) Klar, man hat oft das Gefühl, dass früher alles besser war. Ich finde es schön, dass ich gute Erinnerungen an Venezuela habe, denn ich war sehr, sehr glücklich damals."

Die Biographieträgerin beginnt die selbststrukturierte Eingangserzählung, indem sie Geburtsdatum und -ort sowie ihr Herkunftsland nennt. Sie verknüpft anschliessend ihre Geburt mit dem Hinweis auf die Erwerbstätigkeit ihrer Eltern, wobei sie zunächst auf den Beruf ihres Vaters eingeht und erst danach erwähnt sie die Arbeit ihrer Mutter. Gleich im zweiten Satz ihrer Selbstpräsentation berichtet Amalia Torres, dass ihr Vater ein angesehener Musiker in ihrem Herkunftsland war. Die Platzierung dieser Information ist interessant. Sie deutet hier an, dass ihre Familie aufgrund des Berufs ihres Vaters soziale Anerkennung in Venezuela genoss. Eine mögliche Erklärung für die Betonung der sozialen Position des Vaters „ein ganz bekannter Musiker in Venezuela", die in Kontrast zur „normalen" Erwerbstätigkeit der Mutter steht, könnte darin liegen, dass sie die Erfahrung des Statusverlusts und der fehlenden sozialen Anerkennung nach der Migration in der Schweiz schmerzt. Zum Familienhintergrund der Eltern gibt es insgesamt keine Informationen.

Mir fiel sofort auf, dass Amalia Torres über ihre Kindheit und Jugend in der Eingangssequenz fast nichts verrät. Sie präsentiert ihr Leben in Venezuela bis zum Zeitpunkt ihrer Migration in die Schweiz sehr komprimiert und geht erzählerisch nicht weiter darauf ein. Erst nachdem ich im dritten Teil des ersten Interviews Fragen zu ihrer Kindheit und Jugend stellte, erfuhr ich mehr über diese Zeit. Obwohl die ersten Lebensjahre von Amalia Torres durch die Scheidung der Eltern geprägt sind, präsentiert sie sich in ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung nicht als leidendes Kind, sondern als eine Person, die eine glückliche Kindheit erlebte. Die Biographin skizziert ihr Leben während dieser Zeitspanne als ein durch Sorglosigkeit und Unbeschwertheit geprägtes Leben.

Was das „Wunderschöne" in ihrem Leben im Detail war, belegt sie in der Eingangssequenz nicht mit konkreten Erlebnissen. Diese positiv bewertete biographische Lebensphase kann verschieden gedeutet werden: Sie evaluiert den Lebensabschnitt bis zu ihrem 28. Geburtstag als „wunderschön", so als möchte sie ein in der Folge gegenteilig empfundenes Leben in der Schweiz vorwegnehmen. Die Idealisierung ihrer früheren Lebenswelt in ihrem Herkunftsland sowie die vermutlich nostalgische Verklärung der Vergangenheit könnten darauf verweisen, dass ihre postmigratorischen Erfahrungen zu einer negativen Bilanzierung der Gegenwart führen. Eine andere Deutung für das Festhalten an schönen Erinnerungen ist, dass sie die Biographin daran hindern die Gegenwart wahrzunehmen, die möglicherweise mit schmerzhaften Gefühlen verbunden sein könnte. Wie sich im weiteren Verlauf der lebensgeschichtlichen Erzählung zeigt, markiert die Migration einen Wendepunkt in ihrer Biographie. Das thematische Feld, das sich innerhalb der ersten sieben Zeilen darlegt, liesse sich

6 Das Geburtsdatum habe ich verändert und nur das Geburtsjahr beibehalten.

aus der Perspektive der Gesamterzählung beschreiben als: „Ich hatte ein glückliches Leben, bevor ich migrierte".

Beruf und ökonomische Unabhängigkeit

In der unmittelbar darauf folgenden Sequenz thematisiert die Biographin ihre Berufserfahrungen als junge Erwachsene in Venezuela, wobei sie eine schöne und sorgenfreie Lebensphase rekonstruiert. Sie knüpft in ihrer Erzählung an die Zeit an, in der sie ein erfolgreiches Berufsleben hatte:

> „Ich bin gelernte Marketing-Fachfrau. Meine letzte Stelle war als Event-Managerin einer Grossfirma. Ich habe für eine Spirituosen-Firma Veranstaltungen koordiniert, Hostessen ausgesucht und angestellt, Uniformen ausgewählt und alles, was mit Logistik zu tun hatte. Ich war für drei Bundesstaaten in Venezuela zuständig. Ich war Teamleiterin von 36 Frauen und 18 Männern, zusätzlich hatte ich eine Assistentin. Ich arbeitete viel (…), aber ich habe es gerne gemacht und ich war ja jung. Obwohl die Arbeit anstrengend war, hatte ich so viel Spass dabei, und dies gleichzeitig mit viel Verantwortung. Es ging mir sehr gut. Es war eine schöne Zeit."

In dieser Passage präsentiert sich Amalia Torres als dynamische und unabhängige Frau mit beruflichen Ambitionen, die wirtschaftlich selbstständig ist und ihr berufliches Leben erfolgreich meistert. Sie skizziert ihr Leben vor der Migration in die Schweiz erneut vor einer positiven Hintergrundfolie. Ich deute die mehrmalige Erwähnung einer „schönen Zeit" in der biographischen Selbstpräsentation als Wegbereitung für das Thematisieren schwieriger und belastender Phasen im weiteren Lebensverlauf. Über ihre Ausbildungszeit informiert die Biographieträgerin in dieser Passage kaum, lediglich über das abgeschlossene Studienfach. Im Nachfrageteil erfahre ich, dass sie nach der Matura gleich mit dem Studium angefangen hat. Sie wollte so schnell wie möglich mit ihrer Ausbildung fertig werden, um ihr „eigenes Geld" zu verdienen, wie sie sagt. Aus dieser Sequenz geht deutlich hervor, dass zum damaligen Zeitpunkt ihr Beruf eine identitätsstiftende Bedeutung für sie hatte. Die Biographin misst ihrem eigenen Berufserfolg also eine zentrale Relevanz zu. Ihre Arbeit und die damit verbundene Verantwortung für ihre Mitarbeitenden übte sie offenbar mit Freude aus. Sie präsentiert sich als erwerbstätige Frau, die ihr Leben aktiv gestaltet. Trotz viel Arbeit führt Amalia Torres vor der Migration ein ausgesprochen autonomes Leben mit vielen sozialen Kontakten.

Liebesbeziehung mit einem Schweizer Mann

Während dieser arbeitsreichen Zeit, in der Amalia Torres sich beruflich geachtet und erfüllt fühlte, lernte sie als 25-jährige Frau im Jahr 1999 ihren zukünftigen und fast gleichaltrigen Ehemann, Matthias Schmidli, kennen. Der damals 26-Jährige kam aus einer Deutschschweizer Grossstadt und arbeitete in Venezuela im Tourismus-Bereich. Er lebte in einem touristischen Ort direkt am karibischen Meer. In derselben Küstenregion verbrachte die Biographin die Wochenenden im Strandhaus ihres Vaters, das ca. eine Stunde von ihrem Wohn- und Arbeitsort entfernt lag. Über einen gemeinsamen Freund lernten sich Amalia Torres und Matthias Schmidli kennen. Amalia Torres beschreibt ihn als „so anders als die Venezolaner. Er wirkte auf mich nicht wie ein Macho". Sie verliebte sich in ihn. Ihre Aussage lese ich als Ausdruck einer idealisierten

Vorstellung europäischer Männer. Sie scheint mit der Macho-Ideologie in ihrem Herkunftsland unzufrieden zu sein. Hier wird deutlich, dass sie nach einer gleichwertigen Geschlechterbeziehung strebt und davon ausgeht, diese mit einem Europäer eingehen zu können, eine Vorstellung, wie sie auch schon von Riaño und Baghdadi (2007: 6) beschrieben worden ist. Amalia Torres und Matthias Schmidli beschlossen zusammenzuziehen und lebten an der Karibikküste im Norden Venezuelas an einem Ort, der vom Tourismus geprägt ist. Hier übernahmen sie eine Posada, ein kleines, familiäres Gästehaus, das sie zusammen mit einigen Angestellten führten. Knapp anderthalb Jahre nach dem Kennenlernen bekamen sie einen gemeinsamen Sohn, Miguel.

Migrationsentscheidung

Laut Maihold (2008) folgten nach der Präsidentschaftswahl Hugo Chávez 1998 innenpolitische Turbulenzen in Venezuela, dem Land mit den grössten Erdölreserven der Welt. Chávez enteignete private Grossgrundbesitzer und verstaatlichte zentrale Industrien wie etwa die Öl- und Stahlindustrie. Der Sozialist strebte nicht nur nach einer wirtschaftlichen, sondern auch nach einer sozialen und politischen Umstrukturierung Venezuelas. Nach dem Scheitern eines Putschs im Jahr 2002 gegen die Regierung Chávez spitzte sich die wirtschaftliche, soziale und politische Krise im Land zu. Während dieser Zeit reisten immer weniger Touristen nach Venezuela, und so blieben auch die Gäste in der Posada von Amalia Torres und Matthias Schmidli aus, was zu finanziellen Verlusten im Familieneinkommen führte. Dieser politisch-ökonomische Kontext liess die beiden eine Migration in die Schweiz in Erwägung ziehen. Der Lebenspartner der Biographin schätzte die politische Lage als zu unsicher ein, um weiterhin mit seiner jungen Familie hier zu leben. Den Anstoss zum endgültigen Entschluss, in der Schweiz ein neues Leben als Familie zu führen, lieferten schliesslich die anhaltenden politischen Unruhen, die ökonomische Unsicherheit sowie die zunehmende Gewalt. Nach drei gemeinsam verbrachten Jahren in Venezuela hatte Matthias Schmidli die feste Absicht, auszuwandern und zurück in die Deutschschweiz zu ziehen. Er wollte wieder seinem Beruf im Sozialbereich nachgehen, in dem er Aussicht auf ein geregeltes Einkommen hatte. Inzwischen erwarteten die beiden ihr zweites Kind. Aus der rückblickenden Perspektive beurteilt Amalia Torres ihre eigene Migrationsentscheidung als eine gut reflektierte Handlung. Sie präsentiert ihre Migration als eine freiwillig gefällte Entscheidung aus Liebe. Die Biographin betont, dass sie das Migrationsprojekt ihres Mannes unterstützte. Die Analyse zeigt, dass eine Vielzahl an Faktoren zu dieser Migrationsentscheidung im Leben von Amalia Torres führt. Einerseits will die Biographin ihrem Lebenspartner in die Schweiz folgen, der für sich entschieden hatte, zurück in sein Herkunftsland zu kehren. Die Migration eröffnet ihr folglich die Möglichkeit, ihr Leben mit dem Mann, den sie liebt, weiterzuführen. Andererseits sieht die Biographin in ihrer Migrationsentscheidung eine Perspektive für ihre zwei Kinder, „mehr Sicherheit sowie bessere Lebenschancen und Ausbildungsmöglichkeiten im neuen Land" zu haben. Amalia Torres betont, nie die Absicht gehabt zu haben zu migrieren, bis zu dem Zeitpunkt, als sie eine Beziehung mit ihrem Schweizer Mann einging. Eine Lesart dafür könnte sein, dass sie mit ihrer Lebenssituation in ihrem Herkunftsland zufrieden war und sie daher keinen Migrationswunsch verspürte. Erst durch die binationale Partnerschaft zog sie eine Migration als Option in Erwägung. Eine weitere Lesart wäre, dass sie sich im Moment des Interviews von den negativen Zuschreibungen über Migrantinnen im Aufnahmeland distanzieren

will, aus rein finanziellen Gründen migriert zu sein, indem sie sich als Frau positioniert, die gar nicht vorhatte, in die Schweiz zu kommen. Auch wenn die Motive zur Migration oftmals vielfältig sind und sich nicht immer eindeutig auf die formal-juristische Unterscheidung zwischen Heirats- oder Arbeitsmigration reduzieren lassen, so kann bei Amalia Torres eindeutig von einer Heiratsmigration gesprochen werden. Gleichzeitig ist ihre Migrationsentscheidung im Zusammenhang mit einer politisch unsicheren Lebenssituation in ihrem Herkunftsland zu verstehen.

Anfang 2003 reiste die Biographin mit ihrem Partner und mit ihrem Kind als „love-migrant" (Riaño 2003) in die Schweiz und liess sich auf dieses familiäre Migrationsprojekt ein. Zum Zeitpunkt der Einreise führten sie und ihr Freund eine nicht-eheliche Partnerschaft. Knapp sechs Monate nach der Migration und nach der Geburt des zweiten Kindes heirateten sie in der Schweiz. Die Eheschliessung fand auch vor dem Hintergrund statt, einen geregelten Aufenthaltsstatus für Amalia Torres zu erreichen. Das erste halbe Jahr nach der Migration lebte die Familie in einer kleinen Wohnung in einer Kantonshauptstadt der deutschsprachigen Schweiz.

Migration in die Schweiz

In der Haupterzählung präsentiert die Biographin ihre Migrationsgeschichte zunächst vor der Folie einer binationalen Beziehung. Amalia Torres führt ihre biographische Selbstpräsentation nun damit weiter, dass sie über ihre postmigratorischen Erfahrungen und den damit einhergehenden Schwierigkeiten unmittelbar nach der Einreise berichtet:

> „Anfang Januar 2003 kam ich hochschwanger zusammen mit meinem älteren Sohn in die Schweiz. Mein Sohn war damals ein Jahr und zwei Monate alt. Ich konnte kein Wort Deutsch sprechen. Am Anfang ist alles eine Entdeckung. Ich hielt mich sehr an meinem Mann fest. Ausser ihm und den Kindern hatte ich hier niemanden. Drei Wochen nach der Ankunft in der Schweiz ging mein Mann für mehrere Wochen in den Militärdienst. Ich weiss gar nicht mehr genau, wie lange er weg war, aber er musste mehrere Wochen nachholen, da er lange in Venezuela gewesen war. Ich glaube, er war ein Monat im Militär. Ich war also fast am Ende meiner Schwangerschaft und (…) plötzlich ganz alleine mit einem kleinen Baby und verstand nicht die Sprache. Als ich einkaufen gehen wollte, ich konnte Englisch, aber kein Deutsch und als ich den Metzger fragen wollte, was das für ein Fleischstück sei, ging das nicht und ich konnte nichts richtig einkaufen. Ich fühlte mich so einsam (…). Wenn du in ein fremdes Land mit einer so unterschiedlichen Kultur einwanderst, dann kannst du dir die Schwierigkeiten gar nicht vorstellen, auf die du triffst, bis du ihnen tatsächlich begegnest. Alles ist plötzlich ganz fremd, sogar das Tageslicht war für mich anders als in Venezuela. Wir kamen im Winter in der Schweiz an. Ich fühlte mich völlig (…) ausgegrenzt, sogar innerhalb der Familie meines Mannes, da ich die Sprache nicht konnte. Mein Mann war sehr traurig bei der Ankunft, denn er liebte Venezuela sehr. Für ihn war es wie eine Niederlage, zurück in die Schweiz zu kommen. Er musste nun seiner Familie und seinen Freunden zeigen, dass er die Auswanderung nicht geschafft hatte."

Diese Passage entfaltet szenisch die Konfrontation mit den migrationsbedingten Herausforderungen gleich nach der Ankunft in die Schweiz. Die Migration bedeutet für die Biographin einen radikalen biographischen Bruch in allen bisherigen vertrauten

Lebensbereichen sowie den Verlust eines gewohnten Rahmens. Sie beschreibt die erste Zeit nach der Ankunft in die Deutschschweiz als eine belastende Erfahrung. Der vollständige biographische Neubeginn als Migrantin in der Schweiz gestaltet sich anspruchsvoller, als sie angenommen hatte. Mit der Formulierung „ich hatte hier niemanden" veranschaulicht sie, wie die Anfangsphase nach der Zuwanderung mit sozialer Isolation verbunden ist. Amalia Torres ist mit einer sozialen und kulturellen Neuorientierung in einem fremden Land konfrontiert. Die geringen Deutschkenntnisse beeinträchtigen nicht nur die Kommunikation mit ihrer sozialen Umwelt, sondern auch ihre Selbstsicherheit und die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben. Die Intensität ihrer postmigratorischen Erlebnisse lässt sich damit erklären, dass sie sich gleich in der Anfangszeit, als sich die Zugewanderte in einer Phase der Existenzunsicherheit befindet und mit hohen Anpassungsanforderungen konfrontiert ist, „plötzlich" alleine in der Enge einer kleinen Wohnung, schwanger, mit einem Kleinkind, ohne Verwandte und Freunde findet. Ihr Mann ist während dieser Eingewöhnungsphase ihre Hauptbezugsperson. Bereits kurze Zeit nach der Einreise in die Schweiz trennt er sich aufgrund seiner Verpflichtungen gegenüber dem Militärdienst für einen Monat von der Familie. So erfährt sie in der ersten Migrationsphase ein Gefühl des Verlassenwerdens. Auch wenn sie mit seinem arbeitsbedingten Weggang aus Venezuela einverstanden war und ihr Partner sie in der Schweiz nicht aus bösen Absichten verlassen hatte, wie sie sagt, veranschaulicht sie hier ein erstes Mal eine Trennungs- und Verlusterfahrung im Rahmen ihrer Migration. Wie wir im weiteren Verlauf des Interviews sehen werden, spielen Trennungserfahrungen eine bedeutsame Rolle im Zusammenhang mit der Erkrankung an einer Depression. Die Biographin spricht von Einsamkeitsgefühlen während dieser Anfangszeit. Ich gehe davon aus, dass insbesondere in Momenten erhöhter Empfindlichkeit, beispielsweise während einer Schwangerschaft, die Einsamkeit ein Gesundheitsrisiko darstellt.

Amalia Torres macht mit der Aussage „ich hielt mich sehr an meinem Mann fest" deutlich, dass sie insbesondere in der Anfangsphase nach der Migration, in der sie eine Auseinandersetzung mit dem Fremden auf sich genommen hat, als migrierte Frau in einer binationalen Beziehung stärker auf ihren Schweizer Partner angewiesen ist als der auf sie. Ihr Mann kann zurück in sein vertrautes Leben finden. Die Biographin kann sich während dieser Zeit weder an eigene Verwandte oder an die ihres Mannes wenden noch verfügt sie über einen Freundes- bzw. Bekanntenkreis in der Schweiz.

In dieser Textpassage wird sichtbar, dass die Migration für die zugewanderte Person nicht nur eine Konfrontation mit einer neuen Sprache bedeutet. Mit „alles ist plötzlich ganz fremd" formuliert sie, wie alles Vertraute wie etwa die eigene Sprache, das soziale Umfeld, das Klima, Haltungen und Werte in der neuen Umgebung auf einmal entfällt. Hier macht die Biographin deutlich, eine Entwurzelung aus dem gewohnten und vertrauten Lebenskontext erlebt und erste Erfahrungen als „Fremde" in der Deutschschweiz gemacht zu haben. Offensichtlich wird, dass Einsamkeit, das Gefühl von Verlorenheit und Unsicherheit sowie des sich Nichtzurechtfindens in Verbindung mit gefühlter Ohnmacht aufgrund geringer Deutschkenntnisse, nach der Ankunft in der Schweiz zuerst biographisch verarbeitet werden müssen. Diese anfänglichen postmigratorischen Erfahrungen sind von Gefühlen der emotionalen Überforderung, Stress und inneren Desorientierung geprägt. Die durch die Migration bedingte erhebliche und tiefgreifende Lebensveränderung, die Schwangerschaft und das plötzliche Alleinsein mit einem Kleinkind ohne familiäre Bindungen in einem neuen Land, in

dem die sprachliche Verständigung noch nicht vorhanden ist, tragen zu einer erhöhten Verletzbarkeit der Migrantin bei und beeinträchtigen ihr Wohlergehen.

Die Vorbereitungszeit für die Migration war mit erheblichem Stress verbunden, wie Amalia Torres erzählt, insbesondere da sie die Migrationsvorbereitungen als schwangere Frau treffen musste und sich darüber hinaus um einen Säugling zu kümmern hatte. Obwohl die Migrationsentscheidung mit ihrem Mann besprochen war und bewusst stattgefunden hatte, fühlte sie sich früh und unerwartet auf sich alleine gestellt, als sie in der Schweiz ankam. Als Neuzugezogene schwangere Frau mit einem Kleinkind ist sie besonders vulnerabel, da sie nicht auf familiäre Unterstützung und emotionalen Halt zählen kann. In Venezuela verfügte sie über Haushaltangestellte, die ihr mit den Kindern und dem Haushalt zur Seite standen sowie über viele andere Annehmlichkeiten im Gegensatz zur Schweiz. Ihr Mann war nach dem Umzug in die Schweiz selber mit der Verarbeitung seiner eigenen Migrationserfahrungen beschäftigt und erwies sich, wie wir später sehen werden, nicht als emotionale Stütze.

Amalia Torres' erster Eindruck eines Lebens in der Schweiz entsprach nicht ihren Erwartungen, obwohl sie das Land während gemeinsamer Ferien mit ihrem Partner bereits besucht hatte und nicht ohne Vorwissen gekommen war. Sie hatte eine bestimmte Vorstellung von einem Leben in der Schweiz, aber es wurde alles anders. Wie wir im weiteren Verlauf des Interviews sehen werden, hatte sie sich einen leichteren Einstieg in ihren Beruf vorgestellt. Sie hatte auch angenommen, dass die Erwerbs- und Familienarbeit in der Schweiz leichter zu vereinbaren seien. In diesem Zusammenhang hatte sie sich mehr Unterstützung von ihrem Ehemann erhofft. Insgesamt war Amalia Torres nicht davon ausgegangen, dass die Anfangszeit in der Schweiz so schwer sein würde. Die Auswirkung der Migration auf ihr Leben hatte sie offenbar überrascht. Darüber hinaus hatte sie die Bedeutung der mangelnden sprachlichen Fertigkeit und den grossen Einfluss der Sprachbarriere in der Interaktion mit ihrer sozialen Umwelt vollkommen unterschätzt, was sie in dieser Anfangsphase sozial isolierte.

Ausschlusserfahrung in der Familie des Ehemannes und am Arbeitsplatz

Amalia Torres berichtet in ihrer biographischen Selbstpräsentation, dass ihre Schwiegereltern sie nicht in der neuen Familie willkommen hiessen. Sie fühlte sich von den Eltern und Familienangehörigen ihres Partners eher geduldet, da sie die Mutter ihrer Enkelkinder ist, aber nicht angenommen. In den Augen der Eltern ihres Mannes passte sie als Südamerikanerin nicht zu ihrem Sohn. Die als ablehnend und herablassend empfundene Grundhaltung der Schwiegereltern gegenüber Amalia Torres illustriert folgende Aussage:

> „Sie haben meine Präsenz abgelehnt, auch wenn sie es nicht gesagt haben, aber das merkte ich. Ich fühlte mich sehr ausgegrenzt. Ich konnte ja die Sprache nicht. Für sie war ich anders. Bei Einladungen wurde ich nicht gefragt, ob ich etwas essen oder trinken möchte. Ich sass in einer Ecke. Alle bewegten sich und ich sass nur da und schaute den anderen zu. Mir wurde nichts angeboten. Ich wurde nicht in ihre Gespräche miteinbezogen. Ich fühlte mich (…), ich fühlte mich richtig ausgeschlossen (…). Sogar innerhalb der Familie meines Mannes. Das fand ich ekelhaft, weil (…) man fühlt sich als Ausländerin wie die Doofe, wie diejenige, die die Sprache gar nicht kann."

Die Biographieträgerin verdeutlicht hier, dass die Familie des Partners ihr nicht die Herzlichkeit und das Interesse entgegenbringt, wie sie es sich erhofft hatte. Sie nahm wahr, nicht in dieser Familie aufgenommen zu werden. Sie erlebte im Gegenteil eine Zurückweisung und fühlte sich nicht akzeptiert. Die Schwiegereltern mochten Amalia Torres offenbar nicht. Sie musste sich mit Vorbehalten und Vorurteilen des sozialen Umfeldes ihres Mannes auseinandersetzen. Die Biographin erzählt, dass sie sich häufig bei Familienanlässen der Anschuldigung ausgesetzt sah, aus Profit und wirtschaftlichen Überlegungen heraus geheiratet zu haben. Die distanzierte Haltung der Familie ihres Partners vermittelte ihr das Gefühl, ein ungebetener Eindringling in die bestehende Familienstruktur zu sein. Mit dieser Geringschätzung hatte sie nicht gerechnet.

Thematisch greift Amalia Torres in dieser Sequenz wieder das Problem der fehlenden Sprachkenntnisse auf. Die Tatsache, dass sie in der Anfangsphase als Neuzugezogene noch nicht die deutsche Sprache beherrschte, sie die Familienangehörigen ihres Mannes nicht verstehen konnte und von ihnen nicht verstanden wurde, verunsicherte die Biographin zunehmend. Insbesondere das Desinteresse der Familie ihres Mannes dafür, was sie zu sagen oder welche Bedürfnisse sie hatte, erlebte sie als entwertend und ausgrenzend. Mit der Verwendung des Begriffs „ekelhaft" stellt sie eine thematische Verbindung zur subjektiv erlebten Ausgrenzungserfahrung her. Hierbei bringt sie ihre Gefühle zur Sprache. Diese könnten Ausdruck eines tief empfundenen Schmerzes sein, dessen Ursprung auf Gefühle des Nicht-Dazugehörens und des Sich-Übergangen-Fühlens zurückzuführen sind. Zugleich könnte die Biographin auf andere migrationsspezifische Erfahrungen im biographischen Kontext verweisen. Amalia Torres schildert, dass sie sich im Beisammensein der Schweizer Familie des Ehemanns aufgrund der sprachbedingten Kommunikationsschwierigkeiten wie eine „Doofe" fühlte. Als sie ihr Gefühl einer Frau von geringerer Intelligenz beschreibt, greift sie auf eine Form der Distanzierung und Verallgemeinerung durch den Gebrauch des Indefinitpronomens ‚man' zurück. Die Satzabbrüche lassen erkennen, dass sie unter der erlebten Erfahrung der Ausgrenzung leidet. Zugleich verdeutlicht diese Formulierung, dass sie als „Ausländerin" wahrgenommen zu werden mit einer Abwertung ihrer Person in Verbindung bringt. Sie hat den Eindruck, als die Dumme zu gelten, also als eine Ungebildete aufgrund der Sprachschwierigkeiten.

Selbst zehn Jahre nach der Migration in die Schweiz und nach Überwindung der anfänglichen Sprachbarriere, macht sie nach wie vor Differenzerfahrungen auch am Arbeitsplatz, wie der Fortgang der Erzählung belegt:

> „Sogar heute noch, obwohl ich viel besser Deutsch spreche, wenn ich zum Beispiel in der Kantine Mittagessen gehe, wo ich arbeite und ich mich zu den anderen hinsetze, redet niemand mit mir (…). Sie sind fast alles Deutsche und Schweizer. Sie reden untereinander und ich sitze daneben. Aber heute fühle ich mich gar nicht mehr ausgeschlossen. Früher fand ich das traurig, heute ist es mir völlig egal geworden."

In dieser Sequenz tritt die Thematik des Sich-Erlebens als „Ausländerin" und des sozialen Ausschlusses im Arbeitsumfeld zutage. Die Erfahrungen eines zugeschriebenen „Anderssein" und fehlende Zugehörigkeitsgefühle scheinen zum roten Faden im Schweizer Leben von Amalia Torres zu werden. Ihre ArbeitskollegInnen erwecken bei ihr den Eindruck, eine soziale Distanz aufzubauen und den Kontakt zu ihr

zu meiden. „Die Deutschen" und „die Schweizer" werden von Amalia Torres als eine homogene und in sich geschlossene Gruppe dargestellt, die durch eine gemeinsame Sprache verbunden über die Macht verfügt zu entscheiden, wer ein- oder ausgeschlossen wird. Als Migrantin afro-lateinamerikanischer Herkunft fühlt sie sich als nicht dazugehörend. Sie macht am Arbeitsplatz die Erfahrung des Ausgeschlossenwerdens von den anderen Mitarbeitenden. Ihre marginalisierte Position unter ihren ArbeitskollegInnen schwächt sie ab, indem sie die Erfahrung sozialen Ausschlusses bagatellisiert, die sie heute nicht mehr als belastend empfinde. Amalia Torres berichtet aus der Sicht einer Person, die den erfahrenen Ausschluss heute als unbedeutend erlebt, obwohl auch hier deutlich wird, wie konsterniert sie ist. Die Bewertung „egal" deute ich zum einen als Strategie der Biographieträgerin zur Rückgewinnung ihrer Handlungsfähigkeit im Umgang mit Ausschlusserfahrungen, die sie sich im Laufe der Zeit angeeignet hat. Zum anderen lässt sich ihre Reaktion als Hinweis darauf lesen, sich hinter einem Gefühl der Gleichgültigkeit zu verbergen, um den Schmerz gesellschaftlicher Zurückweisung nicht zulassen zu müssen. Sie wählt Indifferenz als Schutz- und Bewältigungsmechanismus und als Strategie, die erlittene Demütigung der sozialen Ausgrenzung abzuwehren. Im Weiteren lässt ihre Äusserung, der soziale Ausschluss berühre sie heute nicht mehr, die Vermutung zu, dass sich ihre abgewehrten Wünsche nach Zugehörigkeit und gesellschaftlicher Akzeptanz in Resignation manifestieren.

Liebe und Machtverhältnisse in einer binationalen Ehe

Amalia Torres setzt ihre Lebensgeschichte fort, indem sie die beginnenden Beziehungsprobleme, die seit der Einreise in die Schweiz stärker zum Ausdruck kommen, und die damit verbundenen Demütigungen in ihrer binationalen Partnerschaft ausführlich thematisiert. Demütigungserfahrungen im Kontext der binationalen Ehe sind lebensgeschichtliche Themen, die aus der Sicht der Biographin als kritische Lebensereignisse identifiziert werden. Es fällt auf, wie detailliert und lang Amalia Torres' Narration über die Beziehung zum Schweizer Ehemann ist. Sie nimmt in ihrer selbststrukturierten Biographie einen dominanten Stellenwert ein.

Kurze Zeit nach der Ankunft in der Schweiz kam ihre Tochter Luz auf die Welt. Knapp sechs Monate nach der Migration heirateten Amalia Torres und ihr Partner. Sie waren inzwischen Eltern zweier Kinder und lebten das erste halbe Jahr nach der Einreise in einer Kantonshauptstadt.

In der Anfangszeit nach der Migration hatte sich das binationale Paar auf klassische geschlechtsspezifische Arbeitsteilung geeinigt. Amalia Torres übernahm die konventionelle Rolle als Hausfrau und Mutter, während ihr Partner einer ausserhäuslichen Berufstätigkeit nachging. Somit war nur ein Familieneinkommen vorhanden. Als einst erwerbstätige und selbstständige Frau in Venezuela entwickelte Amalia Torres rasch den Wunsch, Deutsch zu lernen, um unabhängiger von ihrem Mann zu sein und sich im neuen Land besser zurechtzufinden:

> „Ich sagte meinem Mann, dass ich unbedingt einen Deutschkurs besuchen will. Zum einen ist es wichtig, damit ich kommunizieren kann. Zum anderen falls die Kinder ein Problem mit den Lehrern haben sollten, will ich mit ihnen reden können. Und da sagte er, dass er in Südamerika alleine Spanisch zu sprechen gelernt hatte. Und dann sagte er: ‚Warum kannst du nicht alleine Deutsch lernen?' Aber Deutsch ist ja eine komplett andere Sprache. Ich verstand nicht einmal ein „Grüezi", das war so anders. Ich antwor-

> tete ihm, dass ich eine solche Sprache nicht alleine lernen kann, ich muss eine Schule besuchen. Er wollte aber nicht die Schule bezahlen. Er sagte, dass der Deutschkurs zu teuer ist."

Aus Amalia Torres' Erzählung lässt sich ein Machtverhältnis zwischen ihr und ihrem Ehemann rekonstruieren, wobei sie sich hier in der Rolle der finanziell abhängigen Migrantin präsentiert. Ihr Partner hatte die Kontrolle über das verfügbare familiäre Einkommen. Das Geld legte er, so legt obiges Zitat nahe, auch als Machtmittel aus. Ihr Mann wollte kein Geld für den Deutschunterricht seiner Frau ausgeben, obwohl es die finanzielle Situation der Familie zugelassen hätte. Durch die Verweigerung der Bezahlung des Deutschkurses wurde sein überlegener Status deutlich. Implizit warf der Mann seiner Frau vor, sich nicht genügend anzustrengen, selbstständig die Sprache zu erlernen. Er schrieb ihr so eine Schuld zu. Es stellt sich hier die Frage, ob ihr Mann ihr bewusst keinen Sprachkurs finanzieren wollte, um Kontrolle über sie ausüben zu können, aus Angst, sie zu verlieren, sollte sie sich im Alltag autonomer bewegen.

Auf der Suche nach Alternativen, um die Sprache zu erlernen, erfuhr Amalia Torres von einem städtischen Gratis-Deutschkursangebot. So fand sie Zugang zu einem Sprachkurs, der sich speziell an Frauen und Mütter aus unterschiedlichen Kulturen richtete und gleichzeitig auch eine Kinderbetreuung anbot. Die Biographin berichtet, dass der Kurs zwei Mal wöchentlich während eineinhalb Stunden stattfand. Sie begann die Sprache zu lernen. Sie freute sich über die Fortschritte. Dieser Kursbesuch bedeutete für sie eine Möglichkeit, aus der Wohnung zu kommen und mit anderen Menschen zu interagieren.

Hier lernte sie ihre spätere beste Freundin, Valentina Navarro, kennen, ebenfalls Venezolanerin, mit der sie den gemeinsamen Erfahrungshintergrund einer Erkrankung an einer Depression teilt. Beide befanden sich in einer ähnlichen Lebenslage als Migrantinnen aus Lateinamerika. In der Interaktion mit ihrer Freundin, die einen ähnlichen sozialen und biographischen Hintergrund aufweist, gelingt es Amalia Torres ihre benachteiligte Lebenssituation im Migrationskontext nicht als individuelle, sondern als kollektive Erfahrung zu interpretieren.

Amalia Torres bringt an dieser Stelle weiter zum Ausdruck, sich in ihrer Handlungsautonomie eingeschränkt gefühlt zu haben, da sie nicht über die finanziellen Ressourcen verfügte, selber für den Deutschunterricht aufkommen zu können. Es wird sichtbar, dass sie in dieser Situation eine aktive Rolle einnimmt. Durch eigenverantwortliches Handeln gelingt es ihr, einen kostenlosen Deutschkurs zu finden und so die Handlungsbeschränkung und Abhängigkeitsstrukturen zu reduzieren. Obwohl Amalia Torres anfängliche Orientierungsschwierigkeiten im neuen Land hat, präsentiert sie sich als eine aktiv Handelnde, die sich aus einer passiven und abhängigen Rolle lösen will und tatkräftig die Probleme angeht.

Leben als Venezolanerin in der Schweiz

Die Biographin schildert, dass sie gerne mehr Kontakt zu SchweizerInnen gehabt hätte. Dem misst sie eine grosse Bedeutung bei. Doch sie findet nicht den gewünschten Zugang zur Mehrheitsgesellschaft. Sie führt die Schwierigkeit, mit der lokalen Bevölkerung Freundschaften zu schliessen, darauf zurück, „Ausländerin" zu sein. Der Versuch, „Anschluss" zu finden, gelang ihr nicht:

> „Ich denke, dass wir Ausländer wie die Doofen behandelt werden, weil wir die Sprache nicht können und dann ist es noch so, dass wir nicht dazugehören. Ich gehöre nicht zu dieser Gesellschaft, egal wie lange ich hier lebe. Ich gehöre heute nach elf Jahren immer noch nicht ganz dazu, ich kann mich anpassen, aber nie, nie im Leben kannst du richtig dazugehören. Das kann dich ganz schön traurig machen (...). Ich finde, hier fehlt es an Warmherzigkeit, hier fehlt wirkliche Hilfsbereitschaft (...). Wir haben keine Freundschaften zu Schweizerinnen, weil (...), wer sind unsere Freundinnen? Die Latinas (...), weil die Schweizerinnen gar kein Interesse an uns haben. Aber ich verstehe auch mittlerweile, dass die Schweizerinnen kein Interesse an meiner Freundschaft haben (...). Wir haben ja unterschiedliche Perspektiven auf das Leben. Dann sagen aber viele Schweizer, ihr, die Latinas, dass ihr immer nur unter Latinas seid und ihr habt keine Schweizer als Freunde. Wie viele Schweizer wollen die Latinas als Freundinnen? Wie viele Schweizer wollen uns wirklich kennenlernen? Ich meine uns als Menschen kennenlernen?"

In dieser eindrücklich erzählten Sequenz ist Amalia Torres' leidvolles biographisches Thema der Erfahrung von sozialer Ausgrenzung und Ausschluss erkennbar. Die Biographieträgerin veranschaulicht hier den Versuch und das Misslingen, soziale Beziehungen von innerethnischen auf interethnische Kontakte zu erweitern, um mit Esser (1990) zu sprechen. Die Biographieträgerin verdeutlicht im ersten Satz, die Nichtbeherrschung der Sprache als ein Ausschlussmittel zu erleben. Sie beschreibt ihren Eindruck, als „Doofe", also als eine minderwertige Person, von den „Einheimischen" behandelt zu werden, was sie in den Zusammenhang ihres Migrationshintergrundes setzt. Die erneute Erwähnung, sich als „Doofe" behandelt zu fühlen, lässt erkennen, unter der erlebten Erfahrung der Ausgrenzung, Stigmatisierung und Diskriminierung als Migrantin zu leiden. Das Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit ist im Weiteren sehr dominant und erscheint ihr als eine schwer zu tragende Last. Insofern lässt sich das Gefühl eines Mangels an Zugehörigkeit als zentrales Thema in ihrem Leben herauskristallisieren. Sie rekurriert auf ihre lateinamerikanische Herkunft im Versuch zu erklären, welche Schwierigkeiten sie beim Schliessen neuer Freundschaften mit Schweizerinnen hat. Die Biographin führt dies zum einen auf die sehr begrenzten Kenntnisse der neuen Sprache zurück und die damit verbundene Negativ-Wahrnehmung ihrer Person. Das kann dahingehend interpretiert werden, dass es ihr bis heute wehtut, gegenüber der restlichen Gesellschaft als minderwertig und von geringerer Intelligenz zu gelten. Zugleich verweist es auf ihre Sehnsucht nach Anerkennung und Wertschätzung. Die fehlende Möglichkeit sprachlicher Verständigung mit Schweizerinnen stellt sie allerdings nur als einen Aspekt dar. Zum anderen verweist sie als Migrantin auf Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen. Sie argumentiert in diesem Zusammenhang, dass SchweizerInnen ihr kein Interesse entgegenbringen, weil sie unterschiedliche Lebensansichten aufweisen.

Amalia Torres zeigt zugleich Verständnis für das fehlende Interesse. Sie greift auf Verallgemeinerungen bei der Verwendung der Bezeichnungen „Schweizerinnen", „Ausländerinnen" und „Latinas" zurück. Auffallend ist auch das Wechseln von der „Wir"- zur „Ich"-Erzählung. Die Hauptfigur Amalia Torres hat die Erfahrung gemacht, beim Versuch, Freundschaften zu Schweizerinnen zu schliessen, als „kulturell Andere" wahrgenommen zu werden und auf Vorurteile zu stossen. Ihr wird, so sagt sie, vorgehalten, gar keinen Wunsch nach einem echten Kontakt mit Schweizerinnen zu haben und sich nur mit LateinamerikanerInnen zu umgeben. Sie reagiert auf diese Vorwür-

fe, indem sie an das Menschsein appelliert und sich fragt, wer wirklich Interesse an ihr als Person hat, ungeachtet des Migrationshintergrundes. Den fehlenden Zugang zu SchweizerInnen bezeichnet sie als eine traurige Erfahrung. Ihre Bemühungen, tragfähige und auf gegenseitiger Wertschätzung und Akzeptanz beruhende Freundschaften mit SchweizerInnen einzugehen, misslingen. Sie realisiert, dass sie keinen freundschaftlich geprägten Kontakt zu SchweizerInnen aufbauen kann. Hier wird die emotionale Verletzung aufgrund des erfahrenen sozialen Ausschlusses deutlich zum Ausdruck gebracht.

Veränderung der ehelichen Beziehung nach der Migration

Nach sechs Monaten in einer Grossstadt zog die Familie von Amalia Torres in eine kleine Gemeinde mit ca. 1'300 Einwohnern in einem angrenzenden Kanton. Um von ihrem neuen Wohnort in die Stadt zu fahren, benötigte man mit den öffentlichen Verkehrsmitteln ca. eine Stunde. Nach dem Umzug in eine ländliche Region geriet Amalia Torres verstärkt in eine isolierte Paar- und Familiensituation. Ihr Mann ging seinem Beruf nach und nahm die Rolle des Versorgers und Ernährers der Familie ein. Die Biographin blieb mit den Kindern zuhause. In der Haupterzählung schildert Amalia Torres ausführlich, wie sich ihre Migrationserfahrungen auf die Beziehungsdynamik bemerkbar machen:

> „Wir hatten Probleme bekommen (…). Mein Leben hatte sich nach der Migration in die Schweiz sehr verändert. In Venezuela hatte ich meine Familie, meine Arbeit, meinen Status, ich kannte mich überall aus. Damals war mein Mann von mir abhängig. Obwohl er gut Spanisch sprach, kannte er viele Begriffe nicht, um zum Beispiel mit dem Anwalt oder dem Buchhalter zu reden oder mit den Mitarbeitenden in unserem kleinen Hotel. Ich war zuständig mich mit ihnen zu verständigen, denn das Subtile der Sprache ist wichtig. Als Ausländer kann man das Subtile nicht beherrschen. Ich war wie ein Katalysator zwischen meinem Mann und der venezolanischen Gesellschaft. Ich war sehr wichtig für ihn in Venezuela. Als wir in die Schweiz ankamen, kehrte sich die Situation. Ich wurde von ihm abhängig. Ich hatte keine Familie, ich hatte meinen Status verloren, meine Position hier war ganz anders (…). Das ist etwas, das nicht beachtet wird. Ich habe eine andere Welt in der Schweiz entdeckt als es sich die Leute vorstellen."

Die Äusserung über die beginnenden ehelichen Probleme nach der Migration in die Schweiz lässt darauf schliessen, dass ihre binationale Beziehung von einem grossen Ungleichgewicht überschattet ist. Deutlich betont wird in dieser Passage der biographische Statuswechsel, bedingt durch die binationale Ehe zu ihrem Schweizer Mann. Dies führt zu einer widersprüchlichen Position der Biographieträgerin. In Venezuela bewegte sie sich einerseits frei als selbstbewusste, selbstständige und unabhängige Frau, die berufstätig war. So lese ich aus ihrer Schilderung heraus, dass Amalia Torres über einen resoluten Charakter verfügt. Sie beschreibt, als Mitglied der Mehrheitsgesellschaft in Venezuela eine tragende Rolle innerhalb der binationalen Paarbeziehung innegehabt zu haben. Nach der Migration und vor allem zu Beginn der Ehe wird sie andererseits auf einen Schlag von ihrem Mann auf einer ökonomischen, sozialen und aufenthaltsrechtlichen Ebene abhängig, kann nicht in ihrem erlernten Beruf arbeiten und macht Erfahrungen sozialer Abwertung sowie sozialen Ausschlusses. Der Übergang von der gewohnten Unabhängigkeit als berufstätige Frau in Venezuela zur plötz-

lichen Abhängigkeit als Ehefrau in der Schweiz scheint sich auf ihre Beziehung auszuwirken. Gerade am Anfang des Zuzugs in ein neues Land kennt sie sich noch nicht in allen Lebensbereichen aus und ist auf die Unterstützung ihres Mannes beispielsweise im Umgang mit Behörden oder beim Schriftverkehr auf Deutsch stärker angewiesen.

Die Erzählerin berichtet, dass sie gerne wieder erwerbstätig sein wollte, um ihre finanzielle Unabhängigkeit zurückzugewinnen. Stattdessen füllte sie die ihr durch ihren Mann zugewiesene Rolle als Mutter aus, die für die tägliche Sorge um Kinder und Haushalt zuständig ist und passte ihre Erwerbstätigkeit den familiären Bedürfnissen an. Ihr Mann hatte ein klares Rollenverständnis und stand für eine traditionelle Aufgabenteilung der Geschlechter, wie in dieser Szene sichtbar wird:

> „Ich musste nicht am Anfang arbeiten gehen, obwohl ich das wollte. Ich war zu stolz meinen Mann immer fragen zu müssen: ‚Kannst du mir Geld geben? Ich brauche 50.- CHF'. Wenn er mich dann fragte, wofür, dann fühlte ich mich völlig blossgestellt. Von dem her war es für mich schwierig, weil ich nicht mein eigenes Geld verdiente. Meine Kinder waren damals zu klein, ich konnte die Sprache nicht, ich kannte die Kultur nicht und es war einfach zu schwierig als Migrantin am Anfang eine Arbeit zu finden. Aber ich hätte mir damals auch nie vorstellen können, dass ich als Putzfrau oder so arbeiten gehen würde, weil ich Marketing-Fachfrau bin. Eine Putzfrau und ein Kindermädchen hatte ich selber früher zuhause (…). Ich wollte eine ähnliche Arbeit machen wie in Venezuela, aber ich konnte die Sprache nicht. Mein Mann wollte aber auch nicht, dass ich als Putzfrau arbeiten gehe. Das war für ihn kein Thema. Für ihn war es so, dass ich zuhause mit den Kindern bleiben musste und Hausfrau bin. Das wollte er so. Heutzutage denke ich, dass man sich nicht zu schämen braucht, eine Hausfrau zu sein. Im Gegenteil, Hausfrau ist eine wichtige Arbeit. Man sollte stolz sein, dass du zuhause mit deinen Kindern bleiben kannst, ihnen Stabilität und eine Struktur anbieten kannst. Das habe ich damals aber nicht so gesehen, ich wollte in meinem Beruf arbeiten."

Amalia Torres' Wunsch, einer ausserhäuslichen Tätigkeit nachzugehen, stand im Widerspruch zu den Vorstellungen des Ehemannes. Sie misst zwar heute der Familienarbeit eine grosse Bedeutung bei, doch räumte sie zum damaligen Zeitpunkt der Berufsarbeit ebenfalls eine hohe Priorität ein. Für die Biographin stand die Partizipation im öffentlichen Raum, so wie sie es in Venezuela gewohnt war, im Zentrum. Ihr Ehemann hatte hingegen ausgesprochen traditionelle Rollenerwartungen an sie. Er schrieb seiner Frau die „Zuständigkeit" für unbezahlte Haus- und Familienarbeit zu. Aufgrund der familiären Verpflichtungen lehnte der Ehemann eine berufliche Tätigkeit seiner Frau ab, ungeachtet in welchem Arbeitsfeld. Dadurch entstand eine finanzielle Abhängigkeit für Amalia Torres von ihrem Mann. Er schien jedoch die Tatsache, dass er eine berufstätige Frau geheiratet hatte, die gerne weiter arbeiten wollte, zu ignorieren. Zugleich befand sie sich in der Situation, ihren Mann bitten zu müssen, ihr für die eine oder andere Anschaffung oder sogar für ihre eigene Kleidung Geld zu geben. Diese Erfahrung stand im Gegensatz zu ihrem Leben in Südamerika, als sie einer Erwerbsarbeit nachging und ökonomisch autonom war.[7]

---

7 Für Amalia Torres trifft zu diesem Zeitpunkt zu, was Riaño (2011) in einer Untersuchung gezeigt hat, dass viele Frauen aus sogenannten Drittstaaten kritisch gegenüber Geschlechterungleichheiten in ihren Herkunftsländern geworden sind. Einige Frauen nehmen durch die Heirat mit einem Europäer

In dieser Textpassage erwähnt Amalia Torres weiter, dass sie in der ersten Phase nach der Migration in die Schweiz eine klare Vorstellung ihres beruflichen Einstiegs hatte. Sie beabsichtigte, in ihrem Beruf wieder Fuss zu fassen. Da sie in Venezuela ein erfülltes Berufsleben hatte, ging sie zum damaligen Zeitpunkt nicht davon aus, auf grosse Schwierigkeiten beim Zugang zur Arbeitswelt zu stossen, so wie es ihr später in der Schweiz widerfuhr. Die Biographin führt aus, dass sie ihre angelernte Berufstätigkeit ausüben wollte und eine Anstellung gemäss ihrer Qualifikation suchte. Damit bringt sie zum einen den Wunsch nach sozialer Anerkennung zum Ausdruck. Zum anderen zeigt sich hier, wie die berufliche Stellung das Selbstbild der einzelnen Personen prägt. Denn sowohl Amalia Torres wie auch ihr Mann bekundeten eine weitverbreitete Geringschätzung gegenüber der Tätigkeit einer Reinigungsfrau, die gesellschaftlich kaum Anerkennung findet. Im späteren Verlauf des Interviews zeigt sich, dass Amalia Torres später dennoch einer Arbeit, die mit Reinigen zu tun hat, nachgehen wird.

Da Amalia Torres' berufliche Partizipation in der Anfangszeit nach der Zuwanderung nicht möglich war, da sie zunächst keine Arbeitsstelle fand, erhöhte sich das Abhängigkeitsverhältnis von ihrem Schweizer Partner. Aus der Perspektive Amalia Torres' ist der Konflikt innerhalb der Beziehung nicht einzig dem Geschlechterarrangement[8] oder der Binationalität innerhalb der Beziehung geschuldet. Sie führt die Beziehungsschwierigkeiten zum einen auf die „Gesellschaft" zurück, wie sie sagt, und meint damit die Schweizer Gesellschaft. Sie argumentiert, dass sie in Venezuela ebenfalls drei Jahre ein binationales Paar und nicht mit denselben Problemen konfrontiert waren. Zum anderen erklärt sie sich die Unstimmigkeiten und Differenzen in ihrer Partnerschaft aufgrund unterschiedlicher Vorstellungen einer Beziehung und des Verhaltens ihres Mannes ihr gegenüber.[9]

---

an, eine gleichberechtigtere Beziehung als mit einem Mann aus ihrem Land einzugehen. Gleichzeitig lässt sich wie im Fall des Ehemanns der Biographin erkennen, dass laut Riaño und Baghdadi (2007) gewisse Europäer Mühe haben, sich den sich ändernden Geschlechterrollen in ihren Herkunftsländern anzupassen, und suchen ein eher „traditionelles" Arrangement durch die Heirat mit einer „Ausländerin".

8 Die Soziologin Birgit Pfau-Effinger (2000) entwickelte die Theorie der Geschlechter-Arrangements weiter, um ein Erklärungskonzept für eine komparative Erforschung der Arbeitsintegration von Frauen anzubieten und stellte historische und soziokulturelle Faktoren in den Vordergrund. „Die Theorie betont die Bedeutung der – teilweise widersprüchlichen – Interaktion und Dynamiken zwischen Kultur, Institutionen, sozialen und ökonomischen Strukturen und Akteurshandeln, die den gesellschaftlichen Kontext für das Geschlechterverhältnis und die Art und Weise, in der dieses mit dem Verhältnis von Familie und Erwerbsarbeit verknüpft ist, bilden. Diese Theorie geht davon aus, dass Geschlechter-Arrangements jeweils durch eine spezifische ‚Geschlechterkultur' geprägt sind, die auf kulturellen Familienmodellen beruht, welche teilweise im Ländervergleich differieren" (Pfau-Effinger 2014: 175-176).

9 In der Literatur zum Einfluss der Schweizer Migrationspolitik auf binationale Beziehungen (vgl. Riaño et al. 2006, Riaño 2011) ist davon die Rede, dass in der Schweizer Migrationspolitik geschlechtsspezifische Bilder enthalten sind. So drängt diese Migrationspolitik die ausländische Ehefrau direkt und indirekt in die gesetzliche und ökonomische Abhängigkeit des Ehemanns und kreiert dadurch eine ungleichwertige Machtposition. Die Migrationspolitik ist insofern von einer patriarchalen Geschlechterkultur geprägt, in der der Mann als für den gemeinsamen Lebensunterhalt zuständig erachtet und die Migrantin in der Rolle der nicht erwerbstätigen Ehefrau wahrgenommen wird.

Erwartungen und enttäuschte Hoffnungen einer Ehe mit einem Schweizer Mann

Für Amalia Torres war die Migration in die Schweiz mit Hoffnung auf ein intaktes Familienleben in einem politisch stabilen Land verknüpft. Die Ehe entwickelte sich allerdings anders, als sie es sich vorgestellt hatte. Sie sehnte sich nach einem verantwortungsvollen Partner, konstatierte jedoch schnell, dass ihr Mann ihre Erwartungen nicht erfüllte. Ausführlich thematisiert Amalia Torres, wie sich ihre Beziehung seit der Migration in die Schweiz verändert hatte:

> „Als ich hier ankam war es für mich das Wichtigste, dass das, was mir am meisten bedeutete, nämlich meine Familie, die ich in Venezuela zurückgelassen hatte, dass ich hier eine neue Familie mit ihm haben könnte. Ich wünschte mir einfach eine eigene Familie. Für ihn waren aber andere Sachen wichtig. Er hatte seine Arbeit, traf seine Freunde von früher und am Abend war er selten da. Er wurde ein leidenschaftlicher Fussball-Fan[10] und ging am Wochenende immer zu den Fussball-Matches. Ich war hingegen immer alleine mit den Kindern. Er dachte, dass ich es mit den Kindern zuhause gemütlich habe und es schön ist. Eben, da fühlte ich mich wie ohnmächtig, weil (…) ich hatte es gar nicht schön und gar nicht gemütlich. Ich hatte sehr viel Arbeit mit zwei kleinen Kindern. Er hatte keine Zeit für die Familie, er hatte kaum Zeit für uns und ich war neu hier. Somit hatten wir zwei unterschiedliche Vorstellungen. Heutzutage hätte es mir nicht viel ausgemacht, da ich selber meine eigenen Interessen habe. Aber damals kam ich aus einer ganz anderen Welt, da war es für mich völlig schockierend, ich fühlte mich völlig einsam, ausgeliefert mit zwei Kleinkindern. Er wollte mehr die Gesellschaft seiner Freunde und ich wollte mich geborgen und akzeptiert fühlen (…). Ich denke, was ich mir von ihm in der Schweiz gewünscht hätte, war Respekt und Geborgenheit für meine Kinder. Ja, von ihm hätte ich mir mehr Respekt, Verständnis, Empathie und Geborgenheit gewünscht (…). Dann haben wir uns ziemlich auseinandergelebt."

Mit diesem letzten Satz weist Amalia Torres in diesem Ausschnitt aus ihrer Lebenserzählung auf den schleichenden Prozess des Sich-Entfremdens und der eintretenden Erfahrung der Beziehungslosigkeit hin. Das Paar geht gegenseitig auf Distanz. Zugleich zeigt sich in dieser Passage die hohe Relevanz, die ein stabiles Familienumfeld im Kontext der Migration für das Wohlergehen aufweist. Amalia Torres verliess ihr Herkunftsland wegen ihrer Beziehung, um ihrem Mann zu folgen und in der Schweiz ein Familienleben zu führen. Im ersten Satz dieser Textstelle verdeutlicht die Biographin die zentrale Bedeutung, die sie einem Familienleben in der Schweiz beimisst. Amalia Torres' Vorstellungen und Erwartungen hinsichtlich Ehe und Familie weichen scheinbar von denjenigen ihres Partners ab, was als drohendes Konfliktpotential der Beziehung rekonstruiert werden kann. Ihr Wunsch nach einem Familienleben lässt sich nicht wie erhofft verwirklichen. Es stellt sich die Frage, ob ihr Wunsch nach Zugehörigkeit, den sie mit Familie verknüpft, möglicherweise aus ihren Kindheitserfahrungen stammen könnte. Nach der Trennung der Eltern im Alter von drei Jahren wächst sie bei ihrer alleinerziehenden Mutter auf, die später eine neue Beziehung einging. Ihre Mutter war neben der Haus- und Familienarbeit auch für die Beschaffung des Familieneinkommens zuständig. Es ist ferner davon auszugehen, dass der Vater

10 Amalia Torres nennt in diesem Interviewausschnitt den Fussballclub, aber um keine Rückschlüsse auf den Wohnkanton zu geben, verzichte ich an dieser Stelle nähere Angaben zu machen.

aufgrund seiner selbstständigen Erwerbstätigkeit und den unterschiedlichen Wohnorten nicht sehr präsent in Amalia Torres' Leben war.

Die Hauptfigur der Erzählung führt in dieser Textpassage weiter aus, dass sie sich zunehmend einsam und in ihrer Ehe vernachlässigt fühlt. Sie ist von ihrem Mann enttäuscht. Die Biographin kann sich nicht auf ihn verlassen wie gehofft. Gleich nach der Migration sieht sie sich auf sich alleine gestellt. Sie war überzeugt, dass die Versorgung von zwei Kleinkindern nicht alleine auf ihren Schultern lasten würde. Sie hatte sich mehr Unterstützung und Präsenz von ihrem Mann erwartet. Amalia Torres verdeutlicht mit der Formulierung „Ich hatte es gar nicht schön und gar nicht gemütlich. Ich hatte sehr viel Arbeit mit zwei kleinen Kindern" ihre Unzufriedenheit über die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zuhause. Sie hat ihren Wunsch nach Erwerbsarbeit und Selbstständigkeit den Bedürfnissen und Interessen des Familienlebens angepasst. Aus der Textpassage geht hervor, dass der Ehemann ihr immer weniger Beachtung schenkt. Ihr Bedürfnis nach Anerkennung, Zuwendung und emotionaler Nähe in der Beziehung bleibt in der ersten Phase nach der Migration ungestillt. Ihr gelingt es nicht, die gefühlte Distanz zu ihrem Ehemann zu reduzieren. Die Familie stellt sie sich hier als den geschützten Ort vor, in dem sie ihre Erlebnisse als Migrantin verarbeiten und Geborgenheit finden kann. Eine mögliche Erklärung für ihre Sehnsucht nach familiärer Geborgenheit und menschlicher Annahme wäre, an diesem Ort Erfahrungen sozialer Ausgrenzung sowie fehlender gesellschaftlicher Akzeptanz und mangelnde soziale Geborgenheit ausgleichen zu können.

Mit den Formulierungen „ich wollte mich geborgen und akzeptiert fühlen" und „von ihm hätte ich mir mehr Respekt, Verständnis, Empathie und Geborgenheit gewünscht" bringt Amalia Torres zum Ausdruck, dass sie sich nach dem Gefühl des Aufgehobenseins und nach Liebe sehnt sowie nach jemandem, der für sie da ist. Ihre Sehnsucht nach einer zuverlässigen und liebevollen Beziehung zu ihrem Mann birgt die Gefahr, dass sie als abhängige und unselbstständige Frau hingestellt oder ihr eine „Opferrolle" zugeschrieben wird. Die Nichterfüllung ihrer Sehnsucht könnte sie auf ein Selbstverschulden zurückführen. Die Biographin ist mit einer partnerschaftlichen Beziehungsproblematik konfrontiert, sich nicht angenommen, wertgeschätzt, unterstützt und geliebt zu fühlen. So erfährt sie nicht nur gesellschaftliche Ablehnung, sondern fühlt sich nun auch von ihrem Ehemann abgelehnt. Aus der selbststrukturierten Erzählung lässt sich insofern rekonstruieren, dass für Amalia Torres die Verwirklichung ihrer Bedürfnisse wie Berufstätigkeit, Autonomie und Anerkennung, unter gleichzeitiger Berücksichtigung eines intakten Familienlebens, eine biographische Relevanz aufweisen.

Betrachten wir die szenischen Darstellungen der partnerschaftlichen Konflikte noch etwas genauer aus Amalia Torres' Perspektive. Ihr Leben ist während der ersten Jahre nach der Migration von Verlusterfahrungen geprägt. Neben dem Verlust finanzieller Autonomie und finanzieller Handlungsspielräume sowie dem Verlust der Sprache, macht sich auch die Trauer um den Verlust ihrer Familienangehörigen und Freunde in Venezuela bemerkbar. Die Trauer ist immer noch gross, umso grösser ist die Enttäuschung, dass ihr Wunsch nach einem harmonischen Lebensarrangement als Familie nicht stattfindet. Die Biographin scheint das Vertrauen in die Tragfähigkeit der ehelichen Beziehung und in die gemeinsame Zukunft zu verlieren. In dieser Textstelle formuliert Amalia Torres klar mit dem Begriff „schockierend" ihr Gefühl des Betrugs und Verrats an ihrer Vorstellung und ihrem Bedürfnis einer intakten Fa-

milie. Der Traum eines heilen Familienlebens, das sie als Kind nicht erfahren hat, verwirklicht sich im neuen Land nicht. Für ihre Verlusterfahrungen erhält sie von ihrem Mann keine empathische Resonanz. Aus der Sehnsucht nach einem respektvollen und empathischen Ehemann erschliesst sich der Wunsch nach Respekt und Empathie für ihre Situation als Frau und als Migrantin, die sie auch in der Aufnahmegesellschaft vermisst.

Sie gelangt zur Erkenntnis, in ihrer Beziehung nicht die Nähe und Intimität zu erfahren, die sie sich erhofft hatte. In der biographischen Selbstpräsentation herrschen ferner das Erleben von Ohnmacht sowie Gefühle des Ausgeliefertseins und der Verwundbarkeit vor. Sie relativiert diese negativen Gefühle zugleich, indem sie anfügt, heute besser mit der Situation umgehen zu können, da sie nach der Überwindung der anfänglichen Anpassungsschwierigkeiten inzwischen in der aufnehmenden Gesellschaft zurechtkommt. Dadurch präsentiert sie sich als eine migrierte Frau, die gelernt hat, mit Herausforderungen umzugehen.

Während Amalia Torres die Hauptverantwortung für Haus- und Familienarbeit alleine trug, kümmerte sich ihr Mann mit seinem Erwerbseinkommen um den finanziellen Bedarf der Familie. Seine gut entlohnte Arbeit ermöglichte, ein materiell sorgenfreies Leben zu führen. Allerdings verbrachte er immer weniger Zeit mit seiner Ehefrau und den Kindern. Die gemeinsamen Abendessen liess er häufig ausfallen. Er zog sich in Aussenaktivitäten zurück und war kaum noch zuhause. Er gestaltete seine Freizeit ohne seine Familie. Nach der Arbeit oder am Wochenende bevorzugte er die Gesellschaft seiner Freunde, besuchte Fussballspiele, ging seinen Hobbies nach und entzog sich zunehmend dem Beziehungs- und Familienleben. Die Ehezeit war von grosser Anstrengung für die Biographieträgerin begleitet. Sie musste die Aufgaben der familiären Alltagsbewältigung grösstenteils allein bewältigen. Ihr Mann schien nicht genügend Verständnis und Einfühlungsvermögen für ihre spezifische Lebenssituation als Migrantin mit zwei Kleinkindern aufbringen zu können. Sie fühlte sich alleine gelassen. Aus der subjektiven Wahrnehmung der Biographin zeigte er wenig Interesse für ihre Bedürfnisse. Was die Gründe ihres Mannes betrifft, so können diese nur erahnt werden. Die fehlende Rücksichtnahme auf Amalia Torres' Befindlichkeit erweckt den Eindruck, dass er die Beziehung zunehmend als belastend wahrnimmt. Die ihm zugetragene Verantwortung wird ihm zuviel, und so nimmt er sich neue Freiräume, um sich weniger eingeschränkt zu fühlen. Es lässt sich auch mutmassen, dass er sich von einer erhöhten Bedürftigkeit, die seine Frau an ihn heranträgt angesichts ihres Gefühls, alleine als Migrantin mit zwei Kleinkindern in einem neuen Land zu sein, emotional bedrängt fühlt und sich daher von der familiären Situation distanziert. Sein familiärer und innerer Rückzug könnte auch ein Hinweis darauf sein, mit seinem misslungenen Versuch, ein Leben in Südamerika zu führen, noch zu hadern.

Konflikte und Eskalation

Amalia Torres' Beziehungsprobleme spitzten sich zu. In ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung stellt die Schilderung der biographischen Phase, in der sie die Eskalation der Beziehungsdynamik, die innerfamiliären Zerreissproben und den Entscheidungsprozess beschreibt, ihren Mann zu verlassen, die dichteste Episodenerzählung in dem gesamten Interview dar. Die Bedeutung dieser Erfahrung für ihr Leben dokumentiert sie wie folgt:

> „Und er hat dann den Respekt für mich verloren. Er hielt mich für oberblöd (...). Er hat auch mal gesagt, dass ich nicht lernfähig bin und dass ich nett und lieb bin, aber dass ich ein bisschen zurückgeblieben bin. Solche Sachen, weisst du? Ich bin nicht zurückgeblieben. Ich gebe dir ein Beispiel. Ich kann Autofahren. Aber hier in der Schweiz fährt man anders als in Venezuela. Er wollte, dass ich meine Fahrprüfung mache. Er hat es gut gemeint, damit ich es mit den Kindern einfacher habe. Er hätte mir dann ein günstiges Auto gekauft, so dass ich mich mit den Kindern überall bewegen kann. Ich war aber so beschäftigt mit meinem Einlebensprozess hier in der Schweiz, dass ich gar nicht Autofahren lernen wollte. Ich wollte mich nicht damit ablenken, ich wollte die Sprache lernen, ich wollte mich einfach einleben. Ich musste neue Umgangsformen, eine neue Gesellschaft und die vier Jahreszeiten kennenlernen, so etwas. Für mich war das nur Stress (...). Wenn ein Einheimischer eine Ausländerin heiratet, dann muss er sich über die grosse Verantwortung bewusst sein, die er hat. Die Migrantin ist wie ein grosses Kind. Alles ist anders und neu. Man kann nicht erwarten, dass die Ausländerin alles auf einmal gut kann. Dann hat er gesagt, weisst du, das Problem ist, dass du ein wenig zurückgeblieben bist und du gar nicht richtig Autofahren lernen kannst, weil deine Intelligenz gar nicht ausreicht, um das zu lernen. Immer wieder kamen solche Aussagen. Ich fühlte mich immer so wie (...) Er hat auch immer Witze über mein Deutsch vor seinen Freunden gemacht. Sogar seine Freunde meinten, dass das für sie unangenehm war, wenn er so über mich gesprochen hat. Ich habe dann versucht auf Deutsch zu reden und er hat mich dann ausgelacht und so weiter. Das war für mich (...) Ich konnte nicht mehr damit (...) Ich habe die Entscheidung getroffen, egal, was mit meinem Leben passiert, ich kann nicht mehr mit diesem Mann zusammen sein. Ich will ein Vorbild für meine zwei Kinder sein. Ich will nicht, dass sie denken, so wird eine Frau behandelt. Lieber dann alleine als so vor meinen Kindern behandelt zu werden."

In dieser langen Textpassage wird deutlich, wie aus der Sicht der Biographin der Ehemann seine Frau abwertet und erniedrigt. Sie beschreibt eine herabsetzende Haltung ihr gegenüber. Seine geringschätzenden Kommentare lassen sich dahingehend deuten, dass er ihr Selbstvertrauen zerstören möchte. Die Entwertung eines Menschen weist auch auf einen eventuellen Abwehrmechanismus hin. Es stellt sich die Frage, was ihr Mann abwehren möchte. Möchte er durch eine Entwertung sein eigenes Selbstwertgefühl stabilisieren? Diese Frage bleibt unbeantwortet, da nur Mutmassungen gestellt werden können. Amalia Torres relativiert zugleich seine negativen Äusserungen ihr gegenüber und versucht, sein Verhalten zu erklären, indem sie hinzufügt, dass er gute Absichten bezüglich der Fahrprüfung hegte. An dieser Stelle ist die Ambivalenz zwischen Anklage und Verständnis gegenüber ihrem Mann erkennbar.

Zugleich scheint sich ihr Mann nicht in ihre migrationsbedingte emotionale Stresssituation einfühlen zu können. Die Biographin weist darauf hin, dass das Leben einer Migrantin davon gekennzeichnet ist, durch die migrationsbedingten Lebensveränderungen dem Zwang eines ständig neuen Lernens ausgesetzt zu sein. Selbst Vertrautes muss neu erfahren, gelernt oder beherrscht werden. Sie vergleicht diesen Zustand mit der Situation eines Kindes, dessen Heranwachsen von andauernden Lernerfahrungen geprägt ist. Durch die Migration in ein Land mit einer fremden Sprache verliert die zugezogene Person ihre sprachliche Ausdrucksfähigkeit; ein Verlust, der sie hilflos und sprachlos wie ein Kind fühlen lässt. Die Migration impliziert einen Bruch in allem bisher Selbstverständlichen, was Amalia Torres als Infantilisierung erlebt. Mit

dem Gefühl der Sprachunfähigkeit sind nicht selten Ohnmachtsgefühle verbunden. Der Vergleich mit einem Kind könnte auch ein Indiz auf den Wunsch nach sozialen Bindungen sein, die über die Befriedigung von Grundbedürfnissen entscheiden und insbesondere in der Migration eine zentrale Bedeutung einnehmen.

Der Betrachtungsweise von Amalia Torres' über ihre binationale Beziehung ist eine Herabwürdigung als „Ausländerin" durch ihren Ehemann immanent. Mit der Aussage „Er hielt mich für oberblöd" weist die Biographin auf ihr Gefühl hin, von ihrem Mann als Dumme vorgeführt zu werden. Sie berichtet, dass er seine „ausländische" Ehefrau aufgrund der fehlenden oder mangelhaften Ausdrucksfähigkeit in der Sprache auslachte, wobei sie sich vor seinen Freunden blossgestellt und erniedrigt fühlte. Die These, dass die Biographin im Kontext ihrer Position als Migrantin und ihrer Deutschkenntnisse abgewertet wird, findet in der Fortsetzung der Geschichte weitere Bestätigung. Aus der Textpassage geht hervor, dass die Kinder erleben, wie die Mutter durch den Vater gedemütigt wird. Dies zeigt die Formulierung „Lieber dann alleine als so vor meinen Kindern behandelt zu werden". Das Abbrechen von Sätzen, das Stocken und das Sprechen mit immer leiser werdender Stimme verdeutlichten nachdrücklich, dass die Biographin in ihren Ausführungen einen Punkt erreicht hatte, der auf eine tiefe emotionale Verletzung hinweist und eine Bedrohung für ihren Selbstwert darstellte. Sie scheint die negativen Zuschreibungen in das Selbstbild übernommen und verinnerlicht zu haben, wie am abgebrochenen Satz zu lesen ist: „Ich fühlte mich immer so wie (…)". Die herabsetzende Haltung ihres Ehemannes ihr gegenüber erlebte sie als tiefe Enttäuschung. Möglicherweise können die zahlreichen Kränkungen und Erfahrungen von Abwertung innerhalb der Ehe wie auch im sozialen Umfeld eine Erklärung dafür sein, dass Amalia Torres eigene Anteile für das Auseinanderbrechen der Partnerschaft nicht erkennt oder nicht im Interview präsentieren will.

Krisenhafte Zuspitzung in der Ehe

Emotional entrüstet erkannte sie, nicht mehr weiter mit ihrem Mann leben zu wollen. Sie konnte nicht länger in der Enttäuschung verharren und zog für sich die Konsequenz, sich aus ihrer emotionalen Verstrickung und Abhängigkeit in der Beziehung zu lösen:

> „Ich bin kein Opfer, aber in dem Moment konnte ich mich gar nicht verteidigen, weil (…) ich denke, er hat es gar nicht böse gemeint, es war einfach so passiert, er hat es nicht absichtlich gemacht, aber er hat den Respekt vor mir verloren und mich gedemütigt. Was sollte ich machen? Ich musste alles ertragen (…). Ja, aber dann dachte ich, egal, was mit meinem Leben passieren wird, ich lasse mich trennen, ich kann das nicht mehr aushalten. Es ist ein schwieriger Prozess hier alleine mit Kindern zu sein, aber es ist auch nicht einfach, wenn du einen Mann hast, der dich gar nicht respektiert und findet, dass du minderwertig bist, nur weil du Ausländerin bist und die Sprache nicht perfekt kannst. Es ist auch schwierig mit jemandem so zu leben. Ich fühlte mich damals so minderwertig gegenüber meinem Mann, dass ich beschloss mich von ihm zu trennen (…). Wir gingen zur Familienberatung, doch sogar die Familienberaterin empfahl mir mich von meinem Mann zu trennen, weil er so psychisch gewalttätig war. Er hat mich zwar nicht physisch geschlagen, aber er hat mich dafür mit Worten verletzt. Es war eine psychische Tortur mit ihm."

Amalia Torres akzentuiert in diesem Erzählsegment, sich nicht als „Opfer der Umstände" zu sehen. Mit der Formulierung „ich bin kein Opfer, aber […]" zeigt sie gleichwohl, dass sie sich einer Ausweglosigkeit ausgesetzt fühlte. Die Frage „Was sollte ich machen?" deutet darauf hin, dass sie sich ohnmächtig fühlte. Als Reaktion auf diese Ohnmacht präsentiert sie sich von einer passiv-erleidenden hin zu einer aktiv-handelnden Frau, die kein „Opfer der Ungerechtigkeit" sein will. Um ihre Würde zu verteidigen, zog sie die aus ihrer Perspektive notwendigen Konsequenzen und erkannte in der Trennung von ihrem Ehemann einen Ausweg. Die Entscheidung, sich von ihrem Partner zu trennen, präsentiert sie als das Ergebnis eines Prozesses und des Abwägens von Vor- und Nachteilen, eine Beziehung fortzusetzen oder zu beenden. Um ihren Kindern ein gutes Vorbild zu sein und sich nicht als Frau zu zeigen, die passiv alles hinnimmt, entschied sie, sich von ihrem Mann zu trennen. Sie beschreibt sich dadurch als eine aktive Gestalterin ihres Lebens, die mit der gefällten Entscheidung den Widrigkeiten des Lebens zu trotzen weiss. Die Biographin zeigt sich in dieser Sequenz als selbstbewusst und konsequent Agierende, die Verantwortung für ihr Leben übernimmt. Amalia Torres scheint die Erfahrung ihrer Mutter zu wiederholen, die nach der Trennung ihres Mannes ein dreijähriges Kind alleine in Venezuela versorgte. In ihrer biographischen Erzählung stellt die Biographin alleinerziehende Frauen in Lateinamerika, die als Hauptverdienerinnen für die Familie sorgen, als keine Seltenheit dar. Am Beispiel ihrer Mutter bekommt sie früh mit, dass eine Frau genügend Kräfte mobilisieren kann, um sich alleine um eine Familie zu kümmern, ohne auf die Unterstützung des Mannes zählen zu müssen. Das wird Amalia Torres in ihrer Entscheidungsfindung, sich von ihrem Mann zu trennen, beeinflusst haben. Insofern bietet die Trennung auch die Möglichkeit einer neuen Unabhängigkeit in der Migration, in der sie zeigen kann, es alleine zu schaffen.

In dieser Interviewpassage wird auch eine Minderwertigkeitsproblematik angeschnitten. Die in ihrer binationalen Ehe erlittenen Minderwertigkeitsgefühle, gekoppelt am gesellschaftlich vermittelten Gefühl, nicht den Mitgliedern der aufnehmenden Gesellschaft gleichwertig zu sein, veranlassen Amalia Torres, gegen die Missachtung ihres Menschseins aktiv zu handeln. Die Biographin unternimmt die Anstrengung, sich aus problematischen Partnerbeziehungsstrukturen zu lösen. Dieser Entschluss kennzeichnet einen schwierigen, unangenehmen Entscheidungsprozess in ihrer Lebensgeschichte. Gleichzeitig beweist sie Mut, sich ihrer Angst vor einer Veränderung des familiären Lebens zu stellen. Sie beschliesst, den Schmerz der Erniedrigung nicht mehr länger ertragen zu wollen und widersetzt sich der zugefügten Demütigung durch ihren Mann. Die Trennungsabsicht ist soweit gereift, dass sie die lieblos gewordene Beziehung beenden möchte.

In dieser Erzählung erscheint zum wiederholten Mal die Empfindung persönlicher Abwertung innerhalb der Ehe, wobei sie einen Zusammenhang zwischen ihrem „Ausländerinsein" und der Sprache herstellt: „dass du minderwertig bist, nur weil du Ausländerin bist und die Sprache nicht perfekt kannst". Das belegt die zuvor formulierte Lesart hinsichtlich der angeführten Darstellung einer Herabwürdigung im Kontext ihrer Position als Migrantin und Sprache. Aus der Perspektive der Biographin scheint ihr Mann sie auf ihren formal deprivilegierten Status als „Ausländerin" zu reduzieren. Damit hebt er seine überlegene Position als Schweizer und Angehöriger der Mehrheitsgesellschaft hervor. Er nutzt die Machtverhältnisse aus, um seine Frau zu kränken. Gleichzeitig entsteht der Eindruck, als würde der Ehemann seine Frau sich

selber überlassen. Er scheint der Meinung zu sein, seine Frau müsse sich mehr anstrengen, um ihre Benachteiligung zu überwinden, dies aber nicht ausreichend tue. Es hat darüber hinaus nicht den Anschein, dass ihr Ehemann bereit ist, sie darin zu unterstützen. Möglicherweise auch, weil sich ihr Mann selber schon in einer ähnlichen Situation befand und sich damals vermutlich alleine durchschlagen musste. Amalia Torres macht indes die Erfahrung, nicht nur in der Aufnahmegesellschaft als „Ausländerin" behandelt zu werden, sondern auch innerhalb ihrer eigenen Kernfamilie bzw. im Rahmen ihrer binationalen Ehe. Sie erlebt sich doppelt als deprivilegierte „Migrantin", und zwar im gesellschaftlichen sowie im persönlichen Umfeld.

Gleichwohl relativiert sie erneut die erfahrene Abwertung, indem sie für ihren Mann Verständnis aufbringt und ihn in seinem Verhalten rechtfertigt. Ihre Nachsicht für sein Handeln begründet sie damit, dass er aus schwierigen Familienverhältnissen stammt und es nicht leicht hatte als Kind, wie sie im Nachfrageteil erzählt. Welche Erfahrungen ihr Mann aus seiner Kindheit mitbringt, muss an dieser Stelle weitgehend offen gelassen werden. Ihre Relativierung wirkt indes wie eine Abwehrreaktion auf einen Schmerz. Der Schmerz des Versagens darüber, dass ihr Migrationsprojekt und ihre biographische Planung hinsichtlich eines intakten Familienlebens in der Schweiz zum Zeitpunkt der ehelichen Krise gescheitert sind.

Nach dem Aufbrechen des schwelenden Konfliktes kam es nach drei Jahren Ehe und insgesamt sechs Jahren Beziehung zur endgültigen Trennung. Amalia Torres wehrt sich gegen das Gefühl, sich in dieser Ehe minderwertig erleben zu müssen. Die Bezeichnung der Ehe als „psychische Tortur" dokumentiert ihren Leidensdruck in einer Beziehung, die von Machtmissbrauch gekennzeichnet ist. Aus der Retrospektive resümiert Amalia Torres, die Erfahrung psychischer Gewalt durch ihren Ehemann sei mit ihrer Zugehörigkeit zur Gruppe der MigrantInnen verbunden. Aus der biographischen Rekonstruktion resultiert, dass die Biographin ihren Status als „Ausländerin" als Erklärungsmuster für die erlebten Abwertungserfahrungen im privaten, beruflichen und öffentlichen Bereich heranzieht. Im Weiteren wagt sie einen Neuanfang mit zwei Kleinkindern im Bewusstsein, dieser Weg werde kein leichter sein.

Die Trennung – ein Wendepunkt in der Lebensgeschichte

Mit der Trennung vom Ehemann kristallisiert sich ein biographischer Wendepunkt mit nachträglicher Relevanz für die Biographieträgerin heraus. Sie erzählt nun ihre Migrationsgeschichte vor der Folie einer gescheiterten oder, anders formuliert, zerbrochenen Beziehung und dem misslungenen Versuch, von ihrem Mann geliebt und wertgeschätzt zu werden. Die Beziehungskrise erreicht ihren Kulminationspunkt, als die Biographin eine Anwältin aufsucht. In der biographischen Rekonstruktion zeigt Amalia Torres, dass sie für sich selbst eine Entscheidung treffen kann und über eigene Handlungsressourcen verfügt, die sie vor dem Hintergrund der partnerschaftlichen Konfliktkonstellation für die Bewältigung der Krise einsetzt. Es lässt sich aus ihrer Erzählung rekonstruieren, dass ihre Handlungsfähigkeit ihr in diesem Kontext das Gefühl verleiht, selbstbestimmt zu sein. Das aktive und eigenmotivierte Handeln ermöglicht ihr, die Abhängigkeitsstrukturen zu ihrem Mann zu verändern bzw. sich nicht mehr dem ehelichen Abhängigkeitsverhältnis ausgeliefert zu fühlen. Ungeachtet der hohen Schwierigkeiten, die mit der biographischen Phase der Loslösung von ihrem Ehemann und der damit verbundenen Ungewissheit korrelieren, birgt ihre Situation als getrennt und alleinerziehende Migrantin aus Venezuela auch das Poten-

tial, sich eigenständig, selbstbewusst und gestärkt in einem neuen Lebensabschnitt zu erfahren. In der biographischen Erzählung von Amalia Torres wird erstmalig ihr Wunsch sichtbar, auch in der Schweiz ein autonomes Leben zu realisieren. Wenn sie über diese Zeit spricht, fällt auf, dass sie retrospektiv ihrer neuen Lebenssituation als Alleinerziehende auch positive Aspekte abgewinnt: „Früher fühlte ich mich weniger belastbar, ich war eine sehr verwöhnte junge Frau. Mit der Trennung musste ich mich schnell in meinem neuen Leben in der Schweiz zurechtfinden". Es scheint, dass sie sich in der biographischen Phase der Loslösung von ihrem Mann nachträglich als eine dann auch in der Schweiz selbstständige Frau wahrnimmt, was ihr Selbstsicherheit verleiht. So wirkt sich die Trennung von ihrem Partner nicht direkt auf ihre Gesundheit aus, sondern die damit einhergehenden ökonomischen, sozialen und psychischen Konsequenzen wirken sich aus, wie an späterer Stelle des Interviews deutlich wird.

Ihr Ehemann zeigt sich mit der Auflösung der Eheschliessung nicht einverstanden. Die ehelichen Streitereien münden in einer Trennungsauseinandersetzung, wie das Zitat zeigt:

> „Die Trennung wurde zum Krieg, denn er konnte die Trennung nicht akzeptieren. Er bildete sich ein, dass er mich aus einem Loch in Venezuela in die Schweiz gebracht hatte, dass er mich gerettet hatte. Aber das war nur seine Einbildung. Er hat mich aus einer guten mittelständischen Familie rausgenommen. Ich lebte nicht in einer Favela, sondern im Mittelstand. Die Männer spüren die Macht. Sie spüren, dass sie eine Macht über die Frau haben, weil sie eine Ausländerin ist. Das ist bei binationalen Paaren so und dann fangen sie damit an zu sagen: ‚Du wirst sehen, dass du vom Sozialamt leben wirst, weil du so unfähig bist.' Die Männer haben vollkommen Recht in vielen Sachen, aber die Frauen können diese ganzen Schwierigkeiten umgehen, wenn sie informiert sind. Eine Frau muss nicht ausgeschaffen werden, wenn sie sich trennt und sie muss nicht zwingend zum Sozialamt gehen, weil (...) eben, der Mann kann sich auch um die Familie kümmern, selbst nach der Trennung."

Diese Passage dokumentiert das Ausspielen der Machtposition sowohl des Ehemanns als auch der Biographin. Sie deutet auf die ungleichen Machtverhältnisse hin zwischen einem Schweizer Mann und einer Migrantin. Die gescheiterte Beziehung erweist sich nun als ein Ort, an dem offen Machtkämpfe ausgetragen werden. In der Darstellung des Ehemannes aus der Sicht der Biographin entsteht der Eindruck, dass er ein soziales Überlegenheitsgefühl als Mitglied der Aufnahmegesellschaft gegenüber seiner südamerikanischen Frau ausdrückt, indem er ihr ihre kulturelle Herkunft vorhält. Der Ehemann unterstellt ihr während zahlreicher Auseinandersetzungen, ihm aus rein ökonomischen Gründen in die Schweiz gefolgt zu sein. Hier betont Amalia Torres erneut, dass ihre Familie in Venezuela aus dem Mittelstand kommt. Nach der Migration und während der Ehe bleibt ihr sozialer Status in der Schweiz unverändert. Erst mit der Trennung vom Mann und dem alleinstehenden Leben mit ihren Kindern folgt ein gesellschaftlicher Abstieg, gekoppelt an einen sozialen Statusverlust, wie der weitere Verlauf der Biographie zeigen wird. Gleichwohl ist anzumerken, dass Amalia Torres hier auch ihre Macht ausspielt. Ihr Mann erscheint in dieser Passage in einer geschwächten Position, da er nicht damit gerechnet zu haben scheint, dass seine Frau ihn verlassen könnte.

Auffällig an der Präsentation des ehelichen Konflikts während der Trennungsphase ist, wie Amalia Torres darüber erzählt und welche Formulierung sie benutzt. Sie wählt erneut eine Form der Distanzierung und der Verallgemeinerung, indem sie die Pluralform gebraucht und von „den Männern“, statt direkt von ihrem Ehemann spricht. Die Biographin macht allgemeine Aussagen über die diffuse Angst von Migrantinnen, aus Unkenntnis, durch eine Trennung die Aufenthaltsgenehmigung in der Schweiz zu verlieren. Hier wird deutlich, dass sie ihre eigenen Erfahrungen und Verunsicherungen anspricht, da ihr Aufenthaltsstatus in den ersten drei Jahren der Ehe in der Schweiz ungesichert war. Erst im Nachfrageteil wird Amalia Torres erzählen, ihre grösste Angst während der Erkrankung an einer Depression sei gewesen, aus der Schweiz ausgewiesen zu werden und dadurch das elterliche Sorgerecht und den Umgang mit ihren Kindern zu verlieren. Ihre Kinder nicht mehr sehen zu können, ist für sie ein unvorstellbarer Gedanke. Im Weiteren wird deutlich, dass Amalia Torres' Ehemann sie unter Druck setzt, auf Drohungen und Einschüchterungen zurückgreift, indem er ihr ein von der Sozialhilfe abhängiges Leben prognostiziert. So möchte er sie möglicherweise daran hindern, sich von ihm zu trennen.

Die 32-jährige Biographin erzählt weiter, dass sie nach der Trennung ihren Wohnsitz zunächst von der ländlichen Gemeinde in eine Kleinstadt innerhalb des gleichen Kantons verlegte. Kurz danach wechselte sie den Wohnkanton, um wieder in die Kantonshauptstadt zu ziehen, in der sie unmittelbar nach der Ankunft in der Schweiz bereits gelebt hatte. Ihre Wohnsituation verändert sich erheblich nach der Trennung. Sie mietete sich mit ihren zwei Kindern eine bescheidene kleine Wohnung, in der enge Platzverhältnisse herrschten. Auffallend ist hier, dass Amalia Torres in der Selbstpräsentation ihrer Biographie Details überspringt. Im Vergleich zur vorhergehenden ausführlichen Beschreibung der Eskalation der Beziehungsdynamik sowie der Erfahrungen des Leidens und der Lieblosigkeit in ihrer Ehe, die viel Raum einnahmen, wird nun die konkrete Trennungssituation kaum thematisiert. Die verbale Auslassung der Ereignisse nach dem Ende der Ehe könnte so gelesen werden, dass diese Lebensphase mit einer ganz existentiellen Verzweiflung einherging, die ihr stark zusetzte und sie zunächst nur schwer über das darin eingewobene Thema reden kann. Wie wir sehen werden, nimmt Amalia Torres' Biographie nach der Beendigung der ehelichen Beziehung einen anderen als den vorgesehenen Verlauf.

Berufliche Ausschlusserfahrung

Mit der Aussage: „Ich wollte so schnell wie möglich arbeiten gehen“ führt Amalia Torres unvermittelt einen Themenwechsel ein. Der Übergang, den sie in ihrer Erzählung wählt, wirkt relativ abrupt. Sie schildert nach einer langen Pause des Überlegens, auf welche Schwierigkeiten sie beim Versuch sich ein selbstständiges Leben aufzubauen, gestossen ist. Sie erzählt, dass die Arbeitssuche zunächst erfolglos blieb. Die Anerkennung ihrer venezolanischen Ausbildung und ihrer Berufserfahrung auf dem Schweizer Arbeitsmarkt erwies sich als schwieriger, als sie angenommen hatte. Die Erwerbsbenachteiligung in der Arbeitswelt der Aufnahmegesellschaft mündet in der Dequalifizierung. Ihren erlernten Beruf nicht ausüben zu können, wirkte sich auf ihr Selbstwertgefühl aus, was sich in Unsicherheit ausdrückte. Bis sie eine Arbeitszusage erhielt, gingen zahlreiche Bewerbungen und genauso viele Absagen voraus. Als Grund für die Ablehnungsentscheide bekam sie immer wieder zu hören, dass die Fähigkeit, Schweizerdeutsch zu sprechen, oder Deutsch als Muttersprache für die Arbeit voraus-

gesetzt würde. Amalia Torres beschreibt die als schmerzhaft erlebten Erfahrungen mit Ausschlusspraktiken in der Arbeitswelt wie folgt:

> „Weisst du, worunter wir, die Ausländer, immer leiden ist, wenn du Bewerbungen schickst, Tausend Millionen Bewerbungen und du erhältst immer nur Absagen, Absagen, Absagen. Und ohne eine Stelle hast du keine Aussichten. Und ohne weitere Aussichten fühlst du dich wie ein (…), wie ein niemand, weisst du? Wir sind niemand mitten im Nichts. Du willst eine Stelle haben, damit du jeden Monat deine Wohnung und so bezahlen kannst. Du willst dich auch für die Gesellschaft nützlich machen und nicht irgendwie von irgendeiner Institution oder einem Amt das Leben bezahlt bekommen. Das macht dir zu schaffen, das ist sehr schwierig, wenn du immer Absagen erhältst."

Mit der Formulierung „wir, die Ausländer" verdeutlicht die Biographin die Verinnerlichung der Bezeichnung einer Bevölkerungsgruppe, die mit einer Negativ-Wahrnehmung in Verbindung steht. Sie bringt dadurch ihre Einstellung zum Ausdruck, dass „Ausländer" sich mit Benachteiligungssituationen auf dem Arbeitsmarkt auseinandersetzen müssen. Amalia Torres weist damit auf eine mangelnde Chancengleichheit und Ungleichbehandlung der „Ausländer" im Kontrast zu den „Schweizern" hin, was mit beruflicher Benachteiligung einhergeht. Interessant ist, dass die Biographin hier die Geschlechterdimension nicht mehr aufgreift. Das steht im Kontrast zu vorherigen Ausführungen über Schweizer Männer und „Ausländerinnen".

Ihr Bestreben, eine Arbeit zu finden, bleibt trotz ihrer aufwendigen Bewerbungen unerfüllt. Die erlebte Kränkung im Kontext der zahlreichen Bewerbungsabsagen sowie die fehlende berufliche Perspektive hinterlassen Spuren im Selbstwertgefühl der Biographin, das ohnehin im Migrationsprozess eine Beeinträchtigung erfuhr. Zu ringen hat Amalia Torres folglich nicht nur mit dem Umstand, für ihre Ausbildung und Berufserfahrung keine Anerkennung zu erhalten, sondern sie ringt auch mit der Deklassierung. Sie spricht in diesem Zusammenhang von einem Gefühl „niemand zu sein". Dies deutet auf die Verlusterfahrung ihrer bisherigen sozialen Position im Herkunftsland hin. Andererseits verweist es darauf, dass sie einen neuen Platz in der Schweizer Gesellschaft noch nicht gefunden hat. Hier dokumentiert sich deutlich ihre biographische Erfahrung einer sozialen und beruflichen Degradierung, einer Entwertung und eines Ausschlusses.

Als Strategie, der Perspektivlosigkeit zu entkommen, und in Folge der Nichtanerkennung ihres Diploms ist sie bereit, einen beruflichen Abstieg in Kauf zu nehmen und eine Stelle anzunehmen, die weit unter ihrer Qualifikation liegt. Als Promoterin von Produkten aus der Konsumgüterindustrie mit unregelmässigen Arbeitseinsätzen findet sie schliesslich einen Einstieg in die Erwerbsarbeit.

Existentieller Schock[11]

Kurz nach der Trennung nimmt Amalia Torres' Mann ohne Vorankündigung und ohne Absprache mit seiner Frau eine Arbeit in Belgien[12] an. Von dort aus geht er wenig später mit seiner neuen Lebenspartnerin wieder nach Südamerika zurück, um sich in Argentinien niederzulassen. Nach zwei Jahren wird er mit seiner Frau und ihrem gemeinsamen Sohn in die Schweiz zurückkehren.

Amalia Torres' Mann verlässt die Schweiz, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Auf diese Weise entzieht er sich auch der familiären Verantwortung und seiner wirtschaftlichen Pflichten. Mit seinem Weggang zahlt er keine Unterhaltsbeiträge mehr, weder für die zwei gemeinsamen Kinder noch für seine Frau. Wie sehr ihr das als Verrat empfundene Fortgehen ihres Mannes zusetzt und sie verzweifeln lässt, dokumentiert die Fortsetzung der vorherigen Textpassage deutlich, die sie in einem schmerzerfüllten Tonfall erzählt:

> „Aber mein Mann hat es nicht so gesehen: ‚Aha, jetzt willst du gehen? Aber dann musst du dafür büssen.' Er ist dann abgehauen (…). Ging ins Ausland, wo er eine andere Frau aus England kennenlernte. Dann war ich alleine in der Schweiz. Miguel, mein ältester Sohn war drei Jahre alt und meine Tochter Luz zwei Jahre alt. Ich konnte die Sprache gar nicht gut, ich lernte immer noch Deutsch und mit zwei kleinen Kindern (…). Es war ekelhaft (…). Horror, Horror, Horror (…). Ich hatte keine freie Minute mehr für mich selbst, ich hatte ja hier keine Familie, ich war völlig alleine mit zwei kleinen Kindern. Es war Horror, es war ekelhaft (…). Er hatte Recht als er mir sagte, dass es mir schlechter gehen wird. Es ist mir schlechter gegangen. Ich hatte so Angst als ich erfuhr, dass er nicht mehr da war (…), weil (…) er hat sich nicht von uns verabschiedet, er ist abgehauen, ohne zu sagen, dass er gehen wird. Einfach gegangen (…)."

Diese Sequenz vermittelt einen Einblick in Amalia Torres' innere Gefühlswelt in dieser Phase. Ihre Lebenssituation veränderte sich grundlegend nach dem Ende der Ehe. Die in Trennung lebende Biographin erlitt hier, wie ihr unterhaltspflichtiger Ehemann die gemeinsamen Kindern und sie heimlich verliess. Amalia Torres war als Alleinerziehende und mit einer Arbeit im Teilpensum auf die regelmässigen Alimentenzahlungen ihres Mannes angewiesen. Mit der Formulierung, dass ihr Mann „abgehauen" sei, drückt Amalia Torres Anklage und Vorwurf aus, was eine emotionale Empörung impliziert. Die Bezeichnungen „ekelhaft" und „Horror", auf die sie erneut zurückgreift, bringen ihre starken Gefühle des Entsetzens zum Ausdruck. Der Begriff Ekel äussert eine Empfindung, die an eine starke Abneigung gekoppelt ist, die sich in körperlichen Reaktionen wie Übelkeit, Brechreiz bis hin zur Ohnmacht manifestieren kann. Ihre Ausdrucksweise kennzeichnet möglicherweise einen als Abscheu empfundenen Zustand, den sie ablehnt, weil er existentiell zu bedrohlich und schmerzhaft ist. Die auffallend langen Pausen beim Sprechen vor und nach der Formulierung der beiden Begriffe verstärken diese Annahme. Die Wortwahl „ekelhaft" und „Horror" lässt sich in diesem Kontext symbolisch als Reaktion auf erlittenes Unrecht interpretieren, die sich

11 Das Wort „Schock" verwende ich hierbei im Sinne einer „Veränderung der Prozessstrukturen des Lebenslaufs", um mit Schütze (1984) zu sprechen. Eine solche Veränderung kann entweder Erleidensprozesse oder die Freisetzung kreativer Potentiale der Erzählerin nach sich ziehen.

12 Die folgenden Länder habe ich maskiert.

körperlich manifestiert und später möglicherweise in Form einer Depression ihren Ausdruck findet. Zugleich dokumentiert diese Ausdrucksweise ihre innere Not. Sie fühlt sich von ihrem Mann und dem Vater ihrer gemeinsamen Kinder im Stich gelassen. Trotz der Trennung war ihr Mann eine wichtige emotionale Bezugsperson in ihrem Leben in einem neuen Land, in dem sie keine weiteren Familienangehörigen bis auf ihre Kinder hatte. Während dieses schwierigen Lebensabschnittes fehlte die familiäre Gemeinschaft, die ihr in dieser Situation zur Seite hätte stehen können.

Amalia Torres betont in dieser Textpassage, dass sie aufgrund der allein getragenen Verantwortung für Kindererziehung, Hausarbeit und Berufstätigkeit als Alleinerziehende von zwei drei- und vierjährigen Kindern kaum noch Zeit für sich selbst hatte, um zur Ruhe zu kommen und Kraft zu schöpfen. Die biographische Unsicherheit, ob sie sich alleine mit zwei Kindern und ohne die Unterstützung ihres Mannes ein neues Leben in der Schweiz aufbauen könnte, erlebte sie als einen angstbesetzten Zustand. Verzweiflung gepaart mit Hilflosigkeit breiteten sich in ihr aus, die ihren Ausdruck in Resignation finden, wie die Formulierung „einfach gegangen", begleitet von einer langen Pause, veranschaulicht. Während sie über das Leben nach der Trennung ausführlich berichtet, nimmt die Scheidung allerdings kaum Raum in ihrer Erzählung ein.

Der fluchtartige Abgang des Mannes erweckt den Eindruck einer massiven Kränkungsreaktion. Ihr Mann, der widerwillig eine Trennung akzeptieren muss, erlebt nun womöglich selber Gefühle der Zurückweisung, die er wiederum als eine Entwertung seiner Person wahrnimmt. Die Reaktion auf seine Kränkung scheint Wut zu sein.

Auffällig in der bisherigen Präsentation der Lebensgeschichte von Amalia Torres ist, dass die Kinder nicht thematisiert werden. In diesem Kontext verstärkt sich die Annahme, dieses Thema stelle eine offene und unverarbeitete Wunde dar. Erst im Nachfrageteil geht sie detaillierter auf die Kinder ein.

Teilzeiterwerbstätige Armutsbetroffene

der Trennung und dem fluchtartigen Weggang des Ehemannes verschlechterte sich die wirtschaftliche und soziale Lebenssituation der Biographin markant. Sie musste die Erfahrung machen, dass sie und ihre Kinder nach dem Wegzug des Mannes unversorgt in einem noch relativ unvertrauten Land zurückblieben. Amalia Torres sah sich gezwungen, finanzielle Unterstützung bei der Sozialhilfe zu beantragen. In eine Armutssituation in der Schweiz geraten zu sein, wirkte sich äusserst belastend auf sie aus. Die sehr emotionale Darstellung in der folgenden Sequenz illustriert dies:

> „Es wurde ganz schlimm (…). Er war im Ausland mit einer anderen Frau. Ich hingegen blieb alleine mit meinen zwei kleinen Kindern in der Schweiz. Ich musste vom Sozialamt leben (…). Ekelhaft, ganz schlimm (…). Für mich war es vor allem wegen meines Stolzes schlimm, weil ich gesund bin, weil ich fähig zu arbeiten bin und obwohl ich 50 % arbeitete, musste ich irgendwie von einer Sozialhilfe leben (…). Obwohl ich immer gearbeitet habe (…). Es war für mich sehr peinlich das Gebäude des Sozialamts an der Lindenstrasse[13] zu betreten, das empfand ich als eine Schande. Um zum Termin beim Sozialamt zu gehen bedeutete für mich eine so grosse Überwindung, dass ich eine halbe Stunde

13 Die Strassenangabe ist maskiert.

> früher gegangen bin, um einen Umweg zu machen (...). Fast um mich zu verstecken, weil (...) es war mir so peinlich. Ich war sehr durcheinander. Ich fand es so schrecklich."

Plötzlich auf die finanzielle Hilfe des Sozialamts angewiesen zu sein, erlebte sie als einen existentiellen Schock. Ein Ereignis, das sie als beschämend empfand. Die Textpassage ist gekennzeichnet von der oft verwendeten Bewertung „schlimm", in der sich eine Bedrohlichkeit und Zerrissenheit sowie zugleich ein erdrückendes existentielles Gefühl des Verlassenseins der Biographin äussern könnte. Das Gefühl, auf staatliche finanzielle Unterstützung zurückgreifen zu müssen, scheint ein einschneidendes Erlebnis zu sein, da Amalia Torres die Verdeutlichung „schlimm" zusätzlich durch ein „ganz" bekräftigt. Ihre Teilzeiterwerbsarbeit reichte nicht ohne die Unterhaltsbeiträge ihres Mannes für die Existenzsicherung ihrer Kinder aus. Ihr finanzielles Abhängigkeitsverhältnis hatte sich seit der Migration in die Schweiz vom Ehemann nun auf soziale Institutionen verlagert, die die Differenz zu ihrem Einkommen zur Existenzsicherung erbrachten. Der Gang zum Sozialamt war ihr äusserst peinlich. Aus Scham[14] und Angst vor Stigmatisierung machte sie jeweils einen Umweg. Sie befürchtete, ihr Gesicht zu verlieren, als schmarotzende Profiteurin wahrgenommen zu werden und weiteren Vorwürfen ausgesetzt zu sein, sollte jemand davon Kenntnis bekommen, dass sie Sozialhilfeempfängerin war. Sie empfand die Abhängigkeit von der Sozialhilfe als entwürdigend.

Die Armutserfahrung in der Schweiz, mit der sie in ihrem Herkunftsland nie zuvor konfrontiert war, liess sie gleichwohl sich auflehnen. Sichtlich erregt erzählt sie:

> „Es ist besser in der Schweiz zu sagen, dass ich Krebs oder Aids habe, statt zu sagen, dass ich kein Geld habe, ich bin arm, ich kann nicht mehr, könntest du mir helfen? Du bist ein ‚Sozialfall' hat man mir gesagt. Das ist hier eine Beleidigung. Mein Stolz liess es mir nicht zu, meine Situation zu verarbeiten, die ich als so schlimm empfand. Für mich war das (...) Ich (...), ich (...) das habe ich noch immer nicht so richtig verarbeitet, hier ein Sozialfall gewesen zu sein."

Ihre Erfahrungen des Leidens an der Gesellschaft sowie ihr Leidensdruck kommen hier zur Sprache, das, was gesellschaftliches Elend ausser materieller Not bedeutet: Mangel an Selbstbestimmung, Respektverlust, Missachtung, Angst vor sozialer Iso-

14 Gemäss den Ausführungen des Soziologen Sighard Neckel ist Scham immer auch als „soziale Scham" zu verstehen (1991:18). „Scham ist das Gefühl, in der erlebten Wirklichkeit seine Selbstachtung verloren zu haben. Darin ist Scham sozial: sie entsteht aus dem Geflecht sozialer Beziehungen heraus und dem geringen Mass an Anerkennung, das man in diesem erfährt. Scham belastet die Person und verunsichert sie, Scham isoliert: Sich schämen macht einsam. Scham ruiniert das Selbstbewusstsein, und andere können das sehen" (Neckel 1991:16-17). Neckel verweist in seiner Untersuchung auf „die soziale Relevanz einer Emotion, die in der Ungleichheit zwischen Menschen entsteht und für die Deutung und die Reproduktion von Ungleichheit eine grosse Bedeutung hat" (Neckel 1991:17). Mit dem Abstecher in die Welt der Gefühle, so Neckel (1991:17), lässt sich veranschaulichen, „was Ungleichheit in der Gesellschaft für die Subjekte bedeutet, wodurch sie in ihren beinahe intimsten Merkmalen alltäglich befestigt wird". Diese Form der Scham ist laut Neckel „die gelebte Erfahrung von sozialer Missachtung, defizitärer Selbstbewertung und selbstempfundener Inferiorität. [...] Sie lagert sich in die Selbstwahrnehmung der Individuen ein, trägt zur Begrenzung biographischer Entwürfe wie zur Vermeidung von Handlungsalternativen bei" (1991:251).

lation und vielfältige Formen der verletzten Würde. Sie vergleicht Armut mit schwer heilbaren bzw. unheilbaren Krankheiten. Insbesondere der Vergleich mit einer nach wie vor stark stigmatisierten Krankheit wie Aids weist auf die Furcht vor gesellschaftlicher Zurückweisung und vor dem sozialen Ausschluss aufgrund ihrer Armutsbetroffenheit hin. Armut könnte hier symbolisch für eine soziale Ächtung stehen, die eine Art „sozialen Tod" verursacht, wobei Amalia Torres das Gefühl entwickelt, nicht mehr zur Gesellschaft zu gehören, sowie keinen Zugang zur nötigen sozialen Unterstützung zu haben. Zugleich wird hier der Wunsch nach Zugehörigkeit und gesellschaftlicher Akzeptanz sichtbar. In der unerwartet eintretenden Armutssituation findet sie kaum Mitgefühl für ihre materielle Not oder Solidarität. Sie bekundet ihren Unmut. Aus ihrer Perspektive offen über Armut zu sprechen, löst beim Gegenüber nicht selten ein beklemmendes Gefühl aus. Die peinliche Berührtheit scheint andere gar zu ermutigen, sie als Versagerin darzustellen, wie der Ausdruck „Sozialfall" darlegt. Wen genau sie mit „man" meint, ist nicht deutlich. Sie sieht sich in der Schweiz aufgrund von Armut und ihres „Ausländerin-Status" mit gesellschaftlicher Verachtung konfrontiert. Sie macht eine erneute Erfahrung sozialer Ausgrenzung, nicht nur wegen ihres Migrationshintergrundes, sondern auch wegen Armut. Die Formulierung „das habe ich noch immer nicht so richtig verarbeitet, hier ein Sozialfall gewesen zu sein" macht deutlich, dass Amalia Torres' Armutserfahrung eine nachhaltige Wirkung hat.[15] Der Gang zum Sozialamt ist zwar für sie mit Scham besetzt, und sie versucht, die Sozialhilfeabhängigkeit zu verheimlichen. Zugleich empört sie sich und verhält sich kämpferisch. Ihre offensive Haltung mit der erlebten Armutserfahrung scheint eine Bewältigungsstrategie im Umgang mit Hilflosigkeit und dem Gefühl des Ausgeliefertseins.

Die Beschämung, von der Sozialhilfe leben zu müssen, schwächte ihr ohnehin bereits angeschlagenes Selbstwertgefühl, wodurch sie noch verwundbarer wurde.

> „Wenn du zum Sozialamt als Ausländerin gehst, besteht die Gefahr, dass du aus der Schweiz ausgewiesen wirst. Was wird dann aus meinen Kindern? Was mache ich dann mit meinem Leben? Diesen Druck hat eine Schweizerin nicht. Die Ausländerinnen haben hingegen diesen Druck. Wenn eine Schweizerin zum Sozialamt geht, ist das ihr Recht. Eine Ausländerin hingegen wird verurteilt. ‚Das ist unverschämt', sagen sie, ‚du solltest arbeiten gehen'. Aber eine Schweizerin (...), ich bin nicht gegen Schweizerinnen, aber eine Schweizerin, wenn sie eine Lehre in der Schweiz gemacht hat, dann ist es leichter für sie und sie hat zehn Mal eine grössere Chancen eine Stelle zu finden als eine Ausländerin."

In dieser Darstellung verweist sie darauf, dass sie sich beim Sozialamt einem missbilligenden und unfreundlichen Verhalten ausgesetzt sah, was sie auf ihren Migrationshintergrund zurückführt. Die Biographin empfindet ein Unbehagen beim Sozialamt, weil sie sich der Kategorie „Ausländerin" zugeordnet fühlt, die in ihrer Wahrnehmung eine negative Konnotation hat. Mit der Verwendung der generalisierten Personengruppen „SchweizerInnen" und „AusländerInnen" beschreibt die Hauptfigur dieser lebensgeschichtlichen Erzählung ihre Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen und

15 Ueli Mäder (2007: 931) verweist in diesem Kontext darauf, dass Armutsbetroffene höheren Belastungen und kritischen Lebensereignissen ausgesetzt sind, infolge derer unter anderem eine Depression auftreten kann.

die damit verknüpften Erfahrungen von Chancenungleichheit auf dem Arbeitsmarkt, Ausschluss und Abwertung. Sie berichtet, mit einer doppelten Beschämung konfrontiert gewesen zu sein. Einerseits wird ihr vermittelt, dass sie als Migrantin nicht den gleichen Anspruch auf Unterstützung erheben darf wie die lokale Bevölkerung. Andererseits wird ihr mangelnde Anstrengung, eine existenzsichernde Stelle zu finden, vorgeworfen.

Zur existentiellen Unsicherheit kam die Angst hinzu, dass das Migrationsamt ihr als Migrantin aus einem Drittstaat die B-Aufenthaltsbewilligung entziehen könnte.[16] Diese Befürchtung vor einer Ausweisung aus der Schweiz stand in Verbindung mit einer Angst, von ihren Kindern getrennt zu werden und das Sorgerecht zu verlieren.[17]

Amalia Torres fand sich in einer finanziell prekären Situation wieder. Am Existenzminimum lebend war ihre ökonomische und soziale Lage eine gefühlte Gratwanderung zwischen Bewältigung und Absturz. Die finanziell eingeschränkte Lebenssituation stellte aber nicht nur für die Biographin eine grosse Last dar, sondern ihre zwei Kinder waren ebenfalls von der Armut betroffen. Sie erzählt, dass es ihr nicht mehr möglich war, den Kindern materielle Bedürfnisse wie etwa neue Spielzeuge, Kleidung oder Freizeitgestaltung zu erfüllen. Die Armut der Eltern, so Mäder (2012), kann sich auch auf die Gesundheit der Kinder auswirken und ihr psychisches Wohl beeinträchtigen.

Amalia Torres setzt ihre Erzählung fort und sagt, dass ihr Vater sie finanziell unterstützte. Er überwies ihr Geld aus Venezuela, wenn es gar nicht mehr anders ging. Dieser Geldtransfer steht in Kontrast zur gängigen Annahme, dass MigrantInnen die materielle Verantwortlichkeit für ihre im Herkunftsland lebenden Familienangehörigen übernehmen. Mit leiser Stimme erwähnt sie, sich nie hätte vorstellen können, auf die finanzielle Hilfe ihrer Eltern nach der Migration in die Schweiz angewiesen zu sein. Die ökonomische Unterstützung ihres Vaters war ihr äusserst unangenehm und mit Schuldgefühlen besetzt, da sie ihr Herkunftsland freiwillig verlassen hatte. Diese materielle Stütze und die damit verbundene subjektive Erfahrung, finanziell nicht autonom zu sein, sieht sie als Ursache von Stress und Sorgen. Es komme nicht selten vor, dass sie aufgrund ihrer eng gesteckten materiellen Grenzen gerade noch Geld für ein Tramticket hat, wie sie sagt.

Alleinerziehende und berufstätige Frau: Fehlende soziale Unterstützung

Nach der Trennung erfuhr Amalia Torres zunächst eine Erwerbsbenachteiligung auf dem Arbeitsmarkt der Aufnahmegesellschaft. Nach anfänglichen Schwierigkeiten fand sie eine Arbeit mit einem Teilzeitpensum, um auch genügend Zeit für die Kinderversorgung aufbringen zu können. Die Teilzeittätigkeit im Umfang von 50 % war

16 Wie Riaño (2011: 275) beschrieben hat, verfügt eine Migrantin aus einem sogenannten Drittstaat aufgrund der Migrationspolitik über einen prekären Aufenthaltsstatus während der ersten fünf Jahre in der Schweiz. Innerhalb dieser Zeit erhält die Ehefrau eines Schweizer Mannes eine Jahresaufenthaltsbewilligung (B-Bewilligung) und ist gesetzlich von ihrem Partner abhängig. Ihre Aufenthaltsbewilligung hält fest, dass ihr Aufenthaltsziel in der Schweiz ›mit ihrem Ehemann zu bleiben‹ und die Erneuerung ihrer Aufenthaltsbewilligung beschränkt auf ihren Ehestatus ist.

17 Aus meiner Tätigkeit als Sozialberaterin bei einer Anlauf- und Beratungsstelle für MigrantInnen bekomme ich von unseren KlientInnen mit Migrationshintergrund häufig zu hören, dass Migrationsämter den Widerruf der Aufenthaltsgenehmigung geradezu androhen, damit Sozialhilfebeziehende alles daran setzen, eine Arbeit zu finden.

aber nicht existenzsichernd und mit unregelmässigen Arbeitszeiten verbunden. Diese ungünstigen Arbeitsbedingungen wirkten sich erschwerend auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf aus. Sie arbeitete zwar vorwiegend tagsüber, doch ihre Stelle in der Produktpromotion zog einen flexiblen Wechsel des Arbeitsortes mit sich. Sie war in Einkaufszentren in diversen Städten in der Deutschschweiz tätig. Für ihre Arbeit musste sie teilweise längere Fahrzeiten hinnehmen. Darüber hinaus hatte sie auch Arbeitseinsätze am Wochenende. Die Kinderbetreuung gestaltete sich unter diesen Umständen schwierig. In der veränderten Lebenssituation als armutsgefährdete Alleinerziehende war sie gezwungen, sich neu zu organisieren und zu arrangieren. Sie suchte nach Möglichkeiten, Familienarbeit und Beruf vereinbaren zu können. Unter der Woche brachte sie ihre Kinder in eine Kindertagesstätte. Die fixen Öffnungszeiten des ausserhäuslichen Kinderbetreuungsangebots stellten eine eminente Herausforderung dar. Aufgrund ihrer unregelmässigen Arbeitszeiten und je nach Einsatzort war sie auf die Unterstützung einer Nachbarin, Tagesmutter oder ihrer engsten Freundin angewiesen. Amalia Torres arrangierte sich mit ihnen bei durch ihre Erwerbsarbeit bedingten zeitlichen Engpässen. Sie brachten die Kinder am Morgen in die Tagesstätte oder holten sie am Abend ab, sofern es die Mutter zeitlich nicht schaffte. Sie führt aus, dass sie an manchen Tagen bereits um fünf Uhr am Morgen aus dem Haus gehen musste und erst um 23 Uhr zurückkam. Die Kinder schliefen, als sie morgens zur Arbeit ging, und nachts, als sie wieder nach Hause kam. Sie befand sich in ständiger Sorge um ihre Kinder, die sie in der Obhut anderer lassen musste. Falls an einem Samstag ein Promotionseinsatz anstand, vertraute sie ihre Kinder ebenfalls ihrer Nachbarin oder einer Freundin an. Die Biographin berichtet, dass sie jedoch nicht immer auf deren Unterstützung zählen konnte. Sie verfügte über kein ausreichend tragfähiges soziales Netzwerk in der Schweiz, das sie bei der Kinderbetreuung hätte entlasten können, auch wenn sie inzwischen andere MigrantInnen aus der lateinamerikanischen Community kennengelernt hatte.

In Venezuela hatte die Biographin neben der Unterstützung durch ihre Familie zusätzlich zwei Kindermädchen sowie eine Hausangestellte, die ihr bei der Erziehungs- und Hausarbeit behilflich waren. Diese Entlastung im Haushalt und bei der Kinderbetreuung fiel in der Schweiz weg. Amalia Torres beschreibt sich selber als eine sehr verwöhnte junge Frau, bevor sie mit einer Existenzveränderung in der Schweiz konfrontiert war. An dieser Stelle legt sie dar, wie sich die fehlende familiäre und mangelnde soziale Unterstützung auf sie und ihre Kinder auswirkte:

> „Ich war völlig durch den Wind, alleine mit den zwei kleinen Kindern. Das war auch für die Kinder schwer, da sie bei unterschiedlichen Betreuungspersonen untergebracht waren. Insbesondere für meinen älteren Sohn war es schwer. Ihr Vater war nicht präsent, sie hatten keine Bezugsperson ausser mir. Es ist etwas anderes für eine alleinerziehende Frau in der Schweiz, wenn du eine Grossmutter für die Kinder oder eine Schwester hast. Ich hatte das nicht."

Amalia Torres bringt in dieser Sequenz mit der Formulierung „ich war völlig durch den Wind" zum Ausdruck, wie erschöpft und durcheinander sie sich fühlte. Als getrennt lebende alleinerziehende Frau aus Südamerika und im Kontext der Abwesenheit des Kindsvaters in der „Einelternfamilie" trug Amalia Torres die alleinige Verantwortung für die Erziehung, die Versorgung und das Wohlergehen auf der physischen, psychi-

schen und geistigen Ebene ihrer beiden Kinder. Die Alltagsverpflichtungen, die nie vollständig erledigt waren, lasteten einzig auf ihren Schultern. Permanent war sie von dem Gefühl begleitet, den gestellten Aufgaben nicht erwartungsgemäss zu genügen oder sie nicht so zu erfüllen, wie sie es sich vorgenommen hatte. In der Schweiz konnte sie nicht auf die Unterstützung ihrer Eltern, Schwiegereltern oder anderer Verwandter zurückgreifen. Obwohl sie Hilfe aus ihrer Nachbarschaft und ihrem Bekanntenkreis erhielt, stellte dies keinen Ersatz für die enge Verbundenheit und Vertrautheit von Familienangehörigen oder engen Vertrauenspersonen dar. Sie konnte ihre Sorgen und Unsicherheiten nicht mit einem Partner oder mit Familienangehörigen teilen, dadurch erfuhr sie keine psychische Entlastung im Alltag. Die Kinder lebten in einer „Einelternfamilie". Die Vereinbarkeitsprobleme von Erwerbs-, Haus- und Versorgungsarbeit spitzten sich zu. Die psychosozialen Stressfaktoren sowie die sozialen und ökonomischen Belastungen und Einschränkungen erreichten einen kritischen Punkt, dem sie bald nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Sie drohte unter der Last der alleinigen Verantwortung für das Versorgen zweier Kleinkinder und der übrigen Aufgaben zusammenzubrechen. Für Amalia Torres traf zu diesem Zeitpunkt zu, was Weiss (2002: 44) als sozialen Stress bezeichnet, der aus Alltagsbelastungen und einschneidenden Lebensereignissen erfolgt.

Zum ersten Mal erwähnt Amalia Torres in der biographischen Haupterzählung die Auswirkungen der schwierigen Lebensumstände auf die Kinder. Die Abwesenheit des Vaters und das Fehlen einer konstanten Vertrauensperson ausser der Mutter sowie die unzureichende Betreuungssituation bedeuteten eine erhebliche Belastung auch für die Kinder.

Biographische Krise: Andauernde Mehrfachbelastungen und Überforderung

Die Hauptfigur setzt in der Selbstpräsentation ihrer biographischen Erfahrungen mit der Schilderung der überforderungsauslösenden Ereignisse fort, die sie zuvor schon dargestellt hatte. Um die anhaltendenden Belastungen und Alltagsüberforderungen zu verstehen, mit denen Amalia Torres in der Zeit nach dem Ende der Ehe in den Jahren 2007 und 2008 lebte, müssen ihre Biographie und ihre soziale Lage, insbesondere als alleinerziehende Frau von zwei Kleinkindern, näher berücksichtigt werden. In diesem Lebensabschnitt, in der der Vater ihrer Kinder nicht in der Schweiz anwesend war und den Eindruck erzeugte, sich jeglicher materieller und immaterieller Verantwortung entledigt zu haben, verdichteten sich die bestehenden Probleme in ihrem Alltag durch unzählige Stresssituationen, die sie alleine bewältigen musste:

> „Ich habe zwar immer gearbeitet, aber das Geld hat nicht gereicht (…). Für mich war es schwierig arbeiten zu gehen und alleine zu sein und zwei kleine Kinder zu haben, auch wenn sie im Tagesheim oder bei der Nachbarin sind. Weisst du, für eine Mutter, das war nicht einfach (…). Es war emotional und physisch eine grosse Belastung."

In der erneuten Darstellung der überforderungsauslösenden Ereignisse scheint die Biographin andeuten zu wollen, wann die Depression einsetzte und wodurch sie bedingt wurde. Die andauernden Mehrfachbelastungen, die sozialen und ökonomischen Stressfaktoren sowie die damit einhergehende psychosoziale Überforderung erhöhten ihre situative Vulnerabilität. Durch die Formulierung „Es war emotional und physisch eine grosse Belastung" ist deutlich ersichtlich, dass ihr psychisches und kör-

perliches Wohlbefinden stark beeinträchtigt war. Sie sah sich in dieser krisenhaften Situation auf sich alleine gestellt, obwohl sie dringend Unterstützung gebraucht hätte. Sie schien mit den Alltagsanforderungen vollständig überfordert zu sein. Im Kontext dieser kräftezehrenden Überforderungssituation als alleinerziehende Migrantin ohne unterstützende Bezugspersonen in einem fremden Land lässt sich vermuten, dass sie das Gefühl entwickelte, der Erfüllung ihrer Aufgaben als Mutter nicht gerecht zu werden, was sich in der Ausdrucksweise „Für eine Mutter, das war nicht einfach" niederschlägt.

Die mit dem unerwarteten Weggang des Mannes entstandene Problemgemengelage und die damit verknüpften hohen Belastungen und Anforderungen begannen sich entkräftend und destabilisierend auf Amalia Torres' psychische Gesundheit auszuwirken. Die Biographin stand unter einem grossen Druck, alle zugetragenen Aufgaben und Verantwortungen in einer ökonomisch angespannten Situation zu vereinbaren. Diese löste eine persönliche Krise aus, der sie sich kaum widersetzen konnte.

Erfahrungen von Rassismus und ethnischer Diskriminierung im Alltag

Die Erinnerung an die schwierige Lebenssituation für ihre Kinder zum damaligen Zeitpunkt veranlassen Amalia Torres, ein neues Themenfeld in ihrer Erzählung zu eröffnen: Die Präsentation, wie sie Rassismus im Alltag und ethnische Diskriminierungen erlebt hat. Sie berichtet von immer wiederkehrenden öffentlichen Anfeindungen im Alltagsleben. Ein Vorfall im Tram, den sie in Begleitung ihrer beiden Kinder erlebte und der in einem rassistisch motivierten Gewaltakt kulminierte, erweist sich als besonders signifikant in ihrer Migrationsgeschichte in der Schweiz:

> „Ich habe immer wieder erlebt, dass meine Kinder und ich von fremden Menschen im Tram angeschrien wurden. Es kam oft vor, dass ich als „Scheiss Ausländer" beschimpft wurde. Eine Frau hat mich sogar einmal im Tram geschlagen, weil ich mit meinen Kindern eine Fremdsprache (…), also mit ihnen auf Spanisch geredet habe. Ich war mit den Kindern am Reden, ganz normal und dann kam sie auf mich zu und sagte: ‚Hey, ich kann dir nicht mehr zuhören. Halt dini Schnurre[18]' und hat mich geschlagen. Die Kinder sind noch heute schockiert (…) und ich auch. Es ist so (…) Ich glaube, dass die Frau nicht so richtig normal war."

In dieser szenisch verdichteten Darstellung legt Amalia Torres ihre emotionale Betroffenheit über das Erleben von alltäglichen und allgegenwärtigen Rassismen in ihrem Leben deutlich dar. In der Erzählung ist ihre Erschrockenheit über die rassistisch motivierte Gewalterfahrung offenkundig. Obgleich die Biographin die Rassismuserfahrung und xenophobischen Äusserungen fast schon aufgrund ihrer Häufigkeit als „dazugehörenden" Teil ihres Alltags beschreibt, in dem sie mit Entwertungen konfrontiert ist, vermittelt sie hier deutlich, wie sie unter diesen Angriffe gelitten haben muss. Die Darstellung der rassistischen Erfahrung veranschaulicht, wie Anderssprachige in der Öffentlichkeit beschimpft werden können und wie dies sogar Aggressionen bei Einheimischen hervorrufen kann. Die Sprache der Aufnahmegesellschaft wird hier instrumentalisiert und als Machtmittel wie auch als Manifestation von Überlegenheit gegenüber der afro-venezolanischen Migrantin eingesetzt, um sie als Mensch zu de-

18 „Halt dini Schnurre" ist eine Schweizerdeutsche Ausdrucksweise und meint ‚Halt deinen Mund'.

gradieren und herabzusetzen. Der offen manifestierte Rassismus der unbekannten Frau, der sich in direkter Gewalt in einem öffentlichen Verkehrsmittel äusserte, erschüttert sie tief in ihrem Inneren. Die Beschämung und Kränkung der rassistischen Beschimpfungen und Handlungen sind für die Biographieträgerin besonders hoch, weil sie nicht nur verbal und physisch ohne Grund angegriffen wurde, sondern weil auch ihre beiden Kleinkinder in den rassistischen Übergriff involviert und Zeugen von menschenverachtendem Alltagsrassismus wurden. Am Satzabbruch und an der zittrigen Stimme an dieser Stelle des Interviews lässt sich erkennen, dass die Mutter Schuld- und Ohnmachtsgefühle hegte, weil sie ihre Kinder nicht vor dieser emotionalen Verletzung bewahren konnte. Die negativen Auswirkungen dieser Abwertung als Mensch mit Migrationshintergrund und Demütigung scheinen unverarbeitet und bis heute anzuhalten, wie die Formulierung „noch heute schockiert" ausdrückt. Sie führt zwar in ihrer Erzählung nicht weiter aus, wie sie oder andere Fahrgäste auf den Angriff reagierten, doch dass sie einen „Schock" nach diesem Gewaltakt – und als solchen scheint ihn Amalia Torres wohl erlebt zu haben – erlitten hatte, davon ist auszugehen. Auch dass ihr niemand zur Hilfe eilte, hatte sie getroffen. Im Begriff „schockiert" dokumentiert sich ferner ein Gefühl der Handlungsunfähigkeit und der Erstarrung, Zustände, die durch eine empfundene Ungerechtigkeit evoziert wurden. Darüber hinaus lässt sich an der gewählten Formulierung eine immanente Angst vor einer Wiederholung der Gewalterfahrung ablesen, da sie aufgrund ihrer Physiognomie stets als „Ausländerin" klassifiziert werden kann. Die belastende Erfahrung rassistischer Aggression in Begleitung ihrer zwei Kinder erschütterte ihr Sicherheitsgefühl stark. Dies hatte zur Folge, dass sie sich vorübergehend nicht unbefangen im öffentlichen Raum bewegte. Die empfundene Machtlosigkeit angesichts dieses rassistisch anmutenden Gewalterlebnisses relativiert sie zugleich, indem sie die gewaltausübende Frau für geistig nicht zurechnungsfähig erklärt. Die Vermutung liegt nahe, dass sie dadurch versucht, das Unfassbare dieser rassistischen Handlung fassbarer und erträglicher zu machen. Eine andere Deutung wäre, dass sie die Frau für psychisch krank erklärt, um sie zu diskreditieren. Dadurch kann sie einen Übergriff auf ihr Selbst abwehren und sich vor einem Angriff auf ihre Selbstachtung schützen.

Im Anschluss an die zitierte Passage fährt Amalia Torres mit erhobener Stimme und echauffiertem Unterton fort mit der Erzählung leidvoller Erfahrungen. Sie präsentiert ihre Lebensgeschichte anhand einer Aneinanderreihung von Beispielszenen von Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen im Alltag. Es fällt ihr nicht schwer, konkrete Diskriminierungserfahrungen zu benennen. So ist die Biographin aufgrund ihrer Hautfarbe, wie sie sagt, auch häufig verbalen Beleidigungen und Erniedrigungen rassistischer Art auf der Strasse ihres Wohnortes ausgesetzt. Meistens ignoriert sie die Beschimpfungen im öffentlichen Raum und tut so, als hätte sie diese nicht gehört. Sie spricht schneller, als sie die offene Feindseligkeit schildert, der sie erneut während einer Tramfahrt begegnet ist, und gibt hierbei ihre mit der Zeit entwickelte Strategie des Ignorierens auf:

> „Schau, wenn du hier auf Schweizerdeutsch am Telefonieren bist, egal wie laut du redest, wird kaum jemand sagen: ‚Ich möchte meine Ruhe haben'. Aber sobald du in einer Fremdsprache sprichst, kommt jemand zu dir und sagt: ‚Geht's noch? Kann man keine Ruhe haben?' Es ist so eindeutig (...) Mittlerweile verteidige ich mich aber und sage auf Deutsch: ‚Was geht Sie das an? Wo steht es, dass ich nicht telefonieren darf?' Weil ich

> weiss, dass es nicht darum geht, dass ich spreche, sondern dass ich in einer fremden Sprache spreche und das stört. Das ist unglaublich."

Amalia Torres klingt hier sehr energisch und erbost im Hinblick auf die erneute Massregelung im Tram. Sie führt die subjektiv wahrgenommene Ungleichbehandlung beim Telefonieren in der Öffentlichkeit auf ihren Status als „Ausländerin", die eine Fremdsprache spricht, zurück. Sie fühlt sich diskriminiert und ungerecht behandelt im Vergleich zur einheimischen Bevölkerung und weist auf eine Sprachdiskriminierung in der Öffentlichkeit hin. Hier lässt sich ablesen, dass die Biographin nach einer weiteren Differenzerfahrung als „fremdsprachige Andere" eine Anklage gegen erlittenes Unrecht erhebt. In der Verwendung des „du", um über ihre subjektiven Erfahrungen zu sprechen, stellt die Biographieträgerin eine gewisse distanzierte Verallgemeinerung als emotionale Reaktion zum Erlebten her. Sie gibt klar zu verstehen, dass sie als dunkelhäutige Migrantin die Zurechtweisung beim Telefonieren als eine Diskriminierungserfahrung deutet, wie sie es mit der Bewertung „es ist so eindeutig" ausdrückt. Insofern widerfährt Amalia Torres eine doppelte Gewalterfahrung: Einerseits eine physische Gewalt, die ihren Ausdruck in einem rassistisch motivierten Übergriff im Tram findet, andererseits in Form psychischer Gewalt durch rassistische Beschimpfungen im Aufnahmeland.

Diese Sequenz veranschaulicht darüber hinaus deutlich ihre emotionale Reaktion angesichts verletzender Bemerkungen. Sie scheint sich nach wiederholten Angriffen auf ihre menschliche Würde gedemütigt zu fühlen, wobei sie dies mutmasslich mit Empörung abzuwehren versucht. Deutlich lässt sich in dieser Präsentation der subjektiv erlebten Diskriminierungserfahrung ihre emotionale Entrüstung an der Formulierung „das ist unglaublich" erkennen. Durch Empörung, Wut und Aufbegehren scheint sie das erlebte soziale Unrecht und die Ungleichheit anzuklagen. In dieser Darstellung zeigt sich die Biographin nicht als passiv-erleidend, sondern als eine Frau, die sich gegen die erlebte Missbilligung und Verachtung von Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft zur Wehr setzt. Hierbei hebt Amalia Torres ihren kämpferischen Charakter und ihre Stärke in einer Situation hervor, in der sie sich angegriffen fühlt. Im Vordergrund steht bei ihrer Präsentation, eine Entschiedenheit zu zeigen, sich nicht alles gefallen zu lassen. Im Unterschied zur Reaktion auf den körperlichen Angriff im Tram, dem sie ohnmächtig gegenüberstand, präsentiert sie sich nun als eine aktiv Handelnde, die inzwischen gelernt hat, sich rassistischen Äusserungen zu widersetzen und so nicht als Opfer aus dem Erlebten hervorzugehen. Sie transformiert eine Passivität und ein Erleiden gegenüber rassistischen und diskriminierenden Ereignissen in eine defensive Haltung, doch es ist davon auszugehen, dass die ihr zugefügte Demütigung als Schmerz und die Sehnsucht nach Achtung bestehen bleibt.

Amalia Torres zeigt sich zunehmend sensibilisiert auf diskriminierende Bedingungen im Laufe der Jahre und beginnt, über wahrgenommene Barrieren zu berichten:

> „Aber auch bei der Jobsuche in der Promotion oder als Kellnerin im Restaurant hat man mir oft gesagt: ‚Wir suchen jemand, der Schweizerdeutsch oder Deutsch als Muttersprache hat'. Oder als ich eine Wohnung gesucht habe, sagten sie mir, dass jemand anderes die Wohnung bekommen hatte. Aber oft war die Wohnung immer noch leer (...). Sie wollten einen Schweizer oder eine Schweizerin haben (...). Das war nicht einfach für

mich. Ich habe viele solche Geschichten erlebt, aber ich bin nicht die einzige, weisst du? Viele werden dir ähnliche Geschichten erzählen."

Amalia Torres' Diskriminierungserfahrungen sind an die Wahrnehmung und Behandlung ihrer Person als „Ausländerin" geknüpft, was sich in konkreten Erfahrungen in Form von Ausschlüssen äussert. Die erfahrene Benachteiligung bei der Arbeits- und Wohnungssuche beweist für die Biographin eine Ungleichbehandlung angesichts muttersprachlicher Sprachanforderungen und ihrer afro-venezolanischen Herkunft. In ihrer Erklärung wird sichtbar, wie sie ihr Selbstwertgefühl zu beschützen versucht, indem sie die Benachteiligungssituation auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt auf ihr „Ausländerindasein" zurückführt. Amalia Torres beschreibt in dieser Sequenz offene und verdeckte Formen von individuellen und institutionalisierten Diskriminierungserfahrungen. Sie spürt deutlich die verbale sowie die nonverbale Ablehnung der Aufnahmegesellschaft, die sich in Ausschluss und Nichtbeachtung bei der Vergabe von Arbeit und Wohnraum manifestiert. Deutlich lässt sich hier ihr Gefühl, das sie verinnerlicht zu haben scheint, ablesen, in der Schweiz nicht erwünscht zu sein.

Die Biographin nimmt im letzten Satz eine Verharmlosung der Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen mit dem Hinweis vor, kein Einzelfall zu sein. Alle Migrantinnen und Migranten in der Schweiz seien von diesen Erfahrungen betroffen und diese gehörten zum Lebensalltag dazu. Diese Äusserung weckt den Anschein, dass es sich um einen Schutzmechanismus gegen eine emotionale Verletzung handelt, um besser mit dem Schmerz menschlicher und sozialer Abwertung umgehen zu können. Das Gefühl, ständig benachteiligt, verachtet und herabgesetzt zu werden und dabei zugleich kontinuierlich die eigene Würde und den Selbstwert vor psychischen und physischen Angriffen sowie vor strukturellen Ausgrenzungen seitens der Aufnahmegesellschaft verteidigen zu müssen, hinterlässt bei der Betroffenen Spuren. Ihr Unbehagen an der Aufnahmegesellschaft bettet die Biographin in die folgende Bewertung zahlreicher persönlicher Erlebnisse von Alltagsrassismus ein: „Es war nicht einfach für mich". Man kann sich vorstellen, wie ihre psychische Gesundheit im Zusammenhang wahrgenommener Diskriminierung, Herabsetzung, Benachteiligung und Anerkennungsdefizite fortschreitend beeinträchtigt wird.

Depression: Eine Krankheitserfahrung in der Migration

Die Biographieträgerin macht erneut eine längere Pause und geht daraufhin auf die Krankheitsthematik ein, die den Hauptfokus der vorliegenden Forschung bildet. Vier Jahre nach der Migration erkrankte Amalia Torres im Alter von 33 Jahren an einer Depression. Die biographische Bedeutung der Depression erschliesst sich aus dem bisherigen Leben der Biographieträgerin, in das die krankheitsauslösende Phase eingeflochten ist. Eingebettet in ihre Lebenssituation und in belastende Lebensereignisse entwickelte die Biographin ein Verlaufskurvenpotential, um mit Schütze[19] (2006: 216) zu sprechen, das den Bedingungsrahmen für die spätere Krankheitsverlaufskurve bildet. Aus der Analyse wird sichtbar, dass für das Auslösen der Depression im Jahr 2007 mehrere Faktoren verantwortlich sind. Um die Komplexität der Erkrankung an einer Depression bei Amalia Torres zu verstehen, ist die Depression insbesondere im

19 Siehe dazu Fritz Schützes *Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie* (2006).

Kontext familiärer, beruflicher, politischer und gesellschaftlicher Zusammenhänge zu betrachten.

Die psychische Erkrankung stellt neben der finanziellen Notlage eine unerwartete Krise dar, mit der Amalia Torres umgehen muss. Während der Depression potenzieren sich die Probleme und deren Auswirkungen im Alltagsleben der Biographin. Sie erinnert sich an ihr Leben zum damaligen Zeitpunkt und an die erste Auseinandersetzung mit einer Depression wie folgt:

> „Als mein Mann aus dem Ausland mit der neuen Frau und einem kleinen Kind in die Schweiz zurückkam, hatte ich so viele Probleme (...). Ich konnte nicht mehr, ich war erschöpft und hatte keine Motivation (...). Das ist auch ein Aspekt, den viele verstehen sollten. Manchmal befinden wir uns in Phasen, in denen wir keine Motivation mehr haben, weil (...) Stelle dir vor wie es sich anfühlt, wenn du immer wieder ‚nein' hörst, immer ‚nein, nein, nein, nein, nein, nein'. Irgendwann sagst du dir, ich will auch nicht mehr, ich mag auch nicht mehr (...). Ich war nur traurig und verzweifelt. Ich dachte, mein Gott, was soll ich jetzt machen? Damals hatte ich zwar eine Depression, aber ich konnte sie nicht erkennen. Ich habe mir damals nicht gesagt, dass ich eine Depression habe, sondern ich dachte, dass ich schon ziemlich weit nach unten gefallen bin. Ich muss aufstehen."

Über die Kulmination gesundheitsgefährdender Risikofaktoren, die eine Depression hervorruft, hinaus ist die lebensgeschichtliche Einbettung des begonnenen Krankheitsprozesses von zentraler Bedeutung. Die Biographieträgerin scheint insgesamt von ihrer Lebenssituation chronisch überfordert zu sein. Es lässt sich hier erkennen, dass ihr keine grundlegende Bearbeitung des Bedingungsrahmens für die Erleidensverlaufskurve gelingt. Das führt dazu, dass sie das labile Gleichgewicht der Alltagsorganisation nicht mehr aufrechterhalten kann. Die Aussage „ich hatte so viele Probleme" dokumentiert, dass sie in dieser akuten Krisenphase das Gefühl hat, keinen Einfluss mehr auf die Problementwicklung ausüben zu können. Sie ist in ihren Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt, als sie sich von den über sie hereinbrechenden Ereignissen überwältigt fühlt. Mit der Formulierung „Ich war nur traurig und verzweifelt" bringt sie zum Ausdruck, dass sie die Hoffnung und das Vertrauen in ihr Leben sowie in sich selbst verloren hat.

Mir fällt die zeitliche Dimension in diesem Textabschnitt auf. Amalia Torres erzählt retrospektiv vom Jahr 2009, als sie bereits seit längerer Zeit von einer Depression betroffen war. Die Zeitspanne zwischen 2007 und 2009 bleibt indes vage. Auf meine Frage im Nachfrageteil des Interviews, ob sie mir noch mehr über die Dauer der Depressionserkrankung erzählen könne, beschreibt sie den Verlauf der Depression in Phasen, die „über ein Jahr, fast zwei Jahre" dauerten. Ich lese darin, dass sie nicht explizit über depressive Episoden spricht, sondern insgesamt die subjektiv erlebte Dauer ihres Leidens zusammenfasst.

In dieser Erzählpassage erfahren wir nicht, wie die Biographin die Nachricht, dass ihr Mann mit einer neu gegründeten Familie in die Schweiz zurückkehrt, aufnimmt. Ferner spezifiziert sie nicht, um welche Probleme es sich handelt. Es lässt sich jedoch klar identifizieren, dass lebensverändernde Ereignisse zusammentreffen. Eine Trennung, gepaart mit fehlenden Unterhaltskosten seitens des Mannes für die Kinder und sie, führt zu einer erhöhten Vulnerabilität. In diesem Kontext kann das Risiko wachsen psychisch zu erkranken. Ich nehme an, dass der Beziehungsabbruch zu ihrem

Mann bis dahin noch nicht verarbeitet war. Sie ist mit dem Weggang ihres Mannes auf einen Schlag eine armutsbetroffene alleinerziehende Frau aus Lateinamerika, die die Last der Versorgung der Kinder alleine trägt. Sie scheint zugleich hohe Ansprüche an sich selber zu stellen, wie wir später sehen werden. Die Vermutung liegt für mich nahe, dass sie sich in dieser Phase ohne inneren und äusseren Orientierungsrahmen fühlt und die Perspektivlosigkeit als bedrohlich erlebt wird. Die existentielle Unsicherheit erhöht sich aufgrund ihrer finanziell ungeregelten Lebenssituation, die letztlich mit einer physischen, emotionalen und geistigen Erschöpfung einhergeht und mit dem Ausdruck „Ich konnte nicht mehr" dokumentiert wird.

Nachdrücklich spürbar machte sich die fehlende soziale Unterstützung bei der Kinderbetreuung, da ihre Familienangehörigen nicht in der Schweiz leben. Einzig zu ihrer venezolanischen Freundin hatte sie ein Vertrauensverhältnis, und sie fühlt sich von deren Freundschaft bis heute getragen. Das Fehlen von Beziehungen zu weiteren engen Bezugspersonen, die ihr in dieser belastenden Phase ihres Lebens eine Stütze, Zuwendung und Liebe bieten könnten, sowie ein Mangel an einem Sicherheit und Geborgenheit spendenden sozialen Umfeld werden hier sichtbar. Daraus schliesse ich, dass sich das Nicht-Vorhandensein eines sozialen Netzes, das sie in dieser Situation auffangen könnte, auf ihre Gesundheit auswirkt. Die Frage „Was soll ich jetzt machen" verdeutlicht ihre Erfahrung von Rat- und Hoffnungslosigkeit und weist auf eingeschränkte Bewältigungsmöglichkeiten hin.

Mit der Betonung und Wiederholung des Wortes „nein" in der Textpassage ist anzunehmen, dass sie auf die Erfahrung beruflicher Ablehnung und Zurückweisung nach zahlreichen Bewerbungsversuchen verweist. Es scheint, als könne sie hier ihre Situation entindividualisieren, indem sie ihr Leiden in Zusammenhang mit dem erschwerten Zugang zum Arbeitsmarkt setzt. Das Gefühl, auf verschlossene Türen zu stossen, entmutigte und liess Amalia Torres resignieren. Aus der Analyse geht hervor, dass berufliche und gesellschaftliche Ausschlusserfahrungen sowie soziale und rassistische Abwertungen und Diskriminierungserfahrungen zusätzlich ihr Selbstbild beeinflussen. Das hat krankheitsfördernde Auswirkungen auf die Psyche. Ein tiefer Schmerz, Enttäuschung, Verzweiflung und Desorientierung scheinen diese Phase zu prägen. Die erlebte Hemmung der Leistungsfähigkeit bezeichnet sie als „Motivationslosigkeit".

Darüber hinaus ist auch der Statusverlust zu erwähnen, den sie als lateinamerikanische, gut ausgebildete Migrantin während dieser Zeitspanne erlebte. Die ungünstigen beruflichen Rahmenbedingungen wirkten sich auf ihren seelischen Gesundheitszustand aus. Gleichzeitig schränkten ihre gesundheitlichen Beschwerden die Möglichkeit der Berufsausübung weiter ein. Ihre Arbeitssituation änderte sich zu diesem Zeitpunkt markant. Sie erhielt immer weniger Aufträge als Promoterin. Teilweise hatte sie während ein bis zwei Monaten gar kein Einkommen und war vollständig auf die Unterstützung der Sozialhilfe angewiesen. Die Gründe für das Ausfallen der Aufträge führte sie aus ihrer subjektiven Perspektive auf die Schwierigkeit der Vereinbarkeit von Beruf und Kinderbetreuung als Alleinerziehende zurück.

Mit dem Wort „damals" spricht die Biographin erneut eine zeitliche Komponente der Depressionserfahrung an. Sie konstatiert, zum damaligen Zeitpunkt selber nicht erkannt zu haben an einer Depression erkrankt zu sein. Sie fühlte sich nicht krank. Sie gesteht sich zwar ein, dass etwas nicht mehr stimmte, aber aus ihrer Wahrnehmung, Interpretation und Bewertung der Symptome erschloss sich keine psychische Erkran-

kung. An späterer Stelle des Interviews wird dies erneut zum Ausdruck kommen. Die subjektive Ebene des Erlebens von Krankheit und die diagnostische Ebene werden unterschiedlich gedeutet. In der Formulierung „Ich dachte, dass ich schon ziemlich weit nach unten gefallen bin. Ich muss aufstehen“ kommt zum Ausdruck, dass Amalia Torres der Ansicht ist, mit Selbstdisziplin und Willen ihre Probleme angehen zu können. Dies könnte eine Erklärung dafür sein, warum sie zunächst auf die professionelle Unterstützung von Fachpersonen verzichtete und erst zu einem späteren Zeitpunkt diese in Anspruch nahm.

Depression als biographischer Bruch

Die Depression markiert einen weiteren einschneidenden biographischen Bruch im Kontext der Migrationserfahrung von Amalia Torres. Ab dem Jahr 2007 begann sich Amalia Torres’ alltägliche Lebenswelt zu verändern. Ihr ging es zunehmend psychisch schlechter. Allmählich setzte ein Desinteresse an der Aussenwelt ein, was sich bei ihr in Form eines inneren Rückzugs äusserte. Die Depression überfiel sie nicht plötzlich, sondern schlich sich an. Als die Krankheitssymptome der Depression sich bemerkbar zu machen beginnen, interpretierte sie diese zunächst unterschiedlich. Die Biographin bekundet retrospektiv, dass sie sich während dieser Zeit ständig schwach fühlte. Alles kostete sie enorm viel Kraft. An dieser Stelle beschreibt Amalia Torres, wie sich die Depression manifestierte:

> „Ich war nicht motiviert, ich wollte immer nur schlafen. Ich hatte einfach keine Energie mehr. Da ich nicht selbst erkannt hatte, was ich hatte, konnte ich keinen Ausweg finden, weil ich nicht aufstehen konnte. Ich konnte nicht laufen (…). Ich weinte viel. Ich fing immer sofort an zu weinen (…). Mir war bewusst, dass ich arbeiten muss, dass ich etwas machen muss, dass ich eine neue Arbeit suchen muss, dass ich mich bewegen muss, aber ich hatte keine Kraft, um das zu machen. Ich konnte kaum umsetzen, was ich mir vornahm (…), meine Ideen (…), obwohl ich mich bemühte.“

Deutlich macht sich im gesamten Befinden der Biographieträgerin eine Antriebslosigkeit und Sinnkrise bemerkbar. Die bisherigen und gewohnten Alltagsaufgaben wurden zu kräfteerschöpfenden Aktivitäten. Ihr gelang es kaum noch, aus dem Bett aufzustehen. Sie erlebte eine als bleiern empfundene innere Müdigkeit und Energielosigkeit, begleitet von Weinanfällen. Die Bewältigung der Alltagsorganisation kostete sie viel Kraft und Überwindung. Vormals mühelos ausgeübte Tätigkeiten erschienen ihr als enorm anstrengend oder als kaum zu bewältigen. Alles wurde beschwerlich, was zuvor leichtfiel, wie sie sagt. Jeden Tag durchzustehen, erwies sich für sie als eine enorme Herausforderung. Sie schleppte sich nur noch durch den Tag. Mit der Entwicklung einer Depression war ihr Handlungsspielraum zur Alltagsbewältigung zunehmend eingeschränkt. Ausweglosigkeit und Hoffnungslosigkeit breiteten sich in ihr aus. Auffallend ist dabei, dass sie zu diesem Zeitpunkt nicht von ihrem familiären, sozialen und arbeitsbezogenen Umfeld auf ihren veränderten Zustand angesprochen wird. Gleichwohl forderte sie keine Unterstützung von Freunden oder ihrer Familie in Venezuela an. Da die Betroffene selber nicht wusste, was sie hat, ist anzunehmen, dass sie mit Rückzug darauf reagierte und nicht darüber sprach.

Ihr fiel es schwer, zur Arbeit zu gehen, die oftmals mit einem langen Arbeitsweg und unregelmässigen Arbeitszeiten verbunden war. Ferner ist ihre Tätigkeit als Pro-

moterin mit Kontaktfreude verbunden, sie sollte lächelnd und auf Kundschaft zugehend Produkte vermarkten. Sie fühlte jedoch keine Freude zu diesem Zeitpunkt. Es gestaltete sich ausserdem für Amalia Torres schwierig, ihre berufsbiographische Planung zu diesem Zeitpunkt umzusetzen. Die Formulierung „meine Ideen" kennzeichnet, dass sie über berufliche Intentionen verfügte, sich jedoch trotz Bemühung nicht in der Lage sah, diese zu verwirklichen. Die Suche nach einer neuen Arbeitsstelle fühlte sich zu schwer an. Ihr gelang es aufgrund der gesundheitlichen Beeinträchtigung nicht, die beruflichen und familiären Anforderungen gleichzeitig in Einklang zu bringen. In diesem Zusammenhang wird sichtbar, dass die Biographin die Depression als ein Abreissen der biographischen Kontinuität erlebt.

Inanspruchnahme von Behandlung und Strategien des Hilfesuchens

Über die Jahre hinweg prägt sich eine Depression aus, die Amalia Torres fest im Griff zu haben scheint. Die Biographin suchte professionelle Hilfe auf, als sie ihren Alltag aufgrund der psychischen Beschwerden nicht mehr wie gewohnt bestreiten konnte und anfing, in der Bewältigung des Familienalltags nachzulassen. Sie wählte das schulmedizinische Gesundheitssystem aus und suchte zunächst ihren Hausarzt auf. Sie sprach ihn auf ihre Lustlosigkeit und Niedergeschlagenheit an. Auf Anraten ihres behandelnden Arztes wandte sie sich an eine von ihm empfohlene Psychotherapeutin. Hier zeichnet sich ab, dass die Biographin nicht auf Zugangsbarrieren zur gesundheitlichen Versorgung stösst. Des Weiteren wird sichtbar, dass im Bewältigungsverhalten der Biographin zunächst ein aktiver Bewältigungsstil im Vordergrund steht. Die Biographin suchte trotz ihrer Skepsis die deutschsprechende Fachperson einige Male auf, doch sie bekundete eine geringe Behandlungszufriedenheit. Eine westliche Psychotherapie erschien ihr nicht sinnvoll für ihre eigene Problematik. Sie nahm an, dass die Psychotherapeutin ihr nicht helfen kann, und brach die psychotherapeutische, nicht-medikamentöse Behandlung nach kurzer Zeit ab. Die Ablehnung des psychotherapeutischen Weges begründet sie wie folgt:

> „In Lateinamerika ist der Selbstmord viel niedriger, obwohl wir ärmer sind und in grösseren Schwierigkeiten stecken als die Industrieländer. In meiner Kultur nimmt sich fast niemand das Leben (…). In Venezuela kann man dir für ein paar Franken dein Leben nehmen, die Kriminalität ist so hoch dort, aber wir kennen nicht die Depressionen. Wir können nichts mit dem Wort Depression anfangen, denn wenn du traurig bist, dann ziehst du dich um, machst dich hübsch, gehst zu Freunden, machst Party und versuchst die Traurigkeit zu verstecken oder zu überspielen. Wenn du laute Musik in deiner Wohnung in Venezuela hörst, dann hören das deine Familie oder die Nachbarn, klopfen an und fragen, was mit dir los ist. Bist du traurig? Komm zu mir, du bleibst nicht alleine, du darfst nicht einmal alleine sein. Wir können nicht an eine Psychotherapeutin glauben, die immer wieder auf die Uhr schaut und sagt: ‚Jetzt ist eine Stunde vorbei Frau Torres. Ich wünsche Ihnen einen schönen Tag'. Dann gehen wir lieber in die Kirche, wo wir unsere ganze Traurigkeit äussern können und wir singen, beten und weinen dürfen. Wir finden Menschen da."

In dieser Passage bekundet Amalia Torres, dass es für sie ungewohnt war, auf Behandlungsmethoden aus dem biomedizinischen Bereich für eine psychische Erkrankung zu rekurrieren. Andere Heilungswege wie etwa Trost in der lateinamerikanischen

Community oder im Glauben, die in den lateinamerikanischen Herkunftskontexten neben der Biomedizin gewählt werden, erscheinen ihr plausibler. Gleichzeitig kann auch vermutet werden, dass sie ihren damaligen Zustand nicht als eine psychische Erkrankung betrachtet, die eine Behandlung erforderlich macht. Sie beschreibt, dass man in Venezuela den Begriff „Depression" nicht verwendet, um über eine psychische Erkrankung zu sprechen. Auf meine Frage im Nachfrageteil des Interviews konnte sie mir keine andere Krankheitsbezeichnung für Depression auf Spanisch nennen. In der Bezeichnung der psychischen Krankheit wird also eine Ambivalenz sichtbar. Amalia Torres verweist zum einen darauf, dass die Depression in Venezuela nicht mit den Kategorien westlicher Psychopathologie beschrieben werden kann. Zum anderen verwendet sie selber den Terminus Depression, wie wir weiter oben sehen konnten, um ihre mit der Depression verbundenen Symptome wie die Unfähigkeit, Freude zu erleben, Niedergeschlagenheit, Interesseverlust und Energielosigkeit zu beschreiben.

Es lässt sich hier erkennen, dass ihr Krankheitsverständnis sowie die Behandlungserwartungen sich auf kulturbezogene Konzepte und Theorien beziehen. Die kulturellen und subjektiven Erklärungsmodelle der Betroffenen, um mit Kleinman (1980) zu sprechen, bestimmen die Wahrnehmung der Symptome, deren Nennung, die eigenen Erklärungen zur Entstehung und zu den Ursachen der Krankheit sowie das angewandte Hilfesuchverhalten.[20] Krankheit weist hier also eine soziale und kulturelle Dimension auf. Amalia Torres' Vorstellung von Depression im Herkunftsland ist im Vergleich mit der Vorstellung von Depression im Aufnahmeland unterschiedlich. Die scheinbar kulturellen Gegensätze und Widersprüche geraten in eine Konfrontationssituation im aufnehmenden Land. Ausserdem treffen einerseits Laienkonzepte, die durch ihre persönlichen Sichtweisen über Ursachen und Kontexte von Krankheit geprägt sind, und Konzepte aus dem biomedizinischen Zusammenhang aufeinander. Eine andere Deutung in Bezug auf die Aussage „Wir können nichts mit dem Wort De-

---

20 Kleinman definiert Erklärungsmodelle wie folgt: „Explanatory models are the notions about an episode of sickness and its treatment that are employed by all those engaged in the clinical process" (1980:105). Der Psychiater und Medizinethnologe unterscheidet fünf Hauptbereiche von Erklärungsmodellen: Ätiologie (Krankheitsursachen), Zeit und Art des Auftretens des Symptome, Pathophysiologie, Krankheitsverlauf (Schwere, Verhaltensmuster) und Behandlung (Kleinman 1978: 87-88). Behandelnde berücksichtigen in der Regel alle Punkte gleichermassen intensiv, während PatientInnen individuell sehr unterschiedliche Schwerpunkte setzen (Weiss 2005: 67). PatientInnen und Behandelnde greifen auf unterschiedliche Erklärungsmodelle zum Kranksein zurück (Weiss 2005: 66). Die Erklärungsmodelle von Behandelnden sind disease-orientiert und unterscheiden sich gewöhnlich von den Erklärungsmodellen von Laien (PatientInnen), die oft illness-orientiert sind (Wicker 2002b: 27). „*Laien-Erklärungsmodelle* umfassen die persönliche Bedeutung, die der Kranke dem Kranksein gibt und die Behandlung der Krankheit vor dem biografischen Erfahrungshintergrund (emische Perspektive). Diese Bedeutungszuschreibung ist oft unspezifisch, vielfältig, wechselhaft, und die Grenzen zwischen Vorstellungen und Erfahrungen verschwimmen. Laienmodelle sind nur teilweise bewusst und müssen von allgemeinen Vorstellungen zum Gesund- und Kranksein unterschieden werden (Kleinman, 1980)" (Weiss 2005: 67, Hervorhebung im Original). Arthur Kleinman entwickelte ein Modell, das die verschiedenen Arten von Strategien zur Heilung von Krankheit im Sinne von illness in Gesundheitssektoren einteilt, die er als Laiensektor, volksmedizinischer Sektor, professioneller Sektor bezeichnete (Kleinman 1980: 49). Ein Gesundheitssystem setzt sich somit laut Kleinman aus diesen drei Gesundheitssektoren zusammen. Jeder Sektor bezieht sich sowohl auf kulturelle Tradition als auch auf akute Tendenzen und produziert effektive Ansätze zum Kranksein und zum Umgang damit (Weiss 2005: 66).

pression anfangen“ ist, dass die Biographin eine Depression nur im Kontext einer Migrationserfahrung verortet und es eine solche Erkrankung in Venezuela nicht geben kann.

Sie führt ferner aus, im Falle einer Erkrankung in ihrem Herkunftsland ein höheres Mass an Solidarität sowie sozialer und emotionaler Unterstützung durch ihr soziales Umfeld erwarten zu können und in einer akuten schweren Lebenssituation aufgefangen zu werden. Im Krankheitsfall könnte sich Amalia Torres in Venezuela auf die Hilfe ihrer Familienmitglieder oder nahe stehender Menschen verlassen und wäre nicht auf sich alleine gestellt. Im Umgang mit einer Depression in Venezuela verweist sie neben der familiären Hilfe auch auf die Selbstbehandlung einer psychischen Erkrankung. Deutlich wird hier, dass im Hinblick auf ein unterschiedliches Krankheitsverständnis einer Depression die Biographin ein Gesundheitsverhalten zeigt, das sich im Zusammenhang ihres sozialen und kulturellen Umfeldes erklären lässt. Das Aufsuchen psychotherapeutischer Fachpersonen entspricht aus der Sicht der Biographin nicht dem üblichen Vorgehen in Venezuela. Weiss (2003: 189) verweist darauf, dass das Einholen medizinisch-psychologischer Hilfe bei Depressionen eher Ausdruck eines westlichen Gesundheitsverständnisses und einer Mittel- oder Oberschichtsorientierung ist. Amalia Torres beschreibt ausserdem, sich keinen Behandlungserfolg durch eine Psychotherapie zu versprechen. Sie begründet dies damit, den Eindruck gehabt zu haben, die behandelnde Fachperson lasse sich nicht ausreichend auf sie ein. Die Biographin fühlte sich in ihrer Befindlichkeit nicht genügend wahrgenommen und in ihrer migrationsspezifischen Problematik nicht verstanden. Mit der Beschreibung, dass die Psychotherapeutin auf die Uhr schaut und die Sitzung für beendet erklärt, weist sie auf ihre Unzufriedenheit mit der therapeutischen Beziehung hin. Es könnte ein Hinweis darauf sein, dass sie von der Psychotherapeutin nicht die emotionale Annahme und das umfassende Verständnis für ihre Schwierigkeiten im alltäglichen Leben als Migrantin erfuhr, das sie sich erhofft hatte. Ihre Therapieerwartung erfüllte sich nicht.

In der Interaktion zwischen der Psychotherapeutin und der Betroffenen treffen unterschiedliche Wissens- und Interpretationssysteme aufeinander. Amalia Torres kommt zwar selbst zur Einschätzung, ihre seelische Gesundheit sei beeinträchtigt. Es ist jedoch anzunehmen, dass sich die Biographieträgerin zum damaligen Zeitpunkt nicht als psychisch krank empfand oder sich dies nicht einzugestehen vermochte. Das zeigt ihre Begründung, in Venezuela kenne man keine Depressionen. Im Weiteren legt die Aussage „Wir können nichts mit Depression anfangen“ die Vermutung nahe, dass psychisch Kranke im Herkunftsland stigmatisiert sind. Die an Depression erkrankte Migrantin könnte daher befürchten, einem mehrfachen Stigmatisierungsrisiko ausgesetzt zu sein: „Ausländerin“, Armutsbetroffene und psychisch Erkrankte. Es ist anzunehmen, dass sie als Migrantin mit Depression Mehrfachdiskriminierungen erfahren könnte, etwa aufgrund ihres Geschlechts, ihrer Ethnizität, ihrer Schichtzugehörigkeit sowie ihrer psychischen Erkrankung, was verstärkt zu einem sozialen Ausschluss führen würde.

Das Widerstandsverhalten der Biographin gegenüber einer Psychotherapie lässt sich auch so interpretieren, dass die psychotherapeutische Methodik und deren Wirkungsweisen ihr nicht hinreichend klar sind. In ihrer Krise sieht sie keine Hilfe in einer fachlichen Unterstützung im Umgang mit ihrer Depression und lehnt eine psychotherapeutische Behandlung ab. Gleichzeitig ist auch gut vorstellbar, dass sie durch

eine Psychotherapie keine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen im Aufnahmeland erkennen kann und deshalb diesen Heilungsweg als wenig sinnvoll erachtet.

Gleichwohl räumt Amalia Torres ein, einen eigenen Anteil an dem Nicht-Eintreten einer vertrauensvollen Interaktion zwischen ihr und der Psychotherapeutin zu haben. Hier tritt eine weitere subjektive Deutung zutage, die scheinbar widersprüchlich zur vorherigen Ausführung wirken mag, jedoch eine eigene Logik aufweist. Diese Sequenz zeigt eine zusätzliche Eigentheorie der Biographin auf, wie sie mit der Auflösung des Psychotherapiekontaktes umgeht und die kulturelle Dimension einer Depression relativiert:

> „Wenn eine Psychotherapeutin dir helfen soll, dann musst du die Wahrheit sagen, aber du musst diese Wahrheit zuerst selber erkennen. Und ich hatte diese ganze Mischung von negativen Gefühlen in mir drinnen, aber ich konnte sie nicht benennen. Es waren Ängste ohne Ende, aber ich konnte diese Ängste, diese Gefühle nicht beschreiben. Ich konnte sie nicht zuordnen und daher konnte ich sie auch nicht während der Psychotherapie mitteilen. Es lag also auch an mir (...). Und so erzählte ich ihr ganz klar, was ich machen wollte, ich hatte einen Masterplan: Ich möchte einen Deutschkurs machen und danach möchte ich mich bewerben, um eine Lehre in einem kaufmännischen Bereich zu machen. Nach der KV-Ausbildung kann ich dann arbeiten gehen (...). Die Psychotherapeutin konnte mir nicht helfen, denn meine Erzählungen waren sehr vernünftig. Aber das war Theorie. Ich konnte mein Projekt nicht umsetzen (...). Ich hatte einfach keine Energie, ich war nicht motiviert, ich wollte nicht mehr Deutsch lernen, ich wollte in keine Schule, ich wollte nur schlafen. Es war wie ein Teufelskreis (...)."

Aus einer subjektiven Sichtweise begründet die Biographin das Nichtgelingen einer Psychotherapie mit der Unfähigkeit, ihr psychisches Leid zu äussern, und einem Unvermögen, die eigenen Gefühle wahrzunehmen und auszudrücken. Sie scheint sich von ihren Gefühlen getrennt zu fühlen. Eine psychische Aufarbeitung der migrationsspezifischen Prozesse ist aufgrund der Schwierigkeit einer Verbalisierung von Problemen und Gefühlen nicht möglich. Da eine Psychotherapie unter anderem genau auf das Erlernen des Umgangs mit den eigenen Gefühlen zielt, was einen Zugang zu sich selbst und zur Innenwelt ermöglichen soll, um leidvolle Erfahrungen aufzuarbeiten, könnte der Therapieabbruch ein Indiz dafür sein, dass zum damaligen Zeitpunkt die Bereitschaft und das Vertrauen fehlten, sich auf die Begegnung mit der Psychotherapeutin einzulassen und ihr Innerstes nach aussen zu kehren. Wenn aber der Wunsch oder die Einsicht, etwas an der eigenen Situation ändern zu wollen, nicht vorhanden ist, trotz offensichtlichem Leidensdruck, dann fällt es schwer das therapeutische Hilfsangebot anzunehmen. Es wäre möglich, dass Amalia Torres eine Psychotherapie als eine Bedrohung empfand, sich davor fürchtete, sich an schmerzhafte Erfahrungen heranzutasten, und Angst hatte, etwas in ihrem Inneren verändern zu müssen bzw. einen zu grossen Veränderungsdruck spürte.

Durch das mehrfache Ausdrücken von Angstgefühlen entsteht ferner der Eindruck, die Nicht-Inanspruchnahme einer psychotherapeutischen Behandlung könnte in der Angst vor aufenthaltsrechtlichen Konsequenzen aufgrund einer psychischen Erkrankung oder vor einem Obhuts- bzw. Sorgerechtsentzug für ihre Kinder liegen. Die Angst vor einer Wegweisung und die damit einhergehende Furcht, von ihren Kin-

dern getrennt zu werden, hatte sie bereits im Zusammenhang mit ihrer als belastend empfundenen Situation als Sozialhilfeempfängerin ausgeführt.

Inwieweit eine nicht ausreichende sprachliche Verständigung und damit Kommunikationsprobleme zwischen der Biographin und der deutschsprechenden Psychotherapeutin eine Rolle für die Ablehnung des psychotherapeutischen Weges durch die Betroffene spielten, lässt sich aus den Angaben der Biographin nicht deutlich rekonstruieren. Unklar ist auch, ob mangelnde transkulturelle Kompetenzen seitens der Therapeutin für den Abbruch der Psychotherapie von Relevanz sind. Zentral erscheint mir hier, dass die Sprache eine grosse Bedeutung für die adäquate Ausdrucksfähigkeit bezüglich des eigenen Befindens aufweist. Eine Behandlung in ihrer Muttersprache ist Amalia Torres in diesem Fall aber nicht angeboten worden.

Im Weiteren ist aus Amalia Torres' subjektiver Eigentheorie zu entnehmen, dass sie das Nicht-Gelingen der Psychotherapie auch auf eigenes Verschulden zurückführt. Sie konstatiert, die Psychotherapeutin habe ihr nicht helfen können, weil sie ihrerseits nicht über ihre Gefühle sprechen konnte. Eine Offenheit hätte ihr möglicherweise die ersehnte Erfahrung ermöglicht, sich verstanden zu fühlen, doch ihr gelang es nicht, ihre Probleme zur Sprache zu bringen. Stattdessen trug sie während der Psychotherapie vielversprechende Zukunftspläne vor. Sie hatte vernünftige berufsbiographische Entwürfe entwickelt und sprach in diesem Zusammenhang von einem Masterplan, den sie aber nicht umzusetzen vermochte. Der Wunsch, eine kaufmännische Ausbildung in der Schweiz zu absolvieren, lässt erkennen, dass sie bei einer Berufsberatung gewesen war, die ihr im Hinblick auf ihre Arbeitssituation dazu geraten hatte; dies, obwohl sie bereits über einen guten Bildungsabschluss verfügte und Berufserfahrung in Venezuela gesammelt hatte. Die Selbstverwirklichung im Beruf war für sie als Migrantin zu diesem Zeitpunkt nicht realisierbar und blieb vorerst ein unerreichbarer Lebensentwurf. Aus der Textpassage geht klar hervor, dass sie zum damaligen Zeitpunkt einerseits in der Ausführung ihrer biographischen Intention und in der Umsetzung ihrer beruflichen Ziele aufgrund ihres Erschöpfungszustandes beeinträchtigt war. Das war durch das seelische Leiden verursacht und stand mit einer emotionalen und mentalen Blockade in Zusammenhang. Die depressionsgeprägte Handlungshemmung drückt sie mit der Formulierung „Aber das war Theorie. Ich konnte mein Projekt nicht umsetzen" deutlich aus. In der Umsetzung ihres Vorhabens wirkte sie wie ausgebremst. Hierbei wird sichtbar, dass sich die Depression mit Konzentrationsschwierigkeiten und Mühe, Neues zu konkretisieren, manifestiert. Aufgrund der psychischen Erkrankung hatte sie keine Kraft und keinen Antrieb, sich dem Lernen einer Fremdsprache zu widmen oder sich mit einer Weiterbildung zu beschäftigen. Andererseits zeichnen sich hier auch strukturelle Rahmenbedingungen und gesellschaftliche Barrieren ab, die mit einem erschwerten Zugang zur Arbeitswelt einhergehen.

Auswirkung der Depression

In ihrem Herkunftsland Venezuela, so geht aus Amalia Torres' Narration hervor, hätte sie sich im Krankheitsfall auf die emotionale, praktische und finanzielle Unterstützung ihrer nahen Familienangehörigen verlassen können. In der Schweiz konnte sie nicht auf die Hilfe von Eltern, Geschwistern, Tanten und Onkel sowie Grosseltern zählen, da ihre Verwandten nicht vor Ort waren. Hier lässt sich erkennen, dass die Biographin erneut eine Kontrastierung zwischen einem Leben in Venezuela und in der Schweiz für die Gegenwartsanalyse vornimmt. Es stellt sich die Frage, ob sie die

Unterstützung ihres sozialen Netzwerks im Falle einer psychischen Erkrankung in Venezuela idealisiert, angesichts ihres Gefühls, in der Schweiz ganz auf sich alleine gestellt zu sein. Rekurriert sie auf eine Idealisierung der Beziehungen in Venezuela als Strategie, um mit den belastenden Lebensumständen im Kontext der Migration besser umzugehen? Oder hätte sie bei gesundheitlichen Problemen in ihrem Herkunftsland Unterstützung in Form von zwischenmenschlichem Austausch, Anteilnahme, Sicherheit und Rückhalt in familiären Bindungen erfahren? Sie berichtet weiter, dass ihr in der Schweiz, als sie an einer Depression erkrankte, die persönliche Zuwendung und Sorge fehlte. Erschwerend während dieses Krankheitsprozesses war zudem die mangelnde Unterstützung bei der Pflege, Versorgung und Erziehung der beiden Kinder. Sie konnte nicht auf ihre sozialen Netzwerke bei der Kinderbetreuung zählen, wie sie es in Venezuela hätte tun können. Sie betont gleichwohl mehrmals, dass ihre Freundin Valentina Navarro, ebenfalls aus Venezuela und in der Schweiz kennengelernt, in dieser Phase eine entscheidende Rolle als Unterstützerin einnahm. Diese informelle soziale Beziehung und emotionale Bindung zu ihrer Freundin erwies sich als eine wesentliche Stütze während der Erkrankung. Insofern lässt sich die Freundschaft zwischen den beiden venezolanischen Migrantinnen als eine hilfreiche Komponente im Umgang mit der Depression erkennen.

Eine Krankheit weist immer auch eine soziale Dimension auf. Erkrankt ein Familienangehöriger an einer Depression, ist die gesamte Familie betroffen. Insbesondere die Kinder sind einer starken Belastung ausgesetzt. Amalia Torres ist nach dem Ende der Ehe und dem unerwarteten Weggang ihres Mannes ins Ausland die zentrale Bezugsperson für ihre zwei Kinder. Ihre Stimme ist brüchig, sie macht mehrere Pausen, als sie sich an die Auswirkung der Depression auf ihre Kinder erinnert:

> „Für mich war es sehr prägend, dass die Depression (…) auch für meine Kinder sehr schlimm gewesen sein muss (…). Es hat mich sehr traurig gemacht, wie sich die Kinder während meiner Depression gefühlt haben (…). Zum einen war ich (…), also die Mutter (…), an einer Depression erkrankt, gleichzeitig war der Vater nicht mehr da (…), den sie vermissten (…). Das einzige, was dann zählt, ist zu überleben und zu schauen, dass die Kinder gegessen und geduscht haben und Liebe bekommen und dass ich ihnen am Abend ihr Gutenachtlied singe. Da war mein ganzer Tag schon vorbei. Und so konnte ich mich nicht mit meinen eigenen Gefühlen oder Traurigkeit oder Frustrationen richtig beschäftigen.“

Ihr fällt es schwer, diesen schmerzhaften und belastenden Aspekt ihrer Lebensgeschichte offen im Interview zu thematisieren. Die psychische Erkrankung hatte sich damit bei der alleinerziehenden Mutter nicht nur innerhalb des beruflichen, sondern auch im Bereich des privaten Alltagslebens ausgedehnt. Als Mutter äussert sie ihr Bedauern, dass sich ihre psychische Instabilität und Erkrankung auf das Wohlergehen ihrer Kinder ausgewirkt haben muss. Amalia Torres kommt selbst zu der Einschätzung, ihre beiden Kinder seien aufgrund der Depression einer erhöhten psychischen Belastung ausgesetzt gewesen, wie aus den Aussagen hervorgeht, dass die Depression „auch für meine Kinder sehr schlimm gewesen sein muss“ und „Es hat mich sehr traurig gemacht, wie sich die Kinder während meiner Depression gefühlt haben“. Die Sorge um ihre Kinder könnte wiederum ihren elterlichen Stress erhöht haben, was die Vermutung zulässt, dies habe die psychische Erkrankung negativ beeinflussen können.

Inwiefern – oder ob überhaupt – in Folge der psychischen Krankheit Amalia Torres die Bedürfnisse ihrer Kinder nur eingeschränkt gesehen oder gar übersehen hatte oder die Depression eine emotionale Unerreichbarkeit bei der erkrankten Biographin zur Folge hatte, kann an dieser Stelle nicht weiter erörtert werden, da sie keine weiteren Angaben macht. Gleichwohl bietet sie das Bild einer Mutter an, die sich um die Fürsorge, die alltagspraktische sowie emotionale Unterstützung ihrer Kinder kümmert. Die Schilderung ihres Alltagsmanagements zum damaligen Zeitpunkt zeigt, dass sie als Alleinerziehende die Grundbedürfnisse ihrer Kinder erfüllte und für sie alles getan hätte, was in ihrer Handlungsmacht stand. Trotz anzunehmender Einschränkung der Handlungsfähigkeit während der akuten Krankheitsphase, schien sie ihre Verantwortung als Mutter wahrzunehmen, was sich daran zeigt, dass die Alltagsstruktur nicht zusammenbrach. Durch die Verwendung des Wortes „überleben" erschliesst sich mir, dass sie ihren Alltag nicht aktiv erlebte. Die Biographin war vielmehr bemüht, im für sie immer beschwerlicheren Alltag weiterhin zu funktionieren und diesen zu überstehen. In diesem Zusammenhang dient das Funktionieren im Alltagsleben als Überlebensstrategie. Sie versuchte, die Haushalts- und Kinderbetreuungsorganisation entsprechend der vorhandenen Kräfte zu erledigen. In der letzten Textstelle macht die Biographin explizit klar, dass sie sich während dieser Phase nicht ihren eigenen Gefühlen zuwenden und sich mit diesen auseinandersetzen konnte. Hier deutet sie bereits ihre Selbsterkenntnis an, sich Zeit zu nehmen, sich um den eigenen Gefühlszustand zu kümmern, für ihre psychische Gesundheit von grosser Bedeutung ist. Es scheint mir, dass das Aufsuchen einer Psychotherapeutin Spuren hinterlassen hat.

Erneute Krisenphase mit hoher biographischer Relevanz

In der weiteren Erzählung schildert Amalia Torres eine Zuspitzung der kritischen Lebenssituation, die mit einer zunehmenden Sinnkrise einhergeht. Die Androhung, die elterliche Obhut für ihren älteren Sohn durch die Behörde entzogen zu bekommen, ist in der autonom gestalteten Haupterzählung zunächst vage. Das Ausklammern eines so zentralen Aspekts könnte auf eine hohe biographische Relevanz hindeuten. Ich gehe davon aus, dass dieses Erlebnis mit Scham und sehr unangenehmen Gefühlen behaftet ist und sie deshalb nicht näher darauf eingeht. Dies bestätigt sich an anderer Stelle, als die Biographin im Nachfrageteil erzählt, eines Morgens in Eile versehentlich ihrem Sohn beim Anziehen der Mütze mit dem Fingernagel eine Schramme unter dem Auge zugefügt zu haben. Die Primarschullehrerin, die das häufige Zuspätkommen des Sohnes zum Unterricht kritisierte, beschuldigte nun Amalia Torres, ihr Kind geschlagen zu haben, und schaltete die Behörden ein. Über die genauen Gründe, weshalb die frühere Vormundschaftsbehörde der alleinerziehenden Mutter die Obhut über ihren ältesten Sohn entziehen will, erfahren wir zunächst nichts. Auch für die Biographin schien die Begründung für den Entscheid der Behörde mit Unklarheit verbunden zu sein. Wie im weiteren Verlauf des Interviews zu entnehmen ist, spricht sie auffallend häufig von fehlenden Strukturen im Alltagsleben, die sie als berufstätige Alleinerziehende ihrem Sohn nicht anbieten konnte. Ihren Sohn beschreibt sie als ein Kind, das sich zum damaligen Zeitpunkt nur schwer an Regeln hielt und besonders viel Aufmerksamkeit einforderte. Das häufige Erwähnen von Strukturlosigkeit im Leben ihrer Kinder erweckt in mir den Eindruck, dass Amalia Torres diese Begründung oft gehört und als eigentheoretische Erklärung verinnerlicht hatte. Es lässt sich ferner mutmassen, dass die Schulbehörde eine Gefährdungsmeldung abgesetzt hat-

te und die Vormundschaftsbehörde zu dem Schluss kam, Amalia Torres sei mit der Erziehung und Betreuung ihres verhaltensauffälligen Sohnes überfordert oder eine Vernachlässigung des Kindes läge vor. Doch ist eine Vernachlässigung des Kindes unwahrscheinlich, da sich die Vormundschaftsbehörde bei beiden Kindern hätte einschalten müssen, was nicht der Fall war.

Höchst relevant ist die nun folgende Erzählsequenz, eine Art Kernpassage des Interviews, in der die Biographin das Thema des Obhutsentzugs eindrucksvoll und mit einer höchst dramatischen Klimax darstellt. Sie stockt beim Sprechen, holt merkbar Luft und Tränen schiessen ihr in die Augen, als sie den Stellenwert dieser Erfahrung für ihr Leben wie folgt kommentiert:

> „Miguel kam oft fünf bis zehn Minuten zu spät zur Schule. Das war schlecht, weil er nicht am Singen teilnehmen konnte und so konnte er nicht wie die anderen Kinder am Unterricht teilnehmen und das hätte viele Probleme in der Zukunft verursacht. Deshalb wollte man ihn in ein Schulheim schicken, da er dort mit einer Struktur erzogen worden wäre. Ich fand das ganz schlimm (…), denn ich verfügte als Mutter über weniger Rechte als die Behörde oder die Lehrer, die meine Lebenssituation nicht kannten (…). Dann habe ich später erfahren, dass er nicht das einzige Kind war, das zu spät kam, aber doch der Einzige war, der eine ausländische, alleinerziehende Mutter hatte, verstehst du? Andere Kinder kamen sogar täglich 20 Minuten zu spät, aber ich war die einzige (…). Aber mir wollten sie zeigen, wie man sich in der Schweiz zu benehmen hat. Das war ihr Ziel, weil sie mir beweisen wollten: ‚So sind wir in der Schweiz'. Aber wenn ich meinen Sohn in ein Heim schicke und die jüngere Tochter bleibt bei mir, das ist nicht fair (…), für sie beide (…). Dann haben wir beschlossen, dass die Kinder beide zum Papa gehen (…). Aber dann haben mein Ex-Mann und seine neue Frau beschlossen, dass ich die Kinder statt jedes Wochenende, nur jedes zweite sehen darf. Das hat mich noch mehr kaputt gemacht (…). Für mich waren alle meine Bemühungen, alles wofür ich gekämpft habe, einfach (…) weg. Das war wirklich (…) Das tut mir immer noch weh (…)."

Hier wird Amalia Torres emotional und bricht in Tränen aus. Ihre emotionale Reaktion beim Erzählen verdeutlicht, dass sie von den erinnerten Erlebnissen immer noch eingeholt und innerlich berührt wird. Ungewollt von ihren Kindern getrennt zu werden, stellt einen biographischen Wendepunkt mit nachhaltiger Wirkung im Leben der Biographin dar. Dieser Wendepunkt entspricht einem erneuten eklatanten biographischen Bruch. Es ist dieser Trennungsschmerz, der Amalia Torres' biographische Selbstpräsentation konstituiert. An späterer Stelle des Interviews wird dies noch einmal verdeutlicht. In dieser Sequenz präsentiert sie einzelne Vorkommnisse der lebensverändernden und überforderungsauslösenden Ereigniskette, die durch die hier thematisierten Erlebnisse fortgeführt wird. Eine Verschlechterung ihrer psychischen Verfassung war die Folge. Die Biographin formuliert deutlich ihr Gefühl, dass die Erinnerungen an die Ereignisse dieser Zeit nach wie vor schmerzhaft und desaströs für sie sind, was sie mit dem Ausdruck „ganz schlimm" untermauert. Von der Intensität und Schnelligkeit der damaligen Ereignisse fühlte sie sich überrollt. Sie war fassungslos – und ist es bis heute. Amalia Torres erzählt von ihrem Schmerz als Mutter, die sich gezwungen sieht, die Kinder ihrem Ex-Mann zu überlassen, aus Angst, dass die Behörde ihren Sohn in einem Heim platzieren könnte. Sie präsentiert sich in einer Leidensgeschichte von Verzweiflung, Empörung und Resignation, die sie auf die

Erfahrung mit der früheren Vormundschaftsbehörde zurückführt. Das Einschreiten der Behörden erlebte die Biographin als massiven Eingriff in ihre elterliche Sorge, der einschneidende Konsequenzen für ihr Leben hat. Sie betrachtet den staatlichen Eingriff als eine Überreaktion. Aus der Sicht der betroffenen Mutter lagen nicht genügend Gründe für den Entscheid eines Obhutsentzugs vor. Sie fühlte sich unverstanden und in ihren Rechten als Mutter verletzt. In der Darstellung beschreibt sie, dass sie eine Ungleichbehandlung seitens der Schule beim Zuspätkommen ihres Sohnes beobachtet. Das begründet sie im Kontext ihrer Stellung als alleinerziehender Migrantin lateinamerikanischer Herkunft und deutet es als Diskriminierungshandlung. Die Zweifel an ihrer Erziehungsfähigkeit sowie die Ankündigung einer Fremdplatzierung ihres Kindes lösten in ihr Gefühle der Ausweglosigkeit und Verzweiflung aus. Sie war zutiefst erschrocken und traurig über die verhängnisvollen Ereignisse; dies in einem bereits labilen psychischen Zustand. Bis auf eine Freundin gab es niemanden, der ihr in dieser aufwühlenden Zeit zur Seite stand. Amalia Torres war erneut auf sich alleine gestellt – genau in einer krisenhaften Situation, in der sie dringend Unterstützung gebraucht hätte. Zu diesem Zeitpunkt lebte sie unter einem Druck und in Angst vor einem Obhutsentzug. Druck und Angst machen gerade in existentiell belastenden Situationen auf Dauer krank bzw. tragen zusätzlich zu einer bestehenden psychischen Erkrankung markant bei.

Als die Behörden den gefällten Entscheid eines Obhutsenzugs umzusetzen und ihren Sohn in einem Heim unterzubringen beabsichtigten, damit er mehr Alltagsstruktur erfährt, wie Amalia Torres sagt, schritt ihr Ex-Mann ein, der inzwischen wieder in der Region lebte. Die Biographin expliziert im Nachfrageteil, den Vater der gemeinsamen Kinder um Hilfe gebeten zu haben. Er holte beide Kinder zu sich und seiner neuen Familie. Er scheint sich zu diesem Zeitpunkt seiner Verantwortung und Verpflichtung als Vater gegenüber seinen Kindern bewusst geworden zu sein. Infolge der als übermächtig erlebten Ereignisse erfuhr sich Amalia Torres als unfähig zu handeln. Vielmehr sah sie sich zu diesem Zeitpunkt zu einem nur reaktiven Verhalten in der Lage. Überfordert und überrannt von der weittragenden Verkettung der Ereignisse, so scheint es, willigte die Biographin in die Entscheidung ihres Ex-Mannes ein. Zum einen wollte sie vermeiden, dass sich ihr Sohn durch die Unterbringung in ein Heim abgewiesen und ungerecht behandelt fühlt. Zum anderen wollte sie verhindern, dass die Geschwister getrennt voneinander aufwachsen. Der Wegzug der Kinder zu ihrem Ex-Mann erwies sich gleichwohl als ein extrem leidvoller Punkt in ihrem Leben. Obwohl sie sich mit der Entscheidung einverstanden zeigte, bis sie „ihr Leben wieder in den Griff bekommt“, wie sie an anderer Stelle meint, setzte ihr die Trennung von ihren Kindern stark zu. Die Biographin und ihr Ex-Mann einigten sich zunächst darauf, dass er sich um die Kinder von Montag bis Freitag kümmert und sie am Wochenende. Als ihr Ex-Mann ihr ankündigte, ihr Besuchsrecht nur auf jedes zweite Wochenende zu beschränken, schien sie diesen Entschluss nur schwer zu verkraften, wie sie durch die Formulierung „Das hat mich noch mehr kaputt gemacht“ ausdrückt. Hier wird sichtbar, dass sie als Reaktion auf diese unerträgliche Situation in ihrer Lebensorientierung mutloser wurde. An einer anderen Stelle interpretiert Amalia Torres die Entscheidung ihres Ex-Mannes als „Racheakt an mich, um es mir heimzuzahlen“. Sie verortet seinen Beschluss in einem Zusammenhang mit seinen gekränkten Gefühlen nach der von ihr eingeleiteten Trennung.

Die anhaltende Nachwirkung dieses Erlebnisses als kritisches Lebensereignis ist an der Ausdrucksweise „Für mich waren alle meine Bemühungen, alles wofür ich gekämpft habe, einfach weg“ und „Das tut mir immer noch weh“ in den beiden letzten Zeilen dieser Sequenz erkennbar. Sie sagt zwar nicht explizit, um welche Bemühungen es sich dabei handelt und wofür sie gekämpft hatte. Es ist jedoch anzunehmen, dass sie von ihrer schwierigen Lebenssituation als Migrantin in der Schweiz spricht. Der Schmerz der Trennung von ihren Kindern sowie der Verlust eines gemeinsamen Alltagslebens mit ihnen scheint heute noch aktuell und vor allem unverarbeitet zu sein. Diese Erfahrung macht ihren Gefühlsausbruch während des zweiten Interviews am Geburtstag ihres Sohnes nachvollziehbar. Es stellt sich hier die Frage, ob Amalia Torres andere Möglichkeiten ausser dem Getrenntleben von ihren Kindern in Betracht zog. Eine Rückkehr nach Venezuela, gemeinsam mit ihren beiden Kindern, war keine denkbare Alternative. Ohne eine Einwilligung des Vaters – und es ist anzunehmen, dass er keine erteilt hätte – wäre es einer Kindesentführung gleichgekommen. Ausserdem vermute ich, dass Amalia Torres ihre Kinder, die in der Schweiz aufgewachsen sind, nicht aus ihrem gewohnten sozialen Umfeld reissen wollte. Sie scheint also keine andere Lösung gesehen zu haben, als ihre Kinder ihrem Ex-Mann zu überlassen.

Bearbeitungsstrategien im Umgang mit der Depression

Im Rahmen ihrer Erkrankung an einer Depression tritt erneut eine emotionale Krise auf. Diese weist einen bedrohlichen Charakter auf, weil sie mit einer vorübergehenden eingeschränkten Handlungsfähigkeit einhergeht. Im weiteren biographischen Verlauf wird sichtbar, wie Amalia Torres zunehmend das Gefühl entwickelt, die Kontrolle und Eigeninitiative über ihren Alltag und ihr Leben zu verlieren. Ihre Lebenssituation entstabilisiert sich und die Alltagsprobleme nehmen zu. In der Erzählung der Biographin wird eine weitere Verlaufskurve deutlich, die eine schwere Leidensgeschichte veranschaulicht, als sie sich mit zittriger Stimme an eine Schlüsselsituation erinnert:

> „Das war ekelhaft (…). Ich kann kaum darüber reden, weil ich sonst anfange zu weinen. Es war ganz schlimm (…). Ich arbeitete damals als Hostess im Bereich Promotion in grossen Einkaufszentren. Immer wenn ich kleine Kinder sah, musste ich mich verstecken und weinen. Ich war immer am Weinen und (…) am Trinken. Es war ekelhaft (…), ekelhaft (…). Es war so schmerzhaft, als man mir die Kinder wegnahm (…). Weisst du, wir sind Latinos. In Lateinamerika gehören die Kinder zur Mutter, das ist so, und als die Kinder nicht mehr bei mir waren, wusste ich nicht mehr, was ich zu tun hatte (…). Dabei fühlte ich mich leer und (…) kaputt (…). Und (…) dann war das für mich einfach sehr (…) Für mich war alles einfach (…) schwierig, ganz schwierig zu verarbeiten, das hat mich monatelang (…). Damals war ich wirklich, wirklich, wirklich, wirklich (…) Da war ich am Boden zerstört (…). Ich ging auf Partys und habe viel getrunken, sehr viel (…). Hätte man mir gesagt ‚spring‘, dann wäre ich gesprungen. Ich hätte alles gemacht. Sogar Drogen habe ich in dieser Zeit genommen (…), weil (…) mein Leben hatte keinen Wert mehr (…) irgendwie (…). Da hatte ich eine Depression (…). Ich würde sagen eine leichte Depression, weil ich nicht sterben wollte. Ich weiss nicht, es ist schwierig, aber wenn du Kinder hast, willst du nicht sterben, du musst für deine Kinder leben, am Leben bleiben, oder? Aber ich hatte keine Lust mehr (…).“

Amalia Torres macht in dieser langen Passage auffällig viele und lange Pausen beim Erzählen. Ferner stechen die zahlreichen abgebrochenen Sätze hervor. Das Zurückdenken sowie das Sprechen über das überwältigende Ereignis, von ihren Kindern getrennt leben zu müssen, rufen bei ihr nach wie vor heftige Gefühle hervor. Ihr Leben veränderte sich nach der Trennung der Kinder drastisch. Sie sagt in dieser Sequenz, dass ihr die Kinder „weggenommen" wurden, womit sie deutlich ihren Unmut und ihre Nicht-Akzeptanz äussert. Daraus erschliesst sich, dass sie sich bis heute nicht mit den lebens- und alltagsverändernden wie auch handlungsmachtraubenden Ereignissen als gegenwärtigen Bestandteil ihres Lebens abfinden kann. Die Biographin empfindet die schwerwiegende Trennung von ihren Kindern nach wie vor als schmerzhaft. Sie hat diese Erfahrung noch nicht überwunden.

Als Reaktion auf das tiefgehende Leiden konstatiert die Biographin, dass sie seit dem Zeitpunkt des Getrenntseins von ihren Kindern „immer am Weinen" war. Mit der Formulierung, dass sie „kaputt" und „am Boden zerstört" war, verweist sie darauf, zum damaligen Zeitpunkt die Sinnhaftigkeit eines Lebens ohne ihre Kinder grundsätzlich in Frage gestellt zu haben. Das seelische Leid, das durch die Trennung von ihren Kindern verursacht und sie vulnerabler macht, begünstigte die rapide Verschlechterung ihres psychischen Zustandes, was sich in der Darstellung der zahlreichen Wiederholungen der Begriffe „wirklich" und „ekelhaft" niederschlägt. Der Satzabbruch beim Sprechen über die Dauer dieser Phase dürfte die Intensität der unerträglichen und kaum aushaltbaren Gefühle zum Ausdruck bringen. Zu diesem Zeitpunkt scheint Amalia Torres Lebensgeschichte von doppelten Trennungserfahrungen geprägt gewesen zu sein: von ihren Kindern, also von einer äusseren Trennung, sowie von einem inneren Getrenntsein ihrer eigenen Gefühle.

Sie schildert eine emotionale Orientierungslosigkeit während dieser biographischen Lebensphase. Amalia Torres sah nach den überwältigenden Ereignissen keine richtige Zukunftsperspektive mehr und neigte zur Resignation. Sie schien ihr Vertrauen zu ihren Mitmenschen und insbesondere zu sich selbst verloren zu haben. So traten zu diesem Zeitpunkt starke Stimmungsschwankungen und Sinnverluste auf. Die Trennungserfahrung von ihren beiden Kindern hatte bei der Biographin kaum verhüllbare Selbstvorwürfe hervorgerufen. Sie wurde von Schuldgefühlen geplagt und von Versagensgefühlen in der Erfüllung ihrer Aufgaben als Mutter beherrscht. Dies drückt sich in der Formulierung „In Lateinamerika gehören die Kinder zur Mutter" aus.

Zu diesem Zeitpunkt hatte die Biographin den Eindruck, dass ihr Leben sinnlos geworden sei. Ihrer heutigen Beschreibung nach hatte damals ihr Leben „keinen Wert mehr". In dieser belastenden Lebensphase verlor Amalia Torres zunehmend die Selbststeuerung über ihr Leben, was mit einem niedrigen Selbstwertgefühl einherging. Dies ist in der Ausdrucksweise „Hätte man mir gesagt ‚spring', dann wäre ich gesprungen" dokumentiert. Sie versuchte ihre Gefühle der Wertlosigkeit, Mutlosigkeit und des sich Ausgeliefertseins nach dem Getrenntwerden von ihren Kindern durch Partybesuche abzulenken. In dieser Lebenssituation begann sie, im Alkohol- und Drogenkonsum Erleichterung zu finden. Unklar ist, um welche Drogen es sich handelte. Eine mögliche Lesart für das Trinken und den Drogenkonsum wäre, dass es sich um einen Mechanismus handelt, um mit Hoffnungslosigkeit, Schuldgefühlen und Einsamkeit fertig zu werden. Zusätzlich nahm sie während dieser Phase stark an Gewicht ab, wie sie an anderer Stelle ausführt. Sie entwickelte Strategien der Vermeidung, Umgehung und

Nichtkonfrontation, die mit einer Flucht aus der als unerträglich erfahrenen Lebenssituation einhergehen. Alkohol und Drogen nehmen die Funktion einer Sedierung des seelischen Leids ein. Die Einnahme dieser Substanzen verdeutlicht eindrücklich ihr Bedürfnis, Abstand von ihren Problemen zu nehmen sowie den Versuch, ihren inneren Schmerz nicht spüren zu müssen. Dieses Stadium geht mit dem anhaltenden Gefühl der inneren Leere einher, das alle anderen Empfindungen überdeckt. Amalia Torres beschreibt ihre Erfahrung der Depression mit dem Bild der Gefühllosigkeit, das die Fähigkeit zum Erleben von Freude oder Traurigkeit erlöschen lässt. Das entspricht einem charakteristischen Symptom einer Depression. Die Biographin diagnostiziert sich selbst und spricht von einer leichten Depression. Dies geschieht auf der Grundlage, keine Suizidgedanken gehegt zu haben, um für ihre Kinder weiterhin da zu sein und um ihnen kein weiteres Leid zuzufügen. Daraus lässt sich schliessen, dass ihre Kinder der stärkste Grund waren, am Leben zu bleiben. Gleichzeitig scheint sie während dieser akuten Krankheitsphase eine Sinnleere erfahren sowie ihren Lebenswillen eingebüsst zu haben, wie die Aussage „Aber ich hatte keine Lust mehr“ vermuten lässt.

(Zu-)Flucht in eine neue Partnerschaft

Amalia Torres ging in diesem Zeitraum eine neue Beziehung mit einem Schweizer Mann ein. Diese hielt nicht. Kennengelernt hatte sie ihn, als er ihr ein Zimmer in seiner Wohnung vermietete, da sie im Alter von 35 Jahren wohnungslos war. Über die Umstände, die zur Wohnungslosigkeit führen, und die Dauer erfahren wir nichts. Das Auslassen dieses zentralen biographischen Erlebnisses im Interview finde ich auffallend, so dass zu fragen ist, ob sie aus Scham- und Schuldgefühlen über Mietschulden ihr prekäres Wohnverhältnis nicht näher ausführt. Vermutlich steht der Wohnungsverlust der plötzlich alleinstehenden Frau mit Migrationshintergrund im Zusammenhang mit der Armut, mit der sie bereits vor ihrer Wohnungslosigkeit konfrontiert ist. Diese Phase beschreibt sie mit emotionaler Distanz wie folgt:

> „Ich dachte, dass dieser Mann mir eine Stabilität anbieten könnte, eine Familie (…). Ich fühlte mich so einsam, ich sah keine Zukunftsperspektiven, daher dachte ich, er sei mein Retter in der Not (lacht). Es war eine ganz schlechte Entscheidung (…) und er tat mir nicht gut.“

Die Biographieträgerin präsentiert sich als Frau, die sich zum damaligen Zeitpunkt innerhalb einer neuen Beziehung Stabilität, Schutz und Geborgenheit suchte. Nach dem Auszug der beiden Kinder sehnte sie sich nach familiärer Zugehörigkeit, im Sinne einer Ersatzfamilie. Ihre Bedürftigkeit wird hier deutlich sichtbar. Sie veranschaulicht in dieser Textstelle das sie übermächtig vereinnahmende Gefühl der Einsamkeit, das sie nicht nur seit ihrer Migration in die Schweiz und während ihrer Ehe verspürte, sondern zusätzlich und insbesondere seit dem Getrenntleben von ihren Kindern fühlte. Um dem seelischen Schmerz der Einsamkeit zu entgehen, scheint sie sich auf eine neue Partnerschaft einzulassen. Amalia Torres konnte sich zu diesem Zeitpunkt keine zuversichtliche Zukunft entwerfen – ohne ihre Kinder konnte sie sich kein sinnerfülltes Leben vorstellen. In dieser Sequenz wird der Eindruck erweckt, dass sie an die Beziehung zu diesem Mann die Hoffnung koppelte, zu einer neuen Orientierung in ihrem Leben zu gelangen. Durch die Partnerschaft, so erzählt sie, sah sie neue Optionen für eine mögliche Zukunft, in der sie ihre Kinder wieder bei sich aufnehmen

und ihnen ein sicheres Zuhause hätte anbieten können. Es scheint so, als habe sie sich nicht nur aus emotionalen Gründen, sondern auch infolge praktischer Reflexion auf diese Partnerschaft eingelassen. Die Biographin präsentiert sich als Frau, die sich einen zuverlässigen und vertrauensvollen Partner – „Retter in der Not“ wie sie ihn nennt – ersehnte, der ihr in ihrem Zustand der Perspektivlosigkeit einen Halt gibt und sie von ihrem Leid „erlöst“. Beim Erzählen über diese Vorstellung, ihr Freund könnte die Funktion eines „Rettungsankers“ in ihrem Leben einnehmen, lacht sie. Das Lachen könnte Ausdruck für Verachtung oder eine Abwehrstrategie gegenüber dieser unerfreulichen Beziehungserfahrung sein. Die Biographin evaluiert dieses Erlebnis als „ganz schlecht“, was auf ihr Leiden innerhalb einer binationalen Beziehung verweist. Diese Partnerschaft mündete nun in einer weiteren Enttäuschung. Sie berichtet, dass ihr damaliger Freund vor ihr noch nie eine Beziehung zu einer „Ausländerin“ hatte. Als die Beziehung in die Brüche zu gehen drohte, konfrontierte er sie mit stigmatisierenden Stereotypen über die materiellen Interessen lateinamerikanischer Frauen. Sie widersetzt sich energisch dieser Anschuldigung und sagt dazu:

> „Nur weil ich mich in einer finanziellen schwierigen Situation befinde, heisst das nicht, dass ich von einem Mann profitieren will“.

Erneut musste sich die Biographin innerhalb einer binationalen Partnerschaft mit ethnischen Zuschreibungen als Migrantin auseinandersetzen. Wahrscheinlich wurde Amalia Torres als Migrantin aus Lateinamerika oft mit Anschuldigungen und Vorurteilen dieser Art konfrontiert. Dazu gehört die stereotype Vorstellung, nur aus Profit und wirtschaftlichen Überlegungen heraus eine Beziehung mit einem Schweizer eingehen zu wollen.

Die Wende: Biographische Arbeit[21]

Nach einiger Zeit wurden die Beziehungsprobleme unüberbrückbar. Sie schildert diese Phase wie folgt:

> „Eines Tages dachte ich, warum bin ich dieser Mensch geworden? Ich bin doch eine Tochter Gottes. Ich verdiene nicht dieses Leben und so verliess ich diesen Mann.“

Hier deutet sich erneut eine Wende in Amalia Torres Leben an, die bis zur Gegenwart anhält. Sie scheint die Depression zum Anlass zu nehmen, die bisherige Lebenshaltung zu überdenken und ihr Leben neu ausrichten zu wollen. „Warum bin ich dieser Mensch geworden“, fragt sie und verweist damit auf ihren Versuch Handlungsautonomie und Selbstständigkeit zurückzugewinnen. Die Biographin scheint in dieser Lebensphase viel Neues über sich zu lernen. Es ist, als hätte Amalia Torres in der rückblickenden Bilanzierung ihres Lebens und der bisher stattgefundenen Entwicklung erkannt, dass sie nicht „gerettet“ werden könne, sondern dass sie selbst für ihr Leben und ihre Gefühle eigenverantwortlich ist. Sie scheint gespürt zu haben, was ihr nicht gut tut, und erkannte für sich, in ihrem Leben etwas ändern zu müssen. Es entsteht

---

21 Der Begriff „biographische Arbeit“ wird in Anlehnung an Corbin und Strauss genutzt und bezieht sich auf die Arbeit, die notwendig wird, um die Krankheit in die eigene Lebensgeschichte zu integrieren (2010: 19).

der Eindruck, als beginne Amalia Torres ihre biographischen Erfahrungen zu verarbeiten. Diese Phase löste offenbar einen Stabilisierungsprozess aus, der die Biographin veranlasste erneut Hilfe in Anspruch zu nehmen, wie wir im weiteren Verlauf des Interviews sehen werden. Amalia Torres sah sich in der Lage, neue Zukunftspläne zu formulieren.

Es folgte ein endgültiges Auseinanderbrechen der problematischen Partnerbeziehung. In der von Aufbruch gekennzeichneten Lebenssituation bekommt der biographische Entwurf der Trennung eine zentrale Bedeutung. Durch die Trennung von ihrem Freund umgeht sie letztlich die Gefahr, von einer finanziellen Abhängigkeit zur nächsten zu wechseln. Diese Trennungsentscheidung erweist sich als eine positive Erfahrung für die Biographin, die mit einer neuen Haltung zu sich selber einhergeht. Das belegt die Aussage „ich verdiene nicht dieses Leben". Sie präsentiert sich als eine Frau, die ihren Selbstwert wieder zu entdecken scheint. Ein Selbstwertgefühl, das im Zusammenhang mit gesellschaftlicher und familialer Abwertung und Ablehnung erheblich gemindert wurde. Motiviert, ihrem Leben neue Perspektiven zu geben, scheint sie auf ihre persönlichen Ressourcen zurückzugreifen und aus eigener Initiative eine Krise zu überwinden. Als spezifische Ressource könnte ihre Fähigkeit verstanden werden, selber zu merken, was sie braucht und was ihr gut tun würde. Wie wir sehen werden, wird sie sich erneut aktiv Unterstützung einholen. Sie erkannte in der psychischen Erkrankung auch die Chance, dass sich in ihrem Leben etwas ändern muss. Ihr Weg durch die Depression geht mit einem Wandlungsprozess[22] einher. Im Zuge des Wandlungsprozesses entfaltete sich ein kreatives Potential, das dazu führte, neue Fähigkeiten im Umgang mit Problemen zu entwickeln. Somit durchbrach Amalia Torres die Verlaufskurve, sie entwickelte einen neuen biographischen Entwurf, und es gelang ihr, sich für verschiedene Arbeiten zu bewerben. Die Biographin musste sehr viel Kraft aufbringen, um ihre berufliche Situation dahingehend zu verändern, ihren Lebensunterhalt selbstständig bestreiten zu können. Es gelang ihr jedoch, die Phase der Arbeitslosigkeit zu überwinden. Sie fand im Niedriglohnsektor Zugang zum Arbeitsmarkt. Zu dieser Zeit ging sie fünf verschiedenen Beschäftigungen – „Minijobs", wie sie sagt – gleichzeitig nach. Diese beruflichen Tätigkeiten, wie etwa die Reinigungstätigkeit, entsprachen weder ihren Vorstellungen noch ihren schulischen und beruflichen Kompetenzen. Sie nahm jedoch die Dequalifikation in Kauf und fand sich mit diversen unqualifizierten Stellen ab, da diese ihr eine ökonomische Stabilität, Sicherheit und Unabhängigkeit ermöglichten. Erkennbar ist, dass sie infolge ihrer materiellen Not ihre Haltung gegenüber Putztätigkeiten änderte, die sie in der Anfangszeit der Migration als eine harsche Abwertung empfand. Hier wird erneut ihre Handlungsfähigkeit sichtbar, die sie selbst in schwierigen Lebenssituationen aufbringen kann. Sie verfügt immer wieder über die Energie, Handlungsstrategien zu entwickeln und ihr Leben aktiv zu gestalten. Der Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt war einerseits ein Erfolgserlebnis für sie, der ihr Selbstvertrauen stärkte und ihr Selbstwertgefühl erhöhte. Andererseits bedeutete die Erwerbsarbeit gleichzeitig eine Teilhabe an der Gesellschaft. Durch vermehrten sozialen Kontakt durchbrach sie letztlich ihre soziale Isolierung.

Die Biographin entwickelte in diesem Prozess neue Perspektiven auf ihr Leben. Es gelang Amalia Torres durch die ökonomische Autonomie ihre Gefühle der sozialen

22 Siehe Kapitel 3 zum Konzept des Wandlungsprozesses Schütze (1981, 1984, 1994, 2001, 2006).

Minderwertigkeit und der sozialen Scham abzulegen, die sie seit der Unterstützung durch die Sozialhilfe begleiteten. Die Biographin zog aus der gemeinsamen Wohnung des Partners aus, nachdem sie eine eigene gefunden hatte, in der sie nach wie vor lebt. Amalia Torres gelang es, die Verlaufskurve zu durchbrechen und die Phase der finanziellen Unsicherheit zu überwinden. Die neue Lebenssituation scheint mit einer Zufriedenheit einherzugehen. Hier wird ihr Versuch der Wiederherstellung einer biographischen Kontinuität durch neue sinnstiftende Erfahrungen erkennbar.

Zum Zeitpunkt des ersten Interviews im Jahr 2013 ist die Biographin in einer neuen verbindlichen Beziehung, lebt jedoch in getrennten Wohnungen. Ihr Partner ist wieder Schweizer Herkunft. Die Beziehung zu ihm stellt sie als positiv dar. Nach zwei gescheiterten Beziehungen sucht sie in ihm einen Partner, mit dem eine glückliche und gleichberechtigte Beziehung möglich ist. Ihre Vorstellung vom emanzipierten Schweizer Mann hat sie offenkundig nicht verloren. Anderthalb Jahre später im Alter von mittlerweile 40 Jahren befindet sich die Biographin zum Zeitpunkt des zweiten Interviews nicht mehr in einer Beziehung und meint dazu resolut: „Ich bin jetzt alleine und geniesse es sehr, alleine zu sein". In diesem Kommentar zeigt sich ihre Haltung, dass es ihr auch ohne Partnerschaft gut gelingt, zufrieden zu sein. Sie präsentiert sich hier als emotional und finanziell unabhängige Frau, die nicht auf einen Mann angewiesen ist.

Unterstützungshilfen im Umgang mit einer Depression

Im weiteren Verlauf des Interviews gibt Amalia Torres an, sich wieder gesund zu fühlen. Ich frage sie, was ihr im Umgang mit der Depression geholfen hat. Sie macht eine längere Pause, und anschliessend antwortet sie mir, dass ihr der Glaube, aber auch die Zeit, sehr geholfen haben. Anschliessend präzisiert sie ihre Aussage und schildert ausführlich, welch relevante Erfahrung der Glaube sowie die Glaubensgemeinschaft in der Krankheitsverarbeitung einnimmt und so ihren Zustand verbessert. Die folgende Passage illustriert ihre individuelle Bewältigungsform:

> „Ich ging zu einer evangelischen Gruppe. Wir sind alle katholisch in Lateinamerika, aber in der Schweiz ging ich zur Christlich-Evangelischen Kirche, da die Katholische Kirche in der Schweiz anders ist als in Lateinamerika. Aufgrund unserer Einsamkeit können wir uns in der Kirche zusammenfinden, denn (…) ich war sehr verzweifelt. Ich brauchte irgendeine Erleichterung (…). Und dort konnte ich mit den Menschen reden. Sie hörten mir zu (…). Dabei konnte ich feststellen, dass der Glaube ein guter Weg ist, um die Emotionen zu kontrollieren, weil eine Depression für mich einfach unkontrollierte Emotionen sind. Wenn man nicht mit den schlechten Gefühlen umgehen kann, erkrankt man an einer Depression. Daher versuche ich immer meine Emotionen zu kontrollieren, das heisst die Emotionen nicht zu unterdrücken, sondern zu kanalisieren."

Die Biographin verdeutlicht hier, dass sie eine individuelle Selbsthilfe im Umgang mit einer Depression praktiziert. Auf der Suche nach Heilung für ihr seelisches Leiden – Amalia Torres nennt es „Erleichterung" – werden in dieser Sequenz die sozialen Aspekte der Glaubensgemeinschaft sichtbar. Nach einem durch Substanzgebrauch, Verdrängung und Selbstablenkung vermeidenden Bewältigungsverhalten findet sie im Glauben die Kraft, das Be- und Verarbeiten ihrer psychischen Erkrankung aktiv anzugehen. Obwohl sie sich als Katholikin sieht, wendet sie sich der Christlich-Evan-

gelischen Kirche zu. Aus ihrer Perspektive erfährt sie die Katholische Kirche in der Schweiz anders als in ihrem Herkunftsland. Inwieweit sich diese unterscheiden, wird nicht erklärt. Im Nachfrageteil verneinte Amalia Torres meine Frage, ob sie sich möglicherweise auf eine Freikirche bezog. Ich gehe also davon aus, dass sich die protestantische Kirche in der Stadt, in der sie lebt, stark um die Anliegen der Migrationsbevölkerung engagierte. Der Glaube sowie die neuen regelmässigen sozialen Kontakte werden zum damaligen Zeitpunkt ihres Lebens, das von Verzweiflung geprägt ist, zu einer bedeutsamen Stütze in der Bewältigung ihrer schmerzhaften Erfahrungen und im Umgang mit ihren widrigen Lebensumständen. Insofern stellen die regelmässigen Treffen mit den Mitgliedern der Kirchengemeinde eine aktive Selbsthilfe dar. Im Weiteren fühlt sie sich in der Glaubensgemeinschaft aufgehoben und als Mensch angenommen, wie sie zuvor bereits in einer anderen Interviewstelle beschrieben hat. In der lebensgeschichtlichen Erzählung von Amalia Torres zeigt sich durchgängig das biographische Migrationsthema der Einsamkeit, das sie je nach Lebensphase unterschiedlich bewältigt. Durch die Verwendung der Pluralform „aufgrund unserer Einsamkeit" verdeutlicht die Biographin hier, dass sie in der religiösen Gemeinschaft mit anderen Menschen in Kontakt kam, die ebenfalls unterschiedliche Leidenserfahrungen durchlebten und sich durch das vorherrschende Gefühl der Einsamkeit verbunden fühlten. In der Gruppe konnte nun das Leiden geteilt werden. In ihrem bisherigen Leben in der Schweiz kristallisierte sich das Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit zum gesellschaftlichen wie auch persönlichen Kontext aufgrund ihres Migrationshintergrunds heraus. In der Christlich-Evangelischen Kirche erlebte sie das Gefühl einer sozialen „Wir-Gemeinschaft", das sie in der aufnehmenden Gesellschaft vermisste. Die sozialen Kontakte zu Mitgliedern der Glaubensgemeinschaft sowie die kirchliche Eingebundenheit fungieren nun als Sinnquelle von hoher Relevanz in ihrer Lebenssituation als Betroffene einer Depression.

Das Mittel zum Verarbeiten ihrer Erkrankung sieht die Biographin also in der gegenseitigen Unterstützung einer sozialen Gemeinschaft, deren positive Wirkung ihr Wohlergehen zu beeinflussen scheint. Ihr Wunsch nach Zugehörigkeit scheint sich nun im Rahmen der Glaubensgemeinschaft zu erfüllen. Es wird deutlich, dass sie als Migrantin in der religiösen Gemeinschaft einen emotionalen, spirituellen und sozialen Halt findet. Die erfahrene Wertschätzung innerhalb der kirchlichen Gemeinde kann offenbar zur Lösung ihrer Problematik beitragen. In der Krankheitsbearbeitung ist es Amalia Torres ein Bedürfnis, ihre Sorgen und Ängste thematisieren zu können und sich verstanden zu fühlen, ein zentrales Merkmal, das sie mit der Äusserung „Und dort konnte ich mit den Menschen reden. Sie hörten mir zu" ausdrückt. Insofern erweist sich die protestantische Kirchengemeinschaft als Ort für die Bearbeitung ihres seelischen und sozialen Leidens.

Ein weiterer positiver Aspekt ist auch, dass die Zuwendung zu Gott Amalia Torres die Möglichkeit bietet, mit ihren Gefühlen der Macht- und Sinnlosigkeit umzugehen. Hier erkennt sie, dass sie sich mit ihren Gefühlen aktiv auseinandersetzen muss, um nicht mehr von ihnen überwältigt zu werden. Durch eine bewusste Selbstreflexion und Verarbeitung ihres Erleidensprozesses versucht sie, sich nicht mehr von ihren Gefühlen beherrscht zu fühlen. Die Ausdrucksweise, ihre Gefühle „kontrollieren" zu wollen, könnte darauf hindeuten, dass sie während ihres Leidensdruckes immer wieder das Gefühl der Unkontrollierbarkeit über ihren Lebensentwurf erfährt. Die Biographin zeigt sich als aktiv Handelnde, die sich trotz psychischer Erkrankung aus

einer Handlungsunfähigkeit zu lösen versucht. Insgesamt präsentiert sich Amalia Torres als eine Frau, die nicht in ihren Erleidenserfahrungen verharrt, sondern eine eigene Bewältigungsstrategie in Gang setzt. Sie glaubt, sich bewusst mit ihrer eigenen Geschichte und den damit verbundenen Gefühlen auseinanderzusetzen, für ihre individuelle Bewältigung zentral war. In ihrer Selbstpräsentation kennzeichnet somit das Hinwenden zum Glauben einen Wandlungsprozess in ihrer Lebensgeschichte und es weist zudem einen Weg aus der Depression heraus. In der Geborgenheit sowie im Gefühl der sozialen Akzeptanz durch die kirchliche Gemeinschaft lernt Amalia Torres offen über ihre Sorgen und Belastungen und die damit gekoppelten Emotionen zu sprechen, wie auch diese anzunehmen. In ihrer emotionalen Not findet sie in der Kirchengemeinde Verständnis, Wertschätzung und Unterstützung. Insofern sind der Glaube im Leben von Amalia Torres sowie gute Gespräche mit verständnisvollen Mitgliedern der Glaubensgemeinschaft hilfreiche Bewältigungsstrategien im Umgang mit der psychischen Erkrankung.

Zusammenfassend lassen sich im Bewältigungsverhalten der an Depression erkrankten Biographin zwei sich abwechselnde Bewältigungsstile beobachten. Zum einen ist zu Beginn der Erkrankung ein aktiv-anpackender Bewältigungsstil beobachtbar, indem sie Fachpersonen aufsucht. Im weiteren Verlauf der Erkrankung wird ein reaktiv-verleugnender Bewältigungsstil erkennbar, der sich in einem durch Vermeidung und Abwehr gekennzeichneten Verhalten manifestiert. Schliesslich tritt mit dem regelmässigen Besuch der Gottesdienste und dem Austausch mit anderen Mitgliedern der Glaubensgemeinde erneut eine aktive Bewältigungsstrategie zutage.

Lernprozesse und subjektive Bedeutung einer Depression

Als ich Amalia Torres bitte, mir zu erzählen, welche Bedeutung sie der Depression zuschreibt, legt sie eine kurze Überlegungspause ein. Auf der Basis der biographisch-selbstreflexiven Auseinandersetzung mit der psychischen Erkrankung geht die Biographin im Kontext der gelingenden Depressionsbewältigung zunächst auf einen für sie bedeutsamen Lernprozess ein:

> „Bei dieser Depression musste ich ganz tief, ganz unten sein, um dann wieder aufstehen zu können. Aber ich musste das selber erkennen (…). Immer wenn du wieder aufstehst, wirst du weniger oft hinfallen, denn du lernst aufzustehen und besser zu gehen, wie kleine Kinder (…). Wir stolpern, fallen hin. Aber immer wenn wir wieder aufrechtstehen, besteht die Möglichkeit besser zu sehen, und so können wir den Weg besser gehen. Ohne die Depression hätte ich das nicht erkannt."

Aus dem Zitat wird deutlich, dass es der Biographin gelingt, retrospektiv die Depressionserfahrung in das grössere Ganze ihres persönlichen Lebens sinnhaft einzuordnen. Amalia Torres dokumentiert hier einen Lernprozess und die daraus resultierende subjektive Einsicht, dass die Depression eine Chance zu einer Weiterentwicklung bietet, die mit persönlichem Wachsen und Reifen einhergeht. Die biographische Selbstreflexion und die eigentheoretische Erklärung der Depression eröffnen Amalia Torres neue Perspektiven. Sie anerkennt offenbar die Depression als einen Bestandteil ihres Lebens und bettet diese sinnstiftend in ihre Biographie ein. Sie sieht in ihrer Depressionserfahrung letztlich lehrreiche Aspekte für ihren Lebensweg und versucht, sie in einen grösseren Zusammenhang zu stellen. Insgesamt gelingt es ihr, signifikan-

te Sinnquellen mit biographischer Relevanz aus der Erkrankung an einer Depression herzuleiten.

Amalia Torres Depressionserkrankung scheint einen Prozess der aktiven Suche nach einer Bedeutung für ihr Kranksein auszulösen. Während sie sich mit der Frage nach der Bedeutung einer Depression auseinandersetzt, gelangt Amalia Torres im Nachfrageteil des Interviews zu folgender Erkenntnis:

> „De-Pression ist im Wort schon enthalten, nämlich, dass du einen grossen Druck hast. Du versuchst diesen Druck zu lösen. Du willst diesen Druck loswerden. Manche Menschen können nichts mehr machen, weil sie erschöpft sind und tun nichts mehr. Dann fallen sie in eine tiefe Traurigkeit. Diese tiefe Traurigkeit, in der ich mich befand (...) Mit der Zeit war ich froh am Leben zu sein, dass ich ein Leben noch hatte, denn viele Menschen nehmen sich in diesem Zustand das Leben."

Hier wird im Versuch einer Sinngebung für die Depressionserkrankung eine weitere Art der Bewältigung erkennbar. Es wird deutlich, dass eine Bearbeitung in Gang gesetzt worden ist. Aus dieser Textsequenz geht der ständige existentielle Druck hervor, den Amalia Torres in dieser Zeit aushalten musste. Während einer schwierigen Lebenssituation funktionieren zu müssen, scheint sie zu überfordern und zu erdrücken. Gleichzeitig lässt sich hier auch der gesellschaftliche Druck ablesen, den hohen äusseren Anforderungen standhalten zu müssen. Ich gehe davon aus, dass hiermit einerseits die steigende und anhaltende Belastung, der sie zum Zeitpunkt als Alleinerziehende in ihrem Leben ausgesetzt war, gemeint ist. Diese Überforderungssituation war mit einer hohen emotionalen Belastung verbunden. Andererseits kann ihre Aussage dahingehend interpretiert werden, dass sie sich selber unter Druck setzt, alle gestellten Aufgaben alleine erfüllen zu müssen.

In ihrer biographischen Bilanzierung bringt Amalia Torres zugleich zum Ausdruck, dass sie nicht mehr in ihrer Erleidensperspektive verharrt. Die Depression nennt sie hier „tiefe Traurigkeit". Sie scheint allerdings nicht länger mit einem verhängnisvollen Schicksal zu hadern, sondern äussert Dankbarkeit, die Depression überwunden zu haben und noch am Leben zu sein. Vor der Kontrastfolie ihres scheinbaren Unvermögens, während der Depression zu agieren, zeigt sie sich in dieser Passage von einer Seite, die nichts mehr mit der vormals erlebten lähmenden Erstarrung gemein hat. Es scheint, dass Amalia Torres nach dem Abklingen der Depression und der Konfrontation mit vielfältigen sozialen, ökonomischen und emotionalen Belastungen und Anforderungen als alleinerziehende Migrantin aus Venezuela die psychische Erkrankung weniger als Zeichen der Schwäche, sondern viel mehr der Stärke sieht. Dabei erweckt sie den Eindruck, das Aushalten einer Depression sowie das Überwinden zahlreicher Widrigkeiten mit einem Erfolgserlebnis zu verbinden, was ihr Selbstvertrauen stärkt.

Subjektive Krankheitstheorie

Auf Nachfrage, worauf Amalia Torres ihre psychische Erkrankung zurückführt, rekonstruiert die Biographin nach einer langen Pause Folgendes:

> „Dass ich es hier nicht geschafft habe, was ich erhofft hatte, was ich wollte, was meine Erwartungen waren (...). Ich wollte auch eine Powerfrau, eine alleinerziehende Mutter

> mit zwei tollen Kindern sein. Ich habe es aber nicht geschafft (…). Aus meiner Sicht habe ich es nicht geschafft. Ich bin gescheitert und das war sehr, sehr schwer zu verarbeiten."

Amalia Torres sieht aus emischer Perspektive die Ursache ihrer Erkrankung an einer Depression im Zusammenhang mit der subjektiv erlebten Erfahrung des Scheiterns als Frau und Mutter. In der eigentheoretischen Auseinandersetzung deutet der Vergleich mit der Idealvorstellung einer „Powerfrau" ebenso auf eine Wahrnehmung des subjektiven Misserfolgs hin. Es wird ersichtlich, dass sie ihren Selbstansprüchen nicht gerecht werden konnte. Das belegt die zuvor formulierte Interpretation des dargestellten Erwartungsdrucks an sich selbst. So entsprach ihr ideales Selbst nicht dem tatsächlichen Selbst, was unweigerlich in eine Enttäuschung über sich selbst mündete. Ihr gelang in dieser Situation nicht, diese enttäuschten Erwartungen zu verarbeiten. Sie verdeutlicht hier ihr Gefühl des Scheiterns beim Versuch, ihren biographischen Entwurf zu verwirklichen. Der ausbleibende Erfolg ihres Migrationsprojektes hatte offensichtlich zur Folge, dass Amalia Torres sich zum damaligen Zeitpunkt als unfähig und allenfalls wertlos empfand. Das Nichterreichen ihrer beruflichen und privaten Ziele wird auf der Folie der biographischen Erfahrungen als Migrantin als tiefe Kränkung verstanden, die das Gefühl der Scham über ihre, von ihr persönlich als solche eingeschätzte, Niederlage hervorrief.

Auffällig an dieser Stelle ist, dass die Biographin die Ursachen für ihre Depression auf das persönliche Versagen beschränkt und andere Erklärungen nicht berücksichtigt. In Amalia Torres' Eigentheorie wird also ihre Annahme deutlich, die Krankheitsursache mit einem Selbstverschulden in Verbindung zu setzen. Sie sucht den Fehler für den Misserfolg bei sich selber. Diese eigentheoretische Perspektive impliziert ein Individualisieren ihres subjektiv gedeuteten Misslingens im beruflichen und familiären Bereich. Sie stellt keinen Zusammenhang zwischen der Erkrankung an einer Depression und der damit verbundenen Konfrontation mit vielfältigen sozialen, ökonomischen und emotionalen Belastungen und Anforderungen als alleinerziehende Frau aus Venezuela her. Sie fokussiert somit auf die inneren Bedingungen, während sie die strukturellen aussen vor lässt. Obwohl die Biographin eine Benachteiligung bei der Arbeits- und Wohnungssuche als Migrantin wahrnimmt, stellt sie keinen Zusammenhang zwischen der Erkrankung an einer Depression und sozio-strukturellen Hürden her. Gleichwohl ist ihr Leben von sozialen, ökonomischen und politischen Bedingungen, die eine Depression begünstigen, stark beeinflusst. Es zeigt sich hier, dass Amalia Torres die wahrgenommenen Krankheitsursachen der Depression in einem individuellen und nicht in einem gesellschaftlichen Kontext interpretiert.

Die Situation zur Zeit des Interviews

Amalia Torres schildert am Ende der lebensgeschichtlichen Erzählung, dass sie nach den wechselnden Erwerbstätigkeiten der letzten Jahre derzeit in einer Vollzeitanstellung arbeitet. Sie bewertet ihre berufliche Tätigkeit positiv, ungeachtet der Tatsache, dass diese nicht ihrer Qualifikation entspricht. Ihre ursprünglich anvisierten beruflichen Ziele hat sie inzwischen stufenweise zurückgeschraubt. Hier zeigt sich deutlich, dass die Arbeit und die damit einhergehende finanzielle Unabhängigkeit in Amalia Torres' Leben sehr bedeutend sind und ihrem Leben eine sinnstiftende Funktion verleihen. Daher nimmt Amalia Torres einen beruflichen Abstieg in Kauf.

Sie lebt inzwischen in einer Wohngemeinschaft mit einer Freundin, weiterhin am gleichen Wohnort. Sie beschreibt dieses Lebensarrangement als sehr befriedigend. Die Biographin greift erneut das für sie eminent wichtige biographische Thema auf, die Beziehung zu ihrem Sohn und ihrer Tochter, zu denen sie einen emotionalen engen Kontakt hat. Amalia Torres einigte sich mit ihrem Ex-Mann, zu dem sie im Laufe der Jahre wieder eine bessere Beziehung aufbauen konnte, dass die Kinder sie regelmässig alle 14 Tage über das Wochenende besuchen können. Gegenwärtig versucht sie die Trennung von ihren Kindern in einem anderen Licht zu sehen und entwickelt eine neue Perspektive bezüglich des Auszuges der Kinder:

> „Heutzutage denke ich ganz anders über meine Situation mit meinen Kindern. Das war eine Möglichkeit für die Kinder und für ihre Zukunft (...). Ich bin heute dankbar, dass mein Ex-Mann (...), dass er die Kinder übernommen hat. Also (...), es tut mir immer noch weh, aber ich bin froh, dass sie mit dem Vater wohnen, weil meine Arbeitssituation (...) Ich habe keine regelmässigen Arbeitszeiten, ich bin fast nie zuhause. Von dem her ist das gut und er ist ja der Vater. Und ich denke, sie könnten nicht woanders besser aufgehoben sein als bei ihrem Vater oder bei mir. Ich kümmere mich auch um meine Kinder, gebe ihnen, was sie brauchen und bezahle Unterhalt usw. (...). Aber das war trotzdem für mich nicht einfach. Und dann (...) um ehrlich zu sein, ich war damals alleine total überfordert mit meinen zwei kleinen Kindern. Diese Zeit war wie ein Albtraum für mich (...). Niemand war da (...). Es sollte eine Anlaufstelle für überforderte Ausländerinnen mit Kindern geben und für alleinerziehende Mütter (lacht)."

Amalia Torres vermittelt hier eine ambivalente Haltung bezüglich des Wegzuges ihrer Kinder zum Vater. Das biographisch höchst relevante Ereignis bewertet sie einerseits positiv, womit es ihr gelingt, das Erlebte sinnhaft einzuordnen. Das Lachen am Ende der Sequenz könnte die Annahme unterstreichen, dass sie rational das Geschehen annimmt und positiv einschätzt; dies zum Wohle der Kinder, die eine Kontinuität brauchen und nicht erneut aus ihrem gewohnten sozialen Umfeld herausgerissen werden sollten. Ferner verweist die Biographin darauf, wie schwierig die Vereinbarkeit eines Berufes mit unregelmässigen Arbeitszeiten und dem Leben mit Kindern für sie ist. Folglich erachtet sie das Leben der Kinder bei ihrem Vater als eine annehmbare Lösung. Gleichzeitig wird hier deutlich, dass die schmerzhafte Verlustsituation aus der Gegenwartsperspektive nicht unproblematisch ist, auch wenn sie positiv eingerahmt wird. Obwohl die Depression einige Jahre zurückliegt, kämpft sie nicht um den Rückerhalt ihrer Kinder, was sie mit ihrer beruflichen Situation begründet. Stattdessen nimmt sie diesen Verlust hin, genauso wie sie eine Akzeptanz für vorangegangene migrationsbedingte Verlusterfahrungen, Trennungen und Depression entwickelt hat. Im Gegensatz zur rationalen Ebene scheint die Biographin auf einer emotionalen Ebene jedoch bis heute die Erfahrung des Verlustes ihrer Kinder nicht vollständig verarbeitet zu haben. Ich habe den Eindruck, dass sie sich mit dieser Lebenssituation abfindet, um sich vor weiteren Enttäuschungen zu schützen. Das Lachen am Ende des letzten Satzes könnte womöglich als Schutzmechanismus vor dem inneren Schmerz fungieren.

Mit der Formulierung „Albtraum" resümiert sie ihre Gefühle der Unerträglichkeit der damaligen Lebensphase, die mit einer starken Überforderung als alleinerziehende Frau korrelierte. Hierbei scheint Amalia Torres am Ende der lebensgeschichtlichen

Erzählung eine externe Erklärung für die Erkrankung an einer Depression erkennen zu können. Der Schlusssatz „Es sollte eine Anlaufstelle für überforderte Ausländerinnen mit Kindern geben und für alleinerziehende Mütter“ verdeutlicht anhand der biographischen Gesamtsicht das subjektiv empfundene Bedürfnis der Biographin. Aus ihrer Perspektive wäre Unterstützung im Alltag relevant gewesen. Zugleich offenbart diese Textstelle, dass aufgrund fehlenden Wissens ihr der Zugang zu Informations-, Beratungs- und Unterstützungsangeboten, die frauenspezifische Hilfe anbieten, von bereits vorhandenen Organisationen an ihrem Wohnort verwehrt blieb. Insbesondere im Umgang mit Behörden hätte Amalia Torres diese spezifische Unterstützung dringend gebraucht. Hier dokumentiert sich die Relevanz, Informationen über bestehende soziale Einrichtungen, die alleinerziehende Frauen Hilfe- und Beratungsleistungen anbieten, verstärkt auch innerhalb der Migrationsbevölkerung zu verbreiten.

5.5 Zusammenfassung

Amalia Torres ist eine Frau afro-venezolanischer Herkunft, deren Lebensgeschichte weitgehend von der Sehnsucht nach einer Familie und nach Zugehörigkeit charakterisiert ist. Ihre Migrationsentscheidung ist im Wunsch nach der Aufrechterhaltung ihrer Beziehung und Familieneinheit sowie nach Sicherheit begründet. Mit der Migration versucht sie, ihre Vorstellung einer egalitären Ehe zu erfüllen. Ihre Biographie in der Schweiz ist von Enttäuschungen, gesellschaftlichen Ausschluss- und Abwertungserfahrungen, Armut, Rassismus sowie von Brüchen und Krisen geprägt. Im Weiteren kommen die unerfüllten Erwartungen hinzu, die sie an das neue Leben in einem neuen kulturellen Umfeld geknüpft hat. Amalia Torres’ Beziehung zu ihrem Schweizer Ehemann ändert sich nach der Migration. Die Anfangszeit des Sich-Einlebens in einem neuen Land ist durch eine besondere Vulnerabilität der Biographin gekennzeichnet, da sie als schwangere Frau mit einem Säugling in die Schweiz einreiste. Sie sieht sich in der postmigratorischen Phase mit vielfältigen Stressoren, die sie nicht erwartet hatte, im Aufnahmeland konfrontiert. Die geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen erweisen sich als eine hohe Belastung für die binationale Paarbeziehung. Amalia Torres’ Beziehung zu ihrem Schweizer Ehemann ist durch eine ökonomische Abhängigkeit gekennzeichnet und damit verknüpft mit ungleichen Machtverhältnissen und unterschiedlichen Vorstellungen einer Ehe. Die Ehe hält nicht. Mit der Trennung von ihrem Mann geht ein Abstieg des sozioökonomischen Status’ einher. Ihr Leben als Migrantin ist beeinflusst durch äussere strukturelle Bedingungen wie etwa den erschwerten Zugang zum Arbeitsmarkt. In Venezuela übte Amalia Torres eine für sie erfüllende Arbeit aus, hatte studiert, gehörte der Mittelschicht an. Nach der Migration erlebt sie als gut ausgebildete Frau eine Dequalifikation. Als Strategie, um ihre Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern, geht sie unqualifizierten Arbeiten nach. Sie empfindet die fehlende soziale Anerkennung und Degradierung als eine Belastung. Nach dem Zerbrechen der ehelichen Beziehung kommt erschwerend hinzu, dass ihr Mann die Schweiz verlässt, ohne seinen Unterhaltsverpflichtungen nachzukommen. Die Biographin ist als erwerbstätige Alleinerziehende zweier kleiner Kinder auf sich alleine gestellt. Während dieser Zeit ist sie mit einer Dreifachbelastung in Form von Hausarbeit, Erziehung und Erwerbsarbeit konfrontiert und befindet sich in einer prekären und benachteiligenden Lebenssituation. Fehlende soziale Unter-

stützung in Überforderungssituationen wie auch die fehlende praktische Hilfe im Alltag bei der Betreuung der Kinder markieren diese Lebensphase. In Amalia Torres' Lebensgeschichte im Migrationskontext nimmt die Bedeutung des „Ausländerseins" eine zentrale Rolle ein, die durch Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen geprägt ist. Diese Sichtweise dehnt sich auf wesentliche Bereiche ihrer Biographie aus. Der erfahrene Rassismus in Form von physischer und psychischer Gewalt im öffentlichen Raum in Begleitung ihrer zwei Kinder hinterlässt seine Spuren. Die Einkommensarmut, alltägliche Bewältigungsprobleme, die Angst als Sozialhilfeempfängerin vor einer drohenden Ausweisung in ihr Herkunftsland sowie das verinnerlichte Gefühl von Minderwertigkeit und mangelndem Selbstwert, wirken sich zusätzlich auf ihre psychische Gesundheit aus. Aus der erlebten Enttäuschung resultieren Gefühle der Hoffnungs- und Perspektivlosigkeit sowie Resignation. Nach einer vierjährigen belastenden Migrationsbiographie erkrankt Amalia Torres an einer Depression. Der sozioökonomische Kontext sowie die alleinige Verantwortung für zwei Kleinkinder sind zum Zeitpunkt der Depression von zentraler Bedeutung in Amalia Torres' Biographie. Ihre beiden Kinder sind nicht nur von den benachteiligenden Lebensbedingungen und Armut betroffen, sondern auch von der Depressionserkrankung der alleinerziehenden Mutter. Während dieser Zeit kann sie aufgrund der geographischen Distanz nicht mit der Unterstützung ihrer Familie in Venezuela und deren empathischer Zuwendung rechnen. Einen biographischen Wendepunkt im Leben von Amalia Torres markiert schliesslich die Trennung von ihrem Sohn und ihrer Tochter. Das Getrenntsein von den Kindern löst eine weitere emotionale Krise aus. Die subjektiv erlebte Misserfolgserfahrung als alleinerziehende Mutter bewirkt bei der Biographin, sich als Versagerin zu sehen. Ihr Handeln als an einer Depression erkrankten lateinamerikanischen Migrantin, um gesund zu werden, zeigt sich zunächst im Aufsuchen von professioneller Hilfe. Aus ihrer Perspektive erfährt sie von den Fachpersonen nicht die erhoffte Unterstützung. Im Umgang mit der Depression rekurriert sie auf Selbstbehandlung. Sie findet im Rahmen sozialer Beziehungen in einer Glaubensgemeinschaft emotionale Unterstützung. Hierbei wird sichtbar, dass sie im Umgang mit ihrer Depression individuelle gesundheitsbezogene Selbsthilfe praktiziert.

Die einschneidende Zeit nach dem Verlust des gemeinsam erlebten Alltags mit ihrem Sohn und ihrer Tochter lässt sich mit Rosenthal (1987: 138) gesprochen als „Interpretationsphase" bezeichnen. Diese Phase bezieht sich auf eine Veränderung in ihrem Lebenslauf und stellt eine Neuorientierung dar, die womöglich zu einer Reinterpretation ihrer eigenen Biographie führte. Amalia Torres betrachtet retrospektiv ihre Depressionserkrankung auch als eine Chance, die sie innehalten liess, zur Reflexion anregte und ihr schliesslich dazu verhalf, auf soziale Missstände adäquat zu reagieren bzw. ihr Leben zu ändern. Sie strengt sich sehr an, um ihrem Leben nach der Trennung von ihren Kindern einen positiven Sinn zu geben. Die Fähigkeit, ihre Lebenssituation umzudeuten und ihren Erfahrungshintergrund sinnstiftend auszustatten, führt dazu, dass die Biographin mit der schmerzhaften Trennung besser umgehen kann.

Zum Zeitpunkt des Interviews zeichnet Amalia Torres von sich selbst das Bild einer unabhängigen Frau, die trotz vielfacher Belastungssituationen und Benachteiligungen sowie Rassismuserfahrungen als Migrantin in der Schweiz mit den Charakteristika ihrer gegenwärtigen Lebenssituation zufrieden ist. Möglicherweise ist ihre Zufriedenheit darauf zurückzuführen, dass sie sich als aktiv handelnde und selbstbe-

stimmte Frau wahrnimmt, obwohl eine vorübergehende Einschränkung ihrer Handlungsmöglichkeiten und Fähigkeiten in der Bewältigung ihres Lebensalltags mit der Depression korrelierten.

Amalia Torres hat im Zuge einer selbstreflexiven Auseinandersetzung und einer aktiven Bearbeitung der psychischen Erkrankung einen – wie wir eingangs sehen konnten – offensiven Umgang mit der Depression entwickelt. Sie scheint auf der Grundlage einer akzeptierenden Haltung sich selbst gegenüber die Krankheitserfahrung einer Depression wie auch ihre negativen Erlebnisse im Kontext der Migration als lebensgeschichtliche Erfahrungen in ihre Biographie zu integrieren. Zwar ordnet Amalia Torres die erlebten Abwertungen und Benachteiligungen auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt ihrer lateinamerikanischen Herkunft zu und stellt somit einen direkten Zusammenhang mit gesellschaftlichen Strukturen her, die Depressionserkrankung empfindet sie aber als persönliches Versagen und gibt sich dafür die Schuld. Somit setzt sie die Erkrankung an einer Depression nicht mit strukturellen Problemen in Zusammenhang, sondern interpretiert Defizite auf einer individuellen Ebene.

6. Exemplarische Falldarstellung Leonor Castro
„Als ob ich aus dem Dschungel komme"

Mit der Auswahl des Interviews mit Leonor Castro möchte ich das Prinzip des kontrastiven Vergleichs verfolgen. Der deutlichste Unterschied zum vorherigen Fall liegt zum einen in den Migrationsmotiven und der Einreiseart und zum anderen in der subjektiven Bedeutung von Berufstätigkeit, in den belastenden Lebensereignissen, die eine Depression ausgelöst haben. Darüber hinaus besteht ein wesentlicher Unterschied zur vorherigen Fallanalyse in der Krankheitserfahrung, d.h. im Umgang mit der Erkrankung an einer Depression, mit den Strategien des Hilfesuchens und der Inanspruchnahme von Behandlung. Von den 17 befragten Migrantinnen erweist sich diese Biographin als einzige Frau, die bereits in ihrem Herkunftsland an einer leichten Depression erkrankt war. Gerade weil sie sich von den anderen biographischen Erzählungen in dieser Hinsicht so markant unterscheidet, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf ihre Biographie.

6.1 Kontaktaufnahme

Zum Zeitpunkt des ersten Interviews ist Leonor Castro 41 Jahre alt, sie ist mexikanischer Herkunft und zugleich US-amerikanische Staatsbürgerin. Sie verfügt über drei universitäre Abschlüsse und sucht zu den Zeitpunkten der zwei Interviews in den Jahren 2012 und 2015 Arbeit, die ihrer Qualifikation entspricht. Die Biographin – das sei schon an dieser Stelle angemerkt – leidet sehr darunter, keinen Zugang mehr zum qualifizierten Arbeitsmarkt zu finden. Sie ist mit einem Mann österreichischer-italienischer Herkunft verheiratet, der in der Schweiz geboren und aufgewachsen ist. Gemeinsam haben sie keine Kinder. Seit 2003 lebt die Biographin in der Schweiz, und sie verfügt über eine Niederlassungsbewilligung, den Ausweis C. Ihr Ehemann, Thomas Steiner, ein Kaufmännischer Angestellter bei einem grossen Versicherungsunternehmen, hat zwei Söhne aus einer früheren Ehe.[1] Ich habe Leonor Castro während unserer gemeinsamen Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen bei einer Menschenrechtsorganisation mit Sitz in einer Grossstadt der Deutschschweiz kennengelernt. Als Arbeitskolleginnen trafen wir uns auch in unserer Freizeit und so erhielt ich einen Einblick in ihre Lebensgeschichte. Unsere freundschaftliche Beziehung blieb auch

1 Der Name des Ehemanns, sein Arbeitsort und das Geschlecht seiner Kinder sind anonymisiert.

nach Ende unserer befristeten Anstellung bei der Nichtregierungsorganisation bestehen. Schon in den zahlreich vorangegangenen Gesprächen zeigte sie sich als direkt Betroffene sehr an meiner Forschung interessiert. Sie betonte mir gegenüber, dass sie das Thema Depression im Kontext einer Migration für sehr wichtig und aktuell halte. Als ich sie zwei Jahre nach unserer gemeinsamen Arbeitszeit bei einem persönlichen Treffen in einem Café fragte, ob sie zu einem lebensgeschichtlichen Interview bereit sei, willigte sie sofort ein. Gleichzeitig nahm ich eine zögerliche Haltung wahr, sicherte ihr aber zu, ihre Daten zu anonymisieren und daraufhin war sie deutlich erleichtert. Für das Zustandekommen des Interviews erschien mir unser bereits bestehendes, intensives Vertrauensverhältnis von Vorteil, auch angesichts des Umstands, dass sie ihre Erfahrungen bislang nur wenigen Menschen anvertraut hatte. Zum Zeitpunkt des ersten Interviews Mitte September 2012 kannten wir uns beinahe drei Jahre. Insgesamt hatten wir uns drei bis vier Mal pro Jahr getroffen.

Im Vorgespräch informierte ich sie über den Interviewablauf. Anschliessend erklärte ich ihr, dass ich das Gespräch aufnehmen würde. Wir vereinbarten den ersten Interviewtermin gleich am nächsten Tag um 14.00 Uhr, was sie mit einem Lachen kommentierte, das wohl eher ein Unbehagen überspielen sollte: „Im Moment habe ich viel Zeit, da ich arbeitslos bin.“ Die Entscheidung des Interviewortes überliess ich wie gewohnt der Studienteilnehmerin, woraufhin das Gespräch bei ihr zuhause stattfand. Das Folgeinterview war zweieinhalb Jahre später im Februar 2015. Zwischen beiden Interviews sowie nach den Gesprächen hatten wir regelmässig Kontakt zueinander. Gemeinsam mit zwei anderen ehemaligen Arbeitskolleginnen der NGO war eine freundschaftliche Bindung entstanden, sodass wir gelegentlich zu viert etwas gemeinsam unternahmen.

6.2 Interviewverlauf

Das Interview fand in einer Kantonshauptstadt der deutschsprachigen Schweiz statt. Es war das erste Mal, dass ich Leonor Castro zuhause besuchte. Ich war gespannt. Mir fiel auf, wie ruhig und verkehrsarm die Wohnlage der Biographin war. Das Mehrfamilienhaus, in dem sich ihre Mietwohnung befand, lag am Stadtrand. Nachdem ich geläutet hatte, öffnete sie lachend die Türe. Sie umarmte mich herzlich und liess mich eintreten. Die Wohnung lag im ersten Stock eines älteren Hauses. Leonor Castro zeigte mir gleich ihre Vierzimmerwohnung, in die sie seit Kurzem mit ihrem Mann eingezogen war. Zuvor bewohnten sie eine „winzig kleine Einzimmerwohnung“, wie sie sagte. Die Wohnung war mit wenigen Möbeln sorgfältig und klar eingerichtet. Es machte Leonor Castro sichtbar Freude, mir ihr neues Zuhause zu präsentieren. Ich sprach ihr ein Kompliment für ihre geschmackvolle und gemütliche Wohnung aus. Als wir im Gästezimmer vor einer Wand stehen blieben, die mit zahlreichen Fotos ihrer Hochzeit ausgestattet war, die sie als sehr schlanke Braut portraitierten, sagte sie lachend dazu: „Ich habe erst vor ein paar Tagen alle meine Business-Outfits und Kostüme einer Wohlfahrtsorganisation geschenkt, da ich da sowieso nicht mehr reinpassen werde.“ Dass sie dabei lachte, nahm dem Satz nicht seine Härte. Die Fotos, auf denen sie strahlt und glücklich wirkt, stehen in Kontrast zu ihrem spitzen Kommentar. Leonor Castro ist eine humorvolle Person, die viel lacht. Ihr Lachen könnte hier als eine Art Galgenhumor interpretiert werden, mit dem sie beinahe abwertend ihren

gegenwärtigen Körper kommentiert. Die höhnische Distanzierung zu den Fotos lässt sich als eine Praxis der biographischen Selbstpräsentation deuten, mit der sich Leonor Castro zu den Erlebnissen aus der Vergangenheit in Beziehung setzt. Dadurch akzentuiert sie die Unterscheidung zwischen „heute" und „früher". Das Lachen wirkt hier als Bewältigungsstrategie im Umgang mit schmerzhaften Erfahrungen. Neben dem Hinweis auf ihre Gewichtszunahme erweckt das Verschenken der Geschäftskleider zudem den Eindruck, nicht mehr an negative Erfahrungen mit der Arbeit im Finanzbereich erinnert werden zu wollen. Eine weitere Interpretation wäre, dass Leonor Castro keine Verwendung mehr für die Kleider hat, weil sie keine adäquate Arbeit findet. Die Entsorgung der Businesskleider – nahezu als ein befreiend wirkendes Handeln – lässt sich als Versuch der Biographin deuten, einen Schlussstrich unter ihre ehemalige Stelle zu ziehen. Gleichzeitig scheint sie sich bei diesem Akt von einer Wut leiten zu lassen, einer Wut, die offensichtlich einen Schmerz abzuwehren versucht.

Leonor Castro ist eine zurückhaltende Frau mit dunklem Haar, die sich dezent schminkt. Ihr schulterlanges lockiges Haar trägt sie straff am Hinterkopf zu einem Zopf zusammengebunden. Ihre kraftvolle Ausstrahlung ist deutlich spürbar. Sie ist von kleiner Statur und eher korpulent. Als sie im Jahr 2009 an einer schweren Depression erkrankt, nimmt sie erheblich an Gewicht zu. Wie sich später zeigen wird, spielt ihr gegenwärtiges Übergewicht eine zentrale Rolle für ihren Selbstwert. Sie leidet zum Zeitpunkt der Interviews unter ihrem negativen Selbstbild und unter einem geringen Selbstwertgefühl, kann jedoch die Ursachen biographisch reflektierend einordnen und arbeitet ihre schmerzhaften Erfahrungen im Rahmen einer Psychotherapie auf. Ich bemerke schnell, dass sie aufgrund mehrjähriger Psychotherapie-Erfahrungen eine gute Selbstbeobachtungsgabe hat und in der Selbstreflexion geübt ist.

Das Gespräch fand in ihrem Esszimmer statt. Sie bot Früchte und Kekse an und war sehr bemüht, für mich eine angenehme Atmosphäre zu schaffen. Nachdem sie Tee zubereitet hatte, nahmen wir an einem grossen Esstisch Platz. Das Interview verlief in einer freundschaftlichen und offenen Gesprächsatmosphäre. Je nach Thema variierte die Stimmung von Leichtigkeit bis hin zu Schwere.

Leonor Castro hatte keine Schwierigkeiten, ihre Biographie darzustellen. Allerdings fiel mir auf, dass sie am Anfang des Interviews ihre Lebensgeschichte mit wenig Emotionalität präsentierte. Sie wirkte vorsichtig und etwas nervös. Während der Erzählung entspannte sie sich wahrnehmbar. Sie schien sich in der Rolle der Erzählerin zunehmend wohlzufühlen, wodurch sich ihre Aufregung schnell legte. Im Laufe des Interviews wurde sie immer kommunikativer und zeigte sich emotional stärker involviert. Als ich gezielt zu fragen begann, erzählte die Biographin detailreicher und in ausführlicher Form von ihrem ereignis- und leidensreichen Leben und ihrem Krankheitsprozess.

Bei schwierigen Passagen im Gespräch, in denen die Vergegenwärtigung vergangener schmerzvoller oder immer noch belastender Erfahrungen bei Leonor Castro starke Gefühle hervorriefen, war die Technik des „aktiven Zuhörens" aus der klientenzentrierten Gesprächsführung (Rogers 1972) sehr hilfreich. Thematisierte die Biographin Erlebnisse, die mit einer emotionalen Intensität verbunden waren, ging es in solchen Situationen darum, all ihren Gefühlen, insbesondere den schmerzhaften Gefühlen, Raum zu geben, diese die Situation aber nicht beherrschen zu lassen. So wurde während des Interviews herzlich gelacht, aber auch geweint. Leonor Castros lebensgeschichtliche Erzählung löste auch bei mir Gefühle aus. In der Interviewinter-

aktion, so hielt ich es in meinem Forschungstagebuch fest, handelte es sich um ein kontinuierliches Balancieren der auftretenden Gefühle, das von der Erzählerin und mir erbracht werden musste.

Ich selber war anfangs ebenfalls leicht aufgeregt, da es sich erst um mein drittes Interview handelte. Ferner hatte ich Bedenken, eine Bekannte als Interviewpartnerin ausgewählt zu haben. Von den insgesamt 22 ausgewählten Gesprächspartnerinnen ist Leonor Castro die einzige lateinamerikanische Migrantin, die ich bereits vor dem Interview kannte. Ich war unsicher, ob sich die Biographin in ihrer Erzählung befangen fühlen könnte, aus Sorge vor möglichen Auswirkungen auf unsere Beziehung. Zudem bestand die Gefahr, dass Leonor Castro gewisse lebensgeschichtliche Aspekte nicht thematisierte, in der Annahme, ich kennte diese Informationen bereits. Dies hätte zur Folge gehabt, dass sie geteiltes Wissen aussparte und mir dieses so für die Analyse entgangen wäre. Da ich aber Leonor Castros Biographie nur in groben Zügen kannte, war ich erleichtert, dass sie ausführlich und detailliert berichtete. Die Bekanntschaft bewirkte darüber hinaus, dass keine Erzählhemmung aufkam. Insgesamt zeigte sich, dass die Vertrautheit, die Nähe und freundschaftliche Zuneigung zwischen der Befragten und mir von grossem Vorteil für das Herstellen einer emotional entspannten Interviewsituation waren. Die vertrauensvolle Beziehung zwischen uns bewirkte, dass sich die Erzählerin sicher und für ihre Erlebnisse nicht verurteilt fühlen konnte. Die Erfahrung, sich angenommen zu fühlen, befähigte sie, über belastende Lebensereignisse zu sprechen und heikle Themenbereiche zu verbalisieren. Sie öffnete sich mir gegenüber. Dabei vertraute sie mir ihre Erlebnisprozesse mit hohen intimen Anteilen an, in denen sie relevante biographische Erfahrungen gemacht hatte.

In der Forschung wird häufig davon abgeraten, Interviews mit Bekannten und Freunden zu führen. In *Das Elend der Welt* haben sich allerdings Pierre Bourdieu und die anderen AutorInnen (1997) bewusst entschieden, ihre InterviewpartnerInnen aus ihrem Bekannten- und Freundeskreis zu wählen. Sie sind der Ansicht, dass sich die bereits vorhandene gesellschaftliche Nähe und die Vertrautheit als positiv erweist, denn dadurch sind bereits zwei Bedingungen „gewaltfreier" Kommunikation erfüllt:

> „Erstens: Ist der Interviewer demjenigen, den er befragt, gesellschaftlich sehr nahe, kann sich der Befragte aufgrund dessen, dass einer am Platz des anderen stehen könnte, davor sicher fühlen, dass seine subjektiven Beweggründe nicht auf objektive Ursachen und seine als freie Wahl erlebten Entscheidungen nicht auf die Folge objektiver, in der Analyse offengelegter Determinismen reduziert werden. Zweitens ist in diesem Fall ausserdem sichergestellt, dass ein unmittelbares und ständig neu bestätigtes Einvernehmen hinsichtlich der Vorverständnisse zu den Inhalten und Formen der Kommunikation besteht" (Bourdieu 1997a: 783).

Als Forscherin hiess es für mich während des Interviews besonders darauf zu achten, – neben einer wertschätzenden und empathischen Haltung – im immanenten und exmanenten Interviewteil auch kritisch nachzufragen, nichts für selbstverständlich zu halten und nicht davon auszugehen, bereits zu wissen, was die Biographin meinte. Bedeutsam für die Interviewsituation waren das In-Beziehung-Treten mit der Erzählerin und dabei gleichzeitig eine Distanz zu wahren. Bei der Datenauswertung musste ich ebenfalls meine verschiedenen sozialen Rollen in Einklang bringen. Insbesondere zu Beginn der Analyse empfand ich ein Unbehagen. Da ich die Biographin persönlich

kannte, befürchtete ich, unsere Beziehung könnte durch die Interpretation des Interviews beeinträchtigt werden, insbesondere im Hinblick darauf, dass Leonor Castros Sicht auf ihre Erfahrungen von meiner Analyse beachtlich divergieren könnte. Darüber hinaus nahm ich ihr gegenüber das Bedürfnis wahr, ihrer Lebensgeschichte besonders gerecht werden zu wollen. Das hatte zur Folge, dass die Auswertung länger dauerte als ursprünglich anvisiert. Den Rollenwechsel von der Kollegin zur Soziologin nahm ich daher während der Analyse der Forschungsdaten ganz bewusst vor, wobei die Rolle der Forscherin für mich die entscheidende war. Dieser Umstand half mir zusätzlich, eine Distanz zur Befragten aufrechtzuerhalten. Gleichzeitig betrachtete ich meine subjektive Involviertheit im Forschungs- und Analyseprozess als Teil des Datenmaterials, was ich in die Analyse miteinbezog. Ich achtete sehr darauf, bei der Interpretation keinen Unterschied zwischen mir bekannten und unbekannten Forschungsteilnehmerinnen zu machen. Vielmehr war es von zentraler Bedeutung, allen gegenüber die gleiche Haltung als Forscherin einzunehmen, die aufmerksam, interessiert, verstehend, empathisch und wertschätzend ist. Insgesamt betrachtet erwiesen sich meine Bedenken im Nachhinein weitestgehend als unbegründet. Die Forschungssituation, die eine noch grössere Nähe als bisher entstehen liess, wirkte sich eher positiv auf die persönliche Beziehung zwischen Leonor Castro und mir aus.

Die Biographin bekundete keine Schwierigkeiten, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Sie sprach fliessend und reflektierend über ihr Leben. Erneut hatte ich den Eindruck, dass ihr ihre Erfahrungen mit einer Psychotherapie beim biographisch-narrativen Erzählen hilfreich waren. Das erste Gespräch, das wir auf Hochdeutsch führten, dauerte drei Stunden. Zuvor hatte ich die Biographin darauf aufmerksam gemacht, dass sie die Sprache während der Interviewsituation frei wählen könne. Wichtig sei nur, sich mit der Sprachwahl beim Erzählen wohlzufühlen. Leonor Castro beherrscht zwei Muttersprachen, Spanisch und Englisch, und kann sich auch sehr flüssig und präzise auf Deutsch ausdrücken. So behielt sie ihre gewohnte Konversationssprache mit mir bei. In wenigen Fällen nahm sie einen Sprachwechsel zwischen dem Spanischen und dem Deutschen vor oder fragte mich nach der Übersetzung eines spanischen Wortes auf Deutsch.

In der Haupterzählung präsentierte Leonor Castro dem chronologischen Lebenslauf entsprechend ihr Leben von der Kindheit bis zum Zeitpunkt des Interviews. Nach der Erzählaufforderung berichtete sie über ihre Lebensgeschichte 40 Minuten durchgehend. Ihre Ausdrucksweise war sorgfältig und durchdacht. Sie sprach teils ruhig und bedächtig, teils sehr kraftvoll und lebendig. Sie evaluierte, kommentierte und erläuterte ihre Erzählung oft aus einer distanziert-analytischen, manchmal gar selbstironischen Perspektive. Die Biographin wirkte beim Erzählen oftmals gefasst. Unterbrochen wurde das Interview nur einmal ihrerseits. Nach einer emotionalen Schilderung eines Ereignisses im Nachfrageteil fragte die Biographin, ob wir eine Pause einlegen könnten, damit sie eine Zigarette rauchen könne. Wir gingen daraufhin auf die Terrasse. Nach einer kurzen Pause erkundigte ich mich bei ihr, ob wir das Gespräch fortsetzen oder an dieser Stelle abbrechen sollten. „Kein Problem“, sagte sie zu mir, „wir können gerne weitermachen“. Nach dem Interview erklärte sie sich bereit, bei Bedarf und zu einem späteren Zeitpunkt ein weiteres Interview mit mir zu führen. Als ihr Ehemann abends nach der Arbeit nach Hause kam und wir uns begrüsst hatten, lud sie mich spontan zum Abendessen ein. Die Einladung nahm ich dankend an. Für

Leonor Castros biographische Fallrekonstruktion dient dieses erste Interview aus dem Jahr 2012 als Datengrundlage.

Zweieinhalb Jahre später im Februar 2015 fand erneut bei ihr zuhause und ebenfalls im Esszimmer ein knapp zweistündiges Folgeinterview statt. Das zweite Interview erfolgte sieben Monate nach einem Suizidversuch. Diesen unternahm sie nach einer Absage auf eine Stellenbewerbung als stellvertretende Geschäftsleiterin einer sozialen Organisation. Sie rief mich aus der Psychiatrischen Universitätsklinik einer Kantonshauptstadt an und sagte mit vorgetäuschter Heiterkeit: „Jetzt habe ich dir noch mehr zu erzählen“. Ihr schwarzer Humor wirkte in dem Moment wie der Versuch, sich von einer unangenehmen Situation zu distanzieren. Wir vereinbarten, dass ich sie in der Klinik besuchen würde. An dieser Stelle kann nicht unreflektiert bleiben, dass ich von ihrer Nachricht tief erschüttert war. Als ich von ihrem Suizidversuch erfuhr, der vierte in ihrem Leben und der erste, seit ich sie kannte, fühlte ich mich auf zwei Ebenen betroffen. Auf der Beziehungsebene fragte ich mich, ob ich als Kollegin diese Handlung hätte verhindern können. Ich erinnerte mich, dass wir uns einige Wochen zuvor, gemeinsam mit zwei weiteren Kolleginnen, getroffen hatten. Sie war nach der erneuten Stellenabsage, obwohl sie in die engere Auswahl gekommen war, sehr wütend. Zugleich hatte sie zu diesem Zeitpunkt von sich aus die Einnahme von Antidepressiva abgebrochen, um abzunehmen. Als sie mir erzählte, ihre Psychotherapeutin sei in Rente gegangen und sie im Moment keinen Ersatz habe, bot ich ihr sofort Hilfe beim Suchen einer neuen PsychotherapeutIn und/oder PsychiaterIn an. Dieses Angebot lehnte sie deutlich ab und meinte, sich selber darum kümmern zu wollen. Sie befände sich sowieso auf der Warteliste einer ihr empfohlenen Psychotherapeutin, fügte sie hinzu. Hätte ich dennoch insistieren sollen? Ich fühlte Ohnmacht und Schuld. Auf der Forschungsebene war ich verunsichert. Ich war erschrocken. Zweifel nagten an mir. Habe ich als Forscherin Fehler gemacht? Im Gespräch mit meinen Forschungsbetreuenden konnte ich das Geschehene einordnen. Deren Rückmeldungen haben in der analytischen Aufarbeitung dieses Ereignisses entscheidend beigetragen. Sie waren mir mit ihren Reflexionen im Umgang mit Unerwartetem, das im Laufe eines Forschungsprozesses auftreten kann, eine zentrale Unterstützung. Meine persönliche Reaktion auf Leonor Castros Suizidversuch, die zwei Jahre nach dem ersten Interview erfolgte, hielt ich in meinem Forschungstagebuch fest. Als ich mich eingehend mit meinen eigenen Gefühlen auseinandersetzte, erkannte ich, dass die Gründe für ihren Suizidversuch nichts mit meiner Forschung oder mir zu tun hatten. Die Einsicht, als Sozialwissenschaftlerin durch meine Aufmerksamkeit, durch aktives Zuhören und Verstehen nicht nur zu nehmen, sondern auch zu geben – Wertschätzung, Anerkennung, Akzeptanz und Empathie –, half mir im Prozess der Selbstreflexion. Leonor Castros Suizidversuch zeigte mir insgesamt, welche Schwierigkeiten sich in der Arbeit mit Menschen, die an einer Depression erkrankt sind, ergeben können. Ihre Bereitschaft, an einem zweiten Interview teilzunehmen, unterstrich meinen Eindruck, dass nicht unsere Gespräche den Suizidversuch ausgelöst hatten. Bevor ich wieder mit der interviewbereiten Biographin sprach, vergewisserte ich mich bei ihr, dass sie sich von der akuten krisenhaften Verfassung erholt hatte und das Interview keine Bedrohung für ihre psychische Stabilität darstellte.

Biographische Selbstpräsentation

Das thematische Feld von Leonor Castros biographischer Selbstpräsentation könnte den Titel tragen „Ich hatte jahrelang Erfolg und Anerkennung im Beruf, wider Erwarten war ich einige Jahre nach der Migration erwerbslos, ohne Geld und ohne Berufsperspektiven, und mein Leben wurde sinnlos“. In der selbststrukturierten Haupterzählung stellt sie ihre Biographie als ein Leben dar, das aus zwei Teilen besteht. Der erste Teil geht auf ihr Leben als finanziell unabhängige und erfolgreiche berufstätige Akademikerin ein. Sie präsentiert sich als Frau, die durch Leistung und Ausdauer ihre Ziele erreicht. Im zweiten Teil ihrer Lebensgeschichte nimmt sie Bezug auf die Lebensphase als Migrantin, die nach Kündigungs- und Mobbing-Erfahrungen an Depressionen erkrankt und anschliessend trotz dreier universitärer Abschlüsse keinen Zugang zum Schweizer Arbeitsmarkt mehr findet. Das Abqualifizieren ihres professionellen Wissens, gesellschaftliche Abwertung, sozialer Abstieg, Mangel an Anerkennung und Wertschätzung führten bei ihr zu einem immer schwächer werdenden Selbstwertgefühl. In ihrem bisherigen Berufsleben war sie ökonomische Unabhängigkeit und gute Entlohnung gewohnt. Als Erwerbslose ist sie auf die finanzielle Unterstützung ihres Ehemannes und ihrer Eltern angewiesen. Negative Erfahrungen in der Arbeitswelt unterteilen somit ihre biographische Selbstpräsentation nach Vergangenheit und Gegenwart. Darin enthalten sind weitere Themen wie Statustransformation infolge der beruflichen Marginalisierung, existenzielle Geldsorgen und daraus resultierende ungleiche Machtverhältnisse innerhalb der binationalen Ehe sowie Rassismuserfahrungen im Alltag. In der folgenden Falldarstellung werde ich auf diese unterschiedlichen Themenfelder eingehen, indem ich ihre biographischen Erfahrungen rekonstruiere und zentrale gesellschaftspolitische Rahmenbedingungen mitberücksichtige.

6.3 Biographisches Kurzportrait

Leonor Castro wurde 1971 als erstes Kind eines Mathematik-Professors und einer promovierten Historikerin in einer Grossstadt der USA geboren. Ihre Eltern sind mexikanischer Herkunft und lebten zum Zeitpunkt ihrer Geburt in einem östlichen US-Bundesstaat. Ihr Vater forschte und unterrichtete an einer amerikanischen Universität, während ihre Mutter ihre Doktorarbeit fertigstellte. Zweieinhalb Jahre später kam ihre Schwester auf die Welt. Zu diesem Zeitpunkt lebten viele Familienangehörige der Eltern ebenfalls in den USA. Als die Biographin fünf Jahre alt war, kehrte die Familie zurück nach Mexiko-Stadt, der Hauptstadt von Mexiko. Die Biographin stammt aus einer katholischen Familie, die sie selber als Angehörige der „oberen Mittelschicht“ bezeichnet. Erst nach dem Tod ihrer Grosseltern mütterlicherseits sind ihre Eltern – mehrere Jahre nach dem USA-Aufenthalt – sehr wohlhabend geworden. In ihrer Schulzeit besuchte die Biographin eine internationale amerikanische Grundschule. Im Alter von 12 Jahren zog Leonor Castro mit ihrer Familie nach London, nachdem ihr Vater eine einjährige Forschungsstelle an einer englischen Universität angenommen hatte. Nach der Rückkehr nach Mexiko-Stadt 1985 ging sie zunächst wieder auf eine amerikanische Privatschule. Ihre Matura schloss sie an einem katholischen Gymnasium mit Auszeichnung ab. Während dieser Zeit erkrankte Leonor Castro als Teenager an einer leichten Depression. Nach erfolgreich verlaufener Schulkarriere begann sie ein Bachelorstudium in Rechtswissenschaften an einer öffentlichen Universität in Mexiko-Stadt. Während des Stu-

diums arbeitete sie für die mexikanische Regierung und später in einer Anwaltskanzlei. Nach dem Studium war sie einige Jahre als Juristin in einer Bank tätig. Während dieser Zeit absolvierte sie zusätzlich einen Master in Übersetzen. Als sie ihre Hochzeit mit einem Mexikaner, der politische Ambitionen verfolgte, kurzfristig absagte, beschloss sie, einen Auslandsaufenthalt einzulegen, um Abstand vom elterlichen und gesellschaftlichen Unverständnis gegenüber ihrer Entscheidung zu gewinnen. Sie entwickelte schnell den Wunsch nach einem Auslandsstudium, das einen festen Bestandteil ihrer geplanten Bildungs- und Berufskarriere darstellte. Sie entschied sich für eine Weiterbildung in Master of Business Administration (MBA), die sie zunächst an einer privaten Universität in Mexiko-Stadt begann. Nach der Hälfte des Masterstudiums in ihrem Herkunftsland bewarb sie sich im Alter von 30 Jahren an einer Universität in Deutschland. Sie wurde zum Studium in Frankfurt a.M.[2] im Jahr 2002 zugelassen. Ihr ursprünglich auf ein Jahr angelegtes Auslandsstudium transformierte sich zum Leben in der Migration. Nach ihrem MBA-Abschluss bewarb sie sich bei diversen internationalen Unternehmen weltweit. In einer Schweizer Grossfirma fand sie eine Anstellung in einer leitenden Funktion. Im Jahr 2003 reiste sie in eine Kantonshauptstadt der Deutschschweiz ein. Sie war beruflich erfolgreich. Nach zwei Jahren erhielt sie von einem anderen internationalen Unternehmen ein lukratives Angebot und zog in eine grössere Stadt innerhalb der deutschsprachigen Schweiz um. Hier wurde ihr unerwartet gekündigt. Die Kündigung wirkte sich auf ihre psychische Gesundheit aus. Sie erkrankte vier Jahre nach der Migration in die Schweiz an einer Depression. Zwischenzeitlich lernte sie ihren zukünftigen Ehemann kennen, und die beiden heirateten bald darauf. Nach dem Jobverlust nahm sie eine neue Stelle in einer anderen Firma an. Hier wurde sie mit Mobbing konfrontiert. Sie kündigte ihre Stelle zwei Jahre später selber. Sechs Jahre nach der Migration in die Schweiz erkrankte sie im Alter von 38 Jahren an einer schweren Depression, gefolgt von Suizidversuchen. Sie wurde in dieser Zeit von ihrer Psychiaterin sechs Monate krankgeschrieben. Als die Depression nach dieser Zeit wieder abheilte, fand sie keinen beruflichen Anschluss mehr. Im Jahr 2014 kam sie in die engere Auswahl für die stellvertretende Geschäftsleitung einer sozialen Organisation, die Stelle wurde aber einer Frau mit gleicher Qualifikation zugesprochen, die allerdings ihre Ausbildung in der Schweiz absolviert hat. Nun versuchte die Biographin erneut sich das Leben zu nehmen. Daraufhin wurde sie in einer psychiatrischen Universitätsklinik hospitalisiert. Es folgte eine mehrwöchige stationäre Behandlung. Zum Zeitpunkt des ersten Interviews im Jahr 2012 war sie erwerbslos, arbeitete allerdings in Form einer Nebenbeschäftigung von zuhause aus, ca. 12 Stunden pro Woche, als freie Übersetzerin in den Sprachen Englisch und Spanisch. Zweieinhalb Jahre später, während des zweiten Gesprächs, war sie nach wie vor auf der Suche nach einer Erwerbsarbeit.

6.4 Biographische Fallanalyse

Geburt von Leonor Castro in den USA

Leonor Castro entscheidet sich, ihre Biographie chronologisch zu erzählen, wie die meisten interviewten Migrantinnen des vorliegenden Samples. Im Folgenden möchte ich mir die Eingangserzählung genauer anschauen. Leonor Castro setzt mit der Prä-

2 Die Universitätsstadt ist maskiert.

sentation ihrer Lebensgeschichte bei ihrer Geburt und der Herkunft ihrer Eltern ein, wobei sie die biographische Narration mit ihrer Selbsteinführung als Biographieträgerin beginnt:

> „Ich bin die erste Tochter meiner Eltern. Sie sind beide Mexikaner und ja, sie waren beide jung als sie mich bekamen. Mein Vater war 29 und meine Mutter war 24 und sie waren damals in den USA, weil sie auch emigriert waren. Sie wollten einfach eine bessere Arbeit haben. Sie hatten beide doktoriert. Und so bin ich dann geboren (...). Mein Vater arbeitete weiter und meine Mutter hat aufgehört. Sie hat sich um mich gekümmert."

In der Eröffnungssequenz schildert die Biographin ihre Geburt vor der Folie, dass ihre Eltern als hochqualifizierte ArbeitsmigrantInnen in die USA eingereist waren. Mit der Formulierung „weil sie auch emigriert waren. Sie wollten einfach eine bessere Arbeit haben" scheint es, als ob sie ihre eigene Migrationsentscheidung als gut Qualifizierte bereits hier antizipieren möchte, weil sie sie als Wiederholung des elterlichen Migrationsgrunds andeutet. Indem Leonor Castro ihre Lebensgeschichte mit der Migration ihrer Eltern einführt, wobei sie ihre Geburt mit der Geschichte ihrer Mutter verknüpft, wird gleichzeitig deutlich, dass sie der Beziehung zu ihrer Mutter eine wichtige Rolle in ihrer Biographie einräumt. Während sie ihre Geburt auf die Position innerhalb der Familie beschränkt, ohne dabei auf die Anzahl und das Geschlecht anderer Geschwister einzugehen, nimmt das Beschreiben ihrer bildungsmotivierten Eltern in der Erzählung mehr Raum ein. Eine Lesart für Leonor Castros Eingangssatz könnte sein, dass die Position, die sie innerhalb der Familie und in der Geschwisterkonstellation einnimmt, sich auf ihre künftige Rolle im Beruf auswirken könnte. Diese persönliche Selbsteinführung scheint in hohem Masse identitätsrelevant zu sein, denn Erstgeborene, so Toman (2002: 45), lernen früh Verantwortung in der Familie zu übernehmen und streben später gerne Führungspositionen an. Der Rang in der Geschwisterfolge könnte insofern für ihre künftige berufliche Karriere bedeutsam sein[3]. Eine weitere Lesart wäre, dass sie als ältestes Kind ihre Position gegenüber ihrer jüngeren Schwester, die sie später in der Erzählung einführt, stärker behaupten musste. Gemäss Kasten (2003: 44) kann davon gesprochen werden, dass die zweieinhalbjährige Biographin die Geburt der Schwester als eine sogenannte Entthronung erfährt. Die Entthronungserfahrung wird als eine wesentliche Ursache für die Geschwisterrivalität gesehen, da das erstgeborene Kind nicht mehr im Mittelpunkt der elterlichen Aufmerksamkeit steht. Welche Lesart hier letztlich zutrifft, muss offenbleiben. Eine naheliegende Erklärung für das Ausklammern der Geburt ihrer jüngeren Schwester könnte allerdings sein, dass Geschwisterkonflikte bzw. eine distanzierte Beziehung zu ihrer Schwester vorliegen.

---

3 Seeg (2000: 74-75) verweist allerdings darauf, dass nicht alleine von der geschwisterlichen Rangordnung abgeleitet werden kann, ob eine Person später eine Führungsposition anstrebt und erlangt. Seeg führt weiter aus: „Die familiale und soziale Herkunft sowie der Rang in der Geschwisterreihenfolge sind Faktoren, die durch Erfahrungen in der Kindheit Einfluss auf das spätere Leben und auf eine mögliche Karriere haben können. Diese Erfahrungen spiegeln sich meistens im Selbstkonzept, in den Eigenschaften und Verhaltensweisen einer Person sowie im Umgang mit Aufgaben und Problemen im Erwachsenenalter wider" (2000: 75).

Nach der kurzen Selbsteinführung wechselt die Biographin in ihrer Erzählung von ihrer eigenen Perspektive zur Perspektive ihrer Eltern. Die Eltern werden zuerst mit ihrer Herkunft und anschliessend mit einer präzisen Altersangabe eingeführt. Mit der Formulierung „Sie sind beide Mexikaner" scheint sie sich nicht deutlich mit dem elterlichen Herkunftsland zu identifizieren, denn „Mexikaner" wird den Eltern zugeschrieben. Die Aussage „sie waren beide jung als sie mich bekamen" vermittelt den Eindruck, dass ihre Eltern zum damaligen Zeitpunkt noch kein Kind geplant hatten und ihre Geburt möglicherweise grössere Veränderungen in ihrem Leben bewirkte. Dies ist im Hinblick darauf zu erwähnen, dass beide Elternteile in den USA ursprünglich berufstätig sein wollten. Leonor Castro thematisiert bereits im vierten Satz die geschlechterspezifische Arbeitsteilung ihrer Eltern nach ihrer Geburt, wobei ihre Mutter ihre Karrierepläne zugunsten der Kindererziehung aufgibt, wie sie später erzählen wird. Dieser Aspekt ist in der Lebensgeschichte der Biographin relevant. Leonor Castro deutet schon hier an, was sich im weiteren Interviewverlauf bestätigt, nämlich, dass sie sich bewusst dazu entscheidet, keine Kinder zu bekommen, um ihren beruflichen Ambitionen nachgehen zu können.

Die Biographieträgerin beschreibt ihre Eltern eher formal, mit einer ‚Statusdefinition': „Sie hatten beide doktoriert". Der Hinweis auf den akademischen Hintergrund der Eltern könnte die Relevanz von Bildung in ihrer Familie verdeutlichen. Von der Beziehung zu den Eltern berichtet sie hier nichts. Sie detailliert auch nicht den familiären Hintergrund oder die Studienrichtung der Eltern. Leonor Castro geht anschliessend wieder in die eigene Erzählperspektive über und erwähnt ihre Geburt wie eine Nebensächlichkeit: „Und so bin ich dann geboren". Es hat den Anschein, als messe sie ihrem Leben selber keine allzu grosse Bedeutung bei. Diese Beiläufigkeit lässt eine fehlende Wertschätzung ihrer Person und eine empfundene Wertlosigkeit ihres Lebens anklingen. An späterer Stelle des Interviews wird dies an Bedeutung gewinnen.

Die nicht explizite Erwähnung, in den USA geboren zu sein, könnte als ein Indiz auf eine fehlende Verbundenheit mit dem Geburtsland gedeutet werden. Die Biographin positioniert sich in der Selbstpräsentation weder als Mexikanerin noch als US-Staatsbürgerin. Wir erfahren in der Eingangserzählung zudem nichts darüber, wann und wo genau sie in den USA geboren wurde und wie sie ihre ersten Jahre dort erlebt hat. Ich vermute, dass Leonor Castro nichts über ihr Geburtsjahr und ihren Geburtsort sagt, weil wir uns persönlich kennen. Es wäre denkbar, dass sie davon ausgeht, ich wisse über diese Angaben bereits Bescheid und daher diese Informationen auslässt. Einen weiteren Grund für die fehlenden Ausführungen zu ihren Kindheitserfahrungen in den USA sehe ich darin, dass sie in ihrer biographischen Selbstpräsentation andere Akzente setzt und Themen hervorheben will, die ihr lebensgeschichtlich relevanter erscheinen. Die Eingangserzählung beendet sie, indem sie zunächst die Perspektive des Vaters und anschliessend diejenige der Mutter einnimmt.

Erst im Nachfrageteil erfahren wir mehr über ihren familiären Hintergrund. Die Eltern von Leonor Castro stammen aus einer Stadt, die im westlichen Hochland Zentralmexikos liegt. Sie kennen sich seit ihrer Kindheit. Geheiratet haben die Eltern in den USA. Sie erzählt, dass ihr Vater (Jahrgang 1942) heute ein renommierter Mathematik-Professor ist. Die Mutter (Jahrgang 1947), promovierte Historikerin, weist ein ausgeprägtes soziales Engagement für sozial Benachteiligte und für die Menschenrechte indigener Völker Mexikos auf. Der Grossvater väterlicherseits war ein angesehener Arzt in der knapp 250 km von der Hauptstadt entfernten Stadt, nach dem „sogar

ein Krankenhaus benannt wurde“, wie Leonor Castro stolz konstatiert. Die Mutter stammt aus einer wohlhabenden und einflussreichen Familie, die aus der gleichen Grossstadt wie ihr Mann kommt. Sie ist eine Angehörige der „High Society Mexikos“, wie die Biographin die Zugehörigkeit ihrer Mutter zur mexikanischen Oberschicht selber bezeichnet. Die Grosseltern mütterlicherseits waren in unterschiedlichen Bereichen wirtschaftlich erfolgreich u.a. als Familienunternehmen in der Bierbrauerei.

Schulzeit in Mexiko und England

Die Biographin erzählt weiter, dass im Jahr 1976 ihre Eltern auf Wunsch der Mutter zusammen mit den Kindern, sie war damals fünf und ihre Schwester zweieinhalb Jahre alt, zurück nach Mexiko kehrten und in die mexikanische Hauptstadt zogen. Sie rekonstruiert damit ihre Familiengeschichte in ihrer Erzählung als eine Geschichte der Migration und Remigration. Leonor Castro berichtet weiter, dass ihre Eltern zunächst in der Hauptstadt Mexikos eine Wohnung gemietet hatten. Hausangestellte kochten, putzten und unterstützten ihre Mutter auch in der Kindererziehung. Obwohl ihre Eltern zum damaligen Zeitpunkt noch kein Erbe angetreten hatten und mit nur einem Einkommen auf das Geld achten mussten, wurde sie dennoch auf eine amerikanische Privatschule geschickt, um weiterhin Englisch als Zweitsprache beizubehalten. Leonor Castro schildert nachfolgend ihre Kindheit vor der Folie ihrer herausragenden schulischen Leistungen. Damit führt sie das Lernen und die Schulerfolge als biographisch relevantes Thema ein:

> „Ich beschäftigte mich als Kind viel mit mir alleine. Ich habe mir selber lesen und schreiben beigebracht. Ja, ich war vielleicht drei Jahre alt. Als ich dann in die Schule kam, konnte ich bereits lesen und schreiben. Und meine Mutter meinte, dass ich bereits im Alter von neun Monaten Worte sprechen konnte, was nicht ganz normal ist (…). Mit meiner Schwester hatte ich während der Kindheit viele Probleme, denn sie war ein ganz normales Kind, das mit mir spielen wollte. Das hat genervt, denn ich wollte immer nur lesen oder malen oder (…) einfach zuhause bleiben. Ich hatte gar keine Freude rauszugehen oder mit vielen Kindern zusammen zu sein. Und in der Schule war mir langweilig, weil ich immer die Beste war. Es war einfach keine (…), keine Herausforderung für mich.“

In dieser Passage zeichnet Leonor Castro von sich selber das Bild eines introvertierten und lernbegierigen Kindes. Ihre Selbstwahrnehmung als einer „Einzelgängerin“ wird hier sehr deutlich. Besonders interessant erscheint mir, wie sich die Biographin in ihrer lebensgeschichtlichen Haupterzählung als lerneifriges Kleinkind darstellt, das sich aus eigenem Antrieb das Lesen und Schreiben beibringt und aus einer intrinsischen Motivation heraus gerne lernt. Das Erwähnen ihrer frühen Lernfähigkeit und Tüchtigkeit zeigt die hohe Relevanz, die Leonor Castro diesem Thema in ihrem Leben zuweist. Die Erzählerin setzt dabei das Lesen und Schreiben im Kleinkindalter mit der Konnotation von Leistung gleich. Damit leitet sie ihre zukünftigen Schul- und Bildungserfolge gleich zu Beginn des Interviews ein. Ihr wissensdurstiges Verhalten als „nicht ganz normal“ zu charakterisieren drückt aus, dass die Erzählerin sich als Kind „anders“ oder „besonders“ wahrnimmt. Die eigene Person wird in dieser Selbstbeschreibung aufgrund ihrer frühkindlichen Lernbegabung als positiv dargestellt, womit sie auch eine Distinktion zwischen sich selbst und gleichaltrigen Kindern vornimmt. Gleichzeitig verweist sie auf erste Differenzerfahrungen bereits in der vor-

schulischen Kindheit. Diese Erfahrung führt sie auf ihren selbstgewählten Rückzug zurück sowie auf das fehlende Interesse an einer Interaktion mit ihrer Schwester und anderen Gleichaltrigen. Die Aussage „sie war ein ganz normales Kind“ verdeutlicht, wie Leonor Castro eine Kontrastierung zu ihrer Schwester vornimmt. So entwirft die Biographin ihr Selbstbild aus der Abgrenzung zu anderen. Der Vergleich mit ihrer jüngeren Schwester ermöglicht ihr erneut, sich als etwas Besonderes zu präsentieren. Als Basis liesse sich der Wunsch herauskristallisieren, sich von anderen abzuheben und sich in seiner Einzigartigkeit zu zeigen. Der Hinweis, nicht mit ihrer Schwester spielen zu wollen, eine typische Kinderaktivität, deutet an, dass sie relativ zurückgezogen aufwächst. Ob ihre Differenzerfahrungen mit dem Umstand in Zusammenhang gebracht werden könnte, dass sie als Fünfjährige aus den USA nach Mexiko zog und nach der Einschulung in der mexikanischen Hauptstadt von ihren SchulkameradInnen als „nicht dazugehörend“ behandelt wurde, bleibt in der Erzählung unklar. Anschliessend schildert Leonor Castro erneut ihre Begabung und spricht über den Leistungsaspekt an der Grundschule. Sie beschreibt die Schulzeit als langweilig, da sie sich unterfordert fühlte. Sie verweist auf ihre Schulleistungen, die im obersten Bereich angesiedelt waren. Bemerkenswert ist, dass Leonor Castro nicht nur ihre Leistungsfähigkeit thematisiert, sondern auch ihre Position als „beste Schülerin“ hervorhebt, die für ihr gesamtes Leben prägend ist. Der Wunsch nach Leistungsexzellenz bleibt bis ins Erwachsenenalter bestehen, wie wir sehen werden. Von der Beziehung zu ihren Eltern oder von positiven Erfahrungen in der Kindheit berichtet die Biographieträgerin nichts.

Erste Auslandserfahrungen in Europa

Als der Vater Leonor Castros eine Forschungsstelle an einer Universität in London angeboten bekam, die auf ein Jahr befristet war, zog die Familie im Jahr 1984 nach England. Der Übergang von einer amerikanischen in eine englische Schule als 12-Jährige gestaltete sich als leicht, da Leonor Castro Englisch als zweite Muttersprache hatte und sie diese daher sehr gut beherrschte. Sie erzählt, dass sie sich auf die schulische Herausforderung freute, die mit einem Wechsel des Schulsystems einherging. Die arbeitsbedingte Entscheidung der Eltern, mit der ganzen Familie ein einjähriges Auslandsjahr in England zu verbringen, bewertet Leonor Castro als „eines der besten Jahre meines Lebens. Da habe ich Freunde gemacht.“ Interessant ist ihre positive Wertung des zeitlich begrenzten Aufenthalts in London auch deshalb, weil der Schulwechsel – im Gegensatz zu meiner Erwartung – nicht mit einem Gefühl des Herausgerissenwerdens aus sozialen Kontexten einherging oder sie die Unterbrechung des Schulverlaufes in Mexiko-Stadt beklagt. Vielmehr betont sie, dass sie sich zum ersten Mal in der Schule wohlfühlte.

Während dieses einjährigen Auslandsaufenthaltes unternahm sie zusammen mit ihrer Familie zahlreiche Reisen innerhalb Europas, unter anderem auch in die Schweiz. Schon als Teenagerin entwickelte sie eine Vorliebe für andere Länder und den Wunsch, eines Tages ins Ausland zu gehen. Die Auslandserfahrungen während ihrer Schulzeit sind für die Biographin prägend:

> „Wir sind durch Europa gereist. Ich habe so eine andere Welt gesehen, die mich wirklich sehr begeistert hat. Es war einfach wie ein Paradies für mich. Ich habe gedacht: ‚Okay, das Leben hat einen Sinn‘.“

Leonor Castro bewertet das Reisen als das Eintauchen in eine „andere Welt". Mit der Formulierung „das Leben hat einen Sinn" wählt die Erzählerin starke Worte. Die Biographin beschreibt sich hier zum ersten Mal als eine glückliche Adoleszentin, die Lust auf Leben hat.

Differenzerfahrungen und erlebtes Anderssein während der Schulzeit

1985 kehrte Leonor Castro mit ihrer Familie wieder nach Mexiko zurück, wo sie in ein gemietetes Haus einzogen. Mit der Feststellung „Wir sind oft umgezogen" verweist sie auf eine von Mobilität geprägte Kindheit, und zwar innerhalb wie ausserhalb ihres Herkunftslandes. Nach ihrer Rückkehr in die Mexikanische Hauptstadt war die knapp 14-jährige Biographin sehr besorgt, dass sie aufgrund des erneuten Wechsels des Schulsystems zurückgestuft werden könnte. Dadurch hätte sie das Schuljahr wiederholen müssen und wäre nicht mehr auf der gleichen Stufe wie ihre gleichaltrigen MitschülerInnen gewesen. Diese Befürchtung erwies sich als unbegründet. Ihre Erleichterung war gross. Sie wurde in ein amerikanisches Privatgymnasium ihrem Alter entsprechend eingestuft, ohne das Schuljahr wiederholen zu müssen. Allerdings veranschaulicht die Möglichkeit einer Klassenwiederholung deutlich ihre Angst vor subjektiv erlebten (Schul-)Misserfolgen und (schul-)biographischem Versagen. Im weiteren Verlauf des Interviews erzählt sie, dass sie keine positiven Erinnerungen an die Gymnasialzeit habe. Sie konstruiert den Schulwechsel auf die gymnasiale Oberstufe in Mexiko-Stadt als schulische Leidenserfahrungen, die in Kontrast zum Erfolgserlebnis in London gesetzt werden. In dieser Zeit am Gymnasium schichtet sich ein Verlaufskurvenpotential auf. Die Grundlage ist eine biographische Verletzungsdisposition, um mit Schütze (2006: 215) zu sprechen, die entsteht, als sie in der neuen Schulklasse erste einschneidende Differenzerfahrungen macht, die das eigene Selbstbild prägen:

> „Ich kam mit einem englischen Rock in die neue Schule und sprach richtig gut British English, während die Anderen American English sprachen. Wir hatten dann Englische Literatur und man musste vorlesen, ich erinnere mich immer noch genau, es war Antigone, und dann musste man vor etwa 25 Studenten laut vorlesen und als ich angefangen habe zu lesen, haben alle angefangen zu lachen. Auch die Lehrerin. Und ich wusste wirklich nicht (…), sicherlich, ich hatte den englischen Akzent angenommen, aber dass der so lächerlich war, das konnte ich nicht glauben. In diesem Gymnasium befanden sich die reichsten Schüler Mexikos, die alle Chauffeure hatten und die schönsten Kleider trugen. Man trug keine Uniform mehr im Gegensatz zur Primarschule und der Schule in England. Zum ersten Mal spielte Mode, welche Marken man anzog etc., eine grosse Rolle. Und dann auch (…), sie waren wilder als ich und sie feierten schon alle und ich hatte da noch keine Ahnung, was los war (…). Ich hatte keine Freundinnen. Es gab damals viele Schulpartys für 15-Jährige. In Mexiko wird man in diesem Alter zu diesen Partys eingeladen und man tanzt zusammen. Und irgendwie (…), vielleicht, weil ich nicht von Anfang an in der Klasse dabei war oder, weil sie mich nicht gut kannten oder weil ich vielleicht anders war (…), einige Mädchen hatten auch schon Sex gehabt, haben die Jungs dann die Mädels zum Tanzen eingeladen und ich (…), ich konnte Stunden lang auf diesen Partys verbringen und niemand hat mich gesehen. Niemand. Und dann (…) die Geschichte mit meinem mittleren Namen, das war immer ein riesiges Problem für mich. Ich habe noch zusätzlich einen Mexikanischen Namen, ich hasse ihn, es ist ein un-

aussprechbarer Name. Ich habe so einen aztekischen Namen, Itzel[4], weil meine Mutter eine grosse Liebhaberin der mexikanischen Kultur ist und sie dachte, der Name einer Göttin wäre super für ihre Tochter, aber für mich war es die Hölle. Wegen meinem Namen haben sie mir dann schlimme Sachen gesagt. Ich wurde als Indigene beschimpft und in der Schule wurde ich deswegen so richtig gemobbt. Ja, ich habe indigene Vorfahren und (…) ich fühlte mich auf der amerikanischen Privatschule nicht willkommen geheissen, einfach nicht dazugehörig. Auf diesem Gymnasium gingen viel reichere Kinder als ich es war. In Mexiko findet nicht so sehr eine Diskriminierung wegen der Hautfarbe statt, sondern wegen dem Geld, also der Klasse. Eigentlich war es blöd, weil die waren alles blöde ‚new riches', oder? Ich (…), wenn man sieht, wer meine Familie ist, ich hätte damals nichts zu fürchten gehabt, aber ich war so (…), keine Ahnung (…), unsicher. Und es war auch so eine Katastrophe für mich, weil ich unbedingt Cheerleader in dieser Schule sein wollte und sie haben mich abgelehnt, weil ich nicht genug sexy oder nicht genug (…), was weiss ich. Sie lehnten mich ab, obwohl ich total beweglich war, ich machte damals Ballett. Und da hat die erste depressive Phase angefangen, weil (…) ich war nur am Weinen und blieb zuhause (…). Da habe ich angefangen in die Kirche zu gehen, um ein bisschen Hilfe zu bekommen. Ich zog mich zurück und konzentrierte mich auf das Lernen. Ich hatte mich darauf fixiert, nicht nur die Beste zu sein, sondern auch die besten Noten in allen Fächern zu bekommen."

Dieses lange und evaluierende Zitat zeichnet sich dadurch aus, dass sich die Biographin sehr detailliert an schwierige Schulsituationen erinnert und zurückliegende Erlebnisse ihrer adoleszenten Lebenswelt mit „ich erinnere mich immer noch genau" einführt. Leonor Castro schildert, dass sie sich nicht nur durch ihre neuen KlassenkameradInnen, sondern auch durch die Lehrerin blossgestellt und gedemütigt fühlt. Sie analysiert die Erfahrung von Blossstellen und Demütigen unter dem Gesichtspunkt, dass sie sich von ihren MitschülerInnen distinguiert. Die Erfahrung von verweigerter Zugehörigkeit zur Schulklasse führt sie zunächst auf ihren englischen Akzent beim Sprechen, auf die sich differenzierenden Verhaltensweisen der Jugendlichen sowie auf ihre Unerfahrenheit mit dem anderen Geschlecht zurück. Interessant ist hier, dass sie erneut eine Distinktionsperspektive einnimmt. Die Biographin positioniert sich selbst als Mensch, der „anders" ist, um sich den fehlenden Anschluss zu ihren SchulkameradInnen zu erklären. Die Rekonstruktion ihrer „Andersartigkeit" und der kontrastierenden Erfahrungen scheinen für Leonor Castros biographische Selbstdarstellung bedeutsam zu sein. Diese Textpassage lässt erahnen, wie alleine sich Leonor Castro zum damaligen Zeitpunkt im Teenageralter gefühlt haben muss. Ihre Aussenseiterposition gegenüber ihren MitschülerInnen beschreibt sie als belastend. Sie erzählt, wie unscheinbar sie sich bei diesen Schulfeiern fühlte, auch weil sie nicht von den Jungen zum Tanzen aufgefordert wurde. Als Heranwachsende erlebt sie den Beginn gegengeschlechtlicher Kontaktaufnahmen als eine kränkende Erfahrung. Ich gehe davon aus, dass die Zurückweisungen der Schulkollegen sich stark auf das Selbstbewusstsein und die Selbstsicherheit der Adoleszentin auswirkten. Leonor Castros Unsicherheit ist nicht nur in der Selbstbeschreibung („unsicher") formuliert, sondern auch auf der Textebene sind in dieser Passage zahlreiche verbale und nonverbale Kennzeichen der

4 Der mittlere Name wurde ebenfalls maskiert, um keine Rückschlüsse auf die Biographin zu ermöglichen.

Unsicherheit, wie etwa „vielleicht“ und „irgendwie“ sowie in Form von Pausen identifizierbar.

Erst im weiteren Verlauf ihrer Ausführungen begründet Leonor Castro die in der Schule erfahrene Geringschätzung und fehlende Zugehörigkeit im Kontext struktureller Diskriminierungen und sozioökonomischer Rahmenbedingungen. Sie scheint im Alter von 15 Jahren durch die Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen überfordert zu sein. In diesem Zusammenhang spricht die Biographin zum ersten Mal vom Erleben „depressiver Phasen“ als Jugendliche. Es fällt auf, dass die Depressionserfahrung nicht als ein hervorgehobenes Ereignis dargestellt und narrativ ausgestaltet, sondern nur kurz erwähnt wird. Die Worte „Hölle“ und „Katastrophe“ weisen auf ihr Gefühl hin, wie unerträglich die Situation in der Schule für sie damals war. Auf dem Privatgymnasium ist sie mit Erfahrungen des Ausgeschlossenseins als Aussenseiterin und Einzelgängerin konfrontiert. Am Beispiel ihres mittleren Namens verdeutlicht Leonor Castro, wie ihr in der Schule eine ethnische Zugehörigkeit zugeschrieben wird, die abwertendes und stigmatisierendes Verhalten zur Folge hat. Aus der Erzählung geht hervor, dass sich die Biographin aber nicht als Angehörige eines indigenen Volkes fühlt, sondern als Mexikanerin, die aus nostalgischen Gründen einen indigenen zweiten Vornamen bekommen hat und die – wie sich wahrscheinlich später herausstellte – auch tatsächlich einen Bezug zu einer indigenen Bevölkerungsgruppe hatte. Genaueres kann zu ihren indigenen Vorfahren an dieser Stelle nicht gesagt werden, da sie hier keine weiteren Ausführungen macht. In Lateinamerika sind indigene Völker allerdings immer noch weitgehend von rassistischer Diskriminierung sowie von politischer, ökonomischer, sozialer und kultureller Marginalisierung betroffen. Die Biographin macht somit bereits in Mexiko negative Erfahrungen aufgrund von Fremdzuschreibungen. Dazu kommen Ausschlusserfahrungen aufgrund ihres englischen Akzents sowie des Umstandes, dass ihre Familie im Vergleich zu ihren SchulkollegInnen – zum damaligen Zeitpunkt – über weniger ökonomisches Kapital verfügt. In diesem Zusammenhang wird das äussere Erscheinungsbild auf der Privatschule, in der das Tragen von Schuluniformen keine Vorschrift mehr ist, bedeutend. Die Alltagskleider der GymnasiastInnen verdeckten und nivellierten nicht mehr sichtbare Unterschiede, sondern die Kleidung diente als weiteres Distinktionskriterium, das Aufschluss über den Status der SchülerInnen gab. Wie Leonor Castros Worte deutlich machen, stellen die schmerzhaften Erfahrungen während der Adoleszenz ein erschütterndes Erlebnis dar. Diese Erfahrungen nahmen eine bedrohliche, fast eine verlaufskurvenartige Entwicklung an, die sie allerdings überwinden konnte. Als Strategie im Umgang mit ihren Gefühlen der Niedergeschlagenheit und des Ausgeschlossenseins, wählt sie die Hinwendung zur katholischen Kirche, um Halt im Glauben zu finden. Die Bildung stellt eine weitere adäquate Bewältigungsstrategie für die Biographin dar, denn sie findet in der Welt der Bücher Zuflucht; möglicherweise, um ihren unangenehmen Gefühlen zu entkommen? Deutlich ist, dass ihre Bildungsaspiration und die schulischen Anstrengungen eine emotionale Dimension aufweisen.

Leonor Castros Gymnasialzeit ist durch ein Streben nach Exzellenz sowie eine starke Leistungsmotivation charakterisiert. Der letzte Satz der Passage macht die fixe Idee von perfekter Leistung bei der Biographin sichtbar. Ihr eigener hoher Leistungs- und Perfektionsanspruch an sich selbst legt die Vermutung nahe, dass sie ihre Schulleistung mit ihrem Selbstwert gleichsetzt. Dadurch versucht sie, auf das Nicht-Dazugehören zu reagieren sowie mit Minderwertigkeitsgefühlen umzugehen, ausgelöst

durch den Vergleich mit ihren wohlhabenderen MitschülerInnen. Leonor Castros Darstellung zeigt, dass sie die bewusste Erfahrung von Demütigung und Blossstellung in Ansporn für eine höhere Anstrengungsbereitschaft umwandelt. Ihre Aussage lese ich als Indiz dafür, dass sie nur, wenn sie eine ausserordentliche und vollkommene Leistung erbringt, das Gefühl entwickeln kann, liebenswert oder überhaupt etwas wert zu sein. Mit anderen Worten fungiert ihr Bedürfnis nach Anerkennung und Liebe als Antrieb für ihren Ehrgeiz. Eine weitere Interpretation wäre, dass sie durch ihr Leistungsstreben eine Selbstunsicherheit zu kompensieren versucht. In ihrer Familie herrscht eine positive Bildungseinstellung, denn schon die Grosseltern mütterlicher- und väterlicherseits weisen eine akademische Ausbildung auf. Es scheint, als habe sie früh die familiären Vorstellungen, in denen Bildung einen hohen Stellenwert einnimmt, übernommen und daher unbewusst eine hohe Leistungsorientierung verinnerlicht sowie die Angst zu versagen. Ob die Biographin sich selber unter Druck setzte, da ihre Eltern erfolgreich waren, oder die Eltern Druck auf sie ausübten, ist an diesem Punkt der Erzählung nicht ersichtlich. Eindeutig ist, dass Leistungsdruck vorhanden ist. Der Wunsch nach Erfolg und Anerkennung scheint indes zum roten Faden in Leonor Castros Leben zu werden.

Depressionserkrankung in Mexiko

In dieser Lebensphase der Gymnasialzeit verdichteten sich Leonor Castros psychische Probleme, die allerdings von ihren Eltern nicht wahrgenommen wurden. Die mit der Pubertät einhergehende Verunsicherung, die Erfahrungen von Ausgrenzung und Gehänseltwerden durch Gleichaltrige sowie das fehlende Verständnis durch die Eltern trugen dazu bei, dass sich Leonor Castros psychische Verfassung verschlechterte. In der retrospektiven Erzählung darüber, wie die Biographin im Alter von 15 Jahren mit einer Depressionserkrankung umging, berichtet sie mit wenig Emotion in der Stimme: „Damals wusste man nicht, was ich hatte. Ich galt einfach nur als ein dramatisches Kind oder als eine problematische Person oder weiss Gott was". In der Verwendung von „damals" äussert Leonor Castro einen Unterschied zwischen der Gegenwarts- und der Vergangenheitsperspektive. Heute kann sie die psychische Erkrankung benennen. Sie befindet sich nicht mehr in einer Ungewissheit. Erst als sie zum Hausarzt ging, stellte er ihr die Diagnose Depression. Der behandelnde Hausarzt überwies sie anschliessend zu einem Psychiater, der ihr ebenfalls eine leichte Depression diagnostizierte. Das Erleben einer psychischen Erkrankung im Jugendalter präsentiert die Biographin in einer kurzen und gerafften Form. Während Leonor Castros eigene Reaktion auf die Diagnose unerwähnt bleibt, nimmt die elterliche Reaktion als unmittelbarer Gegensatz dazu breiten Raum in der autobiographischen Narration ein. Das ist auffallend. Die Biographin erinnert sich genau an die Situation, als die Diagnose Depression zuhause in ihrer Familie besprochen wurde. Ihre Mutter nachahmend, erzählt sie:

> „Meine Mutter sagte: ‚Das stimmt nicht, der Arzt lügt. In unserer Familie ist niemand krank. Hier braucht man keinen Psychiater. Bei uns läuft alles gut. Wir sind alle glücklich.' Und dann sagten sie: ‚Ich bin einfach kompliziert. Ich bin nie glücklich mit dem, was ich habe. Ich erwarte zuviel vom Leben. Meine Erwartungen sind zu hoch und das macht mich unglücklich. Das Leben ist schön wie es ist. Ich soll mich damit abfinden, mit dem was wir haben.' Und sie sagten auch, ich sei egoistisch, weil ich weine, obwohl ich doch gesund und so hübsch sei und alles habe."

Dieser Textausschnitt ist aufschlussreich, weil er die sozialen Aspekte einer Depression deutlich macht. Die Biographin nimmt zunächst die Erzählperspektive der Mutter ein, anschliessend wechselt sie in die Perspektive beider Elternteile. Hier erscheint die Mutter als harte und kühle Frau. Daran lässt sich erkennen, wie die Biographin die Beziehung zu ihrer Mutter damals erlebte. Aus der Erzählung geht hervor, dass Leonor Castros Erkrankung an einer Depression nicht nur sie betrifft, sondern sich auch auf ihre Eltern bzw. die ganze Familie auswirkt. In der Reaktion der Eltern wird einerseits Besorgnis sichtbar. Insbesondere die Mutter lehnt die ärztliche Diagnose stark ab. Sie scheint diese als Bedrohung wahrzunehmen, die bei ihr offenbar Ängste auslöst, was von einer Überforderung zeugt. Man kann vermuten, dass sich die Mutter in diesem Moment der Diagnose gegenüber hilflos fühlt und daher mit Unverständnis reagiert. Möglicherweise spielt hier Unwissenheit über das Krankheitsbild Depression eine Rolle. Die Formulierung „das stimmt nicht, der Arzt lügt" macht ihre Meinung deutlich, dass die Tochter nicht krank sein kann und illustriert dabei klar ihre Zweifel an der Diagnose. Mittels Verleugnung – „in unserer Familie ist niemand krank" – versucht die Mutter offenbar die Bedrohung durch die Diagnose zu negieren. Eine Depression stellt nach wie vor eine weltweit stark stigmatisierte Krankheit dar. Das Bekanntwerden der psychischen Krankheit ist innerhalb des Stigma-Kontextes nicht nur für die betroffene Person, sondern auch für Familienangehörige eine äusserst schwierige und anstrengende Erfahrung. Das Enthüllen einer psychischen Erkrankung kann mit enormen Ängsten vor gesellschaftlicher und familiärer Ausgrenzung verbunden sein. Die Angst wird durch Verleugnung abgewehrt. Das Verleugnen bzw. Verdrängen der Depression dient hier folglich als Schutz vor möglichen Benachteiligungen.

Andererseits scheint der Depressionserkrankung auch eine Art Tabu anzuhaften, das eine Auseinandersetzung mit Leonor Castros psychischer Erkrankung kaum möglich macht. Deutlich ist, dass in der Familie vermieden wird, offen über Depressionen zu reden. Wie oben schon erwähnt sieht die Mutter die Depressionserkrankung der Tochter als Bedrohung für die Familie, wie auch die Aussagen „bei uns läuft alles gut" und „wir sind alle glücklich" zeigen. Es bleibt unklar, ob die Mutter eine Stigmatisierung der erkrankten Tochter befürchtet oder sich um ungünstige Folgen für das soziale Ansehen der Familie sorgt.

Die Mutter zeigt in der Erzählung erkennbar grössere Probleme im Umgang mit der Depression ihrer Tochter als der Vater. Sie kann den verschlechterten psychischen Gesundheitszustand der Tochter nicht annehmen und bagatellisiert diesen auch. Es stellt sich die Frage, ob die Mutter Schuldgefühle hat. Um den Zustand der Tochter zu erklären, zieht die Mutter Aspekte heran, die in erster Linie die individuelle Ebene der Biographin umfassen. Sie verweist darauf, dass ihre Tochter alles hat, um glücklich und gesund zu sein. Dabei versteht sie die Depression ihrer Tochter nicht als Krankheit, sondern als Zeichen der Undankbarkeit. Sie erklärt sich das Verhalten der Tochter als Ausdruck fehlender Selbstdisziplin und Wertschätzung für ihr Leben. Dadurch wird impliziert, dass Leonor Castro etwas falsch gemacht hat, sie die Schuld für ihre psychische Erkrankung zugewiesen bekommt.

Leonor Castros detaillierte Erinnerungen an die emotionale Verhaltensweise der Eltern nach der Diagnose sind auffallend. Diese kontrastieren das Dethematisieren des eigenen Empfindens nach der Depressionsdiagnose. Den Eltern gelingt es offensichtlich nicht, auf die Gefühle, Unsicherheiten und Ängste, die möglicherweise die Diagnose bei der Tochter ausgelöst haben, einzugehen und diese durch familiären

Halt, Geborgenheit und Zuspruch etwas abzufedern. Sie verwehren der Tochter emotionale Unterstützung. Es ist anzunehmen, dass die Reaktionen der Eltern auf die diagnostizierte Depression Leonor Castro zusätzlich belasten. Für die Biographin heisst das, dass sie sich über die Depression hinaus auch mit familiären und möglicherweise sozialen Schwierigkeiten auseinandersetzen muss. Vermutlich erklären die fehlende empathische Resonanz und mangelnde Zuwendung die emotionale Ambivalenz Leonor Castros ihrer Mutter gegenüber. Im weiteren Verlauf werden wir sehen, dass die Tochter das Gefühl hat, nicht liebenswert zu sein und dieses Gefühl der Mutter-Tochter-Beziehung zugrunde liegt.

Im Nachfrageteil erzählt die Biographin, dass sie bei ihrem Hausarzt Informationen über Behandlungsmöglichkeiten der Depression erhielt. Leonor Castro entschied sich in dieser Phase der Erkrankung, psychotherapeutische Hilfe bei einem Psychiater in der Hauptstadt in Anspruch zu nehmen. Inwieweit ihre Eltern sie in diesem Prozess unterstützten, ist nicht bekannt, hierzu führt sie nichts weiter aus. Im weiteren Verlauf kam es zur Stabilisierung ihres psychischen Zustands. Die Vermutung liegt nahe, dass das Abklingen der leichten Depression auf die psychotherapeutische Behandlung zurückzuführen ist.

Wechsel auf eine katholische Schule

Aufgrund der negativen Erfahrungen im amerikanischen Privatgymnasium, wechselte Leonor Castro auf Ratschlag ihrer Tante, einer Psychologin, im Alter von 16 Jahren auf eine öffentliche Schule. Sie besuchte in Mexiko-Stadt eine katholische Schule, um neue Freundschaften zu schliessen und wieder mehr Leichtigkeit in ihr Leben zu bringen. Hier die richtige Entscheidung getroffen zu haben, wurde dadurch bestätigt, dass Leonor Castro in der neuen Schulklasse schnell Anschluss fand, zahlreiche Freundschaften schloss und beliebt war. Ihr Bedürfnis nach Anerkennung und Zugehörigkeit erfüllte sich hier.

In der Folge beschreibt die Biographin die Zeit nach dem Wechsel ins katholische Gymnasium so:

> „Danach hat sich mein Leben geändert. Ich wollte Nonne werden oder ökumenisches Kirchenrecht studieren. Aber dann hat mir einmal eine Nonne gesagt, dass ich mit dem Gehorsam (...), also, das wäre nicht mein Ding, weil ich eine echte Rebellin bin. Na ja (...), da ging es bei mir richtig los. Ich habe angefangen Boyfriends zu haben, aber ich war zu katholisch, um etwas zu machen. Und dann, ja, habe ich auch angefangen mich zu besaufen, weil es so langweilig für mich war. Ich erhielt immer wieder die besten Noten, ich musste nichts tun, um so gut zu sein."

Der Schulwechsel stellt aus der Perspektive der Biographin einen Wendepunkt dar. Leonor Castro erscheint in ihrer biographischen Erzählung als eigenwillige und unangepasste Schülerin, was für eine Heranwachsende zunächst nicht aussergewöhnlich ist. Ihre grundlegende Veränderung während dieser Zeit bezeichnet sie mit dem Ausdruck „Rebellin" und deutet so auf eine Oppositionshaltung gegenüber Regeln und Erwartungen hin. Ihr oppositionelles Trotzverhalten, das in Kontrast zur vorherigen Selbstbeschreibung einer eher strebsamen und zurückhaltenden Schülerin steht, scheint sich nicht nur gegen die Vorschriften der religiös-konservativen Schule zu richten, sondern auch gegen ihre Eltern. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie zu ihrer

Mutter ein weitgehend distanziertes Verhältnis, der Vater hingegen war ihre emotionale Bezugsperson, aber aufgrund seiner Berufstätigkeit selten zuhause, wie sie an anderer Stelle erzählt.

Die Formulierung „da ging es bei mir richtig los" zeigt an, dass sich nach dem Schulwechsel auf die katholische Schule ihr Verhalten deutlich änderte. In diesem neuen Handlungskontext machte sie als Jugendliche neue Erfahrungen. Sie hatte erste Beziehungen zu Jungen, die auf die gleiche Schule gingen. Sie greift hier erneut das Thema „Sexualität" auf. Ihre katholisch geprägte Erziehung, in der voreheliche Sexualität als verwerflich zu gelten scheint, hält sie davon ab, sich auf sexuelle Erfahrungen einzulassen. Sie schildert auch in dieser Sequenz, dass die neue Schule sie zu wenig forderte. In diesem Kontext, schulisch unterfordert zu sein, beginnt Leonor Castro mit dem Trinken und markiert damit eine neue Strategie, mit Schwierigkeiten umzugehn. Bis zum Zeitpunkt des ersten Gesprächs behält sie diese Strategie bei. Die Verwendung des abwertenden Verbs „sich besaufen" beinhaltet zugleich eine Dimension der Scham. Die gewählte starke Ausdrucksform, anstatt einer neutraleren Bezeichnung wie „trinken", könnte darauf hindeuten, dass sie sich aus heutiger Sicht möglicherweise für ihre Trinkgewohnheiten selbst verurteilt, sich Vorwürfe macht und Schamgefühle entwickelt hat.

Das biographische Projekt des Auslandsstudiums

Leonor Castros Bildungsbiographie nimmt einen zentralen Stellenwert in ihrer biographischen Selbstpräsentation ein. Sie berichtet, dass sie die Matura ohne viel Aufwand mit Auszeichnung abschloss. Nach Beendigung eines biographisch wichtigen Lebensabschnitts war für Leonor Castro von Anfang an klar, dass ein Studium im Ausland ein fester Bestandteil der geplanten Bildungs- und Berufskarriere sein würde. Obwohl sie an mehreren renommierten Universitäten in den USA und in Grossbritannien zum Studium zugelassen wurde, scheiterte ihr Wunsch nach einem Auslandsstudium an der Finanzierung, da sie kein Stipendium zugesprochen bekam. In ihrer Erzählung schildert Leonor Castro, dass ihr die abgelehnten Anträge einer Finanzierung des Studiums zusetzten:

> „Ich bekam eine Krise (...). Ich wurde in Harvard und in Oxford akzeptiert, aber das eine ist, wenn dich die Uni annimmt, das andere ist, die Uni zu bezahlen. Wofür lohnt es sich die beste Studentin zu sein, wenn ich dann kein Stipendium erhalte? Ich wollte unbedingt im Ausland studieren."

Das Segment beginnt mit der Ankündigung einer Krise. Dabei wird mit der Verwendung des Begriffs „Krise" die Befürchtung veranschaulicht, dass Leonor Castro aufgrund der fehlenden Studienfinanzierung ihre Zukunftswünsche gefährdet sieht. Es ist anzunehmen, dass die hier geschilderte Krise mit ihrem Perfektionsstreben sowie mit der Tatsache, dass sie ihrem eigenen hohen Bildungsanspruch nicht gerecht werden kann, zusammenhängt. Ihr Vorhaben, an einer renommierten ausländischen Universität als Studentin neue Erfahrungen zu sammeln, kann sie nicht wie geplant verwirklichen. Sie muss ihre Auslandsstudienwünsche zurückstellen, weil sich keine Finanzierungsmöglichkeiten eröffnen. Die Auslandsorientierung lässt sich so interpretieren, dass sie für Leonor Castro als Legitimationsressource gegenüber ihren Eltern dient, um sich gleichzeitig von ihnen zu lösen. Zudem scheint ihr Wunsch, ins

Ausland zu gehen, für ihre persönliche Entwicklung eine Triebkraft zu sein, die ihr in dieser Lebensphase eine neue Richtung gibt. Leonor Castros Migrationsprozess setzt also in dieser Lebensphase ein, der mit dem Gedanken „Ich wollte unbedingt im Ausland studieren" ausgelöst wird.

Ihre Eltern, die sich zu diesem Zeitpunkt ihr erstes eigenes Haus in Mexiko-Stadt gekauft hatten, waren nicht in der Lage, ihr ein teures Auslandsstudium zu finanzieren. Erst an diesem Punkt der Erzählung wird klar, weshalb ihre Eltern sie nicht in ihrem Vorhaben, an einer Eliteuniversität im Ausland zu studieren, finanziell unterstützen konnten. Da sich ihre ökonomischen Ressourcen mit dem Kauf der Immobilie verringert hatten, boten sie ihrer Tochter an, für ihre Studien- und Lebenskosten aufzukommen, wenn sie sich an einer öffentlichen Universität in Mexiko immatrikuliert. Enttäuscht von der Entscheidung der Eltern, wandte sie sich emotional von ihnen ab. Ihre Kränkung wird deutlich, als sie erzählt:

> „Meine Eltern sind sehr gute Eltern, aber ein bisschen Hardliners. Ich sagte ihnen: ‚Okay, ich gehe an eine öffentliche Universität, aber ich will kein Geld von euch. Ich suche mir einen Job.' Ich wollte einfach nicht, dass sie mich kontrollieren können."

Besonders auffallend ist im ersten Satz die ambivalente Beschreibung ihrer Eltern: Sie bezeichnet sie als liebevolle und gleichzeitig als kompromisslose Menschen, die eine harte Linie vertreten. Diese Beschreibung reflektiert möglicherweise ihr Verhältnis zu ihnen. Die Biographin inszeniert sich hier als handlungsmächtige Akteurin, die sich den Eltern widersetzt. Mit dem Verzicht, sich von ihren Eltern finanziell unterstützen zu lassen, dokumentiert die Biographin ein starkes Autonomiebestreben und einen ausgeprägten Wunsch nach Verselbständigung sowie Selbstbestimmung. Sie präsentiert sich als aktive Gestalterin ihrer Biographie, die sich durch Selbstbehauptung und Zielstrebigkeit auszeichnet. Gleichzeitig steht Geld aus der Sicht der Biographin für elterliche Kontrolle. Da die Eltern ihr das Studium nicht bezahlten, empfindet Leonor Castro ihnen gegenüber keinerlei Verpflichtungen. Das Gefühl, von der eigenen Mutter in ihren Bildungsbestrebungen nicht gefördert worden zu sein und so ihre Zukunftsvorstellungen umwerfen zu müssen, beschreibt sie wie folgt:

> „Meine Mutter hat immer hilfsbedürftige Menschen unterstützt, aber für meinen grossen Wunsch, an einer Universität im Ausland zu studieren, gab es kein Geld."

Diese Aussage kennzeichnet die problematische Beziehung von Leonor Castro zu ihrer Mutter. In ihrer biographischen Selbstpräsentation wird zunehmend eine ambivalente Haltung gegenüber der Mutter deutlich. Zum einen manifestiert sich diese Ambivalenz in positiven Äusserungen, zum anderen zeigt sie sich in einer vorwurfsvollen Haltung. Die Biographieträgerin äussert zwar Wertschätzung für das soziale und politische Engagement ihrer Mutter, die als starke Akteurin präsentiert wird. Gleichwohl bemängelt sie eine fehlende Unterstützung seitens der Mutter für ihre eigenen Interessen. Leonor Castro bekundet – so scheint es – keine Sympathie für den Einsatz der Mutter für wohltätige Zwecke. Aus der Darstellungsweise der Biographin geht hervor, dass sie sich gegenüber dem unermüdlichen Engagement der Mutter für Nicht-Privilegierte in ihren Bedürfnissen vernachlässigt fühlt. Mit der Verwendung des Frequentativadverbs „immer" artikuliert Leonor Castro die subjektiv empfunde-

ne Ausschliesslichkeit. Emotional in der Beziehung zu ihrer Mutter verstrickt zu sein, wird hier zwar erkennbar, allerdings bleibt Leonor Castro in der lückenhaften Darstellung vage und widersprüchlich.

Das spannungsreiche Verhältnis zur Mutter spielt eine wesentliche Rolle für die auflehnende Haltung, die Leonor Castro als junge Erwachsene einnimmt, und die zu einer bemerkenswerten Beziehungsdynamik zwischen ihr und ihrer Mutter führt. Aus Leonor Castros Perspektive verfügen die Eltern über das notwendige ökonomische Kapital, um in ihre Ausbildung zu investieren, stattdessen werden ihr als Tochter sozial Benachteiligte vorgezogen, was sie als unfair empfindet. Ihre auslandsorientierte Zukunftsplanung nicht verwirklichen zu können, erlebt die Biographin als demütigend. Hier lässt sich erkennen, dass Leonor Castro die fehlende Bereitschaft der Eltern, für ein Auslandsstudium finanziell aufzukommen, mit mangelnder elterlicher Zuwendung und Liebe in Verbindung bringt.

Studienzeit in Mexiko

Allen Widrigkeiten zum Trotz setzte Leonor Castro alles daran, um ihrem hohen Bildungsanspruch gerecht zu werden. Mit der folgenden Aussage „Also, dann habe ich angefangen Jura zu studieren, einfach so. Ehrlich gesagt, ich habe es mir nicht lange überlegt“ verdeutlicht die Biographin, dass sie bei der Studienwahl weniger von einem konkreten Interesse oder der Identifikation mit einem bestimmten Beruf geleitet ist. Vielmehr steht ein neues Ziel im Zentrum ihrer biographischen Selbstpräsentation: Das Erreichen eines akademischen Titels und einer beruflichen Position, die mit gesellschaftlicher Anerkennung einhergeht. Damit demonstriert sie erneut, auch in Bezug auf die Berufswahl sich eigenständig orientieren zu können. Nachdem Leonor Castro ihre Zukunftsplanung auf ein Studium der Rechtswissenschaften gerichtet hatte, entschied sie sich, an der Nationalen Autonomen Universität von Mexiko in Mexiko-Stadt zu studieren, und damit an der „bekanntesten und wichtigsten Universität Mexikos“, wie sie sagt.

Aus Leonor Castros Erzählung lässt sich erkennen, dass mit dem Beginn des Studiums im Jahr 1990 ein familiärer Ablösungsprozess einsetzte. Obwohl sie zunächst während ihrer Studienzeit nicht von zuhause auszog, da es unüblich war, unverheiratet das Elternhaus zu verlassen, finanzierte sie sich ihr Leben selbstständig, um sich der elterlichen Kontrolle zu entziehen. So stellt die Emanzipation von ihren Eltern für die Biographin eine Strategie dar, um mit ihren negativen Gefühlen umzugehen.

Die bildungsambitionierte Biographin präsentiert sich weiterhin als fleissige und lernbereite Studentin. Sie erzählt aber, dass sie mit den universitären Abläufen unzufrieden war. In diesem Kontext entwickelte sie noch deutlicher den Wunsch nach einem Studium in den USA oder in Europa. Ihr Bildungskapital betrachtet die Biographin als Chance, finanzielle Sicherheit zu erlangen, um ihr Leben selbstbestimmt gestalten zu können:

> „Ich wollte selbstständig sein. Ich studierte und habe aber auch sofort angefangen zu arbeiten. Ich sagte mir: ‚Geld bedeutet Freiheit‘ und das war, was ich wollte.“

Leonor Castro spricht in dieser Sequenz von Selbstständigkeit und ihrem Ziel, durch selbstverdientes Geld über ein grösseres Mass an Eigenständigkeit und einen grösseren Handlungsspielraum zu verfügen. Anfang der 1990er Jahre begann Leonor Castro

also damit, sich die Grundlage für eine finanziell unabhängige und selbstverantwortete Existenz aufzubauen. Ihr Wille zur ökonomischen Unabhängigkeit und damit zum beruflichen Erfolg ist ungebrochen. Sie berichtet, dass sie während des Studiums zunächst eine einjährige Anstellung im Umweltministerium der mexikanischen Regierung hatte. Danach arbeitete sie in einer Anwaltskanzlei, eine Stelle, die sie auch nach dem Studium beibehielt und zwar als auf Wirtschaftsrecht spezialisierte Juristin.

Migration auslösendes Ereignis

In der Folge erzählt die Biographin, dass ihr damaliger Freund, den sie während ihrer Studienzeit kennengelernt hatte, ihr nach dem erfolgreichen Abschluss des Bachelorstudiums in Rechtswissenschaften einen Heiratsantrag machte. Leonor Castro nahm seinen Antrag an, weil „ich ihn liebte". Sie berichtet, dass ihr Verlobter ein aufstrebender junger Politiker mit grossen Ambitionen in der mexikanischen Hauptstadt war. Mit ihm bewegte sie sich in der „mexikanischen Schickeria", wie sie es selber bezeichnet. Sie waren häufig zu Partys und Veranstaltungen von Mitgliedern der Oberschicht eingeladen. Als die Hochzeitsplanungen bereits abgeschlossen waren, spürte Leonor Castro enorme Zweifel an ihrer Beziehung, da sie und ihr Verlobter unterschiedliche Vorstellungen über ihre gemeinsame Zukunft hatten. Sie erzählt, dass ihrem damaligen Freund eine „traditionelle" Rollenverteilung zwischen Mann und Frau vorschwebte:

> „Er wollte es quasi bis ganz oben, bis zum Präsident, schaffen. Ja, und ich hätte (…), also, ich wollte nicht zuhause bleiben."

Hier lässt sich erkennen, dass Leonor Castros explizite Ablehnung der Ehe mit ihrem mexikanischen Verlobten auf ihren Wunsch nach anderen Handlungsmöglichkeiten ausserhalb des vorherrschenden Geschlechterverhältnisses im Herkunftsland hinweist. Diese Interpretation wird mit der Aussage „Ich wollte nicht zuhause bleiben" untermauert. Zudem scheint die Biographin davon auszugehen, dass sie als Ehefrau eines Politikers auf ihre beruflichen Ziele hätte verzichten müssen; ein Umstand, den Leonor Castro nicht hinnehmen wollte. Mit der Absage der Hochzeit lehnt sie sich gegen einengende Bedingungen für sie als Frau auf. Sie widersetzt sich den geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen ihres Verlobten, der ihr die Verantwortung für die Kindererziehung auferlegte und sie damit in den häuslichen Raum verwies, während er als Politiker eine Position im öffentlichen Raum einzunehmen beabsichtigte. Doch ist hier anzumerken, dass sie als Präsidentengattin nicht nur auf den häuslichen Raum beschränkt gewesen wäre, sondern auch Repräsentationsaufgaben hätte übernehmen müssen. Ihr Ehemann hätte allerdings eine Partnerin gebraucht, die seinen Weg mitgeht, was ihr die Ausübung ihres Berufes erschwert hätte. Der Satzabbruch lässt erahnen, wie wenig ihr die Vorstellung, in die klassische Frauenrolle gedrängt zu werden, behagte. Insgesamt rekonstruiert sie die Trennung von ihrem Verlobten als eine befreiende Erfahrung, in der sie sich von geschlechtsspezifischen, gesellschaftlichen Ansprüchen löst.

Die Auflösung der Verlobung einen Monat vor der Hochzeit verursachte „ein riesiges Theater", berichtet sie weiter. Die Reaktionen auf ihre Entscheidung und welche Schlüsse sie aus dieser Erfahrung für sich zieht, beschreibt sie wie folgt:

> „Die Hälfte der Gesellschaft zeigte mir den Rücken, weil (…), weil ich eine Hochzeit abgesagt hatte. Ich war so ein bisschen wie die Böse, weil ich eigentlich (…) keinen Grund hatte. Mein Grund war aber, dass ich unglücklich war (…). Und ich wollte niemandem wehtun. Mein Vater hat mich unterstützt, aber meine Mutter war total am Ende, weil (…) es so eine Schande war, da mehr als 300 Leute eingeladen waren. Meine Mutter konnte gar nicht damit leben, dass ich mich dazu entschieden hatte, alleinstehend zu sein und weiter als Juristin zu arbeiten. Ihre Erwartung war, dass ich heirate und sie viele Enkelkinder bekommt (…). Sogar meine Grossmutter, die mich immer geliebt hatte, lehnte mich nun auch ab, sie konnte es nicht glauben (…). Sie sagte, sie wisse, dass ich verrückt sei, aber sie wusste nicht, dass ich so verrückt sei. Und dann sagte sie: ‚Was will ich jetzt? Will ich als Prostituierte arbeiten? Bin ich lesbisch?' Also richtig krasse Sachen sagte sie. Ich wusste nur, dass ich weggehen musste (…), weg von Mexiko. Ich konnte diese blöde, religiöse, altmodische Art und Weise nicht mehr aushalten."

In diesem Erzählausschnitt verdeutlicht Leonor Castro, welch hohen Preis sie für ihren Entschluss, keine Ehe eingehen zu wollen, zahlen muss. Auffällig sind die vielen Pausen während des Erzählens. Die erfahrene, grobe Ablehnung wird deutlich. Sie erzählt, dass sich ihre Familie und ihr soziales Umfeld von ihr abwandten, weil sie die Entscheidung nicht nachvollziehen konnten. Die Biographin nimmt mit der Auflösung der Verlobung die ihr zugeschriebene Rolle der „Bösen" an. Im Zusammenhang der Reflexion über ihre Motive weist auf der Textebene das Wort „eigentlich" eine Mehrdeutigkeit auf. Der Begriff lässt sich sowohl als eine Relativierung oder Distanzierung zur vorherigen negativen Eigencharakterisierung deuten. „Eigentlich" kann aber auch als Ausdrucksform interpretiert werden, die aus Unsicherheit oder zum Überbrücken von Textlücken benutzt wird. Die gesamte Formulierung „eigentlich keinen Grund hatte" steht in Kontrast zur überraschenden Aussage „Mein Grund war, dass ich unglücklich war". Der Begriff „Grund" wirkt hier als Legitimierung für ihre folgenreiche Entscheidung.

Interessanterweise beginnt Leonor Castro die Erzählung in dieser Passage zuerst mit der erinnerten Reaktion der „Gesellschaft", von der sie sich zurückgewiesen fühlt. „Gesellschaft" soll die Schicht bezeichnen, in der sie verkehrte. Die gesellschaftliche Ablehnung scheint für sie besonders bedeutsam zu sein. Die ausführliche Beschreibung verdeutlicht ferner, dass die Mutter zwar die Bildungsmotivation ihrer Tochter unterstützt, das Ausüben eines Berufs aber nur bis zur Eheschliessung gutheisst. Sie scheint kein Verständnis für einen anderen Lebensentwurf der Biographin aufbringen zu können, in dem die Familiengründung nicht als Lebensziel verwirklicht wird. Weil Leonor Castro die an sie herangetragenen geschlechtsspezifischen Verhaltenserwartungen sowie das gängige Familienideal einer verheirateten Frau mit Kindern nicht erfüllen wollte, wendet sich ihre Mutter enttäuscht von ihr ab. Der Ausdruck „Schande" veranschaulicht zugleich die starke Missbilligung und das Unverständnis auf die Hochzeitsabsage seitens der Mutter, der katholischen Familie und des sozialen Umfeldes. Mit der kurzfristigen Entscheidung, die Hochzeit zu annullieren, verschärfen sich die Spannungen innerhalb der Mutter-Tochter-Beziehung. Gleichwohl lässt sich an der Formulierung „sogar meine Grossmutter, die mich immer geliebt hatte, lehnte mich nun auch ab" eine Sehnsucht nach Anerkennung und Akzeptanz erkennen. Die Erfahrung der Zurückweisung durch die ihr nahestehende Grossmutter zeigt Leonor Castro, dass sie in dieser Situation alleine ist. Darüber hinaus lassen sich an der hefti-

gen Reaktion der Grossmutter die subjektiven und gesellschaftlichen Normalvorstellungen von Frausein im katholisch geprägten Umfeld ablesen. Mit der kurzfristigen Absage der Hochzeit, die für alle Beteiligten eine soziale Schmach bedeutet, löst sie nahezu eine familiäre Krisensituation aus.

Über Leonor Castros Beziehung zu ihrem Vater erfahren wir im Vergleich zur Mutter-Tochter-Beziehung wenig. Ihr Vater scheint sich zurückzuhalten, und es ist anzunehmen, dass er von seiner Tochter keine „traditionelle“ Lebensführung erwartet. Ihre gesamte Darstellung zeigt, dass sich die Erzählerin keine traditionell geführte Ehe vorstellen kann. Sie widersetzt sich dem sozialen Druck ihres Herkunftsmilieus sowie dem ihrer Mutter, die die Erwartungshaltung an sie herantragen, eine Frau mit Mitte zwanzig sollte heiraten und Kinder bekommen. Die Biographin möchte aber nicht auf ihre Eigenständigkeit verzichten, wie es ihre Mutter nach ihrer Geburt getan hatte. Sie grenzt sich damit vom Lebensverlauf ihrer Mutter ab. Gleichzeitig bietet die Biographie der Mutter im Hinblick auf ihre Bildungsaspiration auch eine Identifikation. Für Leonor Castro steht Berufstätigkeit im Vordergrund, was sie mit der Formulierung „weiter als Juristin zu arbeiten“ unterstreicht. Mit der Absage der bereits geplanten Hochzeit gelingt es der Biographin, sich offen gegenüber der Vorstellung „Ehe und Familiengründung“ entgegenzustellen. Dabei tritt ein ausgeprägtes Durchsetzungsvermögen zutage. Ihr Streben nach Selbstentfaltungsmöglichkeiten und Autonomie ist hier deutlich erkennbar. Die Biographin zeichnet auf der Präsentationsebene das thematische Feld „traditionelle Geschlechterrollenvorstellungen“ als Legitimation dafür nach, sich von den Eltern abzugrenzen und anschliessend als unverheiratete Frau aus dem Elternhaus auszuziehen.

In Leonor Castros Narration wird zudem ein biographisches Handlungsschema sichtbar. Mit der Aussage „Ich wusste nur, dass ich weggehen musste (…), weg von Mexiko. Ich konnte diese blöde, religiöse, altmodische Art und Weise zu leben nicht mehr aushalten“ weist die Biographin erneut auf Motive hin, die in diesem Lebensabschnitt bedeutsam sind: Einerseits das Motiv des Weggehens aus Mexiko, andererseits das Motiv des Ablehnens von individuellen Einschränkungen sowie des Ausbruchs aus bestehenden Strukturen. Die Biographin bringt hier deutlich ihren biographischen Entwurf eines Lebens in räumlicher Distanz zur Familie und deren gesellschaftlichem Umfeld zum Ausdruck. Leonor Castro wählt die Migration als eine Form der Opposition gegenüber den Idealen und Erwartungen ihrer Familie und ihres sozialen Umfelds. In ihrer Aussage schwingt eine abwertende Haltung gegenüber ihrem Herkunftsland mit. Sich vom familiären und gesellschaftlichen Druck zu heiraten zu befreien, sieht sie als Ausweg und trifft die Entscheidung, aus Mexiko wegzugehen. Leonor Castros Migrationswunsch kann somit als Strategie gedeutet werden, sich von ihrer familiären Situation abzugrenzen und zugleich ihre biographischen Erfahrungen aktiv zu bearbeiten. Die Migrationsentscheidung, die sie nicht ad hoc trifft, sondern die als Ergebnis eines langen individuellen Prozesses verstanden werden kann, scheint sie mit der Hoffnung zu verknüpfen, auf mehr Offenheit und Freiheit zu stossen. Vielleicht spielt auch der Wunsch eine Rolle, Gewohntes hinter sich zu lassen und Neues zu entdecken. Das Jahr in England und der Wunsch, an einer renommierten ausländischen Universität zu studieren, scheint dies zu unterstreichen. Letztlich ist das Streben nach dem eigenen Glück, das aus der Sicht der Biographin mit der Vorstellung des „Weggehens“ im Kontext der Bildungsaspiration und dem „Wunsch nach Befreiung“ verbunden ist, auch immer ein wichtiger Antrieb.

Beruf und Autonomiebestrebungen

Nachfolgend erzählt Leonor Castro ihre selbststrukturierte Lebensgeschichte weiter, die eine Zeitspanne von knapp vier Jahren umfasst. Es handelt sich um eine sehr kondensierte Darstellung dieser Lebensphase, die sie in Mexiko-Stadt verbrachte. Die Zeit von 1997 bis 2001 beschreibt die Biographin als eine „dunkle Phase" und führt näher aus: „Ich hatte Schuldgefühle. Ich wollte niemandem Leid zufügen, auch nicht meinen Eltern." In knapper Form thematisiert sie, dass sie nach der aufgelösten Verlobung von zuhause auszog und der Kontakt zu den Eltern während sechs Monaten komplett abgebrochen war. Sie fühlte sich zutiefst unverstanden.

In diesem Lebensabschnitt, so erzählt sie weiter, machte sie neue Erfahrungen und setzte eigene Handlungsoptionen um. Sie mietete sich eine eigene Wohnung, kaufte sich ein neues Auto und sagt, dass sie sich im Alter von 26 Jahren zum ersten Mal in ihrem Leben selbstständig und unabhängig fühlte. Der vertraute familiäre Orientierungsrahmen, die Stütze, aber auch die Kontrolle entfielen nun. Während sie inzwischen als Juristin bei einer internationalen Bank in der Hauptstadt Mexikos tätig war, schloss sie nebenbei ein Masterstudium im Bereich Übersetzen in den Sprachen Englisch und Spanisch ab. Die Wahl dieses Studiums weist schon auf Leonor Castros Sehnsucht, ein Leben im Ausland führen zu können, hin. Durch den Master in Übersetzen in diesen zwei bedeutsamen Sprachen scheint sie sich neue Berufsperspektiven im Ausland eröffnen zu wollen.

Die Biographieträgerin resümiert diesen Lebensabschnitt mit den Worten: „Ich habe nur gearbeitet während dieser Zeit und ich hatte Erfolg." Hier zeigt sich deutlich, dass sie ihrer Berufstätigkeit sowie ihrem eigenen Berufserfolg eine grosse Bedeutung zumisst. Zudem musste sie sich die Möglichkeiten, ins Ausland zu gehen, selber erarbeiten, da die Eltern ihr das Auslandstudium nicht finanziert hatten. Leonor Castros Erzählweise legt zugleich die Vermutung nahe, dass sie die Arbeit als Weg wählte, um sich abzulenken. Ihre hohe Leistungsbereitschaft wirkt wie eine Flucht in die Arbeit, um Probleme zu verdrängen und sich ihrer belastenden Gefühlslage zu entziehen. Sie scheint die Einstellung zu haben, als mexikanische Frau mehr leisten zu müssen als ihre männlichen Kollegen, um im Beruf erfolgreich zu sein. Auffallend im gesamten Interview ist, dass sich die Biographin stark über Erfolge in der Schule, im Studium und in der Arbeit definiert. In Leonor Castros Einstellung zu Beruf und Leistung manifestiert sich ihr Bedürfnis, ihren Eltern, ihrem sozialem Umfeld sowie sich selber zu beweisen, für ihr Leben selber sorgen zu können. Durch grossen persönlichen Einsatz, gepaart mit einer stark affektiv besetzten Aufstiegsmotivation, verfolgt sie konsequent ihre beruflichen Ziele. Dies in der Überzeugung, dank ökonomischer Autonomie, auf niemanden angewiesen sein zu müssen.

Biographischer Entwurf des Bildungs- und Arbeitsmigrationsprojekts

Aus der biographischen Fallrekonstruktion geht hervor, dass im Mittelpunkt der lebensgeschichtlichen Planung für die inzwischen 29-jährige Leonor Castro die Akkumulation von kulturellem Kapital steht, um es zu einem späteren Zeitpunkt in ökonomisches Kapital umzuwandeln. Die Biographin entwickelt während dieser Zeit konkrete berufliche Pläne:

> „Ich hatte gemerkt, dass ich mit meinem Jurastudium Geld verdienen konnte, aber ich wollte viel, viel mehr Geld machen. Deshalb wollte ich verstehen, wie die Welt der Finanzen und des Marketings funktionieren."

In dieser Passage wird Leonor Castros klare Vorstellung von ihrem Leben sichtbar. Sie verweist auf die Anhäufung ökonomischen Kapitals, das eine zentrale Bedeutung in ihrem Leben einnimmt. Doch welche biographische Relevanz hat das Geldverdienen in Leonor Castros Selbstpräsentation? Die Biographin zeigt sich als eine Frau, die viel Geld braucht. Sie scheint ihren Selbstwert nicht nur über einen beruflichen, sondern auch über einen finanziellen Erfolg messen zu wollen. Die Erzählerin scheint in der Akkumulierung von Geld einen Weg zu sehen, um mit ihrer Enttäuschung für erlittenes Unrecht durch ihre Eltern umgehen zu können. Die Kränkung, von ihren Eltern keine finanzielle Unterstützung bei der Verwirklichung ihres Lebenstraums – einem Studium an einer Eliteuniversität – erhalten zu haben, war für Leonor Castro tief. Sie ist in ihrem Selbstwert erschüttert, denn aus ihrer Sicht war genügend Geld bei den Grosseltern mütterlicherseits vorhanden. Ihre Mutter hätte sich mehr für sie einsetzen können, um ihr ein Auslandsstudium zu finanzieren. Aus der Verweigerung einer finanziellen Unterstützung hat Leonor Castro möglicherweise den Schluss gezogen, nicht liebenswert zu sein, was ihre Selbstachtung und ihr Selbstbild beeinflusste. Für die Biographin scheint es darüber hinaus wichtig zu sein, dass Erfolg sichtbar und in Geldwert messbar ist. Die hohe Relevanz, die sie materiellem Erfolg zuschreibt, hängt möglicherweise mit ihren Erfahrungen auf dem Privatgymnasium zusammen. Sie fühlte sich von ihren wohlhabenderen MitschülerInnen ausgegrenzt und zurückgewiesen. Geld kann daher im Leben der Biographin als Bedeutungsträger für die folgenden Themen beschrieben werden: „Freiheit" (im Sinne einer Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung), „Autonomie" (Unabhängigkeit von den Eltern und von einem Mann), „Liebe" (der Eltern), „Anerkennung" (finanzielle Anerkennung für berufliche Leistung sowie soziale Anerkennung durch die Eltern und das soziale Umfeld) sowie „Prestige und Luxus" (um sich materielle Güter und Reisen leisten zu können). Eine Möglichkeit, um viel Geld zu verdienen, sieht sie in einer beruflichen Umorientierung.

Bildung als Erfolgsstrategie

Im Jahr 2001 beginnt die Biographin eine berufsbegleitende Weiterbildung zum Master of Business Administration in der mexikanischen Hauptstadt. Die Wahl dieser Studienrichtung ist somit weniger das Resultat einer berufsbiographischen Planung der Erzählerin, sondern basiert vielmehr auf ihrer Einschätzung, mit einem MBA-Abschlusstitel später höhere Verdienstmöglichkeiten zu haben. Darüber hinaus scheint sie davon auszugehen, nach dem MBA-Studium bessere Beschäftigungsmöglichkeiten im In- und Ausland finden zu können. Gleichzeitig stimmt das MBA-Studium mit ihrem biographischen Bedürfnis überein, sich ständig Neues anzueignen und sich weiterzubilden. Ihre Berufsausrichtung ist folglich von ökonomischen Faktoren und individuellem Höherstreben beeinflusst. Insgesamt entsteht der Eindruck, dass Leonor Castros Lebensziele, also berufliches, karriereorientiertes Engagement, ausgeprägte Leistungsbereitschaft, Streben nach Ansehen und sozialer Anerkennung sowie der Wunsch nach materiellem Reichtum, Versuche sind, sich unbewusst von der Vergangenheit, in der sie sich in ihren Bedürfnissen nicht wahrgenommen und wertgeschätzt fühlte, zu lösen.

Als Leonor Castro von einer ausgeschriebenen Stelle in den USA im Jahr 2001 erfuhr, die ihr Arbeitgeber, eine internationale Bank, im Rahmen eines Austauschprogrammes für junge JuristInnen anbot, bewarb sie sich. Ihr wurde unter vielen BewerberInnen eine einjährige Stelle in New York City zugesprochen. Eine Migrationsdisposition bestand auch schon vor der Jobzusage. Aufgrund der Anschläge auf das Word Trade Center im gleichen Jahr wurde das Programm allerdings suspendiert. Sie konnte ihre neue Stelle nicht antreten, erhielt aber eine hohe Entschädigungssumme von der Bank. Leonor Castros Zukunftspläne wurden zum wiederholten Male komplett umgeworfen. Ihr Ziel, Auslandserfahrungen zu sammeln, war erneut nicht realisierbar.

Die Biographin berichtet weiter, dass sie sich in ihrer Enttäuschung an die Studienberatung ihrer Universität wandte. Nach einem ausführlichen Gespräch mit der Studienberaterin, die gleichzeitig Psychologin war, besann sie sich erneut auf ihre MBA-Ambitionen. Mit dem MBA-Studium waren Hoffnungen und Wünsche verbunden, die neue Handlungsimpulse auslösten. Für die Fortsetzung ihrer MBA-Ausbildung entschloss sich Leonor Castro zur Bewerbung an einer deutschen Hochschule in Frankfurt a.M., die für das MBA-Programm anerkannt war und einen guten Ruf genoss. Gleichzeitig stellte sie weitere Zulassungsanträge an Hochschulen auf mehreren Kontinenten. Kurze Zeit später wurde sie zum MBA-Studium in Deutschland zugelassen. Ihre Auslandsorientierung war zwischenzeitlich so weit in ihr gereift, dass das ausgewählte Land nur sekundär bedeutend war. Sie unterstreicht hierbei, dass die Wahl auf Europa zufällig gefallen sei, und sagt: „Genauso gut hätte ich mir ein Studium in den USA oder Japan vorstellen können, doch die Uni in Deutschland hat mir als erste zugesagt." Mit der Benennung der äusserst unterschiedlichen Regionen verweist Leonor Castro auf ihre internationale Ausrichtung und Ziellosigkeit im Hinblick auf verschiedene Studienmöglichkeiten. Hier wird sichtbar, dass sich das Aneignen von Wissen und Können durch Bildungserfahrungen im Ausland, die sich zudem gut in ihrem Lebenslauf machen, zentral wichtig für Leonor Castro sind. Gleichzeitig führt sie Länder an, die als drei der weltweit grössten Wirtschaftsnationen gelten, woran sich ihre Fokussierung auf monetäre Gewinne zeigt. Sie erwähnt in diesem Zusammenhang: „Das Masterstudium und die Aufenthaltskosten in Frankfurt habe ich ganz alleine bezahlt, also fast 200'000 US-Dollar total, nämlich mit der erhaltenen Abfindung und mit dem, was ich als Juristin gespart hatte." Sie betont dabei ihre finanzielle Selbstständigkeit. Leonor Castro präsentiert sich in Situationen, in denen sie auf Widerstände stösst, als eine sehr entschlossene und eigenaktiv handelnde Frau, die ihre beruflichen Träume verfolgt und zielstrebig umzusetzen versucht. Das ist auffallend.

Aufbruchsstimmung und Studienzeit in Deutschland

Mit einem Studentenvisum reiste Leonor Castro Anfang Januar 2002 alleine im Alter von 30 Jahren nach Deutschland. Sie gestaltete ihren zeitlich begrenzten Auslandsaufenthalt in Deutschland, der ursprünglich auf ein Jahr anvisiert war, selbstständig. Gleich nach der Ankunft in Frankfurt a.M. begann sie ihr Studium. Die Orientierung und das Einleben im neuen Umfeld fielen ihr leicht. Das MBA-Studium an der Hochschule war in englischer Sprache, so dass das Studieren für sie nicht mit sprachlichem Aufwand verbunden war. Den Studienaufenthalt in Frankfurt a.M. bewertet die Biographin aus der Retrospektive als sehr positiv:

> „Und dann war es wie eine neue Welt für mich. Es war (…), es war Himmel (…), Himmel auf Erden. Niemand hat mich kritisiert, ob ich geheiratet habe oder nicht, ob ich gute Note bekomme oder nicht (…). Die Sprache (…), ich war total begeistert von der Sprache und genervt, dass ich sie noch nicht konnte. Also wollte ich sie unbedingt lernen. Ich habe super nette Leute von überall kennengelernt. Ich war viel älter als die anderen Studenten, weil (…), die machten den Master mit 23 und ich war fast schon 30, oder? Aber niemand hat bemerkt, dass ich fast schon 30 war und sie haben mich einfach angenommen (…). Und dann haben wir gefeiert und waren schon am ersten Tag befreundet. Wir sind nach Luxemburg gefahren, wir sind nach Amsterdam gefahren, wir sind (…) nach Prag. Alle als Freunde. Ich hatte das Gefühl gehabt, dass ich doch Freundschaften schliessen kann, also, dass ich doch mit Leuten kommunizieren kann und so. Es war einfach sehr schön. Es war das, was ich mir immer gewünscht habe. Ich wollte nicht mehr zurück."

Dieser Textausschnitt sticht durch die erzählerische Intensität und emotionale Involviertheit der Biographin heraus, was die Relevanz von Leonor Castros erstem, autonom gestalteten Auslandsaufenthalt für ihren Lebensentwurf verdeutlicht. Die Studienzeit in Deutschland beinhaltet eine neue Dimension. Mit dem Verlassen des Elternhauses schafft sich Leonor Castro neue Freiräume. Für die Biographin stellt die Erfahrung eines Auslandsaufenthalts eine Möglichkeit dar, sich in ihrer Selbstständigkeit zu erproben und ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Dieses bedeutsame Lebensereignis beschreibt sie erneut als das Entdecken einer „neuen Welt", die keine Gemeinsamkeit mit Leonor Castros bisheriger Lebensgeschichte und Lebenswelt aufweist. Hierbei ist ihre Neugier und Vorfreude auf Unbekanntes deutlich erkennbar. Das Verwirklichen ihres Wunsches, im Ausland zu studieren, begeistert sie in ungewohntem Masse. Ein Wunsch, der deutlich ihre Suche nach einer Erweiterung ihrer Handlungsspielräume sowie ihren Versuch nach Selbstentfaltung veranschaulicht. Gleichzeitig bedeutet der Auslandsaufenthalt eine Ablösung von den elterlichen Erwartungen und kulturellen Zwängen wie die Aussage „niemand hat mich kritisiert, ob ich geheiratet habe oder nicht" darlegt. Das „niemand" wird nicht expliziert, aber die Vermutung liegt nahe, dass sich die Biographin insbesondere auf ihre Mutter bezieht, die ihre Entscheidung, nicht zu heiraten, als Schande bezeichnete. Das weist auf eine problematische Beziehung zu ihrer Mutter hin, die Leonor Castros gesamtbiographische Darstellung durchzieht. Die Formulierung kann auch so interpretiert werden, dass Leonor Castros Lebensorientierung in einem Spannungsverhältnis zum Lebensentwurf ihrer Mutter steht und sie sich durch ihren Weggang innerlich von jeglichen Erwartungen befreien konnte. Der weit entfernt liegende Studienort stellt für die Biographin auf räumlicher Ebene auch eine ersehnte Distanzierung zur Familie und dem soziokulturellen Umfeld dar. Mit der Wahl einer Universität in Deutschland, statt in ihrem Wohnort in Mexiko, dokumentiert die Biographin zudem ihr Bedürfnis, ihren Eltern keine Rechenschaft mehr für ihre Entscheidungen ablegen zu müssen. Somit gestaltet sich der Prozess des Ablösens und der Autonomie für Leonor Castro ohne Schwierigkeiten. Die Migrationsentscheidung der Biographin lässt sich darüber hinaus vor der Folie ihrer internationalen Orientierung rekonstruieren, die ihren biographischen Lebensentwurf seit ihrer Kindheit geprägt hat. In den USA geboren, wo sie bis zu ihrem fünften Lebensjahr lebte, sowie die Erfahrung, als 12-Jährige ein Jahr in England verbracht zu haben, könnten ihre ausgeprägte Auslandsaffinität begrün-

den. Zusätzlich ist eine Haltung des Aufbruchs und der Migration bereits in Leonor Castros Familie immanent, was für ihr Vorhaben, selber auszuwandern, unterstützend gewirkt haben könnte. Leonor Castros Bildungsmigration stellt daher keinen Bruch dar, sondern erweist sich als lebensgeschichtliche Kontinuität in ihrem biographischen Entwicklungsprozess.

Die Biographieträgerin präsentiert sich in diesem Textabschnitt als eine Sprachen-interessierte, die gleich zu Beginn ihres befristeten Aufenthalts in Deutschland keine Mühen scheut, eine neue Sprache zu lernen. Dabei expliziert sie nicht, dass es sich um „die deutsche Sprache“ handelt, sondern spricht allgemein von „der Sprache“, was auf eine Einschränkung in ihrer sprachlichen Handlungsfähigkeit hinweisen könnte und ihr unangenehm ist. Deutsch „unbedingt“ erlernen zu wollen, obwohl sie sich in einem internationalen universitären Umfeld bewegt, lässt mehrere Interpretationen zu. Der Wunsch, der deutschen Sprache mächtig zu sein, kann im Zusammenhang mit ihrem Master in Übersetzung gedeutet werden, da sie über eine gewisse Sprachaffinität verfügt und sich deshalb begeistert und mit Ehrgeiz eine weitere Sprache aneignen möchte. Gleichzeitig drückt die Biographin ihre Frustration über die Spracheinschränkung mit „genervt“ aus. Leonor Castro scheint früh erkannt zu haben, dass Sprache als Distinktionskriterium fungieren kann. Es belastet sie, dass ihre Aussenwahrnehmung aufgrund mangelnder Deutschkenntnisse beeinträchtigt sein könnte und sie sich gegenüber anderen nicht als Frau mit akademischem Bildungsniveau präsentieren kann, obwohl das zu ihrem Selbstbild gehört.

In dem international ausgerichteten Studium lernte sie zahlreiche Studierende aus unterschiedlichen Herkunftsländern kennen. Aus der retrospektiven Konstruktion geht hervor, dass Leonor Castro im Rahmen ihres MBA-Studiums sich von Anfang an zugehörig zu der Universität fühlt, was im Gegensatz zu ihren bisherigen Differenzerfahrungen in ihrer Kindheit und Jugend steht. In der Formulierung „sie haben mich einfach angenommen“ bringt sie ihre Erfahrungen des Dazugehörens und der Annahme zum Ausdruck. Sie stellt sich hier als Studentin dar, die neue Erfahrungen, die frei von Stigmatisierungen sind, macht. Ihre Schichtzugehörigkeit sowie ethnische Zugehörigkeit werden in diesem Universitätskontext nicht als Nachteil erlebt. Die deutsche Universität qualifiziert die Erzählerin somit als einen Raum, der nicht von Abwertung und Diskriminierung gekennzeichnet ist. Die Aussage der Biographin „Ich hatte das Gefühl gehabt, dass ich doch Freundschaften schliessen kann“ hat hier den Charakter eines persönlichen Erkenntniszugewinns, der aus einem zeitlichem Abstand und einer späteren Reflexion über diese Lebensphase resultiert. Indem sie ihre Verbundenheit mit ihren Kommilitonen in Deutschland sowie ihre Fähigkeit betont, soziale Kontakte zu knüpfen, scheint sie auf eine Diskrepanz zwischen dem damaligen Erleben des erzählten Ich und dem, was nach der Migration in die Schweiz folgt, antizipierend hinweisen zu wollen.

In Frankfurt a.M. geniesst sie ihr unabhängiges und freies Studentenleben in vollen Zügen, wie die Formulierung „Himmel auf Erden“ dokumentiert. Mit dem Auslandsaufenthalt geht eine wichtige Veränderung im persönlichen Unabhängigkeitsgefühl einher. Beflügelt von ihrer neuen Freiheit als Studentin in Deutschland sowie im Hinblick auf die Entfernung zum Elternhaus, holt sie vieles nach, was sie früher nicht in diesem Mass auszuleben wagte. Sie feiert mit ihren KommilitonInnen die Nächte durch, ohne dabei einen Bruch auf der Leistungsebene zu erfahren, berichtet sie weiter. Das Erlernen der deutschen Sprache, die ihr von Anfang sehr gut gefiel, war zwar

mit Mühe verbunden, sagt sie, doch ihr Master in Übersetzen sowie allgemein ihr Interesse für Fremdsprachen waren beim Erwerb erster deutscher Sprachkenntnisse bereits während ihrer Studienzeit hilfreich. Hier zeigen sich klar ihre Zielstrebigkeit, ihre Entschlossenheit und ihr Ehrgeiz. Zum ersten Mal präsentiert sich die Biographin in ihrer selbststrukturierten Narration als eine zufriedene und erfüllte Frau.

Am Ende der Passage zieht die Biographieträgerin noch einmal ein umfassend positives Fazit ihrer Studienzeit: „Es war einfach sehr schön. Es war das, was ich mir immer gewünscht habe. Ich wollte nicht mehr zurück". Das veranschaulicht einen grossen Enthusiasmus, den sie noch heute mit den damaligen Erlebnissen verbindet. Fasziniert von ihrem Leben in Deutschland, scheint sie mit einer Migration ungeahnte, sich eröffnende Möglichkeiten zu verbinden. Mit der positiv erlebten Studienzeit in Frankfurt a.M. hat sich also Leonor Castros Migrationswunsch vollends verfestigt. Mit ihrer Absicht, in Deutschland zu bleiben, bringt sie die hohe biographische Bedeutung dieser Umbruchsphase zum Ausdruck.

Migration in die Schweiz

In der Folge thematisiert Leonor Castro einen biographisch zentralen Aspekt: die Arbeit als gut Qualifizierte in der Schweiz. Sie berichtet, dass sie ihr MBA-Studium in Deutschland beendete, für die Abschlussprüfungen allerdings nach Mexiko-Stadt flog, wo sie ihren MBA-Bildungstitel erwarb. Der Abschluss der MBA-Ausbildung im Herkunftsland wird von der Biographin mit dem Verweis auf ihre hervorragenden Noten thematisiert. Erneut präsentiert sie sich als Akteurin, die einen weiteren Erfolg in ihrer Bildungskarriere aufweisen kann. Kaum war ihre Weiterbildung beendet, kehrte sie nach Frankfurt a.M. zurück, um mit ihren StudienkollegInnen in Deutschland einige Monate herumzureisen. Parallel dazu begann sie, sich bei diversen „internationalen Unternehmen weltweit" zu bewerben, wie sie sagt. Mit der Betonung auf „weltweit" scheint die Biographin erneut darauf hindeuten zu wollen, dass sie, ähnlich wie beim Auslandsstudium, die Freiheit hat, jedes beliebige Land auswählen zu können. So verdeutlicht sie, dass sie während der Arbeitssuche kein bestimmtes Land vor Augen hatte, sondern der Zufall sie in die Schweiz führte. Ich vermute, dass sie sich dadurch als Akademikerin präsentieren möchte, die aufgrund ihres hohen Bildungsniveaus, beruflichen Wissens und Könnens und ihrer Arbeitsdisziplin auf dem Schweizer Arbeitsmarkt begehrt und somit auch von der Schweizer Gesellschaft erwünscht war.

Nach einem erfolgreich verlaufenen Bewerbungsgespräch in einer Deutschschweizer Kantonshauptstadt beschreibt die Biographin den Anlass für eine Migration in die Schweiz im Jahr 2003 wie folgt:

> „Und dann habe ich einen Job bei A-Firma[5] in XX-Stadt bekommen. Und dann (...) bin ich nach XX-Stadt gegangen, ganz alleine. Und dann habe ich, ja, angefangen in der Schweiz zu arbeiten. Meinen Eltern habe ich gesagt: ‚Seht ihr? Ich habe es geschafft. Endlich könnt ihr stolz auf mich sein'."

5 Die Biographin bezieht sich auf ein international tätiges Wirtschaftsprüfungs- und Beratungsunternehmen in einer Kantonshauptstadt der Deutschschweiz. Beide Angaben sind anonymisiert, um keine Rückschlüsse auf sie zu ermöglichen.

In der formalen Textanalyse wird sichtbar, dass die einzelnen Segmente dieser Passage durch mehrere Rahmenschaltelemente[6], also sprachliche Marker („und dann"), voneinander abgegrenzt sind, die auf eine sequenzielle Abfolge einzelner Ereignisse hinweisen. Dieser Erzählausschnitt verdeutlicht, dass ein Stellenangebot Leonor Castro in die Deutschschweiz führte. Sie zeichnet von sich selbst das Bild der karriereorientierten Frau nach, die gleich nach dem Studium, ohne grossen Aufwand zu betreiben, eine Stelle bekommt. Hierbei entsteht der Eindruck, dass sie ihre Kompetenzen und Bildungserfolge hervorheben möchte. Leonor Castro konnte also direkt eine Arbeit beginnen, die ihrer Qualifikation und Berufserfahrung entsprach, und dadurch ihre Karriere fortführen[7]. Die internationale Firma scheint ihr darüber hinaus die Möglichkeit zu bieten, ihren Wunsch nach finanziellem Erfolg sowie beruflicher und sozialer Anerkennung zu erfüllen. Sie positioniert sich hier als Frau, die der Arbeit wegen in die Schweiz kam und nicht aufgrund fehlender materiell-existentieller Überlebensperspektiven im Herkunftsland. Dadurch stellt sie sich in ihrer Selbstbeschreibung nicht als ‚Wirtschaftsmigrantin' dar, was im gesellschaftlichen Diskurs negativ konnotiert ist, sondern positioniert sich als gut qualifizierte Arbeitsmigrantin. Sie scheint sich somit dezidiert von den gängigen ethnozentrischen Bildern (ökonomische Gründe, „Sozialschmarotzer"), mit denen insbesondere Frauen aus Drittstaaten konfrontiert werden, distanzieren zu wollen. Gleichzeitig eröffnet ihr der neue Arbeitsplatz in einem grossen Unternehmen in der Schweiz gute Verdienstmöglichkeiten.

Die Einreiseart in die deutschsprachige Schweiz „ganz alleine" lässt sich einerseits so deuten, dass sie auf ihre Selbstständigkeit verweisen möchte. Es könnte sich um ein Präsentationsinteresse handeln, sich in einer aktiven Rolle bei der Migrationsentscheidung darzustellen, was gleichzeitig ihre Handlungsautonomie unterstreicht. Andererseits kann die Formulierung „alleine" dahingehend interpretiert werden, dass sie als Frau mexikanischer Herkunft in die Schweiz kam, ohne dabei auf ein bestehendes Netzwerk zurückgreifen zu können. In der Anfangsphase nach der Einreise wie auch im Falle einer schwierigen Lebenssituation hat sie weder Familie noch einen Lebenspartner oder FreundIinnen in ihrer Nähe, die ihr Halt hätten geben können. Ihr Gefühl, alleine in einem neuen Land zu sein, wird noch durch ein „ganz" bekräftigt.

Biographisch erweist sich das Thema „Arbeit in der Schweiz" von enorm hoher Relevanz für Leonor Castro. Es ist daher erstaunlich, dass sie die Migration in die Schweiz im Kontext eines Jobangebots innerhalb von drei Zeilen erwähnt, ohne ins Detail zu gehen. Schnell entsteht der Eindruck, dass es der Biographin schwer fällt, darüber zu reden. Ich gehe davon aus, dass das Thematisieren dieser Erfahrung nach wie vor mit Schmerz verbunden ist.

Anschliessend bringt Leonor Castro ihre stolze Haltung auf das Erreichte gegenüber ihren Eltern zum Ausdruck. In der Schweiz als Akademikerin arbeiten zu können, bewertet die Biographin als persönlichen Erfolg, was an den Worten „Ich habe es geschafft" deutlich wird. Es zeigt sich ihre Selbstzufriedenheit über das Erreichte. Leonor Castro sieht in der Migration nicht nur eine Chance der neuen Erfahrungen und der Neuorientierung, sondern auch eine Möglichkeit, ihre beruflichen Aufstiegsambitionen zu verwirklichen. Die Leichtigkeit, mit der ihr eine Stelle zugesprochen

---

6 Vgl. Fritz Schütze (1983).

7 Vier Wochen nach ihrer Einreise in die Schweiz erhielt Leonor Castro ihre Arbeitsbewilligung, die ihr neuer Arbeitgeber für sie organisiert hatte, um anschliessend ihre neue Arbeit aufzunehmen.

wurde, verleiht ihr Sicherheit und Selbstbewusstsein. Sie spricht hier aus der Perspektive der Tochter, die ihre Eltern von sich überzeugen möchte. Es scheint, als wollte sie ihnen immer noch beweisen, eine Investition in ihre Bildung und ihre internationalen Ambitionen habe sich gelohnt. Zugleich zeigt sie, dass sie ihre Ziele auch ohne elterliche Hilfe erreichen kann. Es wird deutlich, dass es für Leonor Castro essentiell wichtig ist, ihre Eltern stolz und glücklich zu machen, weil sie sich vor ihrer Verachtung fürchtet. Die Äusserung „Endlich könnt ihr stolz auf mich sein" ist daher nicht nur Ausdruck der Freude, sondern verdeutlicht vielmehr die Notwendigkeit von elterlicher Bestätigung und Achtung. Hervorstechend ist dabei das Wort „endlich", das auf die persönliche Einschätzung der Biographin hinweist, ihre Eltern, speziell ihre Mutter, bislang enttäuscht zu haben; als versuche sie durch ihren Berufserfolg „endlich" den Erwartungen ihrer Mutter zu entsprechen, um sich so von ihr angenommen und geliebt zu fühlen.

Es lässt sich hier rekapitulierend festhalten, dass sich in Leonor Castros Biographie verschiedene innere und äussere Migrationsmotive überlappen und zusammenwirken. Die Migrationsgründe sind vielfältig. In ihrer biographischen Erzählung konzipiert Leonor Castro einerseits ihre Migration als eigenständige, aktive Strategie, um sich aus familiären und gesellschaftlichen Erwartungshaltungen zu befreien, die sie als einengend empfand. Dies, obwohl sie ein unabhängiges Leben in der Hauptstadt Mexikos führte. Folglich stellt die Migration ein besonders selbstbestimmtes Lebensereignis dar. Mit Hilfe der Migration findet die Biographin eine Möglichkeit, Abstand zu einer beendeten Beziehung zu gewinnen und der daraus resultierenden familiär und sozial ablehnenden Haltung auf ihren Entschluss, keine Ehe mit einem aussichtsreichen mexikanischen Politiker einzugehen. Andererseits ist Leonor Castros Migrationsbiographie durch ihre eigenen Bildungs- und Arbeitserwartungen beeinflusst. Aus einem auf ein Jahr befristeten Auslandsstudium in Deutschland wird schliesslich eine endgültige Migration in die Schweiz, wobei sie als gut qualifizierte Arbeitsmigrantin einreist. Die Entscheidung zur Migration hat im Leben der Biographin bewusst und reflektiert stattgefunden. Sie präsentiert sich hier als dynamische, berufsorientierte Frau, die selbstsicher ist und genau weiss, was sie will und wie sie ihre Ziele erreichen kann. Es lässt sich hier nicht eindeutig festhalten, ob die Biographin als Kind Bildungserwartungen der Eltern verinnerlichte. Deutlich wird allerdings, dass die Erzählerin auf ihren Berufserfolg, den sie mit Glück, Geld und Unabhängigkeit in Verbindung bringt, sehr stolz ist. Sie beabsichtigt, ihren Eltern den Beweis zu erbringen, in der Lage zu sein, selbstständig ihre Ziele im Ausland zu erreichen, auch ohne deren finanzielle Unterstützung. Aus der biographischen Perspektive betrachtet lässt sich als wichtiges Motiv für Leonor Castros ausgeprägte hohe Bildungsaspiration und biographische Orientierung am beruflichen Erfolg der Wunsch nach elterlicher Anerkennung, Akzeptanz und Liebe rekonstruieren.

Elterliche Reaktion auf die Migrationsentscheidung

Auf Nachfrage im exmanenten Teil des Interviews, wie ihre Eltern auf ihre Migrationsentscheidung reagierten, rekonstruiert die Biographin Folgendes:

> „Meine Eltern haben mir zuerst nicht geglaubt, dass ich wirklich weggehe. Ja, und dann waren sie dagegen, weil sie mich nicht verlieren wollten (…), aber sie haben mir nie Steine auf meinem Weg gelegt. Und so haben sie es zwar gar nicht applaudiert, aber ich

> habe sowieso schon viele Jahre in Mexiko mein eigenes Leben gemacht, ich bin sehr jung ausgezogen und selbstständig gewesen. Sie konnten mir nichts mehr sagen (…). Natürlich war meine Mutter beleidigt, dass ich nicht mehr in Mexiko leben wollte. Und mein Vater ist sehr (…) verschlossen, er sagt nicht viel. Vielleicht war er aber sehr stolz als ich ausgewandert bin, weil er das auch gemacht hat. Und dann, als ich das mit meinen Eltern geklärt hatte, haben sie gesagt: ‚Mal schauen, ob du es schaffst'."

Leonor Castro hat sich gegen ihre Eltern durchgesetzt, die ihre Entscheidung zur Migration unterschiedlich guthiessen. Die Eltern haben ihr, offenbar im Unterschied zum Auslandsstudium, eine Migration nicht zugetraut. Im Zentrum Leonor Castros Migrationsentscheidung in die Schweiz steht letztlich der Wunsch nach einer Berufskarriere. Die Biographin erweist sich als fähig, Verständnis für die zunächst ablehnende Haltung der Eltern hinsichtlich ihrer Auswanderungspläne aufzubringen, ohne dabei ihre eigenen Ziele und Zukunftsvorstellungen aufzugeben. Die Erzählerin präsentiert die Mutter als einen Menschen, der zunächst „beleidigt" auf die Entscheidung der Tochter, alleine auszuwandern, reagiert. Die Wortwahl „beleidigt" erscheint mir im Kontext einer Migrationsentscheidung als bemerkenswert. Ist die Mutter womöglich nicht nur Kränkende – aus der Sicht der Tochter –, sondern selber auch Gekränkte? Gekränkt deshalb, weil sie sich einen anderen Lebensweg für ihre Tochter vorgestellt hatte? Möglicherweise hat die Mutter für die Biographin einen Lebenslauf erhofft, der eher ihrem „traditionellen" Rollenbild entspricht und den Leonor Castros jüngere Schwester eingeschlagen hat, und zwar nach der Ausbildung zu heiraten und zwei Kinder zu bekommen? Hängt ihre Kränkung mit Leonor Castros Status als unverheiratete Frau zusammen, die alleine ihr Herkunftsland verlässt? Es bleibt zudem unklar, ob die Mutter, die von der Erzählerin als gläubige Katholikin beschrieben wird, möglicherweise befürchtet, ihre Tochter könne sich im Ausland unangemessen und unmoralisch verhalten.

Die Biographin stellt kontrastierend zur Mutter ihren Vater dar als einen, der für ihren Migrationswunsch eher Verständnis aufzubringen vermochte. Ihr Vater repräsentiert insgesamt eine emotional wichtige Bezugsperson. Mit den Worten „schon viele Jahre in Mexiko mein eigenes Leben gemacht" unterstreicht sie ihre frühe Eigenständigkeit und finanzielle Unabhängigkeit bereits vor der Migration. Hierbei schwingt Stolz, begleitet von Erfolgsgefühlen auf das beruflich Erreichte als Frau in ihrem Herkunftsland mit. Gleichwohl entsteht erneut der Eindruck, dass sie nicht gänzlich frei von den elterlichen Bewertungen, Wünschen und Vorstellungen ist, weder in Mexiko noch in der Schweiz. Das lässt die nachfolgende Anmerkung, der Vater könne auf sie stolz gewesen sein, vermuten. Sie scheint fest dazu entschlossen zu sein, ihre Eltern nicht zu enttäuschen. Die zuvor verwendete Ausdrucksform der Biographin „Ich habe es geschafft" findet im Schlusssatz dieser Sequenz ihren Ausklang, da bereits die Eltern ihre Erwartungen an sie und ihrem Migrationsprojekt mit „Mal schauen, ob du es schaffst" ausdrückten. Diese elterliche Aussage weist allerdings auch einen zweifelnden Unterton auf. Sie scheinen ihr ein erfolgreiches Gelingen des Projektes nicht ganz zuzutrauen, was möglicherweise den Erfolgsdruck für die Biographin erhöht. In Leonor Castros Erzählung über Migrationserfahrungen fällt auf, dass sie weder in dieser, noch in den bisherigen Textpassagen, auf die Bezeichnung „Migration", „Migrantin" oder auf das Verb „migrieren" zurückgreift, sondern von „weggehen" oder „gegangen" spricht. Der Verzicht auf die Verwendung des Ausdrucks Migration kann einerseits

ein Hinweis dafür sein, dass dieser für sie negativ konnotiert ist. Andererseits lässt sich eine verbale Distanzierung als eine Abwehrhaltung von belastenden migrationsspezifischen Erfahrungen deuten.

Stereotypisierungs- und Rassismuserfahrungen am Arbeitsplatz

In der Folge beginnt Leonor Castro mit einem neuen Themenfeld: Sie berichtet von Erfahrungen von Stereotypisierung und Rassismus am Arbeitsplatz. Sie zeichnet zunächst von sich selbst das Bild einer zielstrebigen berufs- und aufstiegsorientierten Frau, der ein problemloser Zugang in den Schweizer Arbeitsmarkt gelingt. Sie besetzte im Alter von 32 Jahren, als sie in die Schweiz kam, sofort eine leitende Position in einem internationalen Wirtschaftsprüfungs- und Beratungsunternehmen. Die Biographin beschreibt ihre berufliche Stellung folgendermassen: „In dieser Firma war ich Direktorin, also, ich hatte eine richtig super Stelle mit viel Verantwortung gehabt. Bei dieser Arbeit war ich sehr erfolgreich und ich habe gute Geschäfte gemacht". Mit ihrer Selbstpräsentation als Frau mit Führungserfahrungen in einer internationalen Firma sowie als Verantwortliche von Mitarbeitenden verweist sie auf ihren hohen Status und das damit verbundene Prestige. Darüber hinaus zeigt sie sich auf der Präsentationsebene als gut qualifizierte Migrantin, der es in der Schweiz gelungen ist, einen vergleichbaren Lebensstandard beizubehalten, den sie in ihrem Herkunftsland gewohnt war. Hierbei ist anzumerken, dass sie sich, trotz unverändertem Lebensstandard im Vergleich zu ihrem Herkunftsort, zu Beginn der Migration in einer fragileren Lebenssituation befand. Resümierend kann aber festgehalten werden, dass sich zu Beginn ihrer Lebensphase in der Schweiz weder ihre berufliche und soziale Positionierung verändert noch ihr kulturelles Kapital an Wertigkeit verliert.

Aus Leonor Castros berufsbiographischer Erzählung lässt sich deutlich rekonstruieren, dass sie voll und ganz in ihrer Arbeit aufging. Sie identifizierte sich mit dem Unternehmen, was sich in einer sehr hohen Arbeitsleistung und -zeit manifestierte. Ihre berufliche Tätigkeit bedingte darüber hinaus zahlreiche Geschäftsreisen nach Südamerika, die sie zwar als anstrengend empfand, ihr aber keine Probleme bereiteten. Schwierig war allerdings die für sie bislang unbekannte Erfahrung, in einer internationalen Grossfirma einen „Exotin-Status" zu haben. Es folgt anschliessend ein Bericht über Stereotypisierungen. Die Biographin legt dar, dass sie nur kurze Zeit nach ihrer Ankunft in der Deutschschweiz bereits erste Differenz- und Stereotypisierungserfahrungen am Arbeitsplatz machte. Sie zeigt sich überrascht von diesen Erlebnissen. Als Leonor Castro in schnellerer Sprechweise aufgebracht von den erlebten Stereotypisierungen und Vorurteilen, aber auch von Kränkungen spricht, ist zugleich eine emotionale Betroffenheit in ihrer Stimme zu hören. Aus ihrer Erinnerung wählt sie einzelne Ereignisse im Kontext von Stereotypisierungserfahrungen im Arbeitsumfeld aus, die sie in Form einer szenisch-episodischen Darstellung[8] rekonstruiert:

> „Mich hat es immer gestört, dass sie mich immer als Exotin sahen. Mein Boss meinte: ‚Es ist sehr gut, dass eine exotische Frau wie Leonor bei uns arbeitet'. Ich fühle mich alles,

8 Gemäss Lucius-Hoene und Deppermann (2004: 146) gilt die szenisch-episodische Erzählung oder die Erzählung im engeren Sinne als „Vollform" des Erzählens, die durch eine Reinszenierung des Geschehens sowie eine dramatisierende Form der Darstellung aus der Perspektive des damaligen Handelns und Erlebens charakterisiert ist.

> ausser exotisch. Irgendwie habe ich immer das Gefühl gehabt, dass ich in der Schweiz immer so (…), dass sie Mexiko so exotisch wahrnehmen: ‚Chica, bella, fiesta, siesta, salsa, bonita[9]. Du bist so eine warmherzige Frau, du kommst aus einem warmen Land'. Also nein, Mexiko ist nicht immer warm. Mexico-City ist scheisskalt. Sorry. Das hat mir gar nicht gepasst. Für mich bedeutet Mexiko gar nicht Wärme und Fiesta-Herz und ich habe mich selber gar nicht so als warmherzige, grosszügige, glückliche Frau gefühlt. Ich bin Juristin und ich wollte arbeiten und Geld verdienen. Das war alles. In Deutschland war das gar nicht so. Beim MBA-Studium in Frankfurt waren wir alle gleich. Da gab es Studenten aus ganz unterschiedlichen Ländern und jeder war anders. In der Schweiz wurde ich als Exotin wahrgenommen: ‚Wow, sie ist eine Exotin'. Es nervt total dieses Exotische."

In dieser Textpassage wird Leonor Castros Auseinandersetzung mit Erfahrungen der Ethnisierung und (Fremd-)Konstruktion von Identität sichtbar. Die lebendige Erzählung über ihre migrations- und geschlechterbezogenen Erfahrungen und Deutungen am Arbeitsplatz illustriert die Betroffenheit der Biographin durch jene Stereotypen, die gemeinhin Frauen aus Lateinamerika zugeschrieben werden. Mit dem Satz „Mich hat es immer gestört, dass sie mich immer als Exotin sahen" führt sie in ein arbeitsbiographisch zentrales Thema ein. Leonor Castro entspricht als gebildete, berufserfolgreiche und alleinlebende Frau offenbar nicht dem vorherrschenden Stereotyp „der Lateinamerikanerin". Sie selbst interpretiert diese Erfahrungen als eine Stereotypisierung der ‚mexikanischen Frau'. Durch die Verwendung des Adverbs „immer" veranschaulicht die Erzählerin, dass sie oft von Stereotypisierungen betroffen war. Auffallend ist, dass die Biographin in dieser Interviewpassage mehrfach das Personalpronomen „sie" verwendet, was sie nicht näher bestimmt. Die Analyse legt die Annahme sehr nahe, dass sich die Biographieträgerin auf ihren Vorgesetzten und auf ihre vorwiegend männlichen Mitarbeitenden bezieht, zumal sie über ihre Erfahrungen bei der Arbeit spricht. Der zweite Satz belegt diese Annahme mit „mein Boss". In ihrer Narration zeigt sich deutlich, wie ihre Arbeitskollegen kulturalisierende Stereotype reproduzieren. Anschliessend reinszeniert die Biographin durch Nachahmung der Stimme ihres Vorgesetzten aus der damaligen Erlebensperspektive das Geschehen. Lucius-Hoene und Deppermann (2004: 231) verweisen darauf, dass diese Dialogwiedergabe vor allem bei Konfrontationen verwendet wird. Die Erzählerin oder der Erzähler gibt dabei den Kontrahenten mit verstellter oder karikierter Stimme wieder, um auf diese Weise die negativen Eigenschaften zu vermitteln, die ihm zugewiesen werden. Die autobiographische Erzählung von Leonor Castro zeigt, dass an ihrem äusseren Erscheinungsbild eine Exotisierung festgemacht wird. Aufgrund des nicht-schweizerischen Aussehens der Biographin erfolgt eine Einteilung in „Wir" und „die Anderen", um mit Beck-Gernsheim (2004) zu sprechen. So wird Leonor Castro als „nicht von hier" betrachtet und gilt dadurch in ihrem beruflichen Umfeld als „nicht-zugehörig". Die exotisierende Darstellung der Biographin, die aus subjektiver Perspektive geschildert wird, kann meines Erachtens in ihrer Bedeutung als ein rassistisch anmutendes Erlebnis der Biographin am Arbeitsplatz analysiert werden.

9 Die Ausdrücke „Chica, bella, fiesta, siesta, salsa, bonita" lassen sich mit „Mädchen, schön, Feier, Mittagsruhe, Gesellschaftstanz aus Lateinamerika, hübsch" übersetzen.

Im vierten Satz dieses Zitats reinszeniert Leonor Castro mit erhobener Stimme, die eine Mischung aus Wut und Empörung aufweist, ihr erzähltes Ich, um mit Lucius-Hoene und Deppermann (2004: 24) zu sprechen. Dabei distanziert sie sich nachdrücklich von den geschlechterrollenkonformen Zuschreibungen sowie den ethnisierten Kategorien und zwar, dass Lateinamerikanerinnen als besonders liebevolle Frauen gelten, die in erster Linie sorgende Haus- und Ehefrauen seien, gerne kochen und den Haushalt machen und keine Berufsambitionen hätten. Ausserdem kritisiert sie das vorherrschende Bild der heissblütigen und temperamentvollen Lateinamerikanerin, die sexy und sinnlich ist, eine ausgeprägte Liebe zur Musik und Rhythmus im Blut hat, rund um die Uhr leidenschaftlich gerne Salsa tanzt und immerzu feiert sowie eine unermüdliche und lebensbejahende Einstellung aufweist. Leonor Castros Kritik lässt sich dahingehend interpretieren, dass sie aufgrund ihres lateinamerikanischen Aussehens sexuelle Andeutungen oder Anmache am Arbeitsplatz erlebt hat. An der Wortwahl „chica", „bella" und „bonita" lässt sich ferner ablesen, dass die Biographin die als Komplimente getarnten Kommentare über ihr Äusseres als sexistisch zu bewerten scheint. Komplimente am Arbeitsplatz, die sie als lateinamerikanische Frau auf ihr äusseres Erscheinungsbild reduzieren, führen dazu, dass sie auf eine erwartete Geschlechterrolle festgeschrieben wird: sie hat primär gut auszusehen und es steht weniger ihre Leistung in Vordergrund. Insbesondere Lateinamerikanerinnen sehen sich oft mit Bemerkungen zu ihrem Aussehen konfrontiert. Dagegen wehrt sich Leonor Castro resolut.

Die Formulierung „Du bist so eine warmherzige Frau, du kommst aus einem warmen Land" widerlegt sie anschliessend. Sie verweist darauf, dass es sich bei der Warmherzigkeit um einen persönlichen Wesenszug handelt und nicht um eine Eigenschaft, die vom Wetter oder dem Herkunftsort abhängt. Das zugeschriebene Charakteristikum der „warmherzigen Mexikanerin" lässt sich hier als positives Stereotyp deuten, das die Biographin aber klar ablehnt. Leonor Castros unmittelbare emotionale Beteiligung während sie die Aussenwahrnehmung Mexikos darstellt, lässt sich am vorübergehenden Wechsel auf einen vulgäreren Sprachstil klar erkennen: Durch die Verwendung des Ausdrucks „scheisskalt" äussert sie unverstellt ihren Ärger. Diese Ausdrucksweise, die unüblich für die Biographin ist, da sie während der Interviews eher bemüht ist, sich gepflegt auszudrücken, übernimmt hier die Funktion einer Bewältigung angestauter unangenehmer Gefühle. Ihre aufgebrachte Gemütsregung wird durch den Ausruf „also nein" verstärkt. In dieser Passage wird gleichzeitig deutlich, dass neben der Migration das Geschlecht eine weitere wesentliche Kategorie ist, auf der Stereotypen und Vorurteile im beruflichen Lebensbereich der Biographin basieren.

Stigmatisierungserfahrungen am Arbeitsplatz vermitteln der Biographin das Gefühl, beruflich wie auch menschlich nicht anerkannt zu werden. Mit der nachfolgenden Aussage: „Ich bin Juristin und ich wollte arbeiten und Geld verdienen. Das war alles" verdeutlicht Leonor Castro, wie sie als Person gesehen werden will. Sie distanziert sich klar von den stereotypen Darstellungen. Dabei scheint sie einfordern zu wollen, als gebildete Frau und aktive Teilnehmerin am Arbeitsmarkt wahrgenommen zu werden, als Frau, die durch ihre berufliche Tätigkeit eine ökonomische und soziale Position in der Aufnahmegesellschaft erringen will. Die Selbstkonstruktion als selbstbewusste und willensstarke Akteurin kontrastiert allerdings hier zu ihrem Innenleben, das sie mit den Worten, keine „glückliche Frau" zu sein, beschreibt.

Der Vergleich mit Deutschland veranschaulicht im unteren Textabschnitt, dass sie die erlebten Vorurteile in der Schweiz so nicht erwartet hatte. Gewohnt, an der deutschen Universität mit internationalen Studierenden zusammen zu sein, für die Herkunft keine Rolle spielte, zeigt sie sich von den negativen Erfahrungen am Schweizer Arbeitsplatz erstaunt. In ihren Äusserungen lässt sich erkennen, dass sie sich selbst sowie ihre nicht-deutschen Mitstudierenden nicht als Fremde betrachtet, sondern rekurriert auf die Selbstbeschreibung „anders". Aus ihrer Schilderung resultiert, dass sie in Deutschland freundlich aufgenommen wurde und dieses Land somit als einen Ort symbolisiert, an dem sie sich gesellschaftlich akzeptiert fühlt. In ihrem schweizerischen Arbeitsumfeld hingegen fühlt sie sich zum ersten Mal als „eine Ausländerin" wahrgenommen und als fremd behandelt. Die Gegenüberstellung dieser wahrgenommenen Gleichbehandlung während ihrer Studienzeit in Deutschland und den Differenzerfahrungen im Berufsumfeld in der Schweiz betont nochmals klar den von ihr empfundenen Kontrast zwischen den zwei Aufnahmeländern.

Es wird sichtbar, dass sich Leonor Castro gegen die vorhandenen Stereotype, die sowohl positive als auch negative Zuschreibungen enthalten und im Gewande des Exotismus daherkommen, durchzusetzen versucht. Vehement wehrt sie sich im Berufsalltag gegen die Stereotypisierungen und Ethnisierungen aufgrund ihres Phänotyps und ihrer lateinamerikanischen Herkunft. Sie verweist auf ihr Selbstverständnis, sich als Mexikanerin in keiner Weise als „anders oder unterschiedlich" zu empfinden. Die Formulierung „Ich fühle mich alles, ausser exotisch" dokumentiert deutlich ihr Unverständnis und ihr Unbehagen, dass sie von ihren BerufskollegInnen als „Exotin" wahrgenommen wird. Sie bezieht eine klare Gegenposition zur Kategorisierung der „positiven Anderen". In Leonor Castros Selbstdarstellung lässt sich gleichzeitig ablesen, dass sie im Umgang mit den gängigen Stereotypen und Verallgemeinerungen über lateinamerikanische Frauen empört reagiert und diese anklagt, wie sie mit erhobener Stimme „Es nervt total dieses Exotische" ausdrückt.

Differenzkonstruktionen und Selbstpositionierung im Berufsleben

In der Darstellung der erlebten Stereotype im Berufsleben wird Leonor Castros Gefühl fehlender Akzeptanz und Gleichwertigkeit mit ihren Mitarbeitenden transportiert. Dieses Gefühl weist eine lebensgeschichtliche Relevanz auf. Dies zeigt sich auch in der fortgeführten Erzählung über weitere Differenzerfahrungen aus ihrem Berufsumfeld:

> „Ja, ich bin solchen Vorurteilen begegnet. Sie meinen es gut (…), die Leute sagen: ‚Wir meinen es gut mit diesen Vorurteilen'. Sie denken, dass ich als Mexikanerin mit einem Fiesta-Herz und in einer Fiesta-Welt lebe, oder? Oder dass wir immer unpünktlich sind. Aber ich bin die Pünktlichkeit in Person, makellos pünktlich bin ich. Und dann, das war auch so eine Sache, ein Arbeitskollege, also ein Schweizer aus der gleichen Firma in XX-Stadt, das ist kaum zu glauben, hat mich gefragt, ob es in Mexiko Autos gibt. Als ob ich aus dem Dschungel komme, also wirklich (…). Und ja (…), ich musste mir immer solche Sachen anhören, weil (…), sie merken gar nicht, dass (…)."

Aus dieser Passage geht deutlich Leonor Castros Selbstpositionierung als Frau mexikanischer Herkunft hervor, die im beruflichen Umfeld mit stereotypen Vorstellungen und benevolenten Vorurteilen seitens ihres Vorgesetzten und ihrer männlichen

Arbeitskollegen konfrontiert ist: „Sie denken, dass ich als Mexikanerin mit einem Fiesta-Herz und in einer Fiesta-Welt lebe, oder?". Mit dem Rückversicherungspartikel „oder" scheint sie sich vergewissern zu wollen, dass ich als Interviewerin ihre biographische Erfahrung mit Kulturalisierungen und stereotypen Zuschreibungen sowie gängigen Assoziationen wie etwa „Mexiko – Fiesta – überschwängliche Lebensfreude" verstehe. Es wird deutlich, dass nicht nur negativ, sondern auch positiv gemeinte Stereotype und Vorurteile „der" Lateinamerikanerin, die entweder idealisiert oder romantisiert wird, zur Ungleichwertigkeit beitragen und somit bereits eine Art der Ausgrenzung darstellen.

Leonor Castros Aussage „Sie meinen es gut" veranschaulicht die Schwierigkeit, Rassismus zu identifizieren, der hinter scheinbar harmlosem Lob sowie der Betonung zugeschriebener stereotyper Merkmale verborgen ist. Es fällt auf, dass positive, herzlichkeitsbezogene Zuschreibungen kompetenzbezogenen Zuschreibungen wie Leistungs- und Durchsetzungsstärke, Fleiss und Effizienz vorgezogen werden. Man kann das so interpretieren, dass Leonor Castros Arbeitskollegen ihr „exotisches Anderssein" hervorheben, weil sie sie vermutlich als Rivalin betrachten und die Biographin daher als Bedrohung für ihren eigenen sozialen Status am Arbeitsplatz wahrnehmen.

Während die Erzählerin zwar Betroffenheit über die erlebten natio-ethno-kulturellen und sexistischen Fremdzuschreibungen äussert, präsentiert sie sich als Widerständige und Agierende. In diesem Kontext konstruiert sie sich weniger als „Opfer" aufgrund erfahrener Stereotypisierungen und Vorurteile, sondern nimmt vielmehr eine Angriffshaltung ein. Diese Selbstpositionierung kann auch als eine Strategie der Selbstermächtigung gedeutet werden, die mit einer Opferhaltung nicht kompatibel wäre. Dabei zeigt sie als Reaktion auf die Angriffe der Mitarbeitenden ihr Aktivitätspotential. Offensiv weist Leonor Castro nicht nur die positiven, sondern auch die negativen Zuschreibungen deutlich von sich. So widersetzt sie sich in aller Deutlichkeit in der Selbstbeschreibung dem Generalverdacht, LateinamerikanerInnen seien im Gegensatz zu SchweizerInnen per se unpünktlich, und betont ihre Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit. Sie zeigt sich erbost darüber, ständig beweisen zu müssen, dass sie nicht dem kulturellen Stereotyp der notorisch unpünktlichen Migrantin entspricht. Ihre prononcierte Abwehrhaltung und Skandalisierung der als Unrecht empfundenen Stigmatisierung lässt sich als Reaktion auf erlittene Kränkung und Scham sowie als Reaktion auf die Bedrohung der eigenen Person verstehen. Ihr inneres Auflehnen gegenüber Zuschreibungen von Andersartigkeit im beruflichen Lebensbereich sowie der Widerstand gegenüber LateinamerikanerInnen zugeschriebenen negativen Eigenschaften kann als eine Verteidigungsstrategie verstanden werden, um den Selbstwert zu schützen. Leonor Castro zeigt sich also kämpferisch in schwierigen Lebenssituationen, um dadurch biographisch handlungsfähig zu bleiben.

Die Biographin stellt die Erfahrung als „exotisch" am Arbeitsplatz betrachtet zu werden als eine Kränkung dar, weil sie sich dadurch als nicht gleichwertig und als „Fremde" markiert fühlt. Sie relativiert und verharmlost gleichzeitig aber diese negativen Erlebnisse, indem sie anfügt, dass die Mitarbeitenden gute Absichten trotz ihrer Vorurteile hätten. Damit versucht sie eine sinnhafte Erklärung zu finden und Verständnis aufzubringen. Die erlebte Differenzerfahrung unterstreicht allerdings ihren Migrantin-Status, der nicht wertfrei, sondern mit einem Stigma behaftet ist. Die Relativierung kann deshalb als Abwehrreaktion verstanden werden, um ein Gefühl der Ablehnung abzufedern und so ihr Selbstwertgefühl zu schützen.

Die biographische Bedeutsamkeit der Erfahrung, im Berufsleben als Exotin stereotypisiert zu werden, kommt immer wieder zum Ausdruck, da Leonor Castro den Aspekt der Exotisierung von Frauen aus Mexiko oft wiederholt. Sie äussert, dass sie sich nicht in ihren individuellen Fähigkeiten sowie als gut qualifizierte Frau und Führungskraft wahrgenommen fühlt und verdeutlicht, dass nicht ihr Wissen und ihre Kompetenzen im Vordergrund stehen, sondern ethnische Kategorien.

Im Weiteren folgt im Text eine Ankündigung „Und dann, das war auch so eine Sache", mit der sie die Erzählwürdigkeit der Geschichte begründet und die Bedeutsamkeit des Folgenden unterstreicht. Auf den ersten Blick mag die Frage des Arbeitskollegen, ob es im Herkunftsland der Biographin Motorwagen gibt, als eine scheinbar „harmloses" Erkundigen nach der Verkehrssituation in Mexiko erscheinen, die vielleicht nicht rassistisch gemeint war. Bei näherem Hinschauen scheint die Frage allerdings von einem eurozentristischen Denken geprägt zu sein, das auf der Vorstellung beruht, Mexiko stehe der Schweiz bezüglich technologischem Fortschritt und zivilisatorischer Entwicklung nach. Es entsteht auch der Eindruck, Leonor Castros Arbeitskollege stelle sich Mexiko als „unterentwickeltes Drittweltland" vor, in dem sich die Menschen hauptsächlich „auf Eseln reitend" fortbewegen. Seine Frage impliziert so einen angeblichen Modernisierungsrückstand, was subtil eine Abwertung der Herkunftsregion der Biographin bedeutet, aber nicht gleich als solche erkennbar ist. Die Frage des Arbeitskollegen, „ob es in Mexiko Autos gibt", lässt sich also als unterschwelliger Alltagsrassismus deuten.

Die anschliessende Aussage Leonor Castros „Als ob ich aus dem Dschungel komme" veranschaulicht, dass sie die Frage des Kollegen als eine rassistisch anmutende Äusserung wahrnimmt, die bei ihr Gefühle der Scham, aber auch der Erzürnung hervorruft. Ihr ohnmächtiger Zorn kann hier als emotionale Reaktion gedeutet werden, mit der sie auf einen Schmerz reagiert und zeigt, dass eine Grenze überschritten wurde. Sie definiert sich als Frau mit akademischer Bildung, mit akademischem Familienhintergrund sowie als Tochter aus einem städtischen oberen Mittelschichtshaushalt, der in Mexiko über kulturelles, ökonomisches und soziales Kapital verfügt, und aus einer Metropole mit über 20 Millionen Einwohnern kommt. Rassismus im Berufsleben zeigt sich an dieser Grenzüberschreitung des Kollegen in seiner subtilen Form. Zugleich veranschaulicht ihre Exklamation ihren Ärger und ihre Machtlosigkeit. Das negative Bild einer Mexikanerin, das ihr Arbeitskollege von ihr zu zeichnen versucht und damit sein Gefühl der Überlegenheit sowie Macht zu demonstrieren scheint, alarmiert die Biographin so sehr, dass sie es so nicht stehen lassen will. Sie reagiert unwirsch auf die Bedrohung ihres Selbstbildes und wehrt sich gegen diese Herabwürdigung. Die Verwendung der Wörter „also wirklich" untermauert ihre emotionale Entrüstung. Sie scheint sich im beruflichen Alltag rassistisch beleidigt sowie als unzivilisierter und rückständiger Mensch stigmatisiert zu fühlen. Leonor Castro steht dieser verletzenden Äusserung fassungslos und zugleich entsetzt gegenüber, was sie mit den Worten „kaum zu glauben" zum Ausdruck bringt. Gleichzeitig betont sie mit dieser Bewertung den Ausnahmecharakter dieser Erfahrung.

Die biographische Relevanz für Leonor Castro, im Berufsalltag zum Ziel rassistisch motivierter Vorurteile und ethnisierender Stereotype zu werden, liesse sich auch im Kontext der Wiederholung der biographischen Erfahrung, als Indigene in Mexiko beschimpft worden zu sein und sich ausgeschlossen gefühlt zu haben, verorten. Die Erinnerung an die Stigmatisierungserfahrung könnte somit als ein weiterer Grund

für ihre starke emotionale Reaktion herangezogen werden. Insgesamt lässt sich bei der Biographin beobachten, dass sie als Strategie des Widerstandes gegen negative Zuschreibungen und Defizitkonzepte über Migrantinnen aus Lateinamerika mit Aufbegehren reagiert, sich wehrt und darauf verzichtet, eine Opferhaltung einzunehmen.

An der Frage des Arbeitskollegen lässt sich deutlich erkennen, dass die Erzählerin einer „Othering-Erfahrung“[10] am Arbeitsplatz ausgesetzt ist. Wie Castro Varela und Mecheril (2016: 16) beschrieben haben, produzieren und bestätigen rassistische Zuschreibungen – teilweise subtil und unabhängig von den Absichten der beteiligten AkteurInnen – Verhältnisse der Dominanz zwischen zwei Gruppen mit Hilfe von Herabwürdigungsprozessen. Leonor Castros Mitarbeitender teilt offenbar Menschen in Gruppen ein, indem er eine Unterscheidung zwischen „wir“ und „sie“ vornimmt. Seine abwertende Haltung drückt aus, dass er mögliche Differenzen zwischen der „Wir“-Gesellschaft und „den Anderen“ damit gleichsetzt, die eine Gruppe für höherwertig und die andere für minderwertig zu halten. Dabei bewertet er „sie“, in diesem Fall „die Mexikaner“ als unzivilisiert, rückständig, wenig entwickelt, während für ihn „wir“, hier „die Schweizer“, zivilisiert, modern und fortschrittlich sind. Ob der rassistisch anmutende Spruch des Arbeitskollegen aus einem Konkurrenzgefühl heraus gemacht wurde, bleibt unklar.

Im letzten Satz bricht Leonor Castro ihre Erzählung ab, ohne das Pronomen „sie“ zu präzisieren, wobei davon ausgegangen werden kann, dass ihre ArbeitskollegInnen und Vorgesetzten gemeint sind. Der Satzabbruch am Ende der Passage „sie merken gar nicht, dass (…)“ könnte darauf verweisen, dass es ihr unangenehm ist über ihre Erfahrungen zu sprechen und sie daher den wesentlichen Teil des Satzes nicht ausspricht. In diesem Sinne könnte der unterbrochene Satz als Ausdruck ihrer Ergriffenheit gedeutet werden. Ergriffen darüber, dass ihre Mitarbeitenden und Vorgesetzten, denen Einfühlungsvermögen zu fehlen scheint, offenbar nicht bewusst ist, mit ihren stigmatisierenden und rassistischen Zuschreibungen und stereotypisierenden Worten verletzen zu können. Der unvollendete Satz von Leonor Castro kann hier als Resultat von Abwehr verstanden werden, bei der sie ihre Erinnerung an schmerzhafte Erfahrungen nur soweit ausspricht, dass sie nicht bedrohlich werden. Es wird auch deutlich, dass die Biographin ausbleibende Anerkennung und zwischenmenschliche Wertschätzung am Arbeitsplatz auf ihre Zugehörigkeit zu einer Minderheit zurückführt und beides sich auf ihr psychisches Befinden auswirkt.

Insgesamt scheinen diese belastenden Rahmenbedingungen des beruflichen Umfeldes in Leonor Castro ein beklemmendes Gefühl zu hinterlassen: Sowohl hat sie das Gefühl, bei der Arbeit nicht willkommen zu sein als auch, auf ihre „exotische Andersartigkeit“ reduziert zu werden. Es kann angenommen werden, dass diese Erfahrungen am Arbeitsplatz eine psychosoziale Bedeutung in der biographischen Entwicklung Leonor Castros einnehmen.

---

10 Das Konzept des „Otherings“, das als eines der wichtigsten Konzepte postkolonialer Studien gilt und auf den Literaturwissenschaftler Edward Said zurückgeht, beschreibt den Prozess des „Fremdmachens“. Der Mechanismus des „Otherings“ besteht nicht nur in der Differenzierung des „Eigenen“ vom „Anderen“, sondern dient auch dazu, bestimmte Menschen von einer gesellschaftlich dominanten Wir-Gruppe als nicht dazugehörig abzugrenzen (Castro Varela und Dhawan 2004: 66).

Einsamkeitserfahrungen in der Migration

Nach einer kurzen Pause führt Leonor Castro ihre biographische Selbstpräsentation nun weiter und berichtet über ihre weitere Berufsbiographie in der Schweiz. Aus der Erzählung ihrer Migrationsgeschichte wird ein reflexiver Zugang zu ihren Erfahrungen deutlich. Die emotionale Belastung im Zusammenhang mit der Anfangszeit der Migration wird durch das Gefühl des Alleinseins vermittelt. Im Berufsalltag leistete Leonor Castro intensiven Einsatz, wie sie nicht vergisst zu betonen, im ausserberuflichen Alltag empfand sie Einsamkeit. Nachfolgend führt die Biographin die Zeit des Sich-Einlebens in einem neuen Land aus. Dabei erzählt sie wenig detailliert und scheinbar distanziert, doch die dazugehörigen Emotionen stehen im Raum:

> „Ich war zwei Jahre in XX-Stadt, aber ich habe mich nicht angenommen gefühlt (...). Ich hatte keinen Kontakt zu niemand gehabt. Ich war sehr einsam (...), aber, wenn ich arbeitete, und ich habe immer viel gearbeitet, ja, dann war es gut (...). Ich hatte mir eine Wohnung gegenüber der Firma gemietet und als ich nach Hause kam und alleine war, habe ich nur gesoffen (lacht)."

Dieser Erzählabschnitt steht in grossem Gegensatz zur vorherigen Beschreibung des mühelosen Zuzugs in die Schweiz. Aus der rückblickenden Perspektive thematisiert Leonor Castro schwierige Migrationserfahrungen und rekonstruiert die Migration nicht mehr als problemlos. Vielmehr wird die Einreise in die Deutschschweiz als biographischer Einschnitt dargestellt. Es ist auffällig, dass sie sich nicht mehr als erfolgsverwöhnte Frau präsentiert, auch das im Gegensatz zur vorherigen Selbstdarstellung. Zunächst rahmt sie die Erzählung durch ihre Äusserung ein: „Ich war zwei Jahre in XX-Stadt, aber ich habe mich nicht angenommen gefühlt". Damit gewährt sie einen Einblick in ihr Innenleben. Sie veranschaulicht ihr Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit und des sich Nicht-Akzeptiert-Fühlens. Wenngleich unklar bleibt, ob es sich um Ablehnungen im gesellschaftlichen oder im beruflichen Kontext handelt, kann vermutet werden, dass sie sich hier auf beides bezieht.

In den darauffolgenden Zeilen wird deutlich, dass als Folge des Verlassens ihres Herkunftslands und des dazugehörigen Bezugssystems die ersten beiden Jahren ihres Aufenthalts in der Schweiz mit Einsamkeitsgefühlen verbunden sind, wie das Zitat „Ich war sehr einsam" in aller Klarheit bezeugt. Es ist zu vermuten, dass diese Phase der Trennung von Familie und FreundInnen in Mexiko zu einer erhöhten Vulnerabilität hinsichtlich psychischer Erkrankungen führen kann. Es scheint, als habe die Biographin die Herausforderungen einer Migration, die einen Wechsel zu einem neuen soziokulturellen Umfeld bedeutet sowie mit vielen Veränderungen und häufig mit einem Verlustschmerz verbunden sind, möglicherweise unterschätzt. Sie hat offenbar nicht damit gerechnet, während der Anfangszeit der Migration mit diesen Schwierigkeiten konfrontiert werden zu können. Vielmehr scheint sie auch in der Schweiz von einer beruflichen wie auch einer sozialen Anschlussfähigkeit und Akzeptanz ausgegangen zu sein. Ihre Darstellungsweise erweckt ferner den Eindruck, dass die Biographin der Annahme war, einem kosmopolitischen und weltoffenen Land zu begegnen, das Zugezogene willkommen heisst. Die Bilanzierung dieser Lebensphase lässt erkennen, dass die Hoffnung auf ein neues und erfülltes Leben, die mit der Migration einherging, einer Enttäuschung weicht. Diese macht Leonor Castro vor allem an ihren fehlenden sozialen Kontakten und damit verbundener Einsamkeitserfahrung

fest. Hinter der Enttäuschung befindet sich letztlich ein Schmerz: sich abgelehnt fühlen und sich als nicht zugehörig zu erleben. Diese Gefühle der sozialen Ablehnung und Einsamkeit stehen in Kontrast zu ihren Erfahrungen während ihres Deutschlandaufenthalts als Studentin, wo sie sich angenommen fühlte, zahlreiche KommilitonInnen hatte und voller Vorfreude und Neugier auf Neues und Unbekanntes blickte.

Im weiteren Textabschnitt folgt unvermittelt eine positive Evaluation der Berufstätigkeit, die sich auf ihr psychisches Wohlbefinden ausgleichend auszuwirken scheint: „Aber wenn ich arbeitete, und ich habe immer viel gearbeitet, ja, dann war es gut“. Die Aussage veranschaulicht, dass trotz grosser Arbeitsleistung, ihre Konzentration auf den Beruf sowie das Tätigsein sie tagsüber vom Gefühl des Alleinseins ablenkt. Damit zeichnet sich in der ersten Migrationsphase die Funktion ihrer Arbeit deutlich ab: Sie ist ein Ersatz für Einsamkeit und Isolation. Es ist zudem davon auszugehen, dass Leonor Castro für ihre ausgeprägte Leistungsbereitschaft bei der Arbeit Anerkennung und Wertschätzung erfährt, was ihr guttut. Daher flüchtet sie sich in Beschäftigung. In ihrer Selbstdeutung betrachtet sie Leistungs- und Arbeitswilligkeit als positive Eigenschaften, die ihr Wesen konstituieren, und nicht als ein reaktives Verhalten. Eine andere Lesart wäre, dass sie aus der Furcht, als Migrantin beruflich zu versagen, eine gesteigerte Arbeitsleistung an den Tag legt.

Leonor Castro pflegte auch in ihrer Freizeit keinen Kontakt zu Personen aus Lateinamerika, wie sie mir im Nachfrageteil sagte. Somit hatte sie in den ersten Jahren der Migration keine FreundInnen oder Familienangehörige, denen sie sich anvertrauen oder mit denen sie sich austauschen konnte. Die Entzauberung durch fehlendes Zugehörigkeitsgefühl und Erfahrungen ethnisch-kultureller Fremdzuschreibungen, die sie als kränkend empfand, veranlassen die Biographin, sich innerlich zurückzuziehen. Somit wählt Leonor Castro sowohl den inneren als auch den äusseren Rückzug als individuelle Verarbeitungsstrategie im Umgang mit negativen Emotionen; eine Strategie, die sich bereits in ihrer Kindheitserzählung rekonstruieren liess.

Die Biographin macht nach dem Verweis, sich im Rahmen ihrer Berufstätigkeit wohlgefühlt zu haben, eine auffällig lange Pause. In der Erzählung über das Leben in der Migration wird zudem sichtbar, dass Leonor Castro für die Zeit ausserhalb der Arbeit Alkoholkonsum als Bewältigungsstrategie benutzt. Mit dem Trinken versucht sie sich offenbar von ihrer einsamen Situation abzulenken und dabei Gefühle zu verdrängen, die sie nicht aushalten kann. Dass „niemand da ist“, war unaushaltbar. Alkohol bietet ihr Ersatz für soziale Akzeptanz und Geborgenheit. Es scheint, dass sie sich nicht erlaubt zu fühlen, was sie fühlt, sondern ihre Gefühle unterdrückt. Das abendliche Alkoholtrinken nach der Arbeit als Reaktion auf diese neue und aufreibende Lebenssituation verdeutlicht gleichzeitig, wie viel sich durch die Migration in Leonor Castros Leben verändert hat und wie emotional überwältigend diese anfängliche Phase des Migrationsprozesses für sie ist. Der Rausch nach dem Alkoholkonsum kontrastiert symbolisch ihr Gefühl der Ernüchterung; eine Ernüchterung, die im Hinblick auf ihre Träume mit einer Desillusionierung einherzugehen scheint.

Das Feststellen dessen, was aus ihren anfänglichen Erwartungen und fast schon euphorisch anmutenden Gefühlen im Zusammenhang mit der freiwilligen Migration geworden ist, macht im vorliegenden Zitat einem resignierten Selbsthohn Platz. Einerseits lässt sich ihr Lachen am Satzende dahingehend deuten, dass sie sich von der Erinnerung an die Anfangszeit nach der Migration zu distanzieren versucht, andererseits soll das Lachen scheinbar ein Schamgefühl überdecken. Sie empfindet

Scham darüber, dass sie, auf der Suche nach Entspannung nach einem anstrengenden Arbeitsalltag und um Abstand von ihren Einsamkeitsgefühlen zu gewinnen sowie dem inneren und äusseren Erfolgsdruck standzuhalten, im Trinken eine Erleichterung findet. Allerdings lässt Leonor Castro in diesem Lebensabschnitt ihre Biographie nicht durch eine Verlaufskurvenerfahrung beherrschen. Trotz drohender Krise zeigt sie sich in der Lage, handlungsaktiv zu bleiben. Sie erweist sich als fähig, ihr Leben intentional zu gestalten, indem sie ihre berufliche Verwirklichung und ihren Wunsch, die Karriereleiter zu erklimmen, weiterhin in den Vordergrund stellt.

Binationale Ehe und der Wunsch nach einer egalitären Beziehung

Als sie im Jahr 2005 ein lukratives Angebot von einer Schweizer Firma im Finanzbereich, die international ausgerichtet ist, bekam, nahm die Biographin dieses an. Sie erklärt dazu: „Ich wurde rekrutiert für die neue Stelle, also, ich musste mich nicht selber bewerben, weil ich gute Arbeit leistete und ja, sie haben mich mit Geld gelockt." Es fällt hier besonders ins Auge, dass Leonor Castro in ihrer Selbstpräsentation weiterhin bemüht ist, das Bild einer leistungsorientierten und kompetenten Frau zu vermitteln. Sie zeigt ein hohes Mass an Zufriedenheit und Selbstvertrauen in Bezug auf ihr eigenes Können. Hierbei bringt sie explizit ihren Berufserfolg mit ihrer Leistung und ihren persönlichen Fähigkeiten in einen Zusammenhang. Ihre Arbeitsleistung dient der positiven Selbstdarstellung. Es ist ersichtlich, dass die gute Bewertung ihrer Leistungskompetenz für ihr Selbstverständnis äusserst bedeutsam ist. Insgesamt wird evident, dass die Biographin in ihrer Erzählung immer wieder den hohen Stellenwert, den die Arbeit in ihrem Leben einnimmt, hervorhebt. Sie definiert ihren Selbstwert stark über ihre berufliche Tätigkeit. Diese Interpretation legt nahe, dass die Berufstätigkeit ein zentrales identitätsstiftendes Merkmal für Leonor Castro darstellt bzw. Teil ihrer personalen Identität ist.

Leonor Castro zog also in eine andere Grossstadt innerhalb der deutschsprachigen Schweiz um. Sie erzählt, dass sie in der neuen Firma zwar eine etwas niedrigere Position als zuvor innehatte, allerdings war ihr Gehalt wesentlich höher. Die neue Stelle bedeutete für die Biographin, weit mehr als die üblichen Arbeitsstunden arbeiten zu müssen, sich unter ständigem Zeit- und Termindruck zu befinden und mit viel Verantwortung konfrontiert gewesen zu sein. Darüber hinaus berichtet sie, dass sie in der neuen Firma „Head of Latin America" war, was zahlreiche Geschäftsreisen nach Lateinamerika implizierte. Die Erzählerin präsentiert sich auch hier als beruflich ehrgeizige Frau, die es zu etwas bringen will. Mit dem Arbeitsstellenwechsel knüpfte sie neue Kontakte. Gelegentlich unternahm sie etwas mit ihren neuen ArbeitskollegInnen nach der Arbeit oder verabredete sich zu einem Feierabendgetränk. Diese neuen sozialen Kontakte standen in Kontrast zu der Erfahrung sozialer Isolation im vormaligen Wohnort. Es hat den Anschein, dass Leonor Castro ihre negativen Erfahrungen zu Beginn des Migrationsprozesses als handlungs- und orientierungserweiternde Erfahrungen konzipiert.

Während dieser Zeit, knapp zwei Jahre nach der Einreise in die Schweiz, lernt Leonor Castro ihren zukünftigen Ehemann kennen. Sie beschreibt die Begegnung mit ihm als: „Es war nicht Liebe auf den ersten Blick. Ich bin überhaupt nicht romantisch und solche Sachen, aber bei ihm hat es sofort gepasst". Aus Freundschaft, so berichtet die Biographin, entwickelte sich mit der Zeit eine Liebesbeziehung, die schliesslich ein Jahr später zu einer binationalen Ehe führte. Sie war begeistert davon, dass er „sehr

ordentlich in seiner Art und Weise" war, und fand ihn sehr attraktiv. Hier scheint sie selber das stereotype Bild des ordnungsliebenden, organisierten und zuverlässigen Schweizer Mannes zu implizieren. Er sei „verständnisvoller und anders als die Mexikaner", sagt sie. Seine Umgangsformen und Höflichkeit entsprachen genau ihren Vorstellungen, wie ein Mann zu sein habe. Sie führt weiter aus: „Das Gute in der Schweiz ist, dass ich einen Mann gefunden habe, der für mich richtig ist, den ich in Mexiko nie hätte finden können, da bin ich mir sicher". Die Biographin scheint mit dem Vergleich ihres europäischen Partners mit Männern aus Mexiko ihre Unzufriedenheit mit der Macho-Ideologie und den ungleichen Geschlechterverhältnissen in ihrem Herkunftsland zu illustrieren. Dabei schneiden die Männer aus Mexiko schlecht ab. Zugleich lässt sich eine Idealisierung des Europäers herauslesen. Leonor Castro führt weiter aus, bei ihrem Partner gleich eine „Stabilität" gefunden zu haben. Ob sich hier die Biographin auf ein inneres Geborgenheitsgefühl oder sich darauf bezieht, dass sich beide Partner auf die Beziehung einlassen und das als Stabilitätsfaktor für ihre Ehe fungiert, ist nicht eindeutig. Insgesamt äussert sich Leonor Castro sehr positiv über ihren Ehemann. Dabei betont sie, besonders von seinem ihr gegenüber rücksichtsvollen und aufmerksamen Verhalten beeindruckt gewesen zu sein. Die Hochzeit fand schliesslich in der Zentralschweiz an einem See statt, für die ihre Eltern, ihre Schwester und einige weitere Verwandte aus Mexiko angereist waren.

Ihr Mann, der in der Deutschschweiz als Sohn eines Österreichers und einer Italienerin geboren wurde, wuchs zusammen mit seinem Bruder in einer Mittelschichtsfamilie mit wenig Bildungsaspiration auf. Die Eltern des Ehemannes hatten sich in der Schweiz kennengelernt. Leonor Castro berichtet weiter, dass ihr knapp zehn Jahre älterer Ehemann eine kaufmännische Ausbildung absolviert hatte und als Sachbearbeiter bei einer Versicherungsanstalt tätig ist. Ihr Mann weist somit ein geringeres Bildungsniveau und einen geringeren sozioökonomischen Status als sie auf. Die binationale Ehe, die in der Migration geschlossen wird, markiert einen Wendepunkt in Leonor Castros Biographie:

> „Ich hatte einen Lebensplan, ein Ziel für mein Leben und ja (...), dann habe ich den Partner fürs Leben gefunden, weil wir die gleichen Ziele gehabt haben und dass er ein Europäer ist, ist für mich viel besser, weil (...) in meinem Fall gibt es nur positive Aspekte. Es ist (...), die Ehe ist schon schwierig an sich, es ist ein Nehmen und Geben, die ganze Zeit. Aber ich denke, es kommt darauf an, wie die Ehe konstruiert ist, oder? Was für ein Weg sich ein Ehepaar gewünscht hat. Wie z.B. beim Kinderwunsch (...). Das war nicht mein Plan und auch nicht von meinem Mann. Und genauso war es mit der Hausarbeit. Mir war immer (...) wie sagt man das auf Deutsch? Igualdad de género?[11] Genau, Geschlechtergleichheit. Ja, das ist etwas ganz Wichtiges, weil ich (...), ich habe ihm immer gesagt, dass (...), da es seine zweite Ehe war, dass ich völlig unabhängig bin und immer sein werde. Ja, für mich ist die Unabhängigkeit in der Partnerschaft sehr wichtig. Also, man unterstützt sich jeden Tag und man ist für einander da natürlich, aber wenn die Rollen nicht geklärt sind, dann wird es immer zu Konflikten kommen. Unsere Rollen waren immer sehr klar. Jeder arbeitet, jeder verdient sein eigenes Geld und wir beide machen unsere kleine Familie zu zweit. Ungefähr so. Also habe ich selber einen Ehevertrag gemacht, in welchem drinsteht, dass alles getrennt wird, dass mein Verdienst

11 Ich übersetze ihr den Begriff mit Geschlechtergleichheit.

> meines ist und dass sein Verdienst seines ist. Ich habe aber nicht damit gerechnet, dass ich meinen Job verlieren würde."

In diesem Textsegment wird deutlich, dass die Biographin unter der Stabilität, die sie weiter oben erwähnt hatte, ähnliche Vorstellungen beider Partner in einer Lebensgemeinschaft versteht, die die Ehe bestimmen. Ihr eigener biographischer Entwurf lässt sich mit ihrer binationalen Ehe vereinbaren. Vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen mit ihrem ehemaligen mexikanischen Verlobten, als sie merkte, eine Heirat würde das Ende ihrer Selbstbestimmung und wirtschaftlichen Unabhängigkeit als Frau bedeuten, verdeutlicht diese Passage, dass Leonor Castro bei der Wahl ihres europäischen Ehepartners vom Wunsch nach einer gleichberechtigten Geschlechterbeziehung geleitet ist.[12] Heiraten und trotzdem (finanziell) autonom bleiben, ist ihre Vorstellung eines erfüllten Lebens. Mit der Betonung der persönlichen Bedeutung von egalitären Verhältnissen innerhalb einer ehelichen Partnerschaft zeigt die Biographin nicht nur ihre Erwartung an Geschlechterverhältnisse, sondern auch, dass Heiraten im Rahmen von patriarchalen Geschlechterverhältnissen auf keinen Fall für sie in Frage kommt und sie keine geschlechtsspezifische Rollenerwartung erfüllen möchte. Die Passage verdeutlicht ferner, dass sich beide Ehepartner bei der Frage der Familiengründung einig sind und keine gemeinsamen Kinder wünschen. Dies lässt sich so deuten, dass Leonor Castro eine Vereinbarkeit von Beruf und Kindern für sehr schwierig hält. Dabei steht für sie offensichtlich die berufliche Verwirklichung im Vordergrund, während ihr Mann sowieso auf eine weitere Familienplanung zu verzichten scheint, da er zum Zeitpunkt der Eheschliessung bereits ein sieben- und ein neunjähriges Kind hat. Ein Grund für die für ihn abgeschlossene Familienplanung ist womöglich auch seine finanzielle Situation.

Ihre binationale Ehe stellt für die Biographin keine wirtschaftliche Verbesserung dar. Im Gegenteil. Der Umstand, dass Leonor Castro zu diesem Zeitpunkt doppelt so viel wie ihr Ehemann verdient und er im Vergleich zu ihr einer status-niedrigeren Erwerbsarbeit nachgeht, ist für die Paarbeziehung nicht konfliktträchtig. Aus Leonor Castros lebensgeschichtlicher Narration lässt sich allerdings ein asymmetrisches Machtverhältnis zwischen ihr und ihrem Ehemann rekonstruieren. Im Vergleich zu ihrem Mann nimmt Leonor Castro in Bezug auf Bildung, Beruf sowie Schichtzugehörigkeit einen höheren Status ein. Zudem befindet sie sich als berufstätige Frau aufgrund ihrer finanziellen Ressourcen in einer machtvolleren Position innerhalb dieser binationalen ehelichen Beziehung. Ihr Mann, der in der Schweiz geboren ist, Schweizerdeutsch als Muttersprache spricht, äusserlich mit seinen hellen Haaren und heller Haut mitteleuropäisch aussieht und in der Schweiz seine Ausbildung absolvierte, nimmt indes auf einer symbolischen Ebene eine überlegene Position ein. Mit der binationalen Eheschliessung erfolgt aber für die Biographin ein sozialer Statusabstieg, da letztlich ihre Familie einen höheren sozioökonomischen Status verglichen mit demjenigen ihres Mannes hat. Zu diesem Zeitpunkt ist der Machtunterschied zwischen der

---

12 Vgl. Riaño (2011: 266-267), die in ihrer Studie festgestellt hat, dass viele Migrantinnen kritisch gegenüber Geschlechterungleichheiten in ihren Herkunftsländern geworden sind. Einige Frauen nehmen an, durch die Heirat mit einem Europäer eine gleichberechtigtere Beziehung als mit einem Mann aus ihrem Land einzugehen.

Biographin und ihrem Ehemann allerdings nicht so bedeutsam, dass dieser auf eine hierarchische Unterordnung eines jeweiligen Partners hinweisen würde.

In einer Hintergrundkonstruktion informiert Leonor Castro darüber, dass ihr Ehemann bereits einmal verheiratet war. Im Nachfrageteil spezifiziert sie, dass er in seiner ersten Ehe nach dem „traditionellen" männlichen Ernährer-Modell lebte. Seine damalige Frau, eine Schweizerin, war nach der Geburt der Kinder nicht mehr berufstätig und kümmerte sich um die Kindererziehung und den Haushalt. Seit der Scheidung entrichtete er sowohl für seine zwei schulpflichtigen Söhne, die bei der Mutter leben, wie auch für seine Ex-Frau Alimente. Nach Bezahlung der Unterhaltspflichten bliebe ihrem Mann nicht sehr viel Geld übrig, merkte die Biographin leicht verärgert an. Sie ist der Meinung, seine Ex-Frau könne ebenfalls erwerbstätig sein, da die Kinder inzwischen zur Schule gehen würden. Der Konstruktion von Differenz, die Leonor Castro selber vornimmt, liegt ein unausgesprochener, hierarchisierender Vergleich mit der Schweizer Ex-Frau zugrunde, die das Gegenteil der erfolgreichen und berufstätigen Frau verkörpert. Damit scheint Leonor Castro ihr eigenes emanzipiertes Verhalten unterstreichen zu wollen. Auffallend ist hier, dass ihr Ehemann offenbar keine Mühe hat, seine Versorgerrolle aufzugeben und von einem „traditionellen" zu einem gleichberechtigten Geschlechterarrangement zu wechseln. Auf meine Frage, was sie mit „genauso war es mit der Hausarbeit" meinte, explizierte sie im Nachfrageteil, dass zum damaligen Zeitpunkt die häusliche Aufgabenverteilung klar geregelt war. Da beide vollzeitbeschäftigt waren, hatten sie eine Haushaltshilfe angestellt, so wie Leonor Castro es in Mexiko gewohnt war. Die übrige anfallende Hausarbeit wurde gemeinsam erledigt. Damit distanziert sich die Biographin von herkömmlichen Geschlechterordnungen und verweist auf die hohe Bedeutung, die eine egalitäre Arbeitsaufteilung in der Ehe für sie hat.

Nach diesem Einschub kehren wir in der Erzählung erneut zur Beschreibung Leonor Castros Unabhängigkeit zurück, die sie auch als Ehefrau nicht aufgeben will. Mit der Aussage „dass ich völlig unabhängig bin und immer sein werde" bringt sie deutlich ihr emanzipatives und autonomes Selbstverständnis zum Ausdruck. Daraus lässt sich Leonor Castros subjektive Relevanz ihrer Erwerbsarbeit rekonstruieren, die ihr nicht nur das Aufrechterhalten ihrer Selbstständigkeit ermöglicht, sondern auch die Möglichkeit die finanzielle Sicherheit ihres Lebens, den sozialen Status und ihre soziale Anerkennung beizubehalten. Für die Biographin stehen Erwerbstätigkeit und finanzielles Einkommen in einem direkten Verhältnis zu Unabhängigkeit und Selbstbestimmung. Einen potentiellen Verlust ihrer ökonomischen Selbstständigkeit scheint sie als Bedrohung und als Einengung ihres Handlungsspielraums als migrierte Frau zu betrachten. Mit einem Ehevertrag will die Biographin offenbar sicherstellen, dass sie ihre eigene finanzielle Autonomie bewahren kann. Für sie bedeutet die Eheschliessung nicht das Aufheben der Grenzen zwischen Mein und Dein, sondern eher Gütertrennung, damit im Fall einer Scheidung ihr Vermögen von dem ihres Ehemannes getrennt bleibt. Gleichzeitig scheint sie ihrem Mann beweisen zu wollen, dass sie es nicht auf sein Geld abgesehen hat. Sie widersetzt sich so den gängigen Stereotypen und Vorurteilen über die materiellen Interessen von Lateinamerikanerinnen. Des Weiteren scheint sie sich vor den weitläufigen Anschuldigungen schützen zu wollen, dass Frauen aus Lateinamerika keine Liebesheirat eingehen, sondern als Opportunistinnen nur eine legale oder unbefristete Aufenthaltsbewilligung erlangen wollen bzw. eine Interessenehe mit einem Schweizer zum Zwecke einer Einbürgerung eingehen.

So zwingt der Ehevertrag in diesem Fall beide Partner vor der Hochzeit, über alle geschäftlichen Angelegenheiten zu sprechen, Leonor Castros mehrjährige Berufserfahrung als Juristin wird hier erkennbar. Am Ende des Abschnitts führt sie dann in das für sie biographisch äusserst relevante Thema ein: Den Verlust des Arbeitsplatzes.

Arbeitsplatzverlust und die Auswirkungen auf die psychische Gesundheit

Die nun folgende Passage gibt besonderen Aufschluss über eine wichtige biographische Station im Leben der Erzählerin: Sie thematisiert den Arbeitsplatzverlust fast drei Jahre nach ihrer Einstellung. Diesem schwerwiegenden Verlusterlebnis folgt Ende des Jahres 2007, viereinhalb Jahre nach ihrer Migration, die erste Erkrankung an einer Depression in der Schweiz.

> „Und (…), und dann plötzlich bekam ich die Kündigung. Einfach so. Das war ein richtiger Schock in meinem Leben (…). Ich weiss bis heute noch nicht warum, weil, es gab kein Grund warum sie mich (…). Sie haben mich gerufen, also mein Vorgesetzter zusammen mit der Head of Human Resources und sie haben mir gesagt, ich sei eine ganz liebe Person, sie haben mich als Person sehr gerne, sie schätzen, dass ich ihnen viele Kunden gebracht habe, aber die Firma hat sich entschieden sich von mir zu trennen. Das war (…), das war echt schlimm. Ich verstehe immer noch nicht, was da passiert ist (…). Ich habe einen absoluten Schock bekommen. Und (…) danach kam eine ganz depressive Phase, wo ich fast meine Sachen gepackt habe. Nicht fast, ich habe meine Sachen gepackt und ich wollte wieder zurück nach Mexiko, weil (…) ohne Job wollte ich nicht bleiben. Aber da ich schon verheiratet war, sind wir geblieben."

Dieser Textabschnitt dokumentiert eindringlich die Wirkung der Kündigung auf die Biographin. Es gilt im Folgenden diese Situation in den Kontext der gesamtbiographischen und migrationsspezifischen Erfahrungen Leonor Castros zu stellen. Der unfreiwillige Stellenverlust wird als eine dramatische Erfahrung erlebt, die mit einer Erleidensverlaufskurve verbunden ist. Vor dem Hintergrund des bisher Diskutierten lässt sich Leonor Castros erste Kündigungserfahrung in ihrem Leben als ein biographischer Bruch rekonstruieren. Ihr geht es in dieser Präsentation darum aufzuzeigen, wann ihre „depressive Phase" einsetzte und wodurch sie bedingt wurde. In der Rekonstruktion zeigt sich, dass der Arbeitsplatzverlust für Leonor Castro eine enorme Belastung darstellt, die subjektiv sehr bedeutsam und von starken Emotionen geprägt ist. Die Entlassung erfolgte knapp drei Jahre nach ihrem Stellenantritt im Unternehmen ohne Vorwarnung. Die Ausdrücke „plötzlich" und „einfach so" zeigen, dass sie von der Kündigung völlig überrascht wird und gänzlich ahnungslos war.

Diese einschneidende Bedeutung der Kündigungserfahrung lässt sich dadurch begründen, dass Leonor Castros Laufbahn bisher immer gradlinig verlaufen war. Berufliche Rückschläge kannte sie nicht. Sie erlebt daher den abrupten Stellenverlust als ein massiv belastendes Lebensereignis, das eine seelische Erschütterung nach sich zieht. Das plötzlich hereinbrechende Ereignis ruft bei der Biographin heftige Gefühle hervor und löst eine umfassende Krise aus. Als Leonor Castro über diesen unerwarteten Verlust der Arbeitsstelle spricht, ist ihr Schmerz deutlich spürbar. Die zahlreichen Satzabbrüche und Pausen zeugen von der emotionalen Brisanz, die diese Erfahrung aufweist. Sie scheint die Kündigung zum damaligen Zeitpunkt als eine lebensbedrohliche Situation erlebt zu haben, in der ihr unerwartet das Fundament ihrer Existenz

entzogen wird. Vor dem Hintergrund ihrer Lebensorientierung, in der ihre Ausbildung und Berufstätigkeit von hoher Relevanz ist, stellt die Kündigung nicht nur eine starke Bedrohung für ihr psychisches Gleichgewicht dar, sondern insgesamt scheint sie ihr biographisches Gleichgewicht zu verlieren. Mit dem umgangssprachlichen Terminus „Schock" beschreibt die Biographin ihre Gefühle in Folge dieser extremen psychischen Belastung. Tatsächlich kann eine Schockreaktion auf eine unerwartete Kündigung stattfinden, wie in der psychologischen und medizinischen Literatur (vgl. Lorenz und Rohrschneider 2014) dargelegt wird. Leonor Castros Wortwahl veranschaulicht, dass sie auf diese Belastungssituation mit Entsetzen, Unfassbarkeit und Unglauben reagiert, was ein Nicht-wahrhaben-Wollen suggeriert. Wie tiefgreifend die seelische Verletzung und die damit einhergehende Enttäuschung nach der Entlassung für die Biographin sein müssen, ist nur zu erahnen.

Die leidvolle Erfahrung, plötzlich arbeitslos zu sein, scheint Leonor Castro in diesem Moment auch als einen existentiellen Schock zu erleben, der von einem Gefühl der Handlungsunfähigkeit und einem emotionalen, physischen und mentalen Erstarren, quasi von einer Art Schockstarre, begleitet wird. Die Kündigung bedeutet nicht nur eine Verringerung ihres bisherigen Einkommens, sondern auf einen Schlag zerbrechen alle Zukunftspläne und -erwartungen. Die mehrfache Verwendung des Ausdrucks „Schock", untermauert von den evaluierenden Adjektiven „richtigen" und „absoluten", illustriert die emotionale Intensität des Kündigungserlebnisses und damit einer Situation, der sie sich hilflos ausgeliefert fühlt.

Eine weitere psychische Belastung stellen ihre Unkenntnis des Kündigungsgrundes dar und die Art und Weise, wie ihr kündigt wurde. Leonor Castros Erzählung zeigt, dass ihr Vorgesetzter und die Human-Resources-Leiterin zwar ihre persönliche Wertschätzung äusserten, aber keinen sachlichen Grund, den sie hätte nachvollziehen können. So bewertet sie die Kommunikation als unfair, respektlos und verletzend. Die Formulierungen „Ich weiss bis heute noch nicht warum, weil, es gab kein Grund warum sie mich (...)" und „Ich verstehe immer noch nicht, was da passiert ist" zeigen deutlich, dass sich die Biographin selber die Entlassungsgründe nicht erklären kann und die wahren Gründe bis heute im Verborgenen liegen. Mit dem Satzabbruch lassen sich ihre Ohnmachtsgefühle gegen die als ungerecht erlebte Kündigungserfahrung erkennen. Dieses biographisch bedeutsame Ereignis ist offensichtlich bis zum Zeitpunkt des Interviews nicht ausreichend verarbeitet.

Hinsichtlich ihrer Berufsbiographie muss Leonor Castro, die ihr Selbstbewusstsein aus Leistung und Erfolg zieht, den unfreiwilligen Rauswurf als eine Beschämung, Entwürdigung und massive Kränkung empfinden. Ihre Bewertung „echt schlimm" betont ihr negatives Erleben. Besonders angesichts ihrer Position in der Firma, die mit erheblichen Anforderungen verbunden war: Ständige Verfügbarkeit, Vielfliegerei und Überstunden, fühlt sie sich ungerecht behandelt. Mit ihrem ganzen Wesen setzte sie sich für das Unternehmen ein, als wollte sie damit beweisen, wie leistungsfähig sie war. Die Leistungsfähigkeit am Arbeitsplatz ging darüber hinaus mit dem Anspruch, den eigenen Leistungserwartungen gerecht zu werden, einher. Trotz andauernder Arbeitsbelastung blieb ihre ausgeprägte Leistungsbereitschaft ungebrochen. Ihr Beruf gab ihr Identität, Sicherheit und Bestätigung in ihrem Leben, sie zog daraus ihren Selbstwert. Umso schmerzhafter muss auf emotionaler, seelischer und physischer Ebene der ungewollte Austritt aus dem Unternehmen für die Biographin sein. Statt anerkannt zu werden für ihre geleistete Arbeit als kompetente Führungskraft sowie

für ihre Loyalität, wird sie vor die Türe gesetzt. In diesem Kontext kann durchaus von einem „Verlustschock" gesprochen werden.

Dieses einschneidende Ereignis findet vor dem Krankheitsbeginn statt. Es ist evident, dass Leonor Castros Selbstsicherheit durch den Jobverlust schwer erschüttert wurde. Im Lichte ihrer totalen Ausrichtung auf die Berufstätigkeit scheint die Biographin die Kündigung als berufliche Niederlage und als Fehlschlag in ihrer Karriere zu empfinden. Hierbei sind mit grosser Wahrscheinlichkeit Scham- und Versagensgefühle freigesetzt worden und Scham darüber, dass es ihr nicht gelungen ist, ihre Arbeitsstelle als akademisch gebildete Migrantin zu behalten; dies insbesondere unter dem Aspekt, ihren Eltern beweisen zu wollen, es „schaffen" zu können. Möglicherweise befürchtet sie auch, als Gekündigte von ihrem sozialen und familiären Umfeld diskreditiert zu werden und der gängigen Annahme ausgesetzt zu sein, die Kündigung selbst verschuldet oder grobe Fehler gemacht zu haben. Eine andere Interpretation wäre, dass sie selber anfängt zu glauben, schlechte Arbeit geleistet zu haben und somit die Schuld für die Kündigung nur bei sich sucht. Dadurch diskreditiert sie sich selbst und sieht sich als „Versagerin". Dieses Gefühl des Versagens entspricht nicht ihrem Selbstbild einer erfolgreichen Frau. Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass der Verlust der Arbeitsstelle eine grosse Verunsicherung im Kontext der Migration und des Lebensentwurfes darstellt.

An dieser Stelle zeichnet sich eine Entwicklung des Verlaufskurvenpotentials ab, die sich nicht mehr aufhalten lässt und den Rahmen für die folgende Krankheitsverlaufskurve konstituiert. Mit der Formulierung „danach kam eine ganz depressive Phase" beginnt sie mit dem Thema der psychischen Erkrankung. Dabei erkannte sie selber, dass sich im Zusammenhang mit der Entlassung ihr Gemütszustand verschlechterte und während dieser Zeit eine Depression einsetzte. Das Demütigende der unvorhersehbaren Kündigung wirkt sich offensichtlich auf ihre Psyche aus. Dieses Ereignis kränkt die Biographin sehr tiefgehend. Die daraus resultierenden Existenzängste, nicht mehr zu wissen, wie es weitergeht und hilflos zu sein, spielen eine eminente Rolle als Auslöser der Depression bei der damals 36-jährigen Migrantin. Vor allem für Migrantinnen wie Leonor Castro, die ihrer Berufstätigkeit einen ausserordentlich hohen Stellenwert für ihren Lebens- und Karriereentwurf beimessen, scheint eine Kündigung besonders schwer zu verarbeiten zu sein. Gemäss Faltermaier (2005: 98) haben psychische Belastungen nur dann negative gesundheitliche Auswirkungen, wenn sie nicht adäquat bewältigt werden können. Leonor Castros Erkrankung an einer Depression verdeutlicht, wie krisenhaft ihre Gefühle aufgrund des Stellenverlusts gewesen sein müssen und sie in dieser Situation nicht angemessen mit ihnen umgehen konnte.

Aus der Erzählung geht hervor, dass die Biographin in dieser schwierigen Lebensphase eine Rückkehr nach Mexiko nicht nur erwägt, sondern ihre Rückkehrabsichten umzusetzen versucht. Es scheint, als sehe sie im Verlassen der Schweiz einen Weg, mit ihren Verlusterfahrungen umzugehen, und zwar durch das Herstellen einer geographischen Distanz zum Ort der negativen Erlebnisse. Die Rückkehrintention fungiert demnach als Abwehr gegen Demütigung. Dieses Verhalten scheint sie in schwierigen Situationen zu wiederholen, wie wir bereits in ihrem Wunsch, von Mexiko wegzugehen, beobachten konnten. Die Rückkehr nach Mexiko kann auch als biographische Bewältigungsstrategie verstanden werden, um nicht einer beruflichen Perspektivlosigkeit zu verfallen, wie ihre Aussage „ohne Job wollte ich nicht bleiben" deuten lässt. Möglich wäre auch, dass die Biographin im Lichte der psychischen Erkrankung mit

ihren Rückkehrintentionen soziale Unterstützung verbindet. Wenn es darauf ankommt, scheint sie auf die Hilfe ihrer Eltern zählen zu können, wie noch an anderer Stelle zu sehen sein wird. Mit den Rückkehrplänen verdeutlicht sie, in schwierigen Lebensumständen realisieren zu können, was sie in Mexiko durch die Migration alles aufgegeben hat.

Da die Erzählerin allerdings verheiratet ist und man davon ausgehen kann, dass ihr Ehemann im Hinblick auf seine familiäre Verantwortung als Vater zweier minderjähriger Kinder an die Schweiz gebunden ist, gibt die Biographin ihr Rückkehrprojekt auf. Deutlich wird, dass Leonor Castros Wunsch, mit ihrem Mann zusammenzubleiben, grösser ist als das Realisieren ihres berufsbiographischen Entwurfs, den sie in ihrem Herkunftsland ohne weitere Schwierigkeiten hätte fortsetzen können. Aufgrund der familiären Situation ihres Partners rückt ihr Bedürfnis nach einer Weiterführung ihrer Karriere in den Hintergrund. Die Biographin nimmt damit aus Rücksicht auf die Familiensituation ihres Mannes in Kauf, dass sich ihre Berufsorientierung möglicherweise nicht in die gewünschte Richtung entwickelt. Eine mögliche Lesart für die Entscheidung in der Schweiz zu bleiben ist, dass die traditionellen Rollenvorstellungen auch in dieser Ehe, auch wenn die Biographin nicht ausdrücklich darauf verweist, bei der Entscheidung für den Wohn- und Arbeitsort eine massgebliche Rolle spielen. So lässt sich hier festhalten, dass bei der Wahl des Lebensmittelpunktes während Leonor Castros gesundheitlicher Krisenphase die Interessen des Ehemannes im Vordergrund stehen. Allerdings wäre eine Veränderung der Prioritätensetzung hinsichtlich des Wohnortes denkbar, sobald die Kinder des Ehemannes erwachsen sind. Im Nachfrageteil erwähnt die Biographin aber, dass in dieser Lebensphase ihr Rückkehrwunsch am stärksten war.

Krankheitserfahrung und Umgang mit einer Depression

Nach der Präsentation des unerwarteten, sie tief verletzenden Arbeitsplatzverlustes greift die Biographin wieder den chronologischen Erzählstrang auf und erzählt über die Zeit nach der Entlassung. Leonor Castro führt aus, dass sie in dieser Phase unter starken migräneähnlichen Kopfschmerzen litt, die mit Übelkeit und Erbrechen, Licht- und Sonnenempfindlichkeit einhergingen. Sie beschreibt sich als sehr sensibel dafür, was mit ihr und in ihrem engsten Umfeld passierte. Sie hatte Schwindelgefühle, grübelte ständig und konnte nicht mehr von ihren „Problemen abschalten“. Sie klagte über Schlafstörungen, fühlte sich kraftlos und war niedergeschlagen. Mit dieser Beschreibung wird deutlich, dass die Reaktionen auf den Arbeitsplatzverlust nicht nur körperlich, sondern auch psychisch waren. Als die Biographin erkannte, dass sich ihre psychische Verfassung verschlechterte und sie „nicht mehr weiterwusste“, dabei gleichzeitig eine Rückkehr nach Mexiko nicht mehr in Betracht zog, konsultierte sie von sich aus eine ihr empfohlene Psychologin mit Zusatzausbildung in Psychotherapie. Die Einsicht, professionelle Hilfe zu benötigen, kam relativ früh. Die Psychotherapeutin diagnostizierte bei Leonor Castro eine Depression, und sagte: „Wenn Sie wollen, können wir es Burnout nennen, aber es ist eine Depression“. Auf meine Frage im Nachfrageteil des Interviews, wie sie auf die Diagnose reagiert habe, antwortete sie: „Ich war nicht überrascht. Ich habe es schon vorher gewusst.“ Ihre Reaktion auf die Diagnose lässt sich auf ihre erste Depressionserfahrung in Mexiko zurückführen, sie ist nicht erstaunt, erschrocken oder verunsichert. Zudem ist hier erkennbar, dass Leonor

Castro die Diagnose zum damaligen Zeitpunkt nicht als Stigma, psychisch erkrankt zu sein, erlebt.

Die Biographin erzählt weiter, gleich im Anschluss an die Diagnose und in Absprache mit der psychologischen Fachperson eine Psychotherapie begonnen zu haben, die in deutscher Sprache durchgeführt wurde. Die psychotherapeutische Behandlung wurde durch die Einnahme von Antidepressiva unterstützt, die ihr von einer Psychiaterin, die mit der Psychotherapeutin zusammenarbeitete, verschrieben wurden. Die Psychotherapie, die wöchentlich stattfand, aber auch die Medikamente, zeigten im Laufe der Zeit ihre Wirkung. Hier wird deutlich, dass Leonor Castro gleich zu Beginn der Krankheitsverlaufskurve selbst die Verantwortung für eine Therapie ihrer Erkrankung übernimmt und aktiv die zu bearbeitenden Themen angeht. Ihr Wissen über Depressionen, das Erkennen der Anzeichen und Symptome haben dazu beigetragen, dass sie früh professionelle Hilfe in Anspruch nimmt. Auffällig ist, dass die Biographin an dieser Stelle nichts über die Reaktionen ihres Mannes oder ihrer Eltern auf die Diagnose erzählt. Möglicherweise soll vor allem die Mutter aufgrund ihrer früheren Reaktion auf die erste Depressionsdiagnose unerwähnt bleiben. Erst auf Nachfrage im exmanenten Teil des Interviews geht Leonor Castro auf die Reaktionen ihres Partners und ihrer Familienangehörigen ein.

Biographische Handlungsfähigkeit im Lichte der Depressionserkrankung

Zeitgleich zur Therapie nahm sich Leonor Castro einen Rechtsanwalt. Auf Rat ihres Anwalts wehrte sie sich gegen die unangemessene Kündigung und zog vor das Arbeitsgericht. Das Gericht gab ihrer Klage nicht nur statt, sondern verurteilte die Firma dazu, sie wieder einzustellen und eine Entschädigung in der Höhe von sechs Monatslöhnen zu bezahlen.

> „Ich werde es nie wissen, warum mir gekündigt wurde. Was ich jetzt aber weiss, ist, dass ich damals sehr stark war und ich habe mich gewehrt. Ich habe die Firma verklagt und gewonnen. Aber dieser Gewinn war auch (…), also, es stellte sich im Nachhinein heraus, dass es ein grosser Fehler war, die Firma zu verklagen. Ja, weil (…) (auflachend), man sollte nicht eine Firma im XX-Bereich[13] verklagen, wenn man wieder im XX-Bereich arbeiten will.“

Die Biographin bringt mit der Formulierung „Was ich jetzt aber weiss“ klar zum Ausdruck, dass es sich um eine nachträgliche Interpretation des damaligen Geschehens handelt. In der Präsentation ihrer aktiven und kämpferischen Haltung zeigt sich, auch in der Gesamtsicht auf das Interview, dass Leonor Castro ein biographisches Muster zu wiederholen scheint. Auf der Handlungsebene betrachtet erscheint in schwierigen Lebenssituationen immer wieder die Bereitschaft Leonor Castros, sich auf Herausforderungen, in diesem Fall beispielsweise den Rechtsweg zu beschreiten, einzulassen, um sich dadurch ihre Handlungsfähigkeit zu bewahren und sich nicht ausgeliefert fühlen zu müssen. Das Einschalten eines Anwalts symbolisiert den Kampf gegen Unrecht und unfaire Behandlung um das Wiedererlangen der eigenen Selbstachtung.

13 Um keine Rückschlüsse auf die Biographin zu ermöglich, wird die genaue Angabe maskiert. Auf einer allgemeineren Ebene kann festgehalten werden, dass sie sich auf das transnationale Finanzwesen bezieht.

Gleichzeitig gibt ihr das erfolgreiche Gerichtsverfahren wieder ein Stück Macht über ihr Leben zurück, was sich positiv auf ihr ramponiertes Selbstbewusstsein auswirkt. Im unteren Textabschnitt kündigt sie aber an, was sich in ihrem Berufsleben weiter zutragen wird.

Binnen eines Monats, so die Antwort der Biographin auf meine Frage im immanenten Teil des Interviews, nahm sie ihre Berufstätigkeit im internationalen Finanzwesen wieder auf. Das tat ihr gut. Allerdings wurde sie von der Tochtergesellschaft des international ausgerichteten Unternehmens angestellt, das ihr zuvor die Kündigung ausgesprochen hatte. Die Biographin nimmt also, trotz Depression, wieder ihre Arbeit auf. Es ist davon auszugehen, dass die Erkrankung in diesem Fall eher leicht bis mittelschwer und ihre Arbeitsfähigkeit und private Alltagsbewältigung zu diesem Zeitpunkt nicht so stark einschränkt war. Möglicherweise wurde dieser Zustand durch die Inanspruchnahme professioneller Hilfe unterstützt. Ob Leonor Castro aus Angst vor Nachteilen auf dem Arbeitsmarkt die Arbeit so rasch aufnimmt oder sie aus gesundheitlicher Perspektive dazu in der Lage war, bleibt an dieser Stelle ungeklärt. Ihre Art der Selbstpräsentation zeigt sie jedoch als Frau, die ungeachtet einer Depression weiter handlungsschematisch aktiv bleibt, zur Arbeit geht und mit grossem persönlichem Engagement weiterhin ihre Berufsziele zu verfolgen versucht.

Mobbing am Arbeitsplatz

Das nächste lebensgeschichtlich bedeutsame, an die Erzählung über die unerwartete Kündigung sich anschliessende Ereignis, das Leonor Castro darlegt, ist Mobbing am Arbeitsplatz in der neuen Firma, in der sie insgesamt knapp zwei Jahre tätig war. Wie schmerzhaft die fehlende Akzeptanzerfahrung im neuen Berufsumfeld für die Biographin ist, die zudem durch Mobbinghandlungen am Arbeitsplatz belästigt wird, bezeugt das nachfolgende Segment:

> „Und dann kam die Möglichkeit in der neuen Firma zu arbeiten. Am Anfang dachte ich das wäre super, aber dann wurde es der schlimmste Albtraum meines Lebens. Es war Horror pur. Dieses (...), dieses Gefühl, dass ich in der Firma nicht erwünscht war, war schlimm, weil die gleiche Firma, die mir die Kündigung gegeben hatte, hat mich wieder genommen. Also (...), sie haben mich gemobbt (...), ich wurde richtig, richtig gemobbt in dieser Firma. Ich habe schon viel erlebt, ich wusste, was es heisst nicht akzeptiert zu werden, ich wusste was (...), was es heisst etwas zu verlieren, ich wusste aber auch, was ich konnte und was ich schaffen kann, aber sie haben mich so gedemütigt (...). Es war (...) krass (...). Es war die schlimmste Form von Mobbing überhaupt. Sie haben mich immer wieder gefragt, ob ich bald schwanger werden wolle und dann solle ich doch bald kündigen. Solche Sachen, die man in einer Firma wirklich nicht sagen darf oder dann haben sie mich von einem Team zum anderen gewechselt. Oder es gab zum Beispiel ein Programm, bei dem ich mich innerhalb von 20 Tage verbessern sollte. Wenn ich das nicht schaffe, dann müsste ich auf einer tieferen Stufe arbeiten. Und ich erhielt E-Mails, die so beleidigend waren (...), ja, ich hatte es wirklich schlecht mit meinen Kollegen und meinen Vorgesetzten. Ich habe sogar die E-Mails meiner Psychotherapeutin gezeigt und sie meinte, sie macht sich eine Kopie davon, um ein gutes Beispiel zu haben, wie man eine Person mit einer einzigen E-Mail kaputt machen kann. Schlimm (...), etwas vom Schlimmsten, was ich je erlebt habe (...). Ich bekomme immer noch Albträume, wenn ich daran denke (...). Manchmal fange ich immer noch an zu weinen, wenn ich an

diese Gespräche denke. Ich verstehe es nicht (...). Also entweder wollten sie einfach Geld sparen und Leute entlassen, weil ich teuer war oder (...) ich weiss es nicht, ich will mein Kopf nicht mehr zerbrechen, es ist schon vorbei (...)."

Die Rekonstruktion ihrer Erfahrungen am neuen Arbeitsplatz zeigt deutlich, wie stark Leonor Castros Leben durch die Ereignisse in diesem grossen international tätigen Unternehmen belastet wurde. Das damit gekoppelte leidvolle Gefühl eigener Handlungsunfähigkeit und Entmutigung setzt ihr offensichtlich stark zu. Aus der Analyse geht hervor, dass die Mobbing-Erfahrung den Bedingungsrahmen für den Beginn einer erneuten verlaufskurvenartigen Entwicklung bei der Biographin bildet. Die Textpassage beginnt mit der Vorfreude, die mit dem Arbeitsstellenwechsel einhergeht. Kontrastiert wird ihr positives Gefühl durch die darauffolgende Zeit, die in einer vorwegnehmenden Bilanzierung als „schlimmsten Albtraum meines Lebens" und „Horror pur" negativ bewertet wird. Die Biographin begründet diesen schmerzlichen Lebensabschnitt damit, dass sie an ihrem neuen Arbeitsplatz Mobbing ausgesetzt gewesen war. Ihre Formulierung bezeugt einprägsam, wie schmerzhaft das Erleben des „Nicht-gewollt-Seins" am Arbeitsplatz ist und welch degradierende Erfahrung dies für sie war. Mobbing in der neuen Firma kennzeichnet einen dramatischen Einschnitt in der biographischen Erzählung und an dieser Stelle spricht Leonor Castro mit einer spürbaren emotionalen Ergriffenheit.

In ihrer biographischen Selbstpräsentation lässt sich nun erkennen, wie tief das Abgelehnt- und Ausgeschlossenwerden am Arbeitsplatz sie bestürzt. Die Aussage „dieses Gefühl, dass ich in der Firma nicht erwünscht war, war schlimm" verdeutlicht, wie schmerzvoll die Biographin die allgemein-ablehnend empfundene Haltung der ArbeitskollegInnen erlebt. Es kündigt sich implizit ein Arbeitskonflikt an, der detailreich geschildert wird, um ihn zu plausibilisieren und zu veranschaulichen. So wird die Biographin mit der Frage nach der Familienplanung daran erinnert, dass sie eine Frau ist, und gleichzeitig aufgefordert, zu kündigen. Darüber hinaus führt sie weitere Beispiele für unangemessene Anforderungen und Androhungen an. Das Aufzählen der negativen Erfahrungen zeigt, dass sich die Diskriminierung am Arbeitsplatz auf vielfältige Weise manifestiert.

Die darauffolgenden, mehrmals verwendeten Formulierungen „Sie haben mich gemobbt (...), ich wurde richtig, richtig gemobbt in dieser Firma" und „Es war die schlimmste Form von Mobbing überhaupt" illustrieren klar ihr Gefühl, dass ihr im Umfeld eines Arbeitsverhältnisses Unrecht getan wurde. Unterstrichen wird die belastende Erfahrung von erlebter Schikane im Berufskontext durch die Globalevaluation „schlimm (...), etwas vom Schlimmsten, was ich je erlebt habe". Diese Äusserung dokumentiert, wie stark die Biographin unter der als unlösbar erscheinenden Konfliktsituation am Arbeitsplatz leidet. Es kündigt sich der Beginn einer Abwärtsspirale an, der Leonor Castro in dieser Situation nicht viel entgegenzuhalten hat. Es folgen Eigentheorien über mögliche Ursachen, die das Mobbingverhalten ihres Berufsumfelds begründen könnten. Dabei erscheint ihr einzig die Absicht ihres Arbeitgebers, sie aus finanziellen Überlegungen loswerden zu wollen, als eine plausible Erklärung. Obwohl ihre Würde in Form von Beleidigungen und anhaltenden Demütigungen durch ihre BerufskollegInnen verletzt wurde, sucht sie die Probleme bei sich, wie ihre zornige Konstatierung „weil ich teuer war" zeigt. Dies lässt darauf schliessen, dass die Biogra-

phin Mobbing nicht als soziale Abwertungserfahrung einschätzt, sondern als persönlich gegen sie gerichtete Boshaftigkeiten.

Die Biographin präsentiert sich in ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung einerseits als Agierende, die sich inopportunen Fragen widersetzt. Leonor Castros anklagende und vorwurfsvolle Haltung beinhaltet eine emotionale Entrüstung, wobei ihre Anklage eine seelische Wunde zu verbergen scheint. Es lässt sich ferner ablesen, dass sie Handlungsmacht behalten möchte und die Mobbing-Angriffe nicht aus Scham oder Angst verschweigt, sondern aktiv mit ihrer Psychotherapeutin bespricht. Andererseits positioniert sie sich als Erleidende unerträglicher Ungerechtigkeit, die nicht in der Lage ist, sich gegen das Mobbing zu wehren. Dabei wird sie immer noch von den leidvollen Erfahrungen in der Arbeitswelt emotional überwältigt, was sich an der Formulierung „manchmal fange ich immer noch an zu weinen, wenn ich an diese Gespräche denke" zeigt.

In Leonor Castros Darstellung der Ereignisse präsentiert sie sich als „Opfer" von Intrigen, Schikanen und unterschwelligem Machtgerangel, was am Beispiel der beleidigenden E-Mails sichtbar wird. Ich habe nicht den Eindruck, dass es der Biographin darum geht, sich als Opfer zu gebärden oder eine Selbstviktimisierung vorzunehmen, sondern vielmehr zeigt sie sich als Mensch, der leidet. Aus ihrer Beschreibung geht hervor, dass die Gründe für das Mobbing nicht bei ihr und ihrem Verhalten liegen, sondern bei ihren ArbeitskollegInnen und Vorgesetzten. Ob sich das schikanöse Handeln gezielt gegen sie als Person richtete, die durch die zuvor erlebte Kündigung innerlich geschwächt war und in ihren Sozialkontakten möglicherweise als unsicher wahrgenommen wurde, bleibt unklar. Möglicherweise hat sie das Kündigungserlebnis so stark geprägt, dass sie sich im neuen Arbeitsumfeld anders und vorsichtiger verhält als zuvor.

Im Abschlusssatz „ich will mein Kopf nicht mehr zerbrechen, es ist schon vorbei" zeigt sich eine Strategie der Abgrenzung von negativen Erinnerungen. Hier wird deutlich, dass es ihr immer noch grosse Mühe bereitet, Abwertungserfahrungen im beruflichen Umfeld gemacht zu haben. Es entsteht der Eindruck, dass sie nach der erfolglosen Suche nach Gründen für das Mobbing eine resignative Haltung einnimmt. Sie signalisiert gleichzeitig, nicht weiter über das Mobbing-Erlebnis nachzudenken bzw. reden zu wollen. Das lässt darauf schliessen, dass sie die unverarbeitete Erfahrung aufgrund des grossen Leids nicht länger an sich heranlassen möchte. Mit Leonor Castros Darstellung des Mobbings im Berufsumfeld, der angespannten Beziehungen zu ihren Mitarbeitenden und Vorgesetzten sowie der erlebten Schikane und Demütigungen am Arbeitsplatz ist ein Rahmen gesetzt, der die negativen Folgen für die psychische Gesundheit und die berufliche Situation der Biographin schon erahnen lässt.

Biographische Eigentheorie zu den Gründen der Erkrankung an einer schweren Depression

Im Folgenden nimmt Leonor Castro nach einer auffallend langen Pause erneut das Thema „Mobbing" auf und setzt ihre Erzählung fort. Dieses Mal berichtet sie aber mit noch grösserer emotionaler Ergriffenheit und noch eindringlicher. Das überrascht zunächst. Die Biographin widerlegt die zuvor formulierte Annahme, nicht mehr darüber sprechen zu wollen. Indem sie dieser Thematik in ihrer Lebenserzählung viel Platz einräumt, erschliesst sich deutlich die für sie gesamtbiographische Relevanz dieser Erfahrung. Eine mögliche Interpretation für die genaue Präsentation der Mobbing-Erfah-

rung wäre, dass das biographische Erzählen für eine Bewältigung lebensgeschichtlich bedeutsamer Erlebnisse heilsam sein kann.[14] Insofern können ihre Schilderungen zum Mobbing als Schlüsselerzählungen rekonstruiert werden. Leonor Castros ausführliches Berichten über ihre Probleme im Arbeitsleben, die übermächtig wurden, erweckt zudem den Eindruck, das grosse Anliegen zu haben, verstanden zu werden.

Im weiteren Verlauf ihrer detaillierten Ausführungen darüber, wie sich durch das Mobbing eine negative Spirale in Gang setzte, die nicht mehr aufzuhalten war, wird die Grenzüberschreitung des Wirksamwerdens des Verlaufskurvenpotentials deutlich. In dieser Lebenssituation besitzt die Verlaufskurvendynamik eine hohe Intensität. Mit der Beschreibung des Mobbings am Arbeitsplatz gewährt uns Leonor Castro eine Perspektive in ihre Innenwelt. Dabei gewinnt ihre lebensgeschichtliche Erzählung an Tempo und Dramatik, wie die folgende Passage eindrucksvoll illustriert:

> „Das Mobbing in dieser Firma hat mich völlig aus der Bahn geworfen (…), weil, ich habe das schon mit der Kündigung sehr hart empfunden, im Prozess mit dem Anwalt habe ich viel Geld und viele Nerven investiert, aber ich habe es geschafft und ich konnte weiterhin auf meinen eigenen Füsse stehen. Es ging mir wieder gut. Das Letzte, was mir passieren konnte, war genau das, dass sie mich langsam so kaputt gemacht haben (…) mit (…). Ich war ein einfaches Ziel, weil ich sehr offen bin und sehr fleissig war, ich habe so viel gearbeitet, viele, viele Stunden, unbezahlte Stunden, auch am Wochenende (…). Ich wurde beruflich sehr, sehr diskriminiert, ich weiss nicht, entweder aus Eifersucht oder ich passte ihnen einfach nicht, aber nicht wegen meiner Herkunft. Und dann kam das mit dem Mobbing (…), also, schlimm, weil (…), vielleicht bin ich zu transparent, sie haben genau gespürt, was mich verletzen kann, oder? Mich aus meinem Team rauszunehmen oder mir zu sagen, dass ich alles falsch mache, mir zu sagen, dass ich sehr schlecht in Sprachen bin, obwohl das meine Stärke war oder dass ich bei den Kunden nicht gut ankomme, was ich aber immer getan habe. Also, alles, was mir Sicherheit gab, haben sie total zerstört. Sie haben mein Selbstbewusstsein zerstört (…). Diese letzte Depression war (…) als (…) wirklich (…), ich habe nicht eine einzige Sache gehabt, an der ich mich noch hätte halten können, weil (…), auch wenn man depressiv ist, habe ich gemerkt, gibt es noch etwas, das einem ein bisschen Licht gibt. Zuvor war es mein Mann und die Hochzeit und (…) und (…) ich hatte Hoffnung. Aber da war ich absolut hoffnungslos. Es war mir alles so egal, dass ich wirklich (…), wirklich keinen Grund mehr zum Leben hatte, überhaupt keinen."

14 Gemäss Fritz Schütze (1984: 108) liegt die therapeutische Wirkung biographischen Erzählens darin, dass mit der Reflexion „narrativ explizit gemachter traumatischer Erfahrungszusammenhänge und -passagen" diese wieder für eine „konsistente Identitätskonzeption" zurückgewonnen werden. Gabriele Rosenthal (1995: 171) führt hier an: „Die bisher aus der biographischen Selbstwahrnehmung ausgeklammerten traumatischen Lebensbereiche können mit dem Erzählen und ihrer biographischen Verarbeitung – im Sinne der Reflexion ihrer Bedeutung für die Lebensgeschichte – wieder in die Lebensgeschichte integriert werden. In dieser jedem biographischen Erzählen und insbesondere der biographischen Grosserzählung immanenten „Gefahr" einer Reorganisation bisheriger Lebensgestalten liegt die Chance einer heilenden Wirkung im Sinne eines unbeschwerten Lebens mit bedrohlichen Vergangenheiten. Betrachtet man diese Chance als Gefahr für die psychische Stabilität des Biographen, unterschätzt man m.E. sowohl dessen Abwehrmechanismen als auch die Bedrohlichkeit einer fehlenden Lebensgeschichte für dessen psychische Stabilität."

In Leonor Castros Erzählung von der „letzten Depression“ dokumentiert sich die biographische und soziale Bedeutung der psychischen Erkrankung. Mit der Rekonstruktion negativer Ereignisse in dem Kontext von Mobbing am Arbeitsplatz gelingt es der Biographin, ihre damals erlebten Gefühle von Hilflosigkeit, aber auch Wut auszudrücken. Auffallend sind hier die zahlreichen Satzabbrüche und kurzen Pausen beim Sprechen, die ihre starke emotionale Beteiligung zeigen. Scheinbar fällt es ihr schwer, das Unfassbare auszusprechen. Die Eingangsformulierung „Das Mobbing in dieser Firma hat mich völlig aus der Bahn geworfen“ bezeugt klar, wie die Mobbing-Erfahrung die Biographin krisenhaft aus dem Gleichgewicht geworfen hat und sie in Ohnmacht bzw. einem Gefühl des Ausgeliefertseins erstarren liess. Es fällt auf, dass sie nicht expliziert, wer die Mobbinghandlungen ausübte, sondern allgemein von der „Firma“ spricht. Die Vermutung liegt nahe, dass sie sich sowohl von ihren Mitarbeitenden wie auch Vorgesetzten gemobbt fühlte.

Mobbing markiert in Leonor Castros Biographie eine tiefgreifende Zäsur, die gleichzeitig ein biographischer Wendepunkt ist. Dieses kritische Lebensereignis, das mit Ausgrenzung, massiver Belästigung und schikanösem Handeln einhergeht, erlebt sie als besonders leidvoll, es verursacht eine tiefgehende seelische Verletzung. Man kann annehmen, dass die demütigenden Verhaltensweisen der KollegInnen einen Einfluss auf ihren Selbstwert ausüben. Die heftige psychische Reaktion lässt die Vermutung zu, dass schmerzliche Erinnerungen evoziert wurden, die einerseits mit dem Motiv des Erlebens von Ablehnung und Ausschliessungspraktiken im Arbeitsleben verknüpft sind, andererseits im Kontext der Kündigungs- und ethnischen Stereotypisierungserfahrung stehen. Um Leonor Castros persönliche Erfahrung mit Mobbing wirklich verstehen zu können, gilt es, diese in einem Gesamtzusammenhang einer gesellschaftlichen Situation zu betrachten und nicht nur auf der individuellen Ebene.

Erneut versucht die Biographin, eine Eigentheorie zu finden für die Mobbingsituation an ihrem Arbeitsplatz. Zum einen weist sie auf ihre ausgeprägte Leistungsorientierung hin, was die Annahme zulässt, dass sie im Berufsalltag als Konkurrentin betrachtet wurde. Leonor Castros Darstellung zeigt, dass Personen aus ihrem Arbeitsumfeld sie erniedrigen und fertigmachen wollten, mit dem Ziel sie aus dem Job zu drängen. Dies machen beispielsweise die erhaltenen E-Mails mit Feindseligkeiten, Intrigen und Beleidigungen gegen sie sichtbar. Zum anderen zeigt sie mit dem Hinweis unbezahlter Überstunden auf eine berufliche Gratifikationskrise, die auf ein Missverhältnis zwischen ihrer erbrachten Arbeitsleistung und fehlender Wertschätzung hindeutet. Anstatt für ihren hohen beruflichen Einsatz belohnt zu werden, wird sie in der Firma schikaniert. Zugleich wird ihr eine Anerkennung ihres Engagements vorenthalten. Diese Erfahrung erschüttert somit den Glauben der Erzählerin an die Wirksamkeit der eigenen Strategie, durch Anstrengungen Leistungen und dadurch Erfolge zu erzielen, die mit sozialer Anerkennung belohnt werden könnten.

Interessant ist Leonor Castros Einschätzung als Juristin „ich wurde beruflich sehr, sehr diskriminiert“, die ihr persönliches Gefühl der Benachteiligung im Arbeitskontext dokumentiert. Um welche konkreten Diskriminierungserfahrungen es sich handelt, bleibt indes offen. Im Hinblick auf ihre Karriereorientierung ist einerseits zu vermuten, dass die Diskriminierung im Zusammenhang mit einer ihr vorenthaltenen Beförderung steht. Andererseits lässt sich ihre Aussage auch als Antizipation lesen für das, was nachfolgend erläutert wird. So ist es bemerkenswert, dass Leonor Castro die Erfahrungen von Ungleichbehandlung im Berufskontext nicht auf ihre ethnische Her-

kunft zurückführt, sondern die Ursachen bei Missgunst oder fehlender Sympathie sieht. Dadurch vermeidet sie, sich selbst als Migrantin zu positionieren. Die Biographin schildert also die erlebten Diskriminierungspraktiken am Arbeitsplatz auf der individuellen Ebene, wobei sie die Abwertungserfahrung letztlich auf eine Abneigung gegen sie persönlich zurückführt („ich passte ihnen einfach nicht") und diese nicht in einen direkten Bezug zu gesellschaftlichen Strukturen setzt. Das persönliche Erleben von Diskriminierung korreliert allerdings mit den gelebten sozialen Beziehungen und dem gesellschaftlichen Kontext. So lässt sich die Bewertung ihrer Sprachkompetenzen im Berufskontext als Hinweis für Diskriminierung deuten. Leonor Castro war in einer international ausgerichteten Firma mit der Geschäftssprache Englisch tätig. Darüber hinaus kommunizierte sie als Bereichsverantwortliche für Lateinamerika in erster Linie auf Spanisch oder Englisch. Somit konnte sie auf ihre Muttersprache sowie auf ihre ausgezeichneten Englischkenntnisse zurückgreifen, die sie mit ihrem Masterstudium in Übersetzung erworben hatte. Leonor Castros subjektive Deutung, aus persönlichen Gründen von ihren KollgeInnen abgelehnt zu werden, könnte als eine Art Vermeidungsstrategie gewertet werden, um nicht den Status als Migrantin als Ursache für Mobbing am Arbeitsplatz anzuerkennen. Wäre ihre lateinamerikanische Herkunft die Ursache, würde sie sich eingestehen müssen, in ihrem Migrationsvorhaben versagt zu haben. Diese Erkenntnis wäre zu schmerzhaft. Eine andere Lesart könnte sein, dass nicht ihre mexikanische Herkunft Mobbing am Arbeitsplatz provoziert, sondern sie als „unerwünschte" Mitarbeiterin in der Firma wahrgenommen wurde. Denn sie hatte sich die Arbeitsstelle vor Gericht wieder zurückerkämpft und wurde deshalb höchstwahrscheinlich im neuen Team nicht mit offenen Armen empfangen. Möglich wäre auch, dass sich die KollegInnen in ihrer Position bedroht fühlten oder selber Angst vor einer Kündigung hatten und sich daher ihr gegenüber derart feindselig verhielten.

Es wird deutlich, wie stark Leonor Castro die permanente Belastung am Arbeitsplatz in Form von Mobbing persönlich gewichtet. Die retrospektive Evaluation, „dass sie mich langsam so kaputt gemacht haben" und „alles, was mir Sicherheit gab, haben sie total zerstört. Sie haben mein Selbstbewusstsein zerstört", veranschaulicht die subjektive Bedeutung dieses Lebensereignisses, das die Biographin als höchst bedrohlich einschätzt und als eine destruktive Erfahrung erlebt. Durch das Mobbing wird ihr ein Gefühl vermittelt, so wie sie ist, nicht in Ordnung zu sein. Diese Ablehnung ihres Wesens scheint sie verinnerlicht zu haben. Nicht nur ihre Selbstsicherheit, die sie aus ihren Bildungsabschlüssen und aus ihrer Berufserfahrung bezieht, ist schwer erschüttert worden, sondern alles, was ihr Selbst- und Weltbild konstituierte, ist zerbrochen. Damit bringt die Biographin deutlich zum Ausdruck, sich all dessen, was sie hatte, sie ausmachte und woran sie glaubte, beraubt zu fühlen.

Die Mobbing-Erfahrung löst bei der Biographin erneut eine Erleidensverlaufskurve aus, die sich zu einer ausweglosen Situation zuspitzt. Eine erneute Krisenphase mit hoher biographischer Relevanz beginnt. Aus der eigentheoretischen Reflexion der Biographin wird ersichtlich, dass die unfairen und respektlosen Verhaltensweisen der Mitarbeitenden und Vorgesetzten sowie der andauernde Stress, resultierend aus der Mobbingsituation, sich sehr belastend auf ihre Psyche auswirken. Der Satzabbruch „Diese letzte Depression war (...)" macht ihr Leiden greifbar. Ihre Erzählart erweckt den Eindruck, als seien die überwältigenden Ereignisse noch wenig verarbeitet. Gleichzeitig zeigt diese Aussage Leonor Castros, dass sie selber eine Verbindung zwi-

schen Mobbing und der erneuten Erkrankung an einer Depression herstellt.[15] Mobbing kann folglich als weiterer Risikofaktor für die Entwicklung einer Depression im Leben der Biographin betrachtet werden. Insbesondere muss die Tatsache berücksichtigt werden, dass dieses biographisch bedeutsame Lebensereignis direkt auf die degradierende Kündigungserfahrung folgte. Schon diese ging mit einer massiven Kränkung ihres Selbstwertgefühls einher und sie war daher bereits emotional sehr verwundbar.

Die Formulierung „Aber da war ich absolut hoffnungslos. Es war mir alles so egal" zeigt deutlich ihr Gefühl, dass sie an einem Punkt angelangt ist, an dem sie ihre Orientierung und Handlungsfähigkeit verloren hat. Dadurch sieht sie sich nicht mehr in der Lage, ihre Probleme aktiv anzugehen und somit Einfluss auf ihre Arbeits- und Lebenssituation nehmen zu können. Das Gefühl der Gleichgültigkeit, das sie auf der Textebene mit „egal" ausdrückt, tarnt ihre negativen Gefühle. Durch diese Abwehrreaktion vermeidet sie, ihren dahinterliegenden Schmerz fühlen zu müssen.

Sie scheint das Vertrauen in ihre bisherigen Fähigkeiten, die ihr Selbstbild determinierten, und insbesondere das Vertrauen in sich selbst verloren zu haben. Dadurch werden Selbstzweifel, die in dieser Situation ausgelöst werden, aber auch mit dem vorangegangenen Jobverlust verknüpft sind, verstärkt erlebt. Die wiederholte Ablehnung durch die Firma und die Mitarbeitenden hinterlässt eine seelische Narbe. Bei der Biographin setzt nun eine Perspektivlosigkeit ein, die von einem Zustand der vollkommenen Hoffnungslosigkeit begleitet wird. In ihrer Beschreibung, zu diesem Zeitpunkt ohne Hoffnung zu sein, taucht ihr Schmerz auf, der dem Ganzen zugrunde liegt: das Gefühl, im Arbeitskontext abgelehnt, erniedrigt und verraten worden zu sein. Ein Verrat im Hinblick auf ihre ausgeprägte Arbeitsleistung und -motivation, die keine Anerkennung findet. Ein Verrat hinsichtlich des Vertrauens in ihren Arbeitgeber, von dem sie sich nicht nur zurückgewiesen, sondern auch im Stich gelassen fühlt. Ein Verrat schliesslich an ihren beruflichen Zielen, Vorstellungen und Träumen, deren Nichtverwirklichung zu einer inneren Beschämung führen, die sich fast unumgänglich in ein Gefühl des Versagens im Berufsleben verwandeln muss.

Die abschliessende Evaluation macht deutlich, dass sich Leonor Castros kritische Lebenssituation weiter verschärft und eine akute Sinnkrise auftritt: „Es war mir alles so egal, dass ich wirklich (...), wirklich keinen Grund mehr zum Leben hatte, überhaupt keinen". Die negative Dynamik hinsichtlich der eigenen Berufsbiographie erreicht hier einen Höhepunkt. Leonor Castro verliert ihre Lebensperspektive und sie verfällt in ein Gefühl der absoluten Aussichtslosigkeit. Auf einen Schlag empfindet sie sich nicht mehr als Gestalterin ihrer Zukunft, sondern ist mit einem Sinnverlust konfrontiert. Als sich die Gesamtdynamik zunehmend auf ihre psychische Verfassung auswirkt, kündigt sich eine leidvolle Krankheitsverlaufskurve an.

Tiefe Lebenskrise und das eingetretene Gefühl der Sinnlosigkeit

Als Leonor Castros Belastungsgrenze erreicht ist und sie keine weiteren Demütigungen am Arbeitsplatz mehr aushalten kann, sieht sie nur eine Lösung:

15 Die Heilungschancen nach einer einzelnen depressiven Episode sind gemäss dem Psychiater Daniel Hell gut. Mindestens ein Drittel der depressiven Episoden wiederholen sich im Laufe des Lebens nicht mehr. Allerdings beträgt das Rückfallrisiko bei Menschen, die einmal eine depressive Episode erlebt haben, über 50 % (Hell 2015a: 55-56).

> „Es war sehr klar, dass sie mich da nicht haben wollten. Ich wollte diese Menschen auch nicht mehr sehen. Ich habe jeden Abend geweint. Ich hatte das Gefühl wie in Mexiko, dass ich einfach nur weg, weg, weg, wegwollte und so kündigte ich (…). Ich kündigte, weil ich sehr stolz bin."

Vor dem Hintergrund der grossen biographischen Bedeutung ihrer Berufstätigkeit dokumentiert diese selbst initiierte Kündigung im Jahr 2009, nach zwei Jahren in der Firma, deutlich Leonor Castros Gefühl der Ausweglosigkeit. Der Umstand, noch keine neue Stelle in Aussicht gehabt zu haben, gekoppelt mit der Unsicherheit, ob sie eine neue Arbeitsstelle bekommen würde, dokumentiert in aller Deutlichkeit die enorme psychische Belastung, der sie ausgesetzt war. Es ist zudem davon auszugehen, dass sie zum damaligen Zeitpunkt nicht über weitere innere oder äussere Ressourcen verfügte, um sich auf dem Arbeitsmarkt zu bewerben.

Sie reagiert hier mit einem alten Muster, denn durch das Herstellen sozialer Distanz, in diesem Fall zum Arbeitsumfeld, scheint sie einem unerträglichen Leiden davonlaufen zu wollen. Gleichzeitig wirkt es so, als hätten ihre ArbeitskollegInnen, die offensichtlich versuchten, sie in ihrem Selbstwertgefühl zu treffen und aus dem Job zu drängen, ihr Ziel erreicht. Ihre Begründung für die Kündigung „weil ich sehr stolz bin" wirkt an dieser Stelle wie ein letzter Versuch, ihre Würde zu wahren und ein positives Selbstwertgefühl zu behalten. Stolz lässt sich dabei als eine Art Schutzmantel vor Demütigung, Kränkung und innerer Verletzung lesen. Eine andere Lesart wäre, dass sie aus Stolz kündigt, um einem Gesichtsverlust vor der Firma und möglicherweise ihren Eltern entgegenzuwirken.

Suizidgedanken im Kontext einer Depression

Das hohe Mass an Schmerz und Verzweiflung, das die Biographin in dieser langen instabilen Lebensphase im mittleren Erwachsenenalter erlebt, wird in der folgenden resignativen Bilanzierung spürbar:

> „Diese letzte Depression im 2009 mit der Arbeitserfahrung, dem Mobbing, keine Arbeit mehr zu haben (…), das bedeutet, dass ich in der Schweiz keine Perspektive mehr habe. Dann ist man wirklich ganz alleine, oder? Was tue ich jetzt? Jetzt bin ich hier, noch dazu verheiratet, ich kann nicht weg. Es war meine erste grosse Depression und (…) es war so richtig schlimm (…). In Mexiko hatte ich auch eine Depression gehabt, aber so eine, eine, eine (…) schwere Depression (…), also, die schlimmste Depression war in der Schweiz. Es ist eine Depression, die wirklich (…), man ist gefährdet sich das Leben zu nehmen (…). Ich hatte das Gefühl, ich bin gar nichts wert. Ich bin für diese Firma nichts wert, ich bin für niemanden etwas wert, ich bin wertlos. Warum sollte ich weiterleben?"

Diese Passage veranschaulicht Leonor Castros Leidensprozess. Deutlich wird der Zusammenhang zwischen einer äusseren Ereigniskette, der sich die Migrantin ausgeliefert sieht, und verlaufskurvenbedingten inneren Transformationen des Selbstbildes. Der Biographin gelingt es nicht mehr ihr Leben aktiv zu gestalten, sondern erlebt sich als handlungsgehemmt. Sie reinszeniert hier ihre damalige innere Erlebensperspektive, indem sie ihre Emotionen beschreibt. Die Sequenz verdeutlicht erneut ihre eigene Krankheitstheorie. Sie erklärt sich die Erkrankung an der Depression mit dem Kontext der Erfahrungen in der Arbeitswelt. In ihrer Darstellung wird sichtbar, dass durch das

unfreiwillige Ausscheiden aus dem Erwerbsleben ein radikaler biographischer Bruch mit ihrer Vergangenheit als erfolgreiche berufstätige Frau entsteht. Die Gegenwart und Zukunft erzeugen eine perspektivlose Blockade, die jede Handlung lähmt: sie positioniert sich in der Rolle einer handlungsunfähigen Akteurin, die kein Entrinnen aus der gegenwärtigen Situation mehr sieht. Die grosse Relevanz, den eigenen Erwartungen hinsichtlich Bildung, Berufstätigkeit und Erfolg zu entsprechen, erweist sich als der rote Faden in Leonor Castros Biographie. Umso stärker erlebt sie nach dem zweiten Stellenverlust ein Gefühl des totalen „Scheiterns".

Die Erinnerung an diese Erkrankungsepisode ist zum Zeitpunkt des Erzählens präsent. Mit dem Wiederholen des zeitlichen Aspekts der psychischen Erkrankung „diese letzte Depression im 2009", die sie präzise einzuordnen weiss, wird die Bedeutsamkeit dieser Krankheitserfahrung offensichtlich. Sie markiert einen Wendepunkt in ihrer Lebensgeschichte. Vermutlich weist diese genaue zeitliche Kontextualisierung der Depression darauf hin, dass die damit zusammenhängenden Gefühle noch nicht vollständig verarbeitet sind. In die Bewertung biographisch relevanter Erfahrungen mit Ausschliessungspraktiken, Herabsetzungen und Schikane im Berufsleben bis hin zum Arbeitsplatzverlust wird Leonor Castros Vorstellung über die Entstehung einer Depression eingeflochten. Sie verdeutlicht somit aus ihrer Sicht einen Zusammenhang zwischen Arbeitswelt und psychischem Krankwerden und Kranksein. Die Depression in der Schweiz lässt sich insofern als eine „berufsbiographische Depression", wie ich es bezeichnen möchte, rekonstruieren. Der Stellenverlust bedeutet für ihre biographische Positionierung einen Ausschluss aus einem zentralen Bezugsrahmen, der ihr bisher Orientierung und Anerkennung vermittelte. Mit dem Verlust ihrer Erwerbstätigkeit verbindet sich für die Biographin gleichzeitig die Perspektive, alles zu verlieren, was bisher sinnstiftend war. Die Biographin erkennt, dass das labile Gleichgewicht, das sie durch ihre Berufstätigkeit aufrechtzuerhalten wusste, mit dem Verlust ihrer wichtigsten bzw. einzigen Sinnquelle zusammenbricht.

Leonor Castros Erzählung zeigt, dass nicht nur die Kündigungs-, sondern auch die Mobbing-Erfahrung in ihr die Idee, in das Heimatland zurückzukehren, reaktiviert. Die Aussage „Jetzt bin ich hier, noch dazu verheiratet, ich kann nicht weg" illustriert Leonor Castros Tendenz, sich schwierigen Lebenssituationen durch Ortwechsel entziehen zu wollen. Das Sprechen über eine Rückkehr kann als Strategie verstanden werden, um sich emotional von herabsetzenden Behandlungen und erlebten Diskriminierungen zu distanzieren, in der Hoffnung, woanders nicht mehr damit konfrontiert zu sein. Das Aussprechen von Rückkehrwünschen lässt sich auch symbolisch als Möglichkeit verstehen, ihre emotionale Betroffenheit aufgrund erfahrener beruflicher und gesellschaftlicher Ausgrenzung verbal auszudrücken. Das Auswandern in ihr Herkunftsland oder in ein anderes Land und der damit verbundene Wunsch eines Neuanfangs erscheinen als eine Art Erlösung. Ihr Rückkehrwunsch kann somit als Abwehr schmerzhafter Erfahrungen und unangenehmer Gefühle gedeutet werden. Sie richtet jedoch ihren beruflichen Lebensentwurf und somit ihr Leben an den Bedürfnissen ihres Ehemannes aus. Erneut ist sie also diejenige, die Rücksicht auf ihre Ehe nimmt. Die Ehe mit einem Mann, der sein ganzes Leben in der Schweiz verbracht hat und hier als Vater Verantwortung für seine minderjährigen Kinder aus erster Ehe trägt, verhindert es, eine geographische Distanz zu ihrem Leid zu schaffen. Es ist zudem fragwürdig, ob sie angesichts der Depressionserkrankung zum damaligen Zeitpunkt die nötige Kraft hätte aufbringen können, um die Schweiz zu verlassen.

Durch den Vergleich mit Mexiko weist die Biographin auf eine Depressionsdisposition hin, rekonstruiert allerdings die zweite bzw. letzte Depression in der Schweiz als die schwerwiegendste in ihrem Leben. Das Ringen nach Worten und stockende Formulierungen untermauern ihr dramatisches Erleben der Erkrankung in der Schweiz.

Die Bedeutung des eigenen Wertes stellt sie hier deutlich in einen Zusammenhang mit ihrer Arbeit. Mit dem Ausscheiden aus dem Berufsleben verliert sie nicht nur ihre berufliche Identität, sondern ist mit Gefühlen der Wertlosigkeit konfrontiert. Sie verliert zu diesem Zeitpunkt ihren Glauben an sich, an das Leben und an die Welt. Die Erfahrung des Arbeitsplatzverlusts, die konträr zu ihren Zukunftsvorstellungen einer erfolgreichen Karriere steht, erzeugt einen Zustand der destruktiven Selbsteinschätzung. Nicht nur Schamgefühle resultieren aus dem Stellenverlust, sondern auch das Gefühl, versagt zu haben, was die Entwicklung von Minderwertigkeitsgefühlen fördert. Erschwerend kommt hinzu, dass sie ihren Eltern, besonders ihrer Mutter, nicht beweisen kann, ihre Berufsziele erreicht zu haben. Dies kommt dem Eingeständnis eines migrationsbiographischen Scheiterns gleich.

Die Biographin wechselt in diesem Erzählabschnitt mehrfach von der Verwendung des Pronomens „ich“ zum Pronomen „man“ auf eine allgemeinere Ebene. Die Verwendung des unpersönlichen Pronomens „man“ in den Aussagen „Dann ist man wirklich ganz alleine, oder?“ und „man ist gefährdet sich das Leben zu nehmen“ scheint hier die Funktion einer Entindividualisierung und emotionalen Distanzierung zu einer krisenhaften Erfahrung einzunehmen. Leonor Castros sprachliche Formulierung fällt besonders in der Erwähnung – nahezu beiläufig – einer latenten Suizidhandlung auf. Das Risiko eines Suizidversuchs drückt die Erzählerin nicht als Handlung des erzählten Ichs aus, sondern wird in Form eines abstrahierenden und generalisierenden Charakters dargestellt. Damit veranschaulicht sie eine beträchtliche Distanz, beinahe Entfremdung, gegenüber möglichen Suizidgedanken. Auffällig ist ihre erstaunliche narrative Kompetenz, die intendierte Suizidhandlung im Kontext ihrer biographischen Erfahrungen erklären zu können.

Im letzten Textabschnitt lässt sich eine Veränderung der zeitlichen und personalen Erzählperspektive rekonstruieren, die eine biographische Relevanz aufweist. Die Biographin wechselt vom Perfekt in eine Ich-Erzählung im Präsens: „Ich hatte das Gefühl, ich bin gar nichts wert. Ich bin für diese Firma nichts wert, ich bin für niemanden etwas wert, ich bin wertlos.“ Gemäss Lucius-Hoene und Deppermann (2004: 181) handelt es sich hierbei weder um einen Wechsel von der Vergangenheit in die Gegenwart als Zeit, über die gesprochen wird, noch ist es als szenisches Präsens, das oft den dramatischen Höhepunkt einer Erzählung markiert, zu deuten. Vielmehr kennzeichnet dieses Präsens einen dauerhaft gültigen Sachverhalt, der für die vergangene Zeit genauso gilt wie für die gegenwärtige Erzählzeit. Leonor Castros anschliessende zentrale Frage „Warum sollte ich weiterleben?“ dokumentiert einprägsam ihr Gefühl der Sinn- und Perspektivlosigkeit. Auf diese Frage hat sie offenbar keine Antwort gefunden, wie sich zeigen wird. Für sie bedeutet das, dass zu diesem Zeitpunkt die biographische Arbeit, um mit Corbin und Strauss zu sprechen (2010: 93), gescheitert ist. Wenn wir uns an die Eingangssequenz des Interviews erinnern, in der die Biographin ihre Geburt als Nebensache erwähnt, so bestätigt ihre Frage an diesem Punkt der Erzählung die eingangs getroffene Vermutung, dass Leonor Castro ihr Leben als unbedeutend erachtet, zumindest zum gegenwärtigen Zeitpunkt der Befragung.

Manifestation der Depression und Auswirkungen auf das Alltagsleben

Im Zentrum der weiteren Erzählung über die Zeit nach dem Verlust der Arbeit steht die Beschreibung ihres psychischen Gesundheitszustands, der sich gravierend verschlechterte. Den Krankheitsverlauf schildert Leonor Castro als den Prozess einer Abwärtsspirale, in dessen Verlauf ihr Handlungsspielraum zur Alltagsbewältigung zunehmend eingeschränkt ist. Es zeichnete sich eine Destabilisierung der Lebenssituation ab. Sie berichtet, jegliche Lebensfreude und Vitalität verloren zu haben. Sie fühlte sich niedergeschlagen. Sie zog sich komplett zurück, hatte keinen Kontakt mehr zur Aussenwelt. Aus ihrer biographischen Erzählung geht hervor, dass sich die Depression sowohl auf einer physischen wie auch auf einer psychischen Ebene manifestierte. In dieser Phase, so erzählt die Biographin weiter, hatte sie Schlafprobleme, sie konnte weder einschlafen noch durchschlafen. Darüber hinaus entwickelte sie Essstörungen, so bezeichnet sie selbst ihr verändertes Essverhalten, denn entweder ass sie kaum noch etwas oder übermässig viel. Ferner trank sie zunehmend Alkohol. Trinken und auffälliges Essverhalten scheinen für sie in diesem Moment die einzige Möglichkeit zu sein, mit ihren schmerzlichen Erfahrungen umzugehen und ihre quälenden Gefühle auszublenden. Es wird hier deutlich, dass die Biographin insgesamt grosse Schwierigkeiten hat, mit ihren Gefühlen umzugehen, weshalb sie auf diese Bewältigungsstrategien zurückgreift. Die Biographin scheint die berufliche und gesellschaftliche Ablehnung verinnerlicht sowie negative Zuschreibungen in ihr Selbstbild übernommen zu haben, was sich nun in Form einer Selbstablehnung und mangelnder Selbstliebe äussert. Das zwanghafte Essen ist im übertragenen Sinn ein Versuch, etwas zu kompensieren, ein unstillbares Bedürfnis, was als seelischer Hunger gedeutet werden kann.

Eine Alltagsbewältigung war für Leonor Castro nicht mehr möglich, sie war ausserstande, irgendwelchen häuslichen oder privaten Pflichten nachzugehen. Selbst die geringsten Verrichtungen waren unglaublich anstrengend. Sie hatte nicht mal die Kraft, aufzustehen, aber schlafen konnte sie auch nicht mehr. Sie blieb fast nur noch im Bett. Sie fühlte sich zeitweise so kraftlos, dass es ihr nicht mehr gelang, auf die Toilette zu gehen, und sie neben das Bett auf den Boden urinierte. Eine Lebensperspektive hatte sie zu diesem Zeitpunkt keine mehr. Sie verlor sich in grenzenloser Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Sie resignierte. Sie kapitulierte.

Leonor Castros Beschreibung der Auswirkungen ihrer Depression auf den Alltag veranschaulicht deutlich, wie stark ihr Leben und ihr Selbsterleben von der psychischen Erkrankung geprägt sind. Ihre Alltags- und Lebensgestaltung ist massiv beeinträchtigt, nichts scheint mehr wie zuvor zu sein. Es fällt dabei auf, dass ihre Schilderungen von der Dethematisierung familiärer und sozialer Unterstützung eingerahmt werden.

Detaillierungen der Themen Sinnverluste und Suizidversuche

Die Biographin selbst richtet ihren Fokus in der Fortsetzung ihrer autobiographischen Erzählung auf ihr Erleben der Phase ohne Lebensperspektive, eine Phase, die sie aus heutiger Sicht mit dem Bild eines „schwarzen Lochs" beschreibt. Dabei folgen weitere Detaillierungen der in den vorherigen Sequenzen angesprochenen Suizidgedanken. In einer szenisch-episodischen Darstellung schildert Leonor Castro, dass sie in dieser Zeit mehrere Suizidversuche unternahm. Auffallend ist hier ihre Stakkato-Sprechweise mit kurzen und teilweise auch unvollständigen, aneinandergereihten Sätzen und sinkender Intonation am Satzende. Sie spricht mit vielen Pausen, manchmal stockend,

manchmal zögerlich – Ausdruck ihrer emotionalen Ergriffenheit – als sie ihre Erinnerungen an diese Zeit mitteilt:

> „Ja und dann (…), ich habe einfach keinen Sinn für nichts mehr gefunden. Kein Sinn (…), Sinnlosigkeit, unendlich (…), mein Leben, diese Welt und (…) diese Leere. Ich hatte keine Schmerzen, kein Leiden, es ist einfach Leere, Leere, Leere (…), eine Leere, eine Einsamkeit, ein Gefühl (…). Also, ich konnte schon sehen und hören und spüren, aber (…) ich war wie ausgeschaltet, als wäre ich schon tot (…). Es gibt dann nur dieses Loch (…), dieses schwarze Loch, das eine nach unten zieht, wie eine Spirale, die kann man nicht (…), nicht stoppen. Ich bin viele Morgen aufgewacht, aber ich wollte nicht mehr aufwachen. Und dann (…), ja, eines Tages habe ich es geschafft aufzustehen, weil das war (…), ich konnte ja nicht mehr aufstehen, ich konnte nichts mehr machen. Und (…) ja, ich habe einfach gedacht, es ist Schluss. Ich muss mir nur überlegen wie ich mich verabschiede, so dass es meine Eltern verstehen. Und (…) ich weiss nicht, es ist einfach wie auf Autopilot. Ich habe (…), ja, ich habe mehrmals versucht mich zu Tode zu besaufen oder zu Tode (…) irgendetwas (…) ein Cocktail zu machen. Ich habe Tabletten genommen und sie mit Wodka zu einem wunderschönen Cocktail gemacht, bei dem ich wirklich nicht mehr aufwachen konnte (…). Ich wollte einfach nur (…), also, nicht mehr da sein, verschwinden. Ich habe auch vorher meinem Mann gesagt: ‚Ich will einfach nicht mehr leben (…). Ich will, dass diese Firma sieht, wie ich sterbe (lacht kurz).' Sie haben mich wirklich krankgemacht, so kaputt gemacht, dass ich innerlich gestorben bin (…). Ja, dann habe ich es getrunken (…), dann wurde ich ohnmächtig (…) und dann hat mich Thomas zuhause gefunden. Er wollte mich ins Spital bringen, aber ich habe ihm gesagt: ‚Nein, es ist nicht das erste Mal'. Danach habe ich viel gebrochen, es ging mir sehr schlecht."

Die Erzählung dieser Lebensphase ist von besonderer Intensität. An dieser Stelle wird sichtbar, dass die krisenhafte Zuspitzung nach dem Mobbing einen dramatischen Kulminationspunkt im Leben der Biographin erreicht. Mit dem Verlust ihrer Berufstätigkeit, die eine äusserst zentrale Sinnquelle in ihrem Leben ist – wie zuvor in der Analyse herausgearbeitet – gelingt es Leonor Castro nicht mehr, das Gefühl der Sinnleere auszublenden. Die Biographin beschreibt ein stark bestimmendes Gefühl der inneren Leere. Sie ist zu diesem Zeitpunkt wie betäubt. Sie kann weder negative Gefühle wie Verzweiflung, Trauer oder Wut, noch positive Emotionen wie Freude, Zuneigung und Liebe fühlen. Das Gefühl der Leere scheint hier die Funktion eines Selbstschutzes einzunehmen, um einen darunterliegenden emotionalen Schmerz zu überdecken.

Dieses schmerzhafte Verlusterlebnis verdichtet sich zu einer hoffnungslosen Lebenssituation, die für die Biographin unerträglich wird. Sie bilanziert ihr Leben als nicht mehr lebenswert. Ihr psychischer Schmerz ist für sie ausserordentlich gross. Deutlich ist hier, dass ihre Negativperspektive stark mit der Depression verflochten ist. Wie stark die damals 38-jährige Biographin an einer Depression erkrankt war, sechs Jahre nach ihrer Migration in die Schweiz, lässt sich daran erkennen, dass sie einzig im Suizid einen Ausweg aus ihrer als unerträglich gewordenen Existenz sah.[16] Die Beschreibung des Suizidversuchs zeigt, wie verheerend die biographische Verlusterfahrung des Arbeitsplatzes für Leonor Castro ist. Die Biographin nimmt einen

16 Verschiedene Studien belegen, dass 50 % bis 70 % der Menschen, die Suizidversuche bzw. Suizid begehen, an einer Depression leiden (Gysin-Maillart und Michel 2013).

Medikamenten-Cocktail zu sich.[17] Der erneute Versuch, sich das Leben zu nehmen, erfolgte unmittelbar nach ihrer Kündigung, als sie sich in einer akuten Krisenphase befand, so ihre Antwort auf meine immanente Nachfrage. Ihr letzter Suizidversuch lässt sich im Leben der Biographin als ein sehr einschneidendes und schweres Lebensereignis rekonstruieren.

Es folgt im unteren Teil der Textpassage eine Wiedergabe wörtlicher Rede in der Präsensform, als die Biographin den Entschluss zur suizidalen Handlung ihrem Ehemann ankündigt: „Ich will einfach nicht mehr leben (…). Ich will, dass diese Firma sieht, wie ich sterbe". Gemäss Lucius-Hoene und Deppermann (2004: 149) haben das szenische Präsens und die wörtliche Rede eine „aufmerksamkeitssteuernde Funktion für den Hörer. Als Stilmittel suggerieren sie ihm eine Dramatik, Unmittelbarkeit und die Teilhabe an einer stattfindenden Erfahrung, gewissermassen einer realen Neuauflage, die mit dem Eindruck besonderer Authentizität versehen wird". Es ist anzunehmen, dass sie mit der artikulierten Suizidabsicht ihren Mann auf ihren hohen Leidensdruck aufmerksam machen will.[18] Ob sie sich durch die Mitteilung ihrer akuten emotionalen Notlage eine Unterstützung von ihm erhoffte und diese insofern als Hilferuf zu verstehen ist, oder ob sie ihre innere Dynamik lahmlegen wollte, ohne aber sterben zu wollen, ist nicht eindeutig. Eindeutig ist allerdings, dass sich dieser Suizidversuch als Ausdruck eines totalen Orientierungszusammenbruchs sowie als Befreiung aus einem aussichtslosen Gefangensein in einem für sie bedeutungslosen Leben rekonstruieren lässt. Gleichzeitig kann ihr Suizidversuch auch als „Rache sozialer Art" gedeutet werden. Die Biographin ist derart verletzt, gekränkt und gedemütigt – aber auch hochgradig wütend – aufgrund der erlebten Erniedrigungen am Arbeitsplatz, dass sie sich rächen will. Sie scheint eine so wilde Abscheu gegen die Firma zu empfinden, dass sie ihren ehemaligen ArbeitskollegInnen und Vorgesetzten Schaden in Form von Gewissensbissen zufügen möchte. Sie hofft, sie so mit einem Schuldgefühl bestrafen zu können. Ihre Handlung lässt sich demnach auch als Versuch deuten, ihrem beruflichen Umfeld den erlittenen psychischen Schmerz mitzuteilen. Das drauffolgende Lachen am Satzende könnte hier die Funktion haben, die Ernsthaftigkeit der Aussage aus heutiger Sicht zu relativieren oder eine gegenwärtige Distanz von ihrem damaligen Wunsch auszudrücken.[19]

---

17 Ein von mir mitverfasster Bericht „Epidemiologie von Suiziden, Suizidversuchen und assistierten Suiziden in der Schweiz" im Auftrag des Bundesamts für Gesundheit (2015) zeigt, dass in der Schweiz die häufigsten Methoden bei Suizidversuchen das Einnehmen von Medikamenten und das Zufügen von Schnittverletzungen in suizidaler Absicht darstellen. In mindestens 40 % der Fälle haben die Betroffenen bereits früher einen Suizidversuch unternommen. Vielfach wird nicht nur eine Methode beim Suizidversuch angewendet, sondern die Suizidenten gebrauchen zum Beispiel einen „Cocktail" aus verschiedenen Medikamenten oder benutzen Alkohol als „Mutmacher", eine sogenannte Co-Methode (Keller-Guglielmetti und Walter 2015: 18). Als Suizidmethode wird bei den Frauen ebenfalls Vergiftung mit Medikamenten am häufigsten angewandt, während bei den Männern Erschiessen die häufigste Suizidmethode ist (Keller-Guglielmetti und Walter 2015: 7).

18 Der erste *World Suicide Report* der WHO mit dem Titel *„Preventing suicide – A global imperative"* (WHO 2014) greift weit verbreitete Gerüchte, wie „wer über Suizid spricht, begeht keinen Suizid" auf und widerlegt diese.

19 „Erzähler lachen oft, wenn sie eine Unterscheidung zwischen ihrem früheren – ernsthaft betroffenen – und ihrem heutigen – lachenden Ich vornehmen. Dieses stellt sich als humorvoll, abgeklärt oder auch selbstkritisch dar […]. Mit Lachen kann der Sprecher demonstrieren, dass er einen Verar-

Ihr Ehemann, der sie nach dem Tablettenmissbrauch bewusstlos vorfindet, scheint in dieser Phase ihre einzige Bezugsperson zu sein. Ob sich Leonor Castro in dieser Phase nicht ihren Eltern anvertraute, um ihnen keine Sorgen zu bereiten, sie für den Arbeitsverlust Scham empfand oder sie nicht mit ihrer Hilfe rechnete, zumal sie in der Vergangenheit nicht auf Verständnis für die Depressionserkrankung gestossen war, bleibt hier unklar.

Leonor Castros suizidales Handeln ist Ausdruck einer akuten Lebenskrise, in der sie sich in ihren persönlichen Lebenszielen so bedroht fühlt, dass sie als einzigen Weg ein selbstinitiiertes Existenzende sieht. Die Depression geht bei der Biographin mit einer krisenhaften Situation einher. Die Gründe für Suizidversuche sind letztlich sehr vielfältig. Meistens wirken verschiedene Faktoren zusammen, die komplex miteinander verwoben sind.[20] Leonor Castros Depressionserkrankung lässt sich insgesamt als (Selbst-)Schutzmechanismus rekonstruieren, mit Hilfe dessen sie sich vor übermächtigen Gefühlen in einer als unerträglich erlebten Lebenssituation zu schützen versucht. Es scheint, dass die Biographin in dieser Phase der Depression getrennt von ihren Gefühlen ist und kaum noch Zugang zu ihrer Innenwelt oder Aussenwelt hat. Sie ist nicht mehr in der Lage, sich ihren Emotionen und den darunter verborgenen seelischen Schmerzen zuzuwenden, sie wirkt wie abgeblockt. Das emotionale Bewältigen des Erlebten gelingt ihr nicht. Dabei geht es weniger darum, die Kündigung und das Mobbing-Erlebnis einfach hinzunehmen, als vielmehr ihre eigenen Gefühle anzunehmen, die aus diesen Erfahrungen resultieren. Denn Gefühle und Empfindungen hat sie: ihr Nichtverstehen, ihr Groll, ihre Bitterkeit, ihre Rachlust, ihre Ohnmacht, ihre Verzweiflung, ihre Hoffnungslosigkeit, ihre Trauer und schliesslich ihren Schmerz, der darunter verborgen liegt.

Umgang mit der Depression und Behandlung

Im Anschluss an die Erzählung ihres misslungenen Suizidversuchs berichtet die Biographin weiter, dass ihre Alltagsorganisation vollständig zusammengebrochen war. Der komplette Verlust ihrer Handlungsfähigkeit sowie der völlige Kontrollverlust über ihr Leben machten die Inanspruchnahme professioneller Hilfe notwendig. Leonor Castro suchte die Psychotherapeutin auf, bei der sie sich schon seit der ersten Kündigungserfahrung zweieinhalb Jahre zuvor in Therapie befand. Diese setzte sofort mit der herbeigerufenen Psychiaterin eine psychiatrisch-psychotherapeutische Behandlung in Gang:

> „Dann hat meine Therapeutin gesagt: ‚Das geht so nicht weiter'. Ich konnte wirklich nichts mehr machen. Sie hat mich während sechs Monate krankgeschrieben. Sie wollte mich am Anfang in eine Klinik einweisen, aber dann hat sie es sich anders überlegt

---

beitungs- und Reifungsprozess durchlaufen hat, durch den er zu einer souveränen Akzeptanz und Meisterung seiner Biographie gefunden hat" (Lucius-Hoene und Deppermann 2004: 244).

20 Die Literatur weist auf verschiedene Erklärungsmodelle hinsichtlich suizidalen Verhaltens hin, die von medizinischen, biologischen, psychologischen und soziologischen Perspektiven ausgehen, die hier allerdings nicht näher dargelegt werden können. Es sei an dieser Stelle einzig auf den Soziologen Emile Durkheim verwiesen, der im Suizid ein soziales Phänomen erkennt, das durch soziale Bedingungen erklärt werden muss. In seiner klassischen Studie „Der Selbstmord" (1897) deutet er den Suizid als Reaktion auf ein Misslingen von Sinnherstellung bzw. auf fehlende Kraft, den Sinn aus sich zu schöpfen (Marotzki 2006: 61).

> und sie meinte zusammen mit der Psychiaterin, dass (…), weil ich Ausländerin bin, wäre das nicht so gut, weil die Therapie auf Deutsch sowieso schon schwierig ist. Und dann (…), mein Problem ist, dass ich vereinsame, dass ich mich immer mehr zurückziehe und kaum aus der Wohnung gehe, niemanden anrufe, kein Kontakt zu Familie, zu Freunden habe. Ich vermeide jeden Kontakt. Und wenn man in einer Klinik ist, ist man sehr isoliert. Und sie haben gesagt: ‚Nein, in diesem speziellen Fall werden wir so handeln'. Ich musste während eines Monats jeden Morgen um 9.00 Uhr in die Praxis der Psychiaterin gehen, einfach um Hallo zu sagen. Ab und zu haben wir zusammen gesprochen. Aber das war der einzige Weg, damit ich aus dem Haus komme. Ich habe viele, viele Tabletten genommen und (…) sie haben mich auf eine Null-Alkohol-Diät gesetzt und dann innerhalb eines Jahres (…) von 60 kg war ich im nächsten Sommer 90 kg (…). Mein Körper hat sich so dramatisch geändert und seit ich dick bin (…), da ist so ein Hass gegenüber meinem Körper, ich kann mich nicht damit identifizieren (…). Und das war die schlimmste Depression meines Lebens (…), ohne Job (…). Ich konnte mich gar nicht mehr richtig ausdrücken, am Telefon konnte ich kaum richtig Spanisch sprechen, da haben meine Eltern gemerkt, dass etwas nicht stimmte. Aber ich habe ihnen nichts gesagt, also, dass ich versucht habe mir das Leben zu nehmen, weil, eben (…) die Schuldgefühle riesig sind, vor allem, wenn ich mir nur vorstelle, was meine Eltern sagen würden, wie sie sich fühlen könnten. Und ja, ich wollte ihnen keinen zusätzlichen Schmerz verursachen."

Diese Passage ist von der detaillierten Erzählung therapeutischer Massnahmen eingerahmt. Leonor Castros Psychotherapeutin kommt gemeinsam mit einer Psychiaterin zu dem Schluss, dass eine stationäre psychiatrische Behandlung nicht indiziert ist. Der Verzicht auf eine Hospitalisierung wird dahingehend begründet, einer zusätzlichen sozialen Isolierung vorzubeugen. Bedeutsam ist die Selbstbezeichnung „Ausländerin", die die Biographin im Interview das erste Mal verwendet, um auf mögliche Kommunikations- und Verständigungsprobleme im psychotherapeutischen Kontext hinzuweisen. Unklar bleibt in diesem Zusammenhang, ob die Therapeutinnen Leonor Castros früher ihrem Mann gegenüber geäusserten Wunsch, nicht hospitalisiert zu werden, berücksichtigten. Es könnte aber auch sein, dass die Therapeutinnen einen Klinikaufenthalt als ungeeignet für die Behandlung migrationsspezifischer Fragestellungen ansahen, da sie mangelnde transkulturelle Kompetenzen in psychiatrischen Institutionen annahmen. In diesem Sinne könnte die Biographin von einer ambulanten Behandlung mehr profitieren, gerade aufgrund der vertrauten therapeutischen Beziehung. Ein vertrautes therapeutisches Setting böte dann der lateinamerikanischen Migrantin die Möglichkeit, über das zu sprechen, was auch auf Spanisch schwer auszudrücken ist.

Leonor Castro nahm also nach der Wiedererkrankung an einer Depression und mehrmaligen Suizidversuchen die psychotherapeutische und medikamentöse Unterstützung an und liess sich bereitwillig auf eine ambulante Behandlung ein. Für einen geregelten Tagesablauf und feste Strukturen sowie das Vermeiden eines Rückzugs in die Selbstisolation und einer Selbstgefährdung muss sich die Biographin, parallel zur Psychotherapie, täglich auch bei der Psychiaterin einfinden. Aus der Erzählung geht zwar hervor, dass dieses Handlungsschema der Therapie während eines Monats umgesetzt wird, es wird allerdings nicht deutlich, wie oft die Psychotherapie pro Woche stattfindet. Im Nachfrageteil bestätigt die Biographin die Medikamenteneinnahme von Antidepressiva und Schlafmitteln.

Mit der starken Gewichtszunahme von 30 kg innerhalb eines Jahres hadert Leonor Castro bis zur Gegenwart. Das Fremdwerden des eigenen Körpers wirkte sich zusätzlich auf ihr negatives Selbstbild aus und verstärkte ihren Leidensdruck. Wenn die innere Anspannung zu gross wurde, negative und schmerzhafte Gefühle überhandnahmen, fungierte das Essen als inadäquate Bewältigungsstrategie für die emotionalen Probleme. Dabei scheint das Essen die Funktion zu haben, Trost und Geborgenheit zu spenden, sowie eine innere Leere zu füllen; eine ähnliche Funktion wie sie der Alkohol hatte, um die Leere der Depression zu füllen.[21] Ob die Einnahme von Psychopharmaka Einfluss auf die Gewichtszunahme hatte, ist hier nicht klar. Klar ist jedoch, dass zwischen Depression und Übergewicht eine komplexe Wechselbeziehung besteht. Mit der körperlichen Veränderung innerhalb kurzer Zeit entwickelt Leonor Castro nicht nur ein Schamgefühl, sondern sie nimmt auch eine ablehnende Haltung gegen sich selbst ein. Ihre Beschreibung legt die Vermutung nahe, dass Frustration nach mehreren erfolglosen Abnahmeversuchen und Erfahrungen sozialer Stigmatisierung infolge des Übergewichts zur Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper beitragen. Die Erfahrung, im Berufs- und Gesellschaftskontext abgelehnt worden zu sein, scheint die Biographin derart verinnerlicht zu haben, dass sich diese als Selbstablehnung manifestiert, und so erfährt Leonor Castro eine doppelte Ablehnung. Basis der internalisierten Negativ-Eigenbewertung ist also die Erfahrung von sozialer Abwertung.

Noch einmal bewertet die Biographieträgerin die Erkrankung an einer Depression als gravierend: „das war die schlimmste Depression meines Lebens (…), ohne Job (…)". Die Formulierung weist sowohl eine zeitliche als auch eine qualitative Dimension der Depressionsintensität auf – durch einen Superlativ betont –, um auf die biographisch relevante und kontinuitätssprengende Krankheitserfahrung hinzudeuten. Der Satzabbruch „ohne Job" zeigt Leonor Castros eigentheoretische Erklärung, wobei sie erneut einen Zusammenhang – wie schon mehrfach angedeutet – zwischen ihrer beruflichen Situation und der Erkrankung an einer Depression herstellt und damit andere mögliche Erklärungen unberücksichtigt bleiben.[22]

Im letzten Teil des Segments wird ein neuer Aspekt deutlich: Die Biographin hat mit ihren Eltern nicht über die Suizidversuche gesprochen, um ihnen kein Leid zuzufügen. Sie begründet ihr Schweigen mit Schuldgefühlen. Hiermit veranschaulicht die Biographin ein weiteres markantes Symptom einer Depression, sich schuldig zu fühlen und sich selbst Vorwürfe zu machen. Die Schuldgefühle ihren Eltern gegenüber lassen sich hier auch als Ausdruck des Gefühls lesen, ein „schlechter Mensch" zu sein. Ihr gelingt es dabei nicht, sich von der Überzeugung, „keine gute Tochter" zu sein, zu lösen.

---

21 Der Soziologe Alain Ehrenberg (2008: 177) hebt in diesem Kontext hervor: „Über diesen Punkt herrscht in der Psychiatrie und Psychoanalyse Konsens; Suchtverhalten ist auf die eine oder andere Weise mit der Depression verknüpft". Der Psychiater Daniel Hell (2015b: 70) weist zusätzlich darauf hin, dass die Betäubung mit Suchtmitteln keine Verarbeitung von Verlusten und Konflikten zulässt, sondern im Gegenteil neue Probleme hervorruft.

22 Der Psychiater Manfred Wolfersdorf (2002: 46) macht darauf aufmerksam, dass Personen, die besonders leistungsorientiert, sehr gewissenhaft und selbstkritisch sind sowie zu Selbstvorwürfen tendieren, ein erhöhtes Risiko aufweisen, an Depression zu erkranken. Diese Persönlichkeitsmerkmale treffen auch auf die Biographin zu. Hier zeigt sich, dass die Depression ein multifaktorielles Geschehen ist, an dessen Entstehen viele Bedingungen und Auslöser beteiligt sind (Wolfersdorf 2002: 37).

Es wird deutlich, dass die Biographin nach der Migration die familiäre Bindung aufrechterhalten hat, indes bleibt die Frage offen, ob und inwieweit sie den Eltern die Erkrankung an Depression mitteilte. Die ablehnende Reaktion der Mutter, als sie von der ersten Depressionserkrankung der Tochter in Mexiko erfuhr, erinnernd, wäre anzunehmen, dass sie geschwiegen hat. Das könnte auf ein nach wie vor widersprüchliches Verhältnis zu den Eltern schliessen lassen. Eine andere Lesart wäre, dass Leonor Castro ihren Eltern nichts von ihrer Krankheit erzählt, weil diese, bezogen auf die Migrationsbiographie, mit Scham besetzt ist. Es fällt der Biographin schwer, ihren Eltern die erlebten Schwierigkeiten und Belastungen als Migrantin zu vermitteln – möglicherweise aus Furcht, nicht verstanden zu werden, da sie ja aus eigener Entscheidung und nicht aus Notwendigkeit heraus migrierte – was wiederum zu Enttäuschungen und Frustrationen führt. Es ist möglich, dass sie sich nach dem Stellenverlust als „soziale Verliererin" und „Versagerin" empfindet oder gar zu diesem Zeitpunkt ihr ganzes Leben als ein einziges „Versagen" ansieht. Diese Empfindungen stünden im Zusammenhang mit dem ausgeprägten Wunsch, ihren Eltern zu beweisen, auch ohne deren Hilfe ein erfolgreiches Leben führen zu können. Damit gekoppelt ist die erhoffte elterliche Würdigung für ihre Leistung, und auf einer übertragenen Ebene für ihre Person.

Mangelnde soziale Unterstützung im Umgang mit der Depression

In der Haupterzählung wurde das Thema „soziale Unterstützung" während der Depressionserkrankung in der Schweiz kaum berücksichtigt. Die Hintergründe dafür werden im Nachfrageteil des Interviews klarer konturiert. Deutlich wird, dass die Biographin zu diesem Zeitpunkt wenig familiäre oder soziale Unterstützung erfährt:

> „Ich hatte die Diagnose schwere Depression. Die hat mir die Psychiaterin gegeben. Das ist, wenn man gar nicht mehr weiss, ob es Nacht oder Tag ist, ob man schon gegessen hat oder nicht. Und es einem egal ist, ob man auf die Toilette geht oder nicht. Dass man sogar die eigene Hygiene (…), also, ich bin eine super saubere Person (…), man verliert das alles. Das habe ich nur in der Schweiz erlebt. Also, das kann vielleicht etwas zum Nachdenken sein. Ob das vielleicht in Mexiko möglich gewesen wäre? Ich weiss es nicht. Ich denke, wenn ich zuhause geblieben wäre, dann wäre es vielleicht nicht so schlimm gewesen, dann ist man nicht so einsam, oder? Nicht so isoliert. Die Sache, dass ich mich nicht geduscht habe, tagelang oder dass ich fast ins Bett gemacht habe, also neben meinem Bett am Boden, das hätte vielleicht in Mexiko nicht passieren können, weil da physisch (…), ist jemand für dich da, sie hätten mich schon früher zum Arzt gebracht. Und hier (…) mein Mann war da, aber ich (…) wollte ihn nicht zusätzlich belasten."

Der Eingangssatz dieser Passage zeigt, dass die Biographin die Krankheitsthematik wieder aufgreift und sie die medizinisch-psychologische Diagnose „schwere Depression" ihrer behandelnden Psychiaterin annehmen kann, ohne sich dieser ausgeliefert zu fühlen. Sprachlich wechselt die Biographin auffallend oft zwischen einer persönlichen Ich-Perspektive und einer stark emotional distanzierten Man-Perspektive. Obwohl sie mit einer Selbstverständlichkeit von den Auswirkungen der schweren Depression spricht, verwendet sie in erster Linie verallgemeinernde Man-Formulierungen („es einem egal ist, ob man auf die Toilette geht oder nicht") für ihr Verhalten während der Krankheit. Dies ist ein Hinweis darauf, dass die Depression zum damaligen Zeitpunkt ihr Leben determinierte und sie diese Erfahrungen immer noch als

Belastung empfindet. Wenn sie aber darauf hinweist, dass sie sich als Mensch ganz anders verhält, wenn sie nicht von der Depression betroffen ist, formuliert sie in der Ich-Perspektive („ich bin eine super saubere Person"). Damit distanziert sie sich klar von der psychischen Krankheit. Darüber hinaus wird deutlich, dass sie ihre Identität nicht nur als Erkrankte definiert, d.h. sie akzeptiert die Depression als ein Teil dessen, wer sie ist, aber sie bestimmt nicht ihre Selbstdefinition. Festzuhalten bleibt, dass der Wechsel zwischen der Man- und Ich-Perspektive die Verwobenheit von Depression, Biographie und Identität zeigt.

Besonders aufschlussreich in dieser Textpassage ist, dass Leonor Castro die in der Migration erlebte Depression entlang des Themas „elterliche Unterstützung" reflexiv bearbeitet. Sie stellt sich die Frage, welche familiäre und soziale Unterstützung sie in ihrem Herkunftsland erfahren hätte. Der Vergleich zu Mexiko verdeutlicht ihre Einschätzung, dass ungeachtet ihrer ambivalenten Beziehung zu ihren Eltern, sie während einer Depressionserkrankung dieser Schwere auf die Hilfe ihrer Familie und engen Bezugspersonen hätte zählen können. Es fällt auf, dass die Familie im Kontext von Leonor Castros Depressionserkrankung in der Migration einen hohen ideellen Stellenwert einnimmt. Insofern lässt sich ihre Beziehung zur Herkunftsfamilie in Mexiko nicht nur auf die vergangenen Erfahrungen reduzieren, sondern muss in ihrer Komplexität auch in der aktuellen Lebensphase betrachtet werden. Dabei wird die Bedeutung familiärer Bindungen aus der Sicht der Biographin deutlich. In der Schweiz fühlt sie sich aufgrund fehlender Kontakte zu Familienangehörigen und Freunden nicht unterstützt. In ihrer Krankheitsbeschreibung kristallisiert sich die Isolation als problematisch heraus. Dabei schildert sie die Erfahrung von Einsamkeit und Isolierung nicht nur als Folge ihrer Depression, sondern betont auch ihr Gefühl des Isoliert-Werdens in der Schweiz. So lässt sich die Bedeutung sozialer Unterstützung im Umgang mit einer Depression sowie in deren Bewältigungsprozess für die Biographin ablesen. Sie erfährt in der Migration keine Entlastung und kann nicht auf soziale Unterstützung zurückgreifen.

Als Leonor Castro über ihren Ehemann – der einzig engen Bezugsperson und wichtigsten Beziehung in der Schweiz – zu sprechen anfängt: „Und hier (…)", atmet sie zunächst tief aus. Nach einer längeren Pause erzählt sie spürbar emotional ergriffen weiter: „mein Mann war da, aber ich (…) wollte ihn nicht zusätzlich belasten". Aus dem Zitat geht klar hervor, dass sie sich als Belastung für ihren Mann erlebt und die Erkrankung mit sich selbst ausmacht. Sie scheint nahezu ein schlechtes Gewissen wegen ihrer Depression zu haben. Sie nimmt sich als Last wahr, weil sie glaubt, ihrem Mann bei der Alltagsorganisation zu viel Arbeit zu machen. Darüber hinaus versucht sie zu verbergen, wenn es ihr nicht gut geht, um ihrem Ehemann nicht auch emotional zur Last zu fallen.

Auswirkungen einer Depression auf die Ehe

Wie im Weiteren deutlich wird, wirkt sich eine Depression auf Angehörige, auf familiäre Beziehungen und auf den partnerschaftlichen Umgang aus. Die psychische Erkrankung betrifft nicht nur Leonor Castros Alltagsbewältigung, sondern beeinflusst auch ihre intimste eheliche Interaktion. Die Depression ist laut Hell (2007: 65) nicht nur ein individuelles Geschehen, vielmehr verändert sie die zwischenmenschlichen Beziehungen der Betroffenen. So erzählt sie an anderer Stelle – mit knappen Ausfüh-

rungen – über die Auswirkung der Depression auf ihre Ehe und veranschaulicht damit die emotionale Bedeutsamkeit für die Beziehung:

> „Es ist sehr schwierig (…), es macht die Beziehung (…) empfindlich, weil meine Depression z.B. so stark wurde, dass ich überhaupt keine Sexualität erleben konnte. Ich fühlte nichts, überhaupt nichts. Natürlich leidet die Beziehung darunter (…). Also, ich habe wirklich meine Ehe auf die Probe gestellt, aber mein Mann ist immer noch mit mir zusammen (lächelt)."

In ihren Reflexionen über die Folgen der Depression auf ihre Ehe verdeutlicht die Biographin aus ihrer Perspektive, welches Ausmass an Belastungen, Geduld und Verständnis sie ihrem Ehemann abverlangt. Sie gebraucht hier zweimal das unpersönliche Pronomen „es", das ein Ringen um Worte zum Ausdruck bringt, um adäquat die Frage zu beantworten. Gleichzeitig wird durch die Verwendung des Pronomens „es" die Bezeichnung Depression ersetzt, was auf eine sachlich distanzierte Haltung hinweist. Deutlich ist, dass sie sich empathisch in die Rolle ihres Mannes hineinversetzen kann, als sie eheliche Schwierigkeiten während der Depression andeutet. Das Schildern sexueller Störungen in dieser Sequenz weist möglicherweise auch auf Nebenwirkungen durch die Einnahme eines Antidepressivums hin. Ihre Beziehungsfähigkeit ist durch die Depression stark beeinträchtigt.

Die Formulierung „es macht die Beziehung (…) empfindlich" zeigt, welche Herausforderung die Depression für die Beziehung bedeutet. Dass Leonor Castro die „Ehe auf die Probe gestellt" hat, illustriert die hohe Anstrengung, die beide Partner aufbringen, um die Beziehung aufrechtzuerhalten. Im letzten Satz der Passage „mein Mann ist immer noch mit mir zusammen" zeichnet sich ab, dass das binationale Paar die Depression miteinander bewältigt hat. Es lässt sich hier nicht eindeutig feststellen, welche Veränderungen auf der Beziehungsebene eingetreten sind. Möglicherweise hat die Erfahrung, schwierige Lebensphasen gemeinsam durchzustehen, die Partnerschaft gefestigt und intensiviert. Eine andere Interpretation wäre, dass die Depression eine Abhängigkeit vom Ehemann begünstigte und damit einen Verlust von Autonomie bewirkte. Der periphere Stellenwert, den die Biographin der Auswirkung der Depression auf die Beziehung widmet, lässt sich mit möglichen schambeladenen Gefühlen und mit Schuldgefühlen ihrem Mann gegenüber erklären. Insgesamt zeigt sich, dass die Depression Einfluss auf die Lebensorientierung und Lebensführung hat und verschiedene Lebensbereiche beeinträchtigt: ihre Gefühle, ihr Denken, ihr Handeln, ihren Körper, ihre Beziehung zu anderen und ihre Beziehung zu sich selbst.

Halt und Ressourcen im Umgang mit Depression

Auf die Frage hin, was ihr während der Depressionsphase Halt gab und ihr am meisten geholfen habe, führt die Biographin Folgendes aus:

> „Ich habe meinen Mann, aber (…) nicht immer. Also, er hat begrenzte Möglichkeiten mich zu unterstützen. Er ist ziemlich empfindlich für meine Traurigkeit und solche Sachen. Und sonst bin ich in der Schweiz alleine, alle meine Verwandte leben in Mexiko (…). Aber ich habe meine Therapeutin, die ich jederzeit anrufen kann und zum Glück habe ich super nette Leute kennengelernt, seit ich arbeitslos geworden bin und gute Freundinnen geworden sind. Ansonsten (…), ich bin gläubig, der katholische Glaube gibt mir

Halt, aber es ist mir auch etwas peinlich, dass ich Gott immer wieder mit meinen Gebeten belästige, aber ja, es hilft."

In dieser nachdenklichen Sequenz stellt die Biographin ambivalent das Verhalten ihres Ehemannes im Umgang mit ihrer Erkrankung dar („Ich habe meinen Mann, aber (…) nicht immer"). Sie illustriert, wie bedeutsam die Beziehung zu ihrem Mann für die Bewältigung der Depression und für ihre Stabilität ist. Sie erwähnt ihren Ehemann an erster Stelle und zeigt damit, dass er für sie die wichtigste Bezugsperson und eine stabile Ressource und Unterstützung ist, der sie sich sicher ist, allerdings nur bis zu einem gewissen Grad. Worin sich die Art der Unterstützung durch ihren Partner äussert, bleibt unerwähnt. Die Aussage „Er ist ziemlich empfindlich für meine Traurigkeit und solche Sachen" veranschaulicht zugleich auch die psychische Belastung der Depression für ihren Mann. Es fällt auf, dass die Biographin hier nicht ausführlicher über die emotionale Reaktion ihres Mannes im Umgang mit ihrer Depression spricht. Durch die Verwendung des semantisch weitgehend bedeutungslosen Ausdrucks „Sachen" bleibt sie vage. Dadurch kann vermieden werden, so Lucius-Hoene und Deppermann (2004: 225), über unliebsame, peinliche oder schmerzhafte Sachverhalte zu sprechen. Es zeigt sich, dass die Biographin ihrem Mann kein schwerwiegendes Fehlverhalten im Umgang mit der psychischen Erkrankung vorwirft, sondern eher Mitgefühl für ihn aufbringt. Daher ist Leonor Castros Anerkennung seines Engagements sowie ihre Dankbarkeit für seinen emotionalen Rückhalt wahrnehmbar, da sie ihn als erste wichtige Stütze nennt. Zudem bekräftigt sie, dass er zu ihr gehalten hat und immer noch mit ihr zusammen ist. Die Reaktion ihres Mannes lässt vermuten, dass er emotional überfordert und ohnmächtig war, weil er ihr nicht helfen konnte. Im partnerschaftlichen Umgang mit der Depressionserkrankung wird also deutlich, dass die Biographin Rücksicht auf die Gefühle ihres Ehemannes nimmt, die von Mitgefühl, Überforderung, Sorge, Ohnmacht bis hin zu Verzweiflung reichen konnten. Welchen Weg ihr Mann im Umgang mit seinen Gefühlen bezüglich der Ungewissheit, wie es weitergeht, ob und wann die Depression nachlässt, findet, ist schwer zu sagen.

In dieser Sequenz nimmt die in Mexiko lebende Herkunftsfamilie eine periphere Rolle ein. Auffällig ist, dass die Eltern und die Schwester Leonor Castros hier nicht als Handelnde in Erscheinung treten. Vielmehr werden sie in einer verallgemeinernden Art als „Verwandte" subsummiert. In der bisherigen Erzählung ist es Leonor Castro nicht gelungen, ihre Eltern als enge Bezugspersonen darzustellen. Obwohl sie einen regelmässigen telefonischen Kontakt zu ihren Eltern pflegt, wie an anderer Stelle erwähnt, geht sie hier nicht näher darauf ein. Der telefonische Austausch mit ihren Eltern kann zwar als eine erweiterte Form der emotionalen Unterstützung identifiziert werden, allerdings nicht im Umgang mit der Depressionserkrankung. Die fehlende Bereitschaft, den Eltern telefonisch offen über ihren psychischen Gesundheitszustand zu berichten, lässt sich so deuten, ihnen einerseits Leid zu ersparen. Denn ihre Eltern, die auf einem anderen Kontinent leben, könnten sich aufgrund der geographischen Distanz in ihren Unterstützungsmöglichkeiten eingeschränkt fühlen. Diese Handlungsunfähigkeit könnte bei ihren Eltern, die zudem auch schon im Rentenalter sind, ein Gefühl der Unzulänglichkeit oder Hilflosigkeit auslösen. Das möchte Leonor Castro vermeiden. Dies würde auch erklären, warum die Eltern erst dann in die Schweiz kamen, als es der Biographin psychisch wieder besser ging. Andererseits könnte sie aus Angst vor Unverständnis ihren Eltern nichts erzählt haben. Dadurch vermeidet sie

eine zusätzliche Belastung aufgrund der emotionalen Reaktion ihrer Familienangehörigen, eine Belastung, die sie in ihrem Zustand schlecht verkraften kann.

Die Aktivierung sozialer Unterstützung im Bewältigungsprozess der psychischen Erkrankung konzentriert Leonor Castro in erster Linie auf ihren Lebenspartner. Darüber hinaus erweist sich die Inanspruchnahme professioneller Unterstützung als hilfreich im Umgang mit der Depression. Daran zeigt sich die gute Vertrauensbeziehung zwischen der Psychotherapeutin und der Biographin. Die Erwähnung der Fachperson wird dabei mit einem „aber" direkt im Anschlusssatz an ihre Verwandte eingeführt. Dieses „aber" fällt auf, denn damit kann die Psychotherapeutin als Ersatz für enge Bezugspartner gedeutet werden. Daraus lässt sich schliessen, dass Leonor Castro im Rahmen des therapeutischen Settings auf zwischenmenschliche Anteilnahme und Verständnis stösst. Dieses Wissen, in akuten Krisensituationen eine Ansprechpartnerin zu haben, wirkt sich positiv auf sie aus und scheint eine Erleichterung darzustellen.

Anschliessend führt die Biographin weiter aus, nach dem Austritt aus dem Erwerbsleben neue soziale Kontakte während eines Praktikums bei einer Menschenrechtsorganisation geschlossen zu haben. Sie fühlt sich nun von ihren Kolleginnen angenommen.[23] Im letzten Teil der Textpassage wird die Bedeutung der Religion für Leonor Castro sichtbar. Der Glaube erweist sich als wesentliche Stütze, aus dem sie Kraft und Rückhalt gewinnt, um ihre Depression zu verarbeiten. Die Biographin verweist darauf, dass der katholische Glaube eine aus ihrer Kindheit vertraute religiöse Rahmung repräsentiert und sie nach wie vor einen Bezug zur Religion hat, was sie als hilfreich erlebt. Aus biographischer Sicht überrascht es nicht, dass sie dem Glauben, insbesondere in der Depressionsphase und in der Migration, einen hohen Stellenwert einräumt. Sie spezifiziert in diesem Kontext nicht, ob sie eine katholische Messe besucht, ihr die kirchliche Glaubensgemeinschaft einen Halt gibt oder im Allgemeinen der Glauben eine zentrale Rolle in der Bewältigung der psychischen Erkrankung spielt. Die Zuwendung zu Gott bietet ihr eine Art Zuflucht, in der ihr ein Umgang mit ihren Gefühlen der Perspektiv- und Sinnlosigkeit möglich scheint.

Biographische Prozesse im Kontext der Depression

Aus der Erzählung geht hervor, dass sich im weiteren Verlauf Leonor Castros Gesundheitszustand stabilisierte, was dem Anschein nach auf die kontinuierliche psychotherapeutische und medikamentöse Behandlung zurückzuführen ist. Darüber hinaus scheinen sich die strukturierten Tagesabläufe und der soziale Kontext heilsam auf sie ausgewirkt zu haben. Während der sechsmonatigen Krankschreibung setzte sie sich mit ihren lebensgeschichtlichen Erfahrungen auseinander, und es begann eine Normalisierungsphase, in der sie sich beim regionalen Arbeitsvermittlungszentrum (RAV) anmeldete. Die Zeit der Erwerbslosigkeit erlaubte ihr, sich Gedanken über ihre Lebenssituation zu machen sowie über ihren beruflichen Lebensentwurf nachzudenken. Mit Apitzsch (2000: 65) kann davon gesprochen werden, dass sich ihr die Möglichkeit systematischer Reflexion bot, die sie nutzte. Diese Prozesse setzten eine biographische Arbeit voraus. Sie entwickelte während dieses Wandlungsprozesses neue Lebensperspektiven. Das bedeutet auch, dass sie ihrer Berufsbiographie eine neue Richtung geben wollte. Zu diesem Zeitpunkt war sie wieder hoffnungsvoll und zuver-

23 Leonor Castro bezieht sich hierbei auf Freundschaften, die sie während ihrer Praktikumszeit geschlossen hat und schliesst mich hier mit ein.

sichtlich, mit ihren drei Universitätsdiplomen und ihrer langjährigen Berufserfahrung eine qualifizierte Anstellung zu finden. Motiviert, wieder in die Arbeitswelt zurückzukehren, bemühte sich Leonor Castro aus eigener Kraft um einen neuen Arbeitsplatz. Sie machte allerdings die Erfahrung, dass ihre beruflichen und universitären Qualifikationen auf dem Arbeitsmarkt, trotz zahlreicher Bewerbungen, nicht gefragt waren. Nicht mehr in das internationale Finanzwesen zurückzukehren, wurde nach vielen Bewerbungsabsagen von ihr entschieden. Zu stark war vermutlich die soziale Kränkung, trotz langjähriger Berufserfahrung und dreier universitärer Abschlüsse keine Anstellung in diesem Bereich zu finden.

Als ihr im Jahr 2010 die Möglichkeit eines sechsmonatigen wissenschaftlichen Praktikums in einer Menschenrechtsorganisation[24] angeboten wurde, sagte sie sofort zu. Durch die unentgeltliche Arbeit erhoffte sie sich, neben Berufserfahrung in einem neuen Arbeitsbereich, auch die Möglichkeit, neue berufliche Kontakte zu knüpfen. Der Wunsch einer beruflichen Neuorientierung – mittlerweile war Leonor Castro 39 Jahre alt – lässt sich dahingehend deuten, dass sie einzig durch das Ergreifen einer neuen Berufsausrichtung einen Ausweg aus der Erwerbslosigkeit sieht.

Differenzerfahrungen im Kontext von Institutionen

Da das Praktikum unbezahlt war, blieb Leonor Castro beim Arbeitsamt angemeldet. Die Biographin schildert in der Haupterzählung sowohl Verärgerung als auch Enttäuschung über diese staatliche Institution. Sie ist aufgebracht, als sie über ihre Erfahrungen mit dem RAV, das sie sehr negativ bewertet, spricht:

> „Und dann diese RAV-Geschichte (…), auch wenn ich es gut finde, dass sie dir helfen, finde ich es eine absolute Katastrophe, dass man als Ausländerin, die durch eine Depression durchgegangen ist und dann eine Unterstützung erhält, einem das Gefühl gegeben wird, als ob man wirklich etwas falsch gemacht hätte, um den Job zu verlieren. Als Arbeitslose, die eine Depression hat, wirst du behandelt (…), also, als ob man stinkt, oder? Es gibt da diejenigen, die arbeiten und dort diejenigen, die stinken und beim RAV sind. Und die Schweiz ist so klein, man merkt, wer arbeitslos ist und wer nicht, oder?“

Diese Passage zeigt deutlich die Dimension der sozialen Scham im Kontext von Leonor Castros Erfahrungen mit der Erwerbslosigkeit. Das Verhalten der Beschäftigten vom RAV beschämt sie. Die entwürdigende Behandlung der RAV-Beratenden vermitteln ihr erneut ein Gefühl von Ablehnung.

Schauen wir uns aber diesen Textausschnitt genauer an. Deutlich ist hier die Macht, die Institutionen auf das Leben eines Individuums haben. Leonor Castro beschreibt aus ihrer Sicht, dass mit der Anmeldung bei der Arbeitslosenversicherung ihr das Gefühl vermittelt wird, der Stellenverlust sei das Resultat eines individuellen Verschuldens. Leonor Castro fühlt sich beim RAV dem Verdacht ausgesetzt, als Migrantin nicht arbeiten zu wollen, um als Erwerbslose von den Sozialversicherungen profitieren zu können. Der Eindruck, als „Ausländerin“ als eine Belastung für das Sozialsystem betrachtet und selbst verantwortlich für ihre Erwerbslosigkeit gemacht zu werden,

24 Eine gewisse Ironie weist die Tatsache auf, dass die Biographin damit eine Berufsorientierung einnimmt, die Ähnlichkeiten mit dem sozialen Engagement ihrer Mutter aufweist, gegen das sie als junge Erwachsene aufbegehrte.

löst bei der Biographin nicht nur Schuld-, sondern auch Schamgefühle aus und das, obwohl sie ungewollt arbeitslos ist. Ihre heftige emotionale Reaktion zeigt, dass sie die implizite Individualisierung ihres „Misserfolgs" bei der Arbeit sowie die getarnte Schuldzuweisung energisch von sich weist. Es ist anzunehmen, dass sich diese Erfahrungen mit dem RAV negativ auf den Prozess der Arbeitssuche auswirken.

Beim RAV stösst sie nicht nur auf soziale Ablehnung, sondern ist zusätzlich mit Differenzerfahrungen konfrontiert. Denn die Sequenz verdeutlicht Leonor Castros Gefühl, beim Arbeitsamt als „Ausländerin" kategorisiert zu werden, was sie mit einer Missbilligung ihrer Person gleichsetzt. Die Verwendung des negativ konnotierten Begriffs „Ausländerin" im Kontext von Arbeitslosigkeit lässt eine subjektiv empfundene Ungleichbehandlung erkennen. Leonor Castro fühlt sich überdies nach ihrer Depressionserkrankung der Stigmatisierung als weniger leistungsfähige Migrantin ausgesetzt. Sie empfindet beim Arbeitsamt die unterschwellige Anklage, dass sie als an Depression erkrankte Lateinamerikanerin weniger Leistungsbereitschaft an den Tag legt. Ihr Leiden während der Depression stösst auf Unverständnis bei den RAV-Beratungsgesprächen. Die Biographin fühlt sich als erwerbslose Migrantin nach der Depression mit dem Stigma der Diskreditierten behaftet, um mit Goffman (1967: 12) zu sprechen.[25] Der Erzählung ist zu entnehmen, dass sie sich als mehrfach Stigmatisierte erlebt: als „Ausländerin, Arbeitslose und Depressionserkrankte", was einem Entzug sozialer Anerkennung und Wertschätzung gleichkommt.

Die Umschreibung „als ob man stinkt" dokumentiert klar ihr Gefühl gesellschaftlicher Abwertung und Ausgrenzung. Sie macht deutlich, sich verurteilt zu fühlen, als hätte sie eine abstossende Wirkung. Sie bringt mit dem sprachlichen Bild des Gestanks ihre Wahrnehmung einer marginalisierten gesellschaftlichen Stellung zum Ausdruck und leidet offensichtlich unter der Reaktion des sozialen Umfeldes. Hier wird das eintretende soziale Schamgefühl sichtbar, das mit dem Verlust ihrer berufsbiographischen Identität verbunden ist. Die Arbeitslosigkeit kann sie nicht mit ihrem Selbstbild einer berufsorientierten Frau in Einklang bringen, was sie als soziales Versagen zu deuten scheint. Auch konnte sie die migrationsspezifischen Erwartungen, die sie an sich selbst als finanziell unabhängige Frau gestellt hatte, nicht erfüllen. Sie verliert sich in Selbstvorwürfen und starker Selbstkritik, was bedeuten könnte, dass sie die Erwerbslosigkeit innerlich doch mit Selbstverschulden und persönlichem Versagen in Verbindung bringt. Dies erzeugt eine Art doppelter Beschämung. Aus Leonor Castros Darstellung geht insgesamt hervor, dass es aus ihrer Sicht zwei Klassen Menschen gibt – die mit und die ohne Arbeit – und die entsprechend Achtung oder Geringschätzung erfahren. Somit hängt der Eigenwert von der Teilhabe am Erwerbsleben ab.

Alltagsrassismus in der Migration

Im Zentrum der nachfolgenden Ausführungen stehen konkrete Erfahrungen Leonor Castros mit Rassismus im Alltagsleben, die für ihren psychischen Zustand bedeutsam sind. Die Themen Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen, Stigmatisierung und Diskriminierung am Arbeitsplatz und in öffentlichen Institutionen durchziehen die

25 Ist das Stigma den Anwesenden bekannt, so ist diese Person ein Diskreditierter. Von einem Diskreditierbaren ist dann die Rede, wenn das Stigma den Anwesenden nicht bekannt ist, da es ihnen nicht unmittelbar wahrnehmbar ist (Goffman 1967: 12).

lebensgeschichtliche Haupterzählung der Biographin. Im immanenten Interviewteil beantwortet sie meine Frage nach weiteren Rassismuserfahrungen im Alltag wie folgt:

> „Aber ja, ich habe schon ab und zu solche Sachen erlebt. Intoleranz oder Rassismus habe ich zum Beispiel an der Tramhaltestelle mit einer alten Dame erlebt, die mich angesehen hat, als ob ich etwas Hässliches wäre. Sie beschimpfte mich und sagte (…), ach, ich weiss gar nicht was sie auf Schweizerdeutsch sagte, ich verstand sie nicht, aber sie muss notorisch gestört gewesen sein, denn sie behandelte mich als würde ich stinken oder so. Ich finde das einen Blödsinn, also eine Ignoranz von ihr. Auch mit der Bahn zum Beispiel, das war ganz klar eine Diskriminierung. Ich wollte den Zug nehmen, aber es war schwierig für mich, das Ticket am Automat zu kaufen. Dann bin ich zu den Leuten von der Bahn gegangen und habe sie gefragt, das war ganz am Anfang, mit gebrochenem Deutsch, wie ich das Ticket lösen kann. Sie haben mir gesagt, ich solle nur die Anweisungen lesen. ‚Deswegen frage ich', sagte ich, ‚weil ich das nicht verstehe, oder?' Da haben sie mir gesagt, ich hätte sowieso keine Zeit mehr das Ticket zu kaufen, ich soll den nächsten Zug nehmen. Dann habe ich einfach ein Tagesticket gekauft, das teurer war und bin in die Bahn gestiegen. Da sind sie gleich zu mir gekommen und sagten laut auf Schweizerdeutsch: ‚Zeigen Sie Ihr Ticket, zeigen Sie es sofort'. Sie haben genau gewusst, dass ich sie nicht verstehe und dass ich das falsche Ticket habe, aber ich habe mehr bezahlt als (…) als nötig war und (…) und dann haben sie mich trotzdem als Ausländerin beschimpft, weil ich das falsche Ticket gekauft hatte, obwohl ich mehr gezahlt hatte als ich für (…), für dieses Ziel hätte zahlen müssen und ja, solche Sachen. Ich dachte dann: ‚Mein Gott, sie haben mich einfach nicht gemocht. Sie haben einfach gedacht, das ist eine kleine Verbrecherin oder so etwas bin'. Aber das gibt es auch in Mexiko, also, es gibt überall doofe Leute. Sogar meine Schwiegermutter denkt, dass ich aus dem Dschungel komme. Sie versteht nicht, dass mein Vater ein Mathematik-Professor ist, meine Mutter Historikerin ist, ich gebildet bin und aus einer der grössten Städte der Welt komme. Meine Schwiegermutter sagte einmal zu mir, dass es gut ist, dass ich keine Kinder mit meinem Mann, also mit ihrem Sohn, bekommen habe, denn ich sei ein schlechter Mensch und ich wäre bestimmt eine schlechte Mutter geworden (…). Sie lehnt mich völlig ab, weil (…) ich aus Mexiko komme."

In dieser langen und ausführlichen Erzählung thematisiert Leonor Castro Erfahrungen mit alltagsrassistischer Diskriminierung und Ausgrenzung auf der interaktiven Ebene im öffentlichen wie auch im privaten Raum. Es fällt ihr nicht schwer, konkrete Rassismuserfahrungen zu benennen. Als „Ausländerin" wahrgenommen zu werden, empfindet sie klar als soziale Abwertung. Mit der wiederholten Verwendung des Verbs „stinken" betont sie ihr subjektives Empfinden, wonach in Alltagssituationen, wie etwa im öffentlichen Nahverkehr, die physische Nähe zu ihr vermieden wird. Sie dokumentiert mit der Wortwahl darüber hinaus, dass sie aufgrund ihres Status als Migrantin in der Öffentlichkeit mit Gefühlen des Ekels und der Abneigung konfrontiert ist. Ihre Empörung und gleichzeitige Betroffenheit ist in diesen Erzählungen klar wahrnehmbar.

Leonor Castro beschreibt Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen, die sich durch Ächtung, Beschimpfungen, abschätzige Bezeichnungen und falsche Anschuldigungen verbal und nonverbal manifestieren. So begegnet die Biographin im Alltagsleben Menschen, die ihr offene Feindseligkeit und Ablehnung entgegenbringen,

weil sie phänotypisch erkennbar einer sozialen Gruppe angehört, die als anders gekennzeichnet, negativ wahrgenommen und deshalb als ungleichwertig betrachtet und beurteilt wird. Daher zeigt die lateinamerikanische Migrantin, dass sie sich von den Einheimischen menschlich disqualifiziert bzw. negativ behandelt fühlt. Auch wenn Leonor Castro die verbale Attacke auf Schweizerdeutsch einer ihr unbekannten Frau beim Warten auf das Tram nicht versteht, so ist die physische Energie, die von diesen Worten ausgeht, unmissverständlich und deutlich spürbar.

Gerade im Zusammenhang mit ihren mangelnden Sprachkenntnissen als Neuzugezogene in der Schweiz erlebt sie eine entwürdigende Behandlung durch SBB-Mitarbeitende, die sich wenig empathisch zeigen. Die Textpassage entfaltet szenisch den Kontakt der Biographin mit den Bahnangestellten, die ihr das Gefühl vermittelten, ein Mensch von „minderer Intelligenz" zu sein, da es ihr aufgrund von Sprachbarrieren nicht gelang, den Fahrkartenautomaten zu bedienen. Ihre Bitte um Unterstützung wurde übergangen. In der Wahrnehmung der Biographin ist die verweigerte Hilfe an ihren Status als „Ausländerin" gekoppelt, was sie als demütigend und diskriminierend empfindet. In der Reinszenierung ihrer eigenen Antwort mit erhobener Stimme: „deswegen frage ich, weil ich das nicht verstehe, oder?" wird ihre Empörung deutlich, die sich mit Zorn und Ohnmacht mischt. Leonor Castros Empörung ist eine emotionale Reaktion auf einen Schmerz – ein Schmerz der Ungerechtigkeit –, den sie mit Ärger abzuwehren versucht.

In dieser sozialen Ungerechtigkeit zeigen sich gesellschaftliche Umstände, die ausgrenzend und demütigend sind und unter denen sie handlungsaktiv zu bleiben versucht. Mit einem wesentlich teureren Zugbillett als erforderlich und nach anfänglichen Ohnmachtsgefühlen entwickelt sie eine oppositionelle Haltung gegenüber den SBB-Kontrolleuren. So stellt sie sich als Frau dar, die sich selbst zu helfen weiss und der ein abwertendes Verhalten durch andere nichts anhaben kann. Die hier zum Ausdruck gekommene Skandalisierung kann auch als Strategie interpretiert werden, um handlungsmächtig und – wenn auch eingeschränkt – selbstbestimmt zu bleiben.

Leonor Castro beschreibt sich hier als Betroffene von subtilen und nicht subtilen Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen. Da die Bahnangestellten wussten, dass die Biographin kein Schweizerdeutsch versteht, lässt sich ihre bewusste Verwendung des Dialekts statt der Hochsprache sowie ihr Auftreten als eine explizite Form der Herabwürdigung und Geringschätzung deuten. Auch gleich auf die Biographin zuzusteuern, als sie diese im Zug sahen, dokumentiert deutlich das Misstrauen der Bahnangestellten gegenüber der Frau aus Lateinamerika. Es kann vermutet werden, dass Leonor Castros Erfahrung, im Zug öffentlich als „Verbrecherin" und so für alle sichtbar als zu degradierende Person hingestellt zu werden, Gefühle der Beschämung hervorruft. Sie fühlt sich in dieser Situation verachtet, erniedrigt und gedemütigt.

Im Zentrum der rassistischen Diskriminierungserfahrung steht der verbale Angriff durch Angestellte eines öffentlichen Unternehmens, die Leonor Castro als „Ausländerin" beschimpfen. Die Benutzung des Begriffs „Ausländerin", der von den Kontrolleuren offensichtlich pejorativ gemeint ist, zeigt ein unangemessenes und insbesondere unprofessionelles Handeln gegenüber der Biographin als Angehörige der Migrationsbevölkerung. Somit lässt sich diese Beleidigung als rassistisch motivierte Handlung rekonstruieren. Leonor Castro fühlt sich als minderwertige Person behandelt und in ihrer Würde verletzt. Zick und Küpper (2015: 94) verweisen in diesem Kontext darauf, dass die Abwertung und Ausgrenzung letztlich immer der Herstellung

und/oder Zementierung von gesellschaftlichen Machtverhältnissen dient. Mit der wiederkehrenden öffentlichen Beschimpfung als „Ausländerin" verstärkt sich Leonor Castros Gefühl des Nicht-Dazugehörens.

Die Biographin ist nicht nur Zeugin und Betroffene alltagsrassistischer Äusserungen und Handlungen durch anonyme Fremde, sondern sie ist auch im Privatbereich direkt davon betroffen. Ihre angeheiratete Familie begegnet ihr mit dem Gefühl der Geringschätzung und einer emotionalen Ablehnung. Ihr wird von der Schwiegermutter zu verstehen gegeben, dass sie nicht „dazugehört". Leonor Castro empfindet diese Erfahrung als belastend und schmerzhaft, was sie mit „sie lehnt mich völlig ab" veranschaulicht. In ihrer Selbstdarstellung macht sie deutlich, dass sie dieses leidvolle Erlebnis auf ihre mexikanische Herkunft zurückführt. Die Mutter ihres Mannes verweigert ihr nicht nur die Zugehörigkeit in die eingeheiratete Familie, sondern auch Anerkennung und Wertschätzung. Mit der Aussage „denkt, dass ich aus dem Dschungel komme" illustriert die Biographieträgerin, dass die Beziehung zwischen ihr und ihrer Schwiegermutter von rassistischen Diskursen geprägt ist. Sie fühlt sich durch die Schwiegermutter zu einer minderwertigen Person erniedrigt und direkter oder indirekter rassistischer Diskriminierung ausgesetzt. Die Schwiegermutter positioniert sich als Überlegene und negiert damit die Gleichwertigkeit der Schwiegertochter. Leonor Castro wird die Position der „ausländischen Ehefrau" zugeschrieben, die hier mit „schlechtem Mensch" und „schlechter Mutter" gleichgesetzt wird, was zusätzlich einen rassistischen Geschlechterdiskurs offenlegt. Durch die Konstruktion von Differenzen kann sich die Schwiegermutter der Biographin gegenüber distanziert verhalten und dadurch die Ablehnung der nicht willkommenen mexikanischen Schwiegertochter in der Familie aufrechterhalten. Leonor Castros Entscheidung berücksichtigend, auf Kinder zu verzichten, um sich im Beruf verwirklichen zu können und anschliessend dann statt Berufserfolg beruflichen Ausschluss erleben zu müssen, muss die abschätzige Bemerkung der Schwiegermutter, sie wäre eine „schlechte Mutter" gewesen, besonders schmerzhaft sein. Leonor Castro ist zu diesem Zeitpunkt weder Mutter noch eine Erwerbstätige.

Leonor Castro konstruiert sich in den geschilderten Rassismuserfahrungen nicht als Mexikanerin, die die Rolle des hilflosen Opfers einnimmt, sondern präsentiert sich vielmehr als aktiv Handelnde, die sich nicht einschüchtern oder vertreiben lässt. Sie deutet gegenüber Alltagsrassismus eine gewisse Immunisierung an. Dadurch zeigt sie sich in ihrem Handeln als wirkmächtig. Die Biographin scheint die rassistischen Erlebnisse eher zu relativieren statt zu skandalisieren, wie die Formulierungen „sie muss notorisch gestört gewesen sein" und „das gibt es auch in Mexiko, also es gibt überall doofe Leute" verdeutlichen. Das Banalisieren der Vorkommnisse mit rassistischem Gehalt zu etwas Unbedeutendem oder Allgegenwärtigem kann als Strategie verstanden werden, um eine bedrohliche Erfahrung abzuwehren und sich dadurch vor einem migrationsspezifischen emotionalen Schmerz zu schützen.

Es sind aber diese alltäglichen, durch rassistisches Verhalten anderer evozierten Erschütterungen von Leonor Castros Selbstwahrnehmung, die bei ihr möglicherweise Selbstzweifel aufkommen lassen, ob sie so, wie sie ist, ein wertvoller Mensch ist. Sie entwickelt ein Selbstbild als Person, die als minderwertig gilt, wie ihre Äusserung „als ob ich etwas Hässliches wäre" vermuten lässt. Insgesamt verstärken ihre persönlichen Erfahrungen mit Rassismus, Stigmatisierung und Diskriminierung als „unerwünschte Ausländerin" ihr Gefühl von Inferiorität und ihr Empfinden, eine Aussenseiterin zu

sein. Rassismuserfahrungen im Alltag, die in einem gesellschaftlichen Kontext und nicht auf der individuellen Ebene zu verorten sind, wirken sich auf das Wohlbefinden eines Menschen aus. Leonor Castros erfahrene Demütigung und Erniedrigung sowie die Konfrontation mit rassistischen Vorurteilen und Misstrauen gehen an der Betroffenen nicht spurlos vorbei und haben psychische Konsequenzen. Es ist anzunehmen, dass die gesellschaftliche Abwertung und Abneigung Leonor Castros bereits lädiertes Selbstbild und Selbstvertrauen beeinträchtigen, denn Rassismuserfahrungen – ob in der Öffentlichkeit oder im Privatleben, ob subtil oder grob – verursachen seelische Verletzungen. Die biographische Rekonstruktion der Erfahrung von Rassismus und Ausgrenzung zeigt, dass sie einschneidend gewesen sind und eine erhebliche Relevanz in der Lebensgeschichte Leonor Castros aufweisen.

Beruflicher und sozialer Ausschluss

Das Praktikum als wissenschaftliche Mitarbeiterin im NGO-Bereich bedeutete für Leonor Castro eine Wende, die mit einer Veränderung ihrer Haltung zu sich selber einherging und sich positiv auf ihren Selbstwert und ihr Selbstvertrauen auswirkte. Es gelang ihr vorübergehend, neue Zukunftsperspektiven zu entwickeln, doch diese waren nicht von langer Dauer. Die Enttäuschung kehrte rasch zurück, denn das Praktikum ermöglichte ihr nicht den erhofften beruflichen Wiedereinstieg. Obwohl sie sich nicht nur im Sozial-, sondern weiterhin auch im Finanzbereich mit viel Eigeninitiative bewarb, blieb die Stellensuche erfolglos. Hier zeigt sich deutlich, dass auf der Ebene der Bildungs- und Arbeitsqualifikation eine Entwertung ihrer bisherigen Bildungsressourcen stattfindet. Ihre drei mexikanischen Universitätsabschlüsse, insbesondere der MBA-Abschluss sowie der Master in Übersetzung, die als transnationales kulturelles Kapital gesehen werden können und weltweit ohne weitere Schwierigkeiten anschlussfähig sind, und ihre langjährige Berufserfahrung im Herkunftsland und in der Schweiz werden abgewertet. Ihr Bemühen, neue berufliche Handlungsmuster zu entwickeln, erzielt nicht die gewünschte Wirkung. Sie ist vom beruflichen Arbeitsmarkt ausgeschlossen.

Diese berufliche Exklusion trifft die erfolgreiche Akademikerin mit langjähriger Berufserfahrung unverhofft. An ihre Arbeits- und Migrationsbiographie hatte sie andere Ansprüche gestellt. In ihrer eigenen Erklärung für die Absagen auf ihre Stellenbewerbungen zeigt sich, dass Leonor Castro zu ihrem Status als Migrantin eine weitere Dimension von Ausschlussmechanismen hinzuzieht:

> „Ich habe alle Türe geschlossen vorgefunden, weil ich zum einen überqualifiziert bin oder noch nicht genug qualifiziert für einen anderen Job bin oder (…), weil mein schriftliches Deutsch noch nicht so gut ist. Es belastet mich total (…), das ist eine Migrationskonsequenz, weil (…) meine Diplome hier anerkannt sind, aber es ist ein schwieriger Wirtschaftsmoment in der Schweiz."

Die Biographin befindet sich in einem Dilemma: einerseits ist sie für einfache Stellen überqualifiziert, andererseits scheinen ihre Kompetenzen nicht auszureichen für Tätigkeiten ausserhalb ihres ursprünglichen Arbeitsfeldes. Auch präsentiert sie als Absagegrund ihre mangelnden Deutschkenntnisse – in diesem Fall ihre offenbar nicht genügende schriftliche Ausdrucksfähigkeit. Dadurch fungiert Sprache deutlich als Distinktionskriterium. Ihre Benachteiligung am Arbeitsmarkt kann als Ausdruck di-

rekter oder indirekter Diskriminierungspraxis gedeutet werden und das, obwohl sie fliessend Hochdeutsch spricht und Sprachkenntnisse in drei weiteren Sprachen aufweist. Auch scheinen schriftliche Deutschkenntnisse höher bewertet zu werden als andere Qualifikationen, was sich bei der Biographin auf ihr Selbstbewusstsein, ihren Selbstwert und letztlich auf ihre psychische Gesundheit auswirkt.

Aufschlussreich sind Leonor Castros eigene Deutungen ihrer beruflichen Exklusion. Obwohl sie ihre mangelnden schriftlichen Deutschkenntnisse als Hindernis für den Arbeitsmarkt erkennt, spricht sie nicht über Benachteiligungen und Diskriminierungen im Kontext ihres Status als Migrantin. Da sie allerdings in einem anderen Zusammenhang von Erfahrungen von Stigmatisierung und Stereotypisierung im Berufsfeld aufgrund ihrer mexikanischen Herkunft berichtete, könnte das Nicht-Thematisieren von Diskriminierung am Arbeitsplatz darauf hindeuten, dass es ihr schwer fällt dieses Erlebnis anzuerkennen. Für die Biographin scheint Diskriminierung mit Scham verbunden zu sein. Denn sie erkennt keine strukturellen Hindernisse wie etwa einen restriktiven Arbeitsmarktzugang für die Migrationsbevölkerung in der Schweiz, sondern nimmt vielmehr Barrieren wahr, die unabhängig von ihrer Herkunft sind. In ihrer kausalen Sichtweise zeigt sich, dass sie die berufliche Exklusion externen Faktoren zuschreibt, wie beispielsweise der schwierigen Wirtschaftslage in der Schweiz. Es wirkt wie eine Strategie, um sich selbst nicht eingestehen zu müssen, dass sie als Migrantin beruflich abgewertet wird. Das würde eine latente Gefahr für ihre Selbstachtung bedeuten. Auf diese Weise schützt sie ihr angeschlagenes Selbstwertgefühl. Würde sie den Aspekt der strukturellen Benachteiligung zulassen, könnte sie nicht mehr auf eine Verbesserung ihrer beruflichen Situation hoffen und wäre komplett handlungsunfähig. So kann sie weiterhin ihren Glauben aufrechterhalten, dass ihr kulturelles Kapital und ihre Berufserfahrungen einen gesellschaftlichen bzw. wirtschaftlichen Wert haben. Dadurch bewahrt sie sich die Hoffnung, bei einer veränderten Wirtschaftssituation sowie durch genügend Bewerbungsanstrengungen ihre berufliche Integration betreiben zu können. Leonor Castros Umgang mit strukturell bestimmten Lebenssituationen entspricht dem Versuch einer biographischen Sinngebung. Eine mögliche Lesart wäre ebenfalls, dass sie Diskriminierungserfahrungen am Arbeitsmarkt nicht wahrnimmt oder negiert, um sich nicht als Opfer positionieren zu müssen. Anzunehmen ist, dass zugleich weitere Aspekte für Leonor Castros berufliche Ausschlusserfahrung eine Rolle spielen: Für die Akademikerin im mittleren Erwerbsalter könnten sich bei der Stellensuche, neben ihrer mexikanischen Herkunft, auch die krankheitsbedingten Lücken im Lebenslauf oder die Klage gegen den vormaligen Arbeitgeber, die möglicherweise in ihrem Arbeitszeugnis sichtbar oder angedeutet ist, negativ auswirken. Die Biographin spricht im Weiteren der Passage von einer Migrationskonsequenz. Es ist davon auszugehen, dass sich ihr Hinweis auf die Anerkennung der in Mexiko erworbenen Bildungstitel, auf ihren MBA und Master in Übersetzung bezieht, während ihr länderspezifischer Abschluss in Rechtswissenschaft keine Anerkennung erhält. Obwohl ihre tertiären Ausbildungszertifikate in der Schweiz formal anerkannt sind und sie Berufserfahrung in mexikanischen wie auch in Schweizer Unternehmen der Privatwirtschaft vorweisen kann, bleibt der Drittstaatenangehörigen die berufliche Partizipation verwehrt. Ihr qualifiziertes Potential liegt somit brach, was in der Wissenschaft als Brain Waste bezeichnet wird. Dies lässt vermuten, dass neben sichtbaren Merkmalen wie etwa äusseres Erscheinungsbild sowie das Geschlecht, ein herkunftsspezifisches Diskriminierungspotential bezüglich

des Arbeitsmarktzuganges vorliegen kann. Zusammenfassend lässt sich hier festhalten, dass die Gründe für die Arbeitslosigkeit der Biographin vielfältig sind. Die Ursachen für den Ausschluss aus der Erwerbstätigkeit lassen sich in einer Verflechtung von verschiedenen sozialen und strukturellen Faktoren sehen.

Leonor Castro konkludiert selbst, dass die erlittenen Rückschläge bei der Arbeitssuche, die fehlende Akzeptanz als Akademikerin sowie die berufliche Abwertung für sie in hohem Mass mit einer psychischen Belastung einhergehen. Die kurze und detailarme Schilderung ihrer Arbeitsmarktposition lässt insgesamt vermuten, dass die gut qualifizierte Biographin nicht gerne darüber spricht, da die Erfahrungen beruflichen Ausschlusses und sozialer Deklassierung noch nicht oder nicht zur Genüge verarbeitet sind.

Armutsgefährdung als Folge des beruflichen Ausschlusses

Eine weitere für Leonor Castros Biographie prägende Rahmenbedingung ist die schwierige finanzielle Lage, in die sie geriet, nachdem sie ausgesteuert geworden war. Als ihr Anspruch auf Arbeitslosentaggelder erlosch, lebte sie vom Ersparten, bis es aufgebraucht war. Durch das fehlende Einkommen veränderte sich nicht nur ihr Lebensstandard in drastischer Weise, sondern es belastete auch die Paarbeziehung. In der Rekonstruktion der biographischen Erzählung zeigt sich, dass die Erwerbslosigkeit und die damit einhergehenden sozioökonomischen Folgen einen deutlichen Bruch mit ihrem bisherigen Lebensentwurf darstellen. Dabei markiert die andauernde Erwerbslosigkeit nicht nur eine berufliche, sondern insbesondere auch eine biographiestrukturierende Phase.

Trotz der Berufstätigkeit des Ehemannes, so berichtet Leonor Castro weiter, war die Lebenssituation des Ehepaares existenzbedroht, da ihr Mann vom Lohn eines KV-Angestellten Alimente an seine Ex-Frau und seine Kinder bezahlen musste. Der Ehemann war plötzlich derjenige, der für die finanzielle Existenzsicherung alleine sorgte und damit über die ökonomische Macht in der ehelichen Beziehung verfügte. Der berufliche Ausschluss erzeugte somit ein neues eheliches Machtverhältnis, das die Biographin in die Rolle der finanziell abhängigen Ehefrau drängte. Mit Blick auf Leonor Castros Selbstpräsentation als ökonomisch unabhängiger Frau, die gewohnt ist, selber für ihre Lebenskosten aufzukommen, ist diese Erfahrung ökonomischer Abhängigkeit besonders schamvoll besetzt.

Um sich nicht als unterlegene Migrantin gegenüber ihrem Mann positionieren zu müssen und um ein hierarchisches Machtverhältnis zwischen ihr und ihrem Ehemann zu vermeiden, wählt sie als Handlungsstrategie das Ausleihen von Geld: „Es ist sehr einfach, unabhängig zu sein, wenn man arbeitet, und im Moment verschulde ich mich bei meinem Vater, damit ich immer noch unabhängig bleiben kann." Hier zeigt sich, dass sie, um ihre Eigenständigkeit bewahren und eine egalitäre Beziehung zu ihrem Mann aufrechterhalten zu können, auf die väterliche Hilfe zurückgreift. Dadurch bleibt sie zwar von ihrem Mann ein Stück weit unabhängig, ist allerdings auf die finanzielle Unterstützung ihres Vaters angewiesen, was neue Abhängigkeiten nach sich zieht. Die Abhängigkeit von den Eltern trägt somit ebenfalls zum Verlust ihrer Autonomie bei. Gleichzeitig wird hier eine verlässliche und stützende Beziehung zu ihren Eltern sichtbar, auf die sie in schwierigen Lebensphasen zählen kann, ungeachtet des spannungsreichen Verhältnisses zur Mutter. Leonor Castro gewinnt als Migrantin, die ohne Familienangehörige in der Schweiz lebt, eine veränderte Sicht auf

ihre Eltern und konstatiert: „Sie machen sich Sorgen um mich, deshalb kommen wir uns näher, sie nehmen mich wahr und wir halten als eine Familie zusammen." Auffallend ist, dass sich der familiäre Halt erst nach der Depressionserkrankung bemerkbar macht. Auf meine Nachfrage hin ist Leonor Castros Erklärung folgende: „Meine Mutter hat die Depression nie ernst genommen". Nachfolgend erzählt die Biographin allerdings, ihre Eltern besuchten sie nach der letzten starken Depressionserkrankung in regelmässigen Abständen in der Schweiz oder lüden sie und ihren Mann für die Ferien nach Mexiko ein.

Statustransformation im Kontext der Erwerbslosigkeit

Das Leben knapp über dem Existenzminimum sowie die veränderte sozioökonomische Situation in der Migration sind prägende Strukturierungsbedingungen der Biographie Leonor Castros, wie das Zitat veranschaulicht: „Das ist meine grösste Sorge, das Geld, die ewigen Geldsorgen, ich bin fast beim Sozialamt gelandet (auflachend) und die Frage, warum ich keinen Job finden kann." Dieses Zitat verdeutlicht ihre prekäre Lage als Erwerbslose. Sie beschreibt einen existentiellen Druck, den sie aushalten muss. Während dieser Zeit lebt sie mit ihrem Mann nicht nur unter schwierigen Finanz-, sondern auch unter schwierigen Wohnbedingungen, denn infolge der finanziellen Notsituation und als armutsgefährdetes Ehepaar mussten sie in eine Einzimmerwohnung umziehen. Die veränderte Einkommenssituation bedeutet nicht nur eine Einschränkung für Leonor Castros Handlungsfreiheit, sondern auch eine Statustransformation. Diese Statusveränderung ist mit einer neuen geschlechterspezifischen Aufgabenteilung in der Beziehung verbunden. Das neue Rollenbild der „Hausfrau", das sie ein Leben lang ablehnte, wird von ihr kaum akzeptiert, wie im Nachfrageteil deutlich wird:

> „Ich hatte eine Putzfrau als ich Geld hatte und 100 % arbeitete und auch in Mexiko. Ich vermisse sie. Mein Mann aber (…), vielleicht tief in seinem Inneren hat er schon die Vorstellung, dass ich zuhause bleiben soll, denn er liebt wie ich koche und so. Seine Familie ist sehr traditionell, aber er wusste, dass ich nicht so bin. Er hat mich anders kennengelernt, eben, in einer Bar (lacht kurz auf) und nicht am Herd."

In dieser Passage thematisiert Leonor Castro die Neupositionierung innerhalb der binationalen Beziehung. Die Biographin distanziert sich deutlich von „traditionellen" Rollenverteilungen. Interessant in dieser Darstellung ist ferner die widersprüchliche Rolle des österreichisch-italienischen Ehemannes innerhalb der binationalen Ehe. Die Biographieträgerin präsentierte zuvor ihren Ehemann als Unterstützer ihrer Berufskarriere, der keine Schwierigkeiten mit ihrer finanziell überlegenen Einkommenssituation hatte. In dieser Sequenz wird indes ihr Präsentationsinteresse offenbar, indem sie ihn als Mann darstellen will, der „traditionellen" Geschlechterrollen zustimmt. Während der in der Schweiz geborene Ehemann die Rolle des Brotverdieners einnimmt, wird der mexikanischen Ehefrau die Rolle der Hausfrau zugesprochen. Ein solches Rollenverständnis entspricht allerdings nicht Leonor Castros Selbstbild und Selbstverständnis einer finanziell unabhängigen Frau. In Leonor Castros Selbstpräsentation ist ihre soziale Schichtzugehörigkeit sichtbar. Der Verlust der „Putzfrau" steht symbolisch für ihr Empfinden eines sozialen Abstiegs. Ihren neuen Status

„Hausfrau" erlebt sie als problematisch. Sie sieht sich als eine berufstätige Akademikerin und hebt hervor, dass ihr Mann sie „nicht am Herd" kennenlernte.

Berufsausschluss und Rückkehrorientierung

In der weiteren biographischen Rückschau geht Leonor Castro auf ihre Intentionen, ins Herkunftsland zurückzukehren, ein. Die Nichterwerbstätigkeit infolge gesellschaftlicher und struktureller Bedingungen bedeutet einen tiefen Einschnitt in Leonor Castros Leben. Die berufsbiographische Veränderung geht mit einer neuen existentiellen Krise einher, wie das folgende Zitat belegt:

> „Manchmal denke ich: ‚Was tue ich noch hier? Was mache ich hier überhaupt? Was habe ich hier zu suchen?' Ich fühle mich total überflüssig. Wäre ich nicht verheiratet, wäre ich weg. Irgendwo, wo ich arbeiten kann, weil (...), es ist wirklich eine krasse Erfahrung ohne Job."

Aus den hier formulierten Fragen lässt sich erkennen, dass die Biographin den Glauben an einen beruflichen Wiedereinstieg in der Schweiz verloren hat, was zur Resignation führt. Sie scheint sich vom Arbeitsmarkt übergangen zu fühlen. In dieser Lebenssituation zeigt sich die Biographin beinahe verbittert und sozial gedemütigt. Aussagekräftig ist Leonor Castros Gefühl des „Überflüssigseins", was aus ihrer Erfahrung sozialer Exklusion im Kontext der Erwerbslosigkeit sowie aus dem Rollenverlust als Berufstätige resultiert.

Mit dem erneuten Hinweis, dass sie als Unverheiratete die Schweiz verlassen würde, manifestiert sie ihr Empfinden, in der beruflichen Etablierung gescheitert zu sein. Da sie sich keine Chancen auf dem Arbeitsmarkt mehr zugesteht, erscheint ihr das Wegziehen als einziger Ausweg. In der Überlegung, die Schweiz zu verlassen, lässt sich Leonor Castros Versuch eines handlungsschematischen Impulses der Verlaufskurvenkontrolle und der Gegenwehr, in Schützes (1984: 95) Terminologie gesprochen, ablesen. Es gilt dabei, einen Zustand der Lähmung zu überwinden. Der biographischen Erzählung ist zu entnehmen, dass eine weitere Verlaufskurvendynamisierung droht, die im Zusammenhang mit der lang andauernden Erwerbslosigkeit steht. Diese evaluiert die Biographieträgerin als „krasse Erfahrung". Die Erkenntnis, dass selbst ihre hohe Leistungsbereitschaft keine Garantie dafür ist, eine Stelle zu bekommen, erschüttert sie spürbar. Wie stark ihr Wunsch nach Berufstätigkeit ist, zeigt sich an ihrer Bereitschaft, „irgendwo" hinzugehen, wo es Möglichkeiten zum Arbeiten gibt, um dort einen beruflichen Neuanfang zu wagen. Das wiederkehrende Bedürfnis auszuwandern liesse sich auch als eine Art Flucht deuten. Böhnisch (2006: 11) beschreibt die Flucht „als Bewältigungsverhalten, als subjektives Streben nach situativer und biographischer Handlungsfähigkeit sowie nach psychosozialer Balance in kritischen Lebenssituationen und -konstellationen".

Alltag als Erwerbslose und Verlaufskurvendynamisierung

Über die darauffolgende Zeit erzählt Leonor Castro in der Haupterzählung relativ wenig. Als gut qualifizierte und arbeitsuchende Migrantin erlebte sie in ihrem Alltag lähmende Leere. Eine Leere, die einem vormals ausgefüllten und strukturierten Arbeitsalltag mit vollem Terminkalender folgte. Sie sah zu diesem Zeitpunkt wenige

Gestaltungsmöglichkeiten in ihrem häuslichen Alltag, der von Einsamkeit und Langeweile gekennzeichnet war.

Obwohl die Biographin sowohl im Sozial- wie auch im Finanzbereich weiter nach Arbeitsmöglichkeiten suchte, blieb ihre breitgefächerte Suche erfolgslos. Sie war inzwischen 41 Jahre alt, als sie Anfang 2012 eine Stelle als freie Übersetzerin fand, die sie von zuhause ausführen konnte. Nach zweieinhalb Jahren seit der Kündigung, eine Zeit, die nur von einem sechsmonatigen Praktikum unterbrochen war, nahm sie diese Tätigkeit gerne an. Sie betrachtete die englisch-spanischen schriftlichen Übersetzungen als eine vorübergehende Tätigkeit zum Zweck der Existenzsicherung. Sie erzählt, dass sie dankbar für jeden Übersetzungsauftrag war, der eine Abwechslung zu ihrem Alltagsleben bot. Im Durchschnitt arbeitete sie 12 Stunden pro Woche, eine Arbeitszeit, die sehr von ihrer vormaligen Vollberufstätigkeit abwich. Ihr beruflicher Ehrgeiz und die Suche nach einer Stelle, in der sie sich mit all ihrem Wissen, Können und ihren Erfahrungen einbringen konnte, blieben unverändert. Die Beschäftigung als Übersetzerin bewertete sie als eine willkommene Nebenbeschäftigung, da sie dadurch ihre Zeit zuhause füllte, bis ihr Mann am Abend von der Arbeit nach Hause kam. Auch zogen sie während dieser Zeit in eine günstige Vierzimmerwohnung am Stadtrand, damit die Kinder von Leonor Castros Ehemann wieder bei ihnen übernachten konnten. Das Organisieren des Umzugs sowie das Einrichten der neuen Wohnung waren eine zusätzliche Beschäftigung. Doch ihr Unausgefülltsein im Beruf blieb bestehen. Es ist zu vermuten, dass sie die Tätigkeit als Freelancer als einen beruflichen Abstieg wahrnimmt, ihr Karrierehandlungsschema war ein anderes.

Weitere Versuche eines Berufseinstiegs, trotz Umorientierung, scheiterten. Ihre berufsbiographischen Handlungsstrategien und Entwicklungsspielräume waren zu diesem Zeitpunkt gehemmt. Unzufrieden und frustriert mit ihrer Berufsuntätigkeit griff sie bereits tagsüber zum Alkohol. Keine sinnhafte Beschäftigung zu haben und viel Zeit zum Nachdenken stellen für die Biographin eine grosse Belastung dar. Die fehlende Ablenkung im Alltagsleben begünstigt ein Sich-überwältigt-Fühlen von schmerzhaften Verlusterfahrungen. Leonor Castro scheint zu diesem Zeitpunkt von einer doppelten Marginalisierung betroffen: von einer „äusseren Marginalisierung“, indem sie beruflichen und sozialen Ausschluss erfährt, und von einer „inneren Marginalisierung“ der Gefühle, indem sie ihre eigenen Verlustgefühle (noch) nicht annimmt. Es scheint, als verdränge sie ihre negativen Gefühle aus Angst, sie nicht ertragen zu können. Der Alkoholkonsum lässt sich demnach als Reaktion auf die Ausschlusserfahrung vom Arbeitsmarkt sowie auf die soziale Isolation deuten. Das Trinken wirkt zudem wie eine Fluchtreaktion vor ihrer unsicheren beruflichen Zukunft innerhalb eines Migrationskontextes. Es bedeutet schliesslich eine Art von Selbstmedikation gegen die Aussichtslosigkeit, jemals wieder eine gute berufliche Position zu erlangen. Möglicherweise fungiert der Alkoholmissbrauch als Behandlung der Depression selbst. Leonor Castro gelingt es nicht, eine andere Copingstrategie zu entwickeln, und sie verfällt in alte Bewältigungsmuster. Sie ist spürbar entmutigt, als sie über diese Zeit berichtet. Sie kann ihre sozialen und emotionalen Bedürfnisse nicht befriedigen, was die Verlaufskurvendynamik intensiviert. Die Biographin thematisiert hier nicht, wie ihr Mann mit ihrem Alkoholkonsum umgeht und inwieweit ihre Eltern informiert sind. Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass aufgrund der mit der Depression zusammenhängenden beruflichen Marginalisierung finanzielle Probleme entstanden, die sich auf die binationale Ehe auswirkten.

Subjektive Krankheitstheorie – ein Verlustschmerz

Im Nachfrageteil des Interviews erklärt die Biographin die Gründe ihrer psychischen Erkrankung. Ihre emische Perspektive der Depression expliziert sie folgendermassen:

> „Auslöser war ein starker Verlust (…). Der Jobverlust war ein starker Verlust für mich, eine riesige Trauer. Ein starker Verlust war für mich auch der Verlust meines sozialen Status und das Geld und die Sicherheit und die Freiheit (…), und ich habe meinen Körper verloren. Ich war sehr schlank, sehr attraktiv und aktiv und plötzlich (…), weil (…) ich habe immer gearbeitet, also 20 Jahre ununterbrochen und dann plötzlich keine Arbeit mehr. Dann habe ich nicht nur mein Einkommen verloren, sondern auch meinen Freundeskreis und vor allem meinen Selbstwert."

Und an einer anderen Stelle:

> „Aber für mich bedeutet dieser Jobverlust nicht nur der Verlust meines Berufes, sondern auch finanzielle Probleme und Probleme mit der Ehe, weil mein Mann hat mich geheiratet, als ich eine so lebendige und aktive Arbeiterin war, jung und glücklich und dann plötzlich bin ich eine 90 kg schwere depressive Kugel, die zuhause sitzt und kaum Geld hat (…)."

Diese Sequenzen dokumentieren das hohe Reflexionsvermögen der Biographin. Ihre Selbstdeutung des Erlebten lässt sich vermutlich auf ihre Psychotherapie zurückführen, in der sie sich mit den damaligen Erfahrungen auseinandersetzte. In Leonor Castros eigentheoretischen Überlegungen wird sichtbar, dass die Depression vermittels des Themas Arbeit dargestellt wird und in zahlreiche Verlusterfahrungen eingebettet ist. Die Biographin präsentiert in ihrer Erzählung die Bedeutung ihrer Berufstätigkeit als den wichtigsten – nahezu überlebenswichtigen – Bestandteil ihres Lebens. Ihre Wahrnehmung des eigenen Selbst stellt sie kontrastierend zwischen „damals" und „heute" dar: Während die Selbstkonzeption einer berufstätigen Frau mit Lebensbejahung und Aktivität verbunden ist, zeichnet sie für die Nicht-Berufstätige das Bild einer „unglücklichen Versagerin" nach. Durch das Gegenüberstellen der erwerbstätigen und der erwerbslosen Migrantin wird ein biographischer Bruch zwischen der Frau, die sie in der Vergangenheit war, und der Frau, die sie in der Gegenwart ist, deutlich. Ein zerbrochenes Selbstbild resultiert daraus.

Der Verlust der Arbeit lässt sich nur mit Blick auf ihre Lebensgeschichte verstehen. Mit der Arbeit verbindet Leonor Castro alles, was ihr wichtig ist: Sicherheit, Freiheit und finanzielle Unabhängigkeit. Der Arbeitsplatz ist ein Ort, an dem sie sich geborgen, lebendig und wertgeschätzt fühlt. Die „riesige Trauer" über den Arbeitsplatzverlust, wie es Leonor Castro ausdrückt, ist jedoch nicht der eigentliche Schmerz, sondern der Schutz vor dem Schmerz. Die Trauer fungiert in dieser Situation wie ein dunkler Umhang, der sie davor schützt, sich mit der Heftigkeit des eigentlichen Schmerzes auseinandersetzen zu müssen.

Nachdem die Biographin ihre sinnstiftende Arbeit verloren hat und keinen Zugang zur Arbeitswelt findet, thematisiert sie selber einen Zusammenhang zwischen beruflichen und sozialen Verlusten. In beiden Erzählausschnitten sind zahlreiche und illustrierende Detaillierungen über die Folgen des Arbeitsplatzverlustes enthalten: Verlust der beruflichen Tätigkeit, der Zugehörigkeit im beruflichen Bereich, des Kompetenz-

erlebens, der Berufsidentität, der beruflichen Position, der Berufsorientierung. Dazu kommen Verluste in finanzieller Hinsicht, Verlust des bisherigen Lebensstils, Veränderung des Lebensstandards, Verlust des sozialen Status, der sozialen Anerkennung, des äusseren Erscheinungsbilds, des Bekanntenkreises, der gesellschaftlichen Teilhabe, der ehelichen Rollenvorstellungen und der Träume. Aus diesen Verlusten resultiert ihr negatives Selbstwertgefühl.

Mit der selbstabwertenden und selbstverurteilenden Beschreibung „depressive Kugel" illustriert die Biographin ihr negatives Selbstbild zu diesem Zeitpunkt. Damit ist der Verlust ihrer Selbstachtung klar dokumentiert. Gleichzeitig bringt sie in dieser Selbstbeschreibung ein gesellschaftlich verursachtes Leiden zum Ausdruck: Die negativen Selbstzuschreibungen können hier auch als Ausdruck dafür stehen, dass sie die Erfahrung gesellschaftlicher Abwertung sowie stigmatisierender und diskriminierender Zuschreibungen in ihr Selbstbild übernommen hat. Es ist dieser innere Schmerz, der aus den zahlreichen Versuchen eines beruflichen Wiedereinstiegs resultiert. Ein Schmerz darüber, dass sie sich als lateinamerikanische Migrantin nicht als wertvoll für den Arbeitsmarkt und insbesondere für die Gesellschaft erlebt. Die ausbleibende gesellschaftliche Anerkennung ihrer Kompetenzen, Leistungen und die demütigende Erfahrung beruflichen Ausschlusses subsumiert sie mit dieser selbststigmatisierenden Formulierung. Daher lässt sich mit „starker Verlust", wie es die Biographin formuliert, ein Verlust ihrer bisherigen Identität und von Sinnquellen rekonstruieren, die mit einem übermächtigen Schmerz einhergehen. Gleichzeitig drückt ihre Wortwahl ein Nichtbewältigen von Verlusten aus. Dem Arbeitsplatzverlust und der Depression folgten veränderte sozialbiographische Verläufe, wie etwa der soziale Abstieg während der Migration.

Sinnkonstruktion der Depression

Gegen Ende des Nachfrageteils lässt die Biographin erkennen, dass sie sich nicht nur mit der Frage auseinandergesetzt hat, warum sie an einer Depression erkrankte. Sie veranschaulicht darüber hinaus die Bedeutung, die sie der Depression beimisst, wie auch die resultierende Selbstreflexion, beides hat ihren Lebensverlauf verändert. Im Folgenden wird in der Bilanzierungsphase der Sinn, den sie der Depression und deren Verarbeitung beimisst, deutlich:

> „Ich arbeite jetzt viel an mir selbst, an meinem Inneren. Warum hat es so angefangen? Warum ist jede Depression stärker als die andere? Und (...) ja, es gibt Sachen, die ich ändern muss und Sachen, die ich in meinem Leben schon geändert habe. Vanidad, also Eitelkeit (...), ich habe das so, so, so teuer bezahlt, weil (...) ich war so stolz auf meinen Körper, auf mein überflüssiges Ich, das glaubt, alles machen zu können, immer Erfolg zu haben, das glaubt, mit Geld könne man alles kaufen, Freiheit, Sicherheit (...) und wenn man das alles nicht mehr hat (...) Erfolg, Geld und der schöne Körper, den man mit 20 hatte, dann muss man sich mit sich selber auseinandersetzten (...). Ich denke, hätte ich schon früher bemerkt, dass die Arbeit in der Finanzwelt nicht mein Weg ist und nicht erst durch eine starke Depression, vielleicht (...). Ohne Arbeit aber, was soll das für ein Leben sein? Für mich war es Grund genug, nicht mehr weiterleben zu wollen. Es war mir total klar. Ich wollte so nicht weiterleben. Aber dann, irgendwie hat es sich ergeben, dass ich doch weiterlebe (...), dann muss ich irgendwie einen Grund oder mindestens eine Kraft finden, weil einen Grund habe ich noch nicht gefunden. Ich freue mich

nicht jeden Tag, dass ich lebendig bin, im Gegenteil, also (…) ich versuche einfach jeden Tag durchzustehen (…), niemandem weh zu tun, mir weniger weh zu tun (…). Wenn ich meine Mutter anrufe und sage ‚es geht mir gut', dann mache ich ihr eine riesige Freude, denn kaum hört sie nichts von mir, macht sie sich Sorgen (…). Ich lerne solche Sachen, was ich früher nicht gemacht habe, also, ich war früher sehr auf mich konzentriert."

In der Darstellung Leonor Castros inneren Erlebens, das das Innerste des menschlichen Daseins berührt, um mit Corbin und Strauss (2010: 64) zu sprechen, werden biographische Prozesse deutlich, die mit der Depression verbunden sind. Diese Sequenz verdeutlicht, dass die Depressionserfahrung für Leonor Castro mit einem bedeutsamen Lernprozess einhergeht. Es wird klar, dass sie ihre Perspektive auf sich selbst transformiert hat. Den Blickwinkel lenkt sie nun auf ihr Innenleben. Sie sucht nach Ursachen für die psychische Erkrankung. Im Zentrum der Aufarbeitung kränkender Ereignisse und seelischer Wunden identifiziert Leonor Castro ihr Ego, Selbstbezogenheit und Eitelkeit, die aus ihrer Sicht für Fehler in der bisherigen Lebensführung verantwortlich sind. Das krampfhafte Verfolgen von gesellschaftlich anerkannten Zielen wie Reichtum, beruflichem Erfolg, Macht, Anerkennung sowie körperlicher Attraktivität liegen der eigentheoretischen Krankheitserfahrung zugrunde. Sie eiferte ihrem eigenen hohen Selbstideal nach, das durch ihre Lebensgeschichte wie auch durch das neoliberale Menschenbild geprägt ist, wonach in erster Linie materieller Reichtum und äusseres Erfolgsstreben als Massstab des Glücks zählte.[26]

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Biographin in dieser Passage zunächst das Bild einer Frau nachzeichnet, die einen überhöhten Anspruch an sich selbst hatte. Sie erkennt, dass sie ihr Selbstwertgefühl von Leistung, Erfolg, Schönheit und Besitz abhängig machte. Sie strebte nach Ego-Befriedigungen, um sich besser und glücklicher zu fühlen. Das erfüllt sie aber aus der Gegenwartsperspektive nicht mehr. Mit der Depression stellt sie also ihre Wertvorstellungen in Frage. Es findet im Bewältigungsprozess der Depressionserkrankung eine Wandlung statt, die mit einer massgeblichen Veränderung ihrer Selbstwahrnehmung einhergeht. Jetzt nimmt sie eine kritische Haltung sich selbst gegenüber ein. Ihr Umgang mit der Depression lässt sich also als biographische Entwicklungsaufgabe des Menschen, der sich über materiellen Wohlstand, beruflichen Erfolg, Tüchtigkeit und Motivationsleistung charakterisierte, hin zu neuer Sinnfindung mit neuen Lebensinhalten verstehen.

Leonor Castro schildert ihren Weg durch die Depression mit einem inneren Wandlungs- und Wachstumsprozess. Hier zeigt sich ihre Sinngebung der psychischen Erkrankung, die sich nur im Kontext ihrer Biographie verstehen lässt, von dessen sinnhafter Deutung die weitere persönliche Entwicklung und Zukunftsplanung geprägt

26 In der soziologischen Studie „Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart" (2008) kritisiert Alain Ehrenberg das vorherrschende Wirtschaftsdenken und die Dominanz neoliberaler Einflüsse im Alltagsleben. Er vergleicht die Depression mit der Mühsal, sich selbst zu sein, also mit einer Erschöpfung des Selbst; einem Selbst, das von der Annahme gelenkt wird, dass alles möglich sei. Der französische Soziologe zeigt auf, dass viele Menschen daran scheitern, den modernen kapitalistischen Ansprüchen der Eigenverantwortung, Selbstverwirklichung, Individualität und Selbstständigkeit gerecht zu werden. Das Streben nach Glück und Erfolg misslingt. Unter der Last der Verantwortung bricht das erschöpfte Subjekt oft zusammen, das mit Depression und Suchtverhalten reagiert. Depression ist für Ehrenberg somit die „Kehrseite des Neoliberalismus", eine „Krankheit der Verantwortlichkeit" und Folge eines weitverbreiteten „Gefühls der Minderwertigkeit".

sind. Die Depression veranlasst sie, ihre bisherige Lebenshaltung zu überdenken. Sie kommt zur der Erkenntnis, dass sie in ihrem Leben einiges ändern und Altes zurücklassen musste, um sich selbst neu entdecken zu können. Leonor Castro beschreibt sich als Frau, die gelernt hat, rücksichtsvoller und achtsamer mit Anderen wie auch mit sich selbst umzugehen. Die Biographin ordnet somit das Erleben von Depression im Gesamtzusammenhang ihres persönlichen und beruflichen Lebens ein. Aus ihrer Sicht macht die Depression insofern Sinn, weil sie sie vor Hochmut geschützt und ihr als Kehrseite Demut gelehrt hat.

In ihrer Erinnerung blickt sie sehnsüchtig auf ihren schlanken Körper zurück. Die damit zusammenhängenden Normen von Schönheitsidealen bleiben unhinterfragt. Mit ihrer schlanken Figur konnte sie sich äusserlich als erfolgreiche berufstätige Frau präsentieren, die gute Chancen auf dem Arbeitsmarkt hatte. Durch ihre auch krankheitsbedingte körperliche Veränderung macht sie die degradierende Erfahrung, dass es Bereiche in ihrem Leben gibt, von denen sie sich nun ausgeschlossen fühlt. Sie räumt sich auch weniger Chancen auf eine Arbeit ein. Die Biographin scheint die gesellschaftlichen Stigmatisierungen gegenüber Übergewichtigen verinnerlicht zu haben, die sich in Selbststigmatisierungen äussern. Mit der Sehnsucht nach ihrem jugendlichen Körper drückt sich ihr Schmerz über die erfahrenen Dequalifizierungsprozesse aus. Ihre Figur weist insofern eine soziale Dimension auf, da sie aus Leonor Castros Sicht als Distinktionskriterium auf dem Arbeitsmarkt fungiert.

Die Biographin nimmt ferner eine bilanzierende Haltung ein, indem sie ein Bild von ihrem Leben entwirft, wäre sie nicht im internationalen Finanzwesen tätig gewesen. Ihr Rückblick beginnt mit einer rationalen Einschätzung „ich denke“, ohne aber die Satzkonstruktion zu beenden. Die reflexive Bezugnahme veranschaulicht, dass die Arbeit in der Finanzwelt nicht mehr zu ihrer Wandlung passt. Die Auseinandersetzung mit der Erkrankung an Depressionen verdeutlicht ihren biographischen Veränderungsprozess, den sie während ihrer Migration in der Schweiz durchläuft. Das Gefühl, von der Arbeitswelt im Finanzbereich gedemütigt und fallen gelassen zu sein, deutet darauf hin, dass die biographische Bearbeitung noch nicht abgeschlossen ist. An der nicht weiter geführten Satzkonstruktion, die auf ihr Schamgefühl schliessen lässt, kann man ihre Einschätzung sehen, ohne die negativen Erfahrungen in dieser Branche möglicherweise nicht psychisch erkrankt zu sein. Gleichzeitig korreliert die Erfahrung, von der Erwerbsarbeit ausgeschlossen zu bleiben, mit dem Gefühl der Selbstverschuldung und mit einer Selbststigmatisierung. Leonor Castro führt die drei Jahre andauernde Erwerbslosigkeit auf falsche Berufsentscheidungen zurück. Damit individualisiert sie das Problem. Sie erlebt die berufliche Exklusion als „ihr“ persönliches Versagen. Die Verantwortung für den nicht möglichen Arbeitsmarktzugang wird dadurch von der strukturellen auf die individuelle Ebene übertragen.

Aber nicht nur theoretische Anstrengungen sind in der Krankheitsverarbeitung erforderlich, sondern der Biographin wird insbesondere eine emotionale Auseinandersetzung mit ihrem Leidensprozess abverlangt. Wie aus der Erzählung rekonstruiert werden kann, gelingt es Leonor Castro nur schwer, biographische Arbeit bezüglich ihrer beruflichen Ausschlusserfahrung in der Migration zu leisten. Zum Zeitpunkt des Interviews ist die erneute Verlaufskurvenentwicklung noch virulent, da sie nach wie vor unter dem beruflichen Ausschluss leidet. Mehr als drei Jahre seit der letzten Kündigung befindet sich die Biographin immer noch auf Arbeitssuche. Es ist offensichtlich, dass die Erfahrung der Erwerbslosigkeit in der Migration nicht verarbeitet

ist. Leonor Castro hadert mit ihrer Berufsbiographie und ihrem Leben. Die Depressionserfahrung eröffnet ihr zunächst neue Berufsperspektiven in sozialen Institutionen. Nachdem sie allerdings in ihren Bewerbungsbemühungen ein ums andere Mal enttäuscht wird, resigniert sie nun mit Blick auf ihre beruflichen Lebensziele. Ihre Berufsziele nicht verwirklichen zu können, nimmt ihr jegliche Lebensfreude und verursacht weiterhin einen psychischen Schmerz, den sie bis heute nicht überwunden hat. Alle Abwehrversuche dieses Schmerzes sind gescheitert.

Aus Leonor Castros Rückblick geht hervor, ihrer während der Depressionserkrankung als sinnlos erachteten Existenz einen neuen Sinn geben zu wollen. In der Erzählung über die Sinngebung äussert sich allerdings eine ambivalente Haltung: Sie schwankt zwischen Sinn und Sinnlosigkeit in ihrem Leben hin und her. Dieses Hin- und Hergerissensein zeigt die Vielschichtigkeit der Sinnfrage. Hierbei zeigt sich Leonor Castros Dilemma zwischen Motivation und strukturellen Hürden. Einerseits wünscht sie sich eine neue Lebensorientierung als Berufstätige, andererseits ist sie vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen, was ihr ein Gefühl der Hoffnungs- und Perspektivlosigkeit vermittelt.

Die mehrfachen Verlusterfahrungen wirkten sich so tiefgreifend auf Leonor Castros Identität und Leben aus, dass die Bewältigung dieser Erlebnisse eine anstrengende biographische Arbeit erforderlich macht. Dabei bewegt sich die Biographin auf einem Kontinuum, das von Annehmen bis hin zu Nicht-Annehmen ihrer Situation reicht. Mit der Aussage „Ich wollte so nicht weiterleben. Aber dann, irgendwie hat es sich ergeben, dass ich doch weiterlebe" wird ihre Ambivalenz zwischen „Leben- und Nicht-Leben-Wollen" sichtbar, die sie seit der ersten Kündigungserfahrung fünf Jahre zuvor begleitet. Die Formulierung „einen Grund habe ich noch nicht gefunden", offenbart ihren Zustand, zum Zeitpunkt des Interviews ohne Hoffnung auf berufliche Veränderungen in die Zukunft zu blicken. Sie scheint nicht an das Überwinden ihres Leids zu glauben. Sie sieht aktuell keinen Weg, der sie aus der Erwerbslosigkeit hinausführt. Ohne Erwerbstätigkeit herrschen aber Gefühle des Ungenügens und der Minderwertigkeit in ihrem Leben vor. Sie hat bislang keine neuen Lebensziele entwickelt. Es findet kein Neuentwurf ihrer Biographie statt. Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Berufssituation, in der wiederholt ihre Wünsche und Träume zerplatzen, ist die Hervorhebung des Leidensaspekts nachvollziehbar. Ihr Fokus liegt in der Gegenwart, „ich versuche einfach jeden Tag durchzustehen", denn sich auf die Zukunft auszurichten, die ungewiss und nicht verheissungsvoll erscheint, ist ihr in der aktuellen Situation nicht möglich. Die Aussage „Ich freue mich nicht jeden Tag, dass ich lebendig bin, im Gegenteil" deutet darauf hin, dass sie von einer schweren depressiven Episode von mehrjähriger Dauer betroffen ist, die bis zur Gegenwart anhält. Ihre negativen Gedanken weisen darauf hin, dass sie die Erfahrung beruflichen Ausschlusses noch nicht gänzlich verarbeitet hat. Ihre Gegenwartsorientierung und das Bewältigen der aktuellen Lebensphase stehen bei der Biographin im Vordergrund. An dieser Stelle soll darauf verwiesen werden, dass sich Leonor Castro zum Zeitpunkt des Interviews in einer psychotherapeutischen Behandlung befindet, die durch die Einnahme von Antidepressiva unterstützt wird.

Nachtrag

Zweieinhalb Jahre nach dem ersten Interview im Februar 2015 führte ich mit Leonor Castro ein zweites Interview durch, um Fragen zu klären, die im Prozess der Auswertung entstanden waren, sowie um bestimmte Interpretationen überprüfen zu können. Die Zeit nach dem ersten Interview soll hier skizziert werden, weil sie aufschlussreich für die Gesamtinterpretation von Leonor Castros Biographie ist. Die Erzählerin wurde zwei Jahre nach dem ersten Interview zu einem Vorstellungsgespräch für die Stelle als stellvertretende Geschäftsleiterin bei einer sozialen Institution eingeladen und kam in die engere Auswahl. Als sie im Alter von fast 42 Jahren eine erneute Bewerbungsabsage erhielt, steuerte sie auf einen Orientierungszusammenbruch zu und beging kurz darauf im Spätsommer 2014 ihren vierten Suizidversuch. Dieses Mal wurde sie von ihrem Mann direkt in die Psychiatrische Universitätsklinik einer Kantonshauptstadt gebracht, wo sie sechs Wochen hospitalisiert wurde. Als ihre Psychotherapeutin einige Monate zuvor in Ruhestand ging, fehlte ihr nicht nur die Begleitung einer Fachperson, sondern auch eine mitmenschliche Unterstützung. Sie befand sich zwar auf einer Warteliste bei einem ihr empfohlenen neuen Psychotherapeuten, aber eigentlich, so erzählt sie, suchte sie keinen Ersatz. Sie wollte sich zu diesem Zeitpunkt nicht auf eine neue Fachperson einlassen. Zudem hatte sie von sich aus die Einnahme des Antidepressivums abgesetzt, in der Hoffnung, ihr Übergewicht in den Griff zu bekommen. Nach dem stationären Klinikaufenthalt, der mit einer Stabilisierung ihres Zustands einherging, vereinbarte sie mit den behandelnden Fachpersonen der Psychiatrischen Universitätsklinik eine zehnwöchige intensive stationäre Therapie, während der sie am Wochenende nach Hause gehen konnte. Für eine Aufarbeitung ihrer Probleme bereit zu sein, implizierte die Hoffnung und Motivation zur Behandlung. Im Anschluss daran setzte sie die psychotherapeutische und medikamentöse Behandlung mit einer neuen Psychotherapeutin fort.

Vier Jahre nach dem ersten Interview

Die Biographin setzte nach dem Klinikaufenthalt einen weitreichenden Veränderungsprozess in Gang und erholte sich von der Depression. Der Aufenthalt in der Klinik erwies sich als eine zentrale Erfahrung in der Verarbeitung der psychischen Erkrankung. Dabei fand eine intensive Auseinandersetzung und Aufarbeitung ihres bisherigen Lebensverlaufs statt. Die Zeit nach der stationären Behandlung stellte eine „Interpretationsphase“ in Leonor Castros Biographie dar, um mit Rosenthal (1987: 138) zu sprechen. Es handelt sich dabei um eine Phase der Neuorientierung, die zu einer Reinterpretation der eigenen Lebensgeschichte führen kann. Leonor Castro nahm zwischenzeitlich über 30 kg ab und erreichte wieder ihr Normalgewicht. Sie entwickelte eine neue Haltung sich selbst gegenüber, die mit einer Transformation ihrer Berufsperspektiven einherging. Der Leidensdruck war durch die beruflichen Rückschläge und die Anerkennungsverweigerung ihrer Qualifikation derart verstärkt worden, dass sie keinen anderen Ausweg mehr sah, als ihre ursprünglichen Berufsziele zurückzustufen. Erschöpft davon, ihre berufliche Perspektivlosigkeit zu bekämpfen, begann sie ihre innere Auflehnung gegenüber ihrer gegenwärtigen Berufssituation aufzugeben und akzeptierte, dass sie keine Arbeit im gut qualifizierten Bereich finden würde.

Es folgte ein neuausgerichtetes Berufsleben. Um ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern, beschloss sie, eine Ausbildung als Pflegeassistentin zu beginnen.

Nachdem die mittlerweile 45-Jährige im Herbst 2016 einen mehrwöchigen Lehrgang als Pflegehelferin beim Schweizerischen Roten Kreuz absolviert hatte, wurde ihr unmittelbar eine feste Stelle in einem Alters- und Pflegeheim angeboten. Unklar bleibt hier, ob das Umorientieren in einen geschlechtstypischen Gesundheitsberuf freiwillig erfolgte oder ihr von Berufsberatungseinrichtungen empfohlen und Leonor Castro aus Mangel an Alternativen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt in diese Berufsrichtung gedrängt wurde.[27] Dies könnte im Hinblick auf den Fachkräftemangel im Gesundheitswesen, spezifisch in der Langzeitpflege, möglich sein. An Leonor Castros Fall wird deutlich, dass sich die Akademikerin mexikanischer Herkunft mit einer Tätigkeit auf Pflegeassistenzstufe begnügen muss, was einer nicht qualifikationsadäquaten Beschäftigung entspricht. Dabei findet sich Leonor Castro mit einem sozialen und beruflichen Abstieg ab. Darüber hinaus lässt sich hier erkennen, dass sie einer Arbeit mit unregelmässigen Arbeitszeiten nachgeht, einer Arbeit, die sich durch wenig berufliches Prestige auszeichnet, einen Verlust an Einkommen bedeutet und insbesondere eine grosse Nachfrage bei Migrantinnen aufweist. Für die Biographin mit beruflicher Qualifikation auf Tertiärstufe bedeutet die Arbeit im Pflegebereich auf der Assistenzstufe nicht nur, dass sie von Brain Waste betroffen ist, sondern sich darüber hinaus mit einer tieferen sozialen Position als ursprünglich anvisiert zufriedengibt. Gleichzeitig erlaubt ihr diese neue Tätigkeit einen Zugang zum Arbeitsmarkt, wodurch sie finanzielle Unabhängigkeit und ihre Handlungsautonomie wiedererlangen kann. Es kann hier zusammenfassend festgehalten werden, dass die Biographin sich im Umgang mit der erfahrenen Dequalifikation nach einigen Jahren ohne Erwerbsarbeit gezwungen sieht, eine Arbeit im niedrigqualifizierten Bereich anzunehmen. Mit Castro Varela (2005) kann diese Erfahrung als symbolische Deklassierung bezeichnet werden. Leonor Castro evaluiert ihre Arbeit als Pflegeassistentin positiv, trotz Überqualifikation. Sie zeigt sich sehr erleichtert, endlich eine bezahlte Vollzeitarbeit gefunden zu haben. In einer SMS schrieb sie mir im November 2016: „Ich habe jetzt einen Job. Ich bin glücklich." Der Umgang mit ihren Leidenserfahrungen kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt auch als eine biographische Leistung gedeutet werden.

6.5 Zusammenfassung

Die Biographin ist eine Frau mexikanischer Herkunft, die in einer wohlhabenden Akademikerfamilie in der Hauptstadt Mexikos aufwächst. Leonor Castros lebensgeschichtliche Erzählung wird hauptsächlich an der Leitlinie der Bildungs- und Leistungsorientierung sowie des beruflichen Werdegangs entwickelt. Dieser Erzähllinie wird alles andere untergeordnet. Dabei kreist insgesamt Leonor Castros biographische Konstruktion um die subjektive Bedeutung von Berufstätigkeit und Anerkennung von beruflicher Leistung. Im Zentrum des Erlebens stehen Erfahrungen in der

27 Bei einem gemeinsamen Treffen mit Leonor Castro im April 2017 erzählte sie mir von ihren Arbeitserfahrungen als Pflegeassistentin im Alters- und Pflegeheim. In diesem Kontext erfuhr ich, dass sie durch ihre behandelnde Psychiaterin und Psychotherapeutin auf diesen Beruf aufmerksam gemacht wurde. Diese Unklarheit ist die einzige, die ich nachträglich in der Fallrekonstruktion erläutere. Im Hinblick darauf, dass diese Information für weitere Forschungen in diesem Bereich von Bedeutung sein könnte, wollte ich sie den Lesenden dieser Arbeit nicht vorenthalten.

Arbeitswelt, die mit der Erkrankung an Depressionen zusammenhängen. Die Biographin konstruiert sich selbst als berufs- und aufstiegsorientierte Frau, die ihren Bildungsweg in die eigenen Hände nimmt.

Differenzerfahrungen sind schon früh in Leonor Castros Lebensgeschichte ein dominantes Thema. Bereits während der Gymnasialzeit in Mexiko-Stadt macht sie die bis heute andauernde Erfahrung, als nicht zugehörig und als „anders" betrachtet zu werden. Das Besondere dabei ist, dass Leonor Castro sich selbst nicht als „Ausländerin" in der Schweiz sieht. Sie lehnt die Selbstzuschreibung ‚Migrantin' ziemlich konsequent ab. Auch in der Fremdzuschreibung benutzt sie den Begriff ‚Migrantin' kaum. Die Biographin schreibt sich selber eine deutlich andere soziale Position zu. Sie beharrt sehr bestimmt auf ihrer Bildungs- und Schichtzugehörigkeit, während sie die nationale Zugehörigkeit selten thematisiert.

In ihrer Adoleszenz ist Leonor Castro mit Zuschreibungs- und Ausgrenzungserfahrungen konfrontiert, was sich auf ihre psychische Gesundheit auswirkt. Im Kontext von Stigmatisierungs- und Differenzerfahrungen erkrankt sie als Jugendliche an einer leichten Depression. Ihre Eltern und insbesondere ihre Mutter, zu der sie eine ambivalente Beziehung hat, bringen für die psychische Erkrankung in dieser Lebensphase wenig Verständnis auf. In Leonor Castros Lebensgeschichte ist die Mutter-Tochter-Beziehung von emotionaler Distanz, aber auch Nähe gekennzeichnet. Der Wunsch, mit ihrer persönlichen Erfahrungsgeschichte von der Mutter verstanden und angenommen zu werden, stellt ein durchgängiges Motiv der biographischen Selbstpräsentation der Erzählerin dar. Die Biographin orientiert sich in ihrer adoleszenten Lebensphase verstärkt auf ihr Bildungsziel. Dabei beschreibt sie ihre Ausbildungs- und Studienzeit als eine Abfolge von Erfolgen, die ihre hohe Leistungsfähigkeit belegen. Die erfolgreichen Schul- und Studienabschlüsse sowie ihre Erfolgsorientierung stellen einen Weg für die Biographieträgerin dar, ihren Wunsch nach elterlicher und gesellschaftlicher Anerkennung und Wertschätzung erfüllt zu bekommen. Im Gesamtzusammenhang ihrer Lebensgeschichte lässt sich das Streben nach Bildung und Leistung als eine Strategie für die Biographin rekonstruieren, um mit schmerzhaften Gefühlen umzugehen und Abstand von ihren Leiderfahrungen zu gewinnen.

Die Darstellung ihres familiären Hintergrunds zeigt, dass die Erzählerin in einer Familienstruktur aufwächst, in der es eine „traditionelle" geschlechtsspezifische, aber auch am Oberschichtsmilieu orientierte Rollenverteilung gibt. Möglicherweise sind Repräsentation und Anerkennung schon hier wichtige Motive. In ihrer biographischen Rekonstruktion präsentiert sich Leonor Castro als selbstständige und handlungsaktive Akteurin, die sich von den sozial gängigen Geschlechterrollenvorstellungen distanziert und Anerkennung in anderen Bereichen sucht. Sie erkämpft sich ihre Autonomiespielräume nicht nur in der beruflichen, sondern auch in der privaten Lebenslinie, indem sie eine Hochzeit mit einem Mexikaner kurzfristig absagt. Das Ablehnen der an sie herangetragenen geschlechtsspezifischen Verhaltenserwartungen durch ihren Verlobten und den Heiratserwartungen durch ihre Mutter verdeutlichen ihre Sehnsucht nach einem selbstbestimmten Leben. Ihre Biographie ist durch ein starkes Autonomiebestreben sowie ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Selbstverwirklichung und finanzieller Unabhängigkeit geprägt. Die Suche nach einem erweiterten Handlungsspielraum zeichnet sich in ihrem biographischen Lebensentwurf deutlich ab. Die Migration in die Schweiz lässt sich als biographische Strategie der Selbstbestimmung und Distanzierung vom Elternhaus sowie dem gleichzeitigen Wunsch, „traditionelle"

Geschlechterverhältnisse und Normen in der Herkunftsgesellschaft zu durchbrechen, rekonstruieren. Mit der Schweiz verbindet die Biographin nicht nur ein Land mit persönlichen und beruflichen Entfaltungsmöglichkeiten und Offenheit, sondern auch mit egalitären Paarbeziehungen. Sie versucht so mit der Migration auch ihrem Wunsch nach Geschlechtergleichstellung innerhalb einer Beziehung näher zu kommen. Durch die Ehe mit einem Europäer möchte sie ihre Vorstellung einer egalitären Beziehung verwirklichen. Ein weiterer wesentlicher Aspekt für die Migration in die Schweiz stellt ihr Streben nach einer erfolgreichen Berufskarriere dar. Die Migrationsentscheidung der Biographin lässt sich schliesslich auch vor dem Hintergrund ihrer internationalen Orientierung rekonstruieren, die ihre Biographie seit ihrer Kindheit prägte. Ihre Migrationsgründe sind letztlich alle miteinander verwoben und bedingen sich gegenseitig. Leonor Castros Migration in die Schweiz stellt daher keinen Bruch dar, sondern lässt sich als lebensgeschichtliche Kontinuität in ihrem biographischen Entwicklungsprozess darlegen.

Leonor Castros Anspruch auf Berufserfolg, der dem Migrationsprojekt zugrunde liegt, ist bei ihr enorm ausgeprägt. Sie möchte ihren Eltern beweisen, dass sie es alleine schaffen kann, ohne deren Unterstützung. Ihre Migrationsbiographie bettet die Erzählerin anfänglich in eine berufliche Erfolgsgeschichte ein. In der gegenwärtigen migrationsbiographischen Konstruktion sind ihre Berufserfahrungen in der Schweiz jedoch in die Erzählung einer professionellen Misserfolgsgeschichte eingebunden. Die unerwartete Kündigung, Mobbing-Erfahrung am Arbeitsplatz und Erfahrungen beruflichen Ausschlusses konstruiert die Biographin als einen Abstiegsprozess, der von Depressionserkrankungen eingerahmt wird. Das subjektiv empfundene Misslingen ihres Migrationsprojekts, das mit einer Abwärtsspirale verwoben ist, hat einen Lebensbruch zur Folge. Wie lässt sich dieser biographische Bruch aus Leonor Castros lebensgeschichtlicher Darstellung herauslesen?

Wie die Fallrekonstruktion zeigt, macht Leonor Castro in der Präsentation ihrer Biographie eine erkennbare Trennung zwischen ihrem Leben als erfolgreiche berufstätige Frau und dem Leben danach. Diese zwei biographischen Abschnitte, die durch eine dazwischenliegende Umbruchsphase geteilt sind, kann sie nicht miteinander in Einklang bringen. Bei der Rekonstruktion Leonor Castros biographischer Erzählung fällt das Etablieren der Relevanzthemen auf. So nimmt das Leben vor der Migration in die Schweiz in der Haupterzählung viel Raum ein. Doch warum erzählt sie so umfassend über ihre prämigratorischen Lebenserfahrungen? Eine mögliche Erklärung für die ausführliche Präsentation ihrer Kindheit und Jugend im Herkunftsland könnte sein, dass sie in der mehrjährigen Psychotherapie gelernt hat, diese Lebenszeit zu reflektieren und sich eingehend damit zu beschäftigen. Der inhaltliche Zusammenhang ergibt aber eher, dass Leonor Castro ihr Leben vor der Migration akzentuiert, weil sie auf ihre Bildungs- und Berufserfolge in Mexiko verweisen möchte. Die Lebensphase vor der Migration in die Schweiz war mit beruflichen Zielen, Hoffnungen und Perspektiven verknüpft und deshalb für sie biographisch äusserst relevant. Sie präsentiert sich als eine Juristin, die zielstrebig ihre Karriere verfolgt. Somit lässt sich der erste Abschnitt ihrer Biographie als die Geschichte einer gut qualifizierten berufstätigen Frau rekonstruieren. Die Zeit nach der Migration assoziiert die Biographin hingegen mit negativen Erfahrungen am Arbeitsplatz, fehlendem Zugang zur Arbeitswelt und Dequalifizierung, obwohl sie sich in den ersten Jahren nach der Zuwanderung in die Schweiz weiterhin über Berufserfolge auszeichnen konnte. Die Betonung auf ihre aus-

geprägten schulischen und beruflichen Leistungen kompensiert so ihre spätere berufsbiographische Perspektivlosigkeit nach der Migration. Dabei rekurriert sie auf die Selbstdarstellung als beruflich erfolgreiche Frau mit drei universitären Abschlüssen, um einerseits ihre Erfahrungen von Leid und Schmerz im Kontext der Arbeitswelt und der Aufnahmegesellschaft bewältigen zu können. Andererseits bringt sie dadurch ihren Wunsch nach Anerkennung ihrer Arbeitsleistung zum Ausdruck. Insgesamt entsteht aber nicht der Eindruck, dass Leonor Castro mit den detaillierten prämigratorischen Ausführungen ihr Leben vor der Migration beschönigen oder idealisieren, sondern vielmehr hervorheben möchte, dass sie über zahlreiche Qualifikationen sowie Fähigkeiten und Wissen verfügt, die sie nicht einsetzen kann. Ihr gesamtes kulturelles Kapital, das für die Biographin identitätsstiftend ist, wird in der Schweiz nicht bzw. nicht mehr anerkannt. Alles, worauf sie gesetzt und wofür sie gearbeitet hat, findet in ihrem Leben als Migrantin zum Zeitpunkt des Interviews keine Verwendung bzw. keine Wertschätzung. In ihrer Selbstpräsentation musste sie daher betonen wie „gut und talentiert“ sie ist, damit der Fokus ihrer Erzählung auf ihre Erfolge gelenkt wird. Das Hervorheben der eigenen Qualifikation und Kompetenzen kann daher als Strategie verstanden werden, um sich in der Gegenwart als Migrantin neben der sozialen, auch vor einer eigenen Abwertung zu schützen.

Als weitere zentrale Thematik in Leonor Castros biographischer Selbstkonstruktion erweist sich die Erfahrung von Stigmatisierung und Rassismus, die sich durch ihr gesamtes Leben zieht. Die detaillierte Darstellung und reflexive Auseinandersetzung mit Alltagsrassismus und Othering-Erfahrungen ist Ausdruck für die besondere Stellung, die diese Erlebnisse in ihrer Lebensgeschichte einnehmen. Ihre emotionale Reaktion auf diese schmerzhaften Erfahrungen zeigt, dass diese Ereignisse einen tiefgreifenden Einfluss auf ihr Innerstes haben. Das Gefühl, als Mensch diskreditiert, abgelehnt und geringgeschätzt zu werden, prägt ihre Selbstwahrnehmung negativ. Sie entwickelt für Fremdzuschreibungen und Differenzerfahrungen eine besondere Sensibilität, die bereits in ihrer Jugendzeit im Herkunftsland begründet liegt. Das macht eine andauernde Bearbeitung im biographischen Prozess erforderlich. In der Migrationsbiographie werden Stigmatisierungs- und Differenzerfahrungen in der Arbeitswelt durch Mitarbeitende und Vorgesetzte relevant. Während ihrer Anstellung bei einer grossen internationalen Firma in der Schweiz wird der Biographin der Status einer Exotin zugewiesen, gegen den sie sich mit aller Kraft auflehnt. Im Berufsleben versucht sie sich nicht auf die Position der „Anderen“ festschreiben zu lassen. Sie widersetzt sich vehement positiven wie auch negativen Differenzzuschreibungen aus ihrem Berufsumfeld. Wie am Arbeitsplatz ist die Biographin auch im Kontext staatlicher Institutionen sowie im öffentlichen und privaten Raum von rassistischen Beleidigungen und exotisierenden Zuschreibungen betroffen. So zeichnet sich die soziale Positionierung der Biographin durch eine mehrfache Nichtanerkennung vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Differenzlinien aus. Mit der expliziten Bezugnahme auf ethnische und migrationsspezifische Differenzerfahrungen illustriert die Biographin, dass Rassismus, gesellschaftliche Abwertung und Ablehnung ihr Leben massiv beeinflussen.

In der Anfangsphase als mexikanische Migrantin in der Schweiz erlebt Leonor Castro Desillusionierung und Einsamkeit. Dabei ist sie mit der unerwarteten Erfahrung von Zugehörigkeitsverweigerung konfrontiert. Ihre Migrationsbiographie ist durch eine starke Sehnsucht nach Anerkennung geprägt. Der Wunsch nach einem

Ort selbstverständlicher Zugehörigkeit, Annahme und Wertschätzung lässt sich als relevante Dimension in der lebensgeschichtlichen Erzählung im privaten, beruflichen und gesellschaftlichen Kontext herauskristallisieren. Die Rekonstruktion ihrer biographischen Erfahrungen zeigt deutlich, wie stark Leonor Castros Leben in der Migration durch die Anhäufung negativer Ereignisse wie Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen, Rassismus, beruflicher und sozialer Ausschluss emotional belastet wird. Wie in der Erzählung sichtbar wird, wehrt die Biographin in schwierigen Lebenssituationen ihre Gefühle ab, aus Angst, von ihnen überwältigt zu werden. Dabei erweisen sich Arbeit und Leistung sowie Alkohol als biographische Strategien im Umgang mit verdrängten Gefühlen. Die erste Erkrankung an einer Depression im Kontext der Migrationserfahrung findet im Rahmen einer plötzlichen Kündigung statt. Die Entlassung kommt für die akademische Migrantin aus Mexiko im mittleren Erwerbsalter nicht nur völlig unerwartet, sondern trifft sie genau in dem, was den höchsten Stellenwert in ihrem Leben einnimmt: ihre Berufstätigkeit. Die Arbeit nimmt die Funktion der wichtigsten Sinnquelle in ihrem Leben ein. Die persönliche Bedeutung, die sie der Arbeit beimisst, lässt sie dieses belastende und einschneidende Lebensereignis besonders heftig erleben. Diese für die Biographin subjektiv bedeutsame Verlusterfahrung geht mit einem abrupt veränderten, bisher erfolgsverwöhntem Leben einher. Ihre Selbstsicherheit ist tief erschüttert. Der unvorbereitete Stellenverlust wirkt sich auf ihre psychische Gesundheit aus. Die Biographin erkennt für sich selbst, dass Behandlungsbedarf besteht. Sie zögert nicht und holt sich fachliche Hilfe und Unterstützung, als sich ihr psychischer Zustand verschlechtert.

Nachdem sie die Kündigung angefochten hatte und von der Tochtergesellschaft wieder angestellt wurde, sieht sie sich mit Mobbinghandlungen am Arbeitsplatz konfrontiert. Zwei Jahre später kündigt sie die Stelle selbst wegen ihrer Mobbing-Erfahrungen. Die in der Arbeitswelt erlittene tiefgreifende Kränkung und die damit gekoppelten Gefühle eigener Handlungsunfähigkeit sowie Gefühle der Entwertung, Demütigung und Ohnmacht wirken sich erneut stark auf ihre psychische Gesundheit aus. Der Stellenverlust sowie das Erleben von Erniedrigung und Herabsetzung am Arbeitsplatz werden von der Biographin als eine bedrohliche Situation eingeschätzt und als krankheitsauslösend angesehen. In Leonor Castros eigentheoretischem Erklärungsmodell wird sichtbar, dass sie die zweite Erkrankung an einer Depression wiederum im Kontext der Arbeit sieht. Beide Depressionserkrankungen in ihrer Migrationsgeschichte lassen sich als berufsbiographische Depression rekonstruieren. In diesem Zusammenhang ist bedeutsam, wie die Kumulierung kritischer Ereignisse, die abrupt und unvorhergesehen eintreten, wie Verlusterfahrungen, Erwerbslosigkeit und psychische Erkrankung, die Schütze auch als Ereignisverkettung (Schütze 1983: 284) beschreibt, von der Biographin erfahren und biographisch verarbeitet werden.

Der Verlust des Arbeitsplatzes als kritisches Lebensereignis ist in ihrer selbstgesteuerten Darstellung besonders deutlich, gerade weil sie ihre Selbstachtung und ihr Selbstvertrauen aus ihrer Arbeitsleistung zieht. In ihrer Fallrekonstruktion zeigt sich, dass diese krisenhaften Erfahrungen die berufliche Identität und das Selbstbild der Erzählerin zentral angreifen und sich gravierend auf ihre Biographie auswirken. Mit der Depression ist bei Leonor Castro ein Verlust des Selbstwertgefühls verknüpft. Aufgrund mangelnder Perspektiven versinkt sie in einen Zustand tiefer Hoffnungslosigkeit, der von einem Gefühl der Sinnlosigkeit beherrscht wird. Der Stellenverlust bedeutet für die Biographin ein komplett unerwartetes Zerbrechen bestehender Le-

bensorientierung, das fast gleichbedeutend mit dem Verlust des Lebensprinzips an sich ist. Ihr gelingt es nicht, sich ein sinnerfülltes Leben ohne Erwerbstätigkeit vorzustellen. Die Verzweiflung, die sie während dieser Lebensphase erlebt, ist eine ganz existentielle. Ihre psychische Notsituation ist mit einem Gefühl der Ausweglosigkeit verbunden. Der endgültige Orientierungszusammenbruch geht mit der letzten schweren Depression – sechs Jahre nach der Migration in die Schweiz – einher, der zu einem Suizidversuch im Alter von 38 Jahren führt. Die Beeinträchtigung aufgrund der starken Depression und der völlige Verlust ihrer Handlungsfähigkeit machen eine psychotherapeutische-psychiatrische Behandlung erforderlich, die durch die Einnahme von Antidepressiva unterstützt wird.

Die selbstreflexive Auseinandersetzung mit der Depression und ihrer Lebenssituation zieht eine biographische Arbeit nach sich. Hierbei wird die letzte Depressionserfahrung als ein umfassender biographischer Lernprozess konstruiert, der weitreichende Konsequenzen sowohl für ihr Verhältnis zu sich selbst als auch für das Verhältnis zu ihren Eltern hat. Ihre Sicht auf ihr berufliches Leben verändert sich durch die Depression. Die Transformation geht mit einem persönlichen Reifungsprozess einher. So stellt das Abklingen der Depression eine Rückgewinnung von Handlungsmöglichkeiten dar. Trotz Entwicklung eines neuen berufsbiographischen Entwurfs bleibt der Zugang zum Schweizer Arbeitsmarkt versperrt. Der berufliche Wiedereinstieg in eine Vollzeitbeschäftigung, die Leonor Castros Qualifikation und Berufserfahrung entspricht, bleibt ihr verwehrt und bedeutet eine soziale Kränkung. Es folgt eine Dequalifizierung, die mit dem Gefühl der Demütigung einhergeht. Ihre berufliche Situation ist zum Zeitpunkt des ersten Interviews von Nicht-Akzeptanz begleitet. Die Erfahrung auf mehreren Ebenen sozial ausgegrenzt zu werden – beruflich, familiär (in der angeheirateten Familie) und gesellschaftlich – macht es der Biographin schwer, ihren Platz in der Aufnahmegesellschaft zu finden.

Leonor Castros Leben in der Migration als Erwerbslose ist von sozialem und beruflichem Abstieg, sozialer Isolation sowie von finanziellen Schwierigkeiten und von Abhängigkeit charakterisiert. Mit einem Statusverlust und einer materiellen Existenzunsicherheit hatte sie nicht gerechnet, als sie in die Schweiz migrierte. Das Sinken ihres bisherigen Lebensstandards erweist sich für die Erzählerin als ein belastendes Migrationsproblem. Sie selber stellt einen bedeutsamen Zusammenhang zwischen beruflichen und sozialen Verlusterfahrungen her. In der Erzählung wird deutlich, je höher der erworbene Status im sozialen Gefüge ist, desto schmerzhafter sind der Verlust und die Enttäuschung darüber. Mit der Erfahrung des beruflichen Ausschlusses erlebt Leonor Castro nicht nur ein Gefühl der Entwertung ihres professionellen Wissens, sondern auch ihrer gesamten Persönlichkeit. Mit dem Verlust ihres Status verliert sie zum einen die soziale Anerkennung, zum anderen ihre Achtung von anderen und vor sich selbst. Es lässt sich zusammenfassend konstatieren, dass die Diskrepanz zwischen ihrem sozialen Status in Mexiko und der neuen sozialen Position in der Schweiz negative Auswirkungen auf ihre psychische Gesundheit hat.

In ihrer biographischen Handlungsautonomie präsentiert sich Leonor Castro vor der Ehe als eine selbstständige und ökonomisch unabhängige Frau. Ihr zentrales Anliegen, selber für ihre Existenzsicherung aufzukommen, kann sie ohne Arbeit nicht aufrechterhalten. In der binationalen Ehe stellt sich ein Ungleichgewicht ein, als ihr Mann alleine im Besitz der finanziellen Ressourcen ist. Die ungewollte finanzielle Abhängigkeit von ihrem Mann infolge der Erwerbslosigkeit wird von Leonor Castro

als emotionale Belastung erfahren, die ihre Beziehung überformt. In ihrer biographischen Rekonstruktion wird ihr Widerstand in geschlechterspezifische Rollen gedrängt zu werden, deutlich. Sie kann als vormals erfolgreiche berufstätige Migrantin an ihrer Situation als Hausfrau keinen Gefallen finden. Sie lehnt ein Leben im häuslichen Raum ab. Wie aus der Erzählung zu entnehmen ist, weist die Verwirklichung ihrer Bedürfnisse nach Berufstätigkeit, Autonomie und Anerkennung eine enorm hohe biographische Relevanz auf. Als sie wegen der Erwerbslosigkeit die Distanzierung von traditionellen Geschlechterordnungen nicht mehr beibehalten kann, erlebt sie im Kontext des Verlusts ihrer finanziellen Autonomie eine existentielle Krise. Gleichzeitig steht in der Selbstpräsentation der privaten Lebenslinie die Kontinuität der Paarbeziehung im Vordergrund. Die Biographin zeigt auf, dass sie eine zuverlässige und tragfähige Ehe erlebt. Ungeachtet der Schwierigkeiten im Zusammenleben im Kontext der Depressionserkrankung steht ihr Mann zu ihr und zur gemeinsamen Beziehung.

Die meiste soziale Unterstützung, die ansonsten eher gering ist, erfährt Leonor Castro von ihrem Ehemann. In der Schweiz ist er ihre einzige Bezugsperson. Seine emotionale Unterstützung nimmt eine wichtige Rolle im Bewältigungsprozess der Depression ein. Im Umgang mit der psychischen Erkrankung und ihren Folgen im Alltag schildert sie Erfahrungen fehlender sozialer Unterstützung durch Mitglieder ihres engeren und weiteren sozialen Netzwerkes. Die Biographin führt die ausbleibende Verfügbarkeit von sozialer Hilfe auf den Umstand zurück, dass alle Familienangehörigen im Herkunftsland leben, sowie auf Erfahrungen von sozialer Isolation und Selbstisolation. Sie verzichtet selber auf die Aktivierung von sozialer Unterstützung bzw. ist nicht in der Lage, diese einzufordern. Neben der unterstützenden Beziehung durch ihren Lebenspartner erhält sie in der aktuellen Lebensphase einen emotionalen Halt wie auch finanzielle Unterstützung durch ihre Eltern, ungeachtet ihrer ambivalenten Beziehung zu ihnen. Da ihr Vater und ihre Mutter in Mexiko leben, können sie ihr allerdings nicht im Alltag beistehen.

Die Bedeutung der Erwerbsarbeit im Leben der Biographin zeigt sich darin, dass die veränderte Arbeitssituation als besonders leidvoll erlebt wird. Das berufliche Leben ermöglichte Leonor Castro eine gesellschaftliche Positionierung, über die sie für sich ein Gefühl biographischer Sicherheit, Freiheit und Handlungsmächtigkeit herstellen konnte. Ohne Aussicht auf Berufstätigkeit stellt sie die Sinnhaftigkeit ihres Lebens erneut in Frage. Zum Zeitpunkt des ersten Interviews gelingt es ihr nicht, eine neue sinngebende Ausgestaltungsform für ihre Lebensorientierung zu finden. Sie scheitert daran, sich einen positiven Lebensentwurf zu konstruieren. Durch die Nichterfüllung der eigenen Erwartungshaltung und der Ambitionen im Kontext der Erwerbsarbeit wird das Migrationsziel als gescheitert empfunden. Leonor Castro verbindet mit der beruflichen Ausschlusserfahrung das Gefühl der eigenen Schuld, was den Selbstvorwurf auslöst, eine Versagerin zu sein. Es ist dieses Versagensgefühl, das Leonor Castros gesamte migrationsbiographische Selbstpräsentation konstituiert. Sie schafft es nicht, sich von vielen negativen Grundüberzeugungen zu lösen. Die Darstellung der gegenwärtigen Lebenssituation beinhaltet Resignation und (berufliche) Perspektivlosigkeit. Insgesamt betrachtet ist es der Biographin in der aktuellen Situation des ersten Interviews (noch) nicht gelungen, neue biographische Entwürfe zu erarbeiten sowie eine liebevolle, wertschätzende und bejahende Haltung sich selbst und dem Leben gegenüber zu entwickeln.

Teil III
Empirischer Teil 2

7. Kontrastive und fallübergreifende Ergebnisdarstellung

Im vorangehenden Teil der Arbeit wurden zwei Fallrekonstruktionen von aus Lateinamerika migrierten Frauen dargestellt, die exemplarisch folgende Faktoren repräsentieren: die biographische Bedeutung von Krankheitserleben, die strukturellen Ursachen von Leidenserfahrung und die subjektive Krankheitserfahrung einer Depression im Kontext von Migration. Ausgewählt wurden die beiden Fälle aufgrund ihres Kontrastes bezüglich des Verhältnisses Biographie und Depressionserfahrung, Migrationsgrund, den Erfahrungen innerhalb einer binationalen Ehe sowie den Heilungs- und Behandlungswegen. Beide Interviews wurden umfänglich feinanalysiert und ausführlich diskutiert. Im folgenden Kapitel führe ich diese Kontrastierung nun aus, mit dem Ziel, Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Hinblick auf die in Kapitel 2 ausgeführten Forschungsfragen herauszuarbeiten. Amalia Torres' Lebensgeschichte ist gekennzeichnet durch die binationale Beziehung zu ihrem Schweizer Ehemann und die später folgende Überforderungssituation als alleinerziehende Migrantin. Leonor Castros Bildungs- und Berufsbiographie weist soziale Ausschlussmechanismen in der Migration auf. In beiden Biographien sind Erfahrungen von Rassismus, Stereotypisierung, Armut und fehlender sozialer Unterstützung festzustellen. Die extensiven Fallrekonstruktionen von zwei Migrationsbiographien zeigen, dass sich eine Depression als multifaktorielles biographisches Geschehen entwickelt.[1]

Über die zwei Kerninterviews hinaus und auf der Grundlage meines Datenmaterials ist zu konstatieren, dass die Anhäufung kritischer Lebensereignisse, anhaltender Alltagsbelastungen und Erfahrungen von sozialem Ausschluss im Leben von Migrantinnen aus Lateinamerika die Vulnerabilität für psychische Krisen erhöhen. Geschlechterungleichheiten im Rahmen von binationalen Ehen, finanzielle Existenzängste sowie emotionale und soziale Belastungserfahrungen wie etwa die Konfrontation mit Stigmatisierung und Diskriminierung begünstigen zusätzlich die Entwicklung einer Depression.

Während die rekonstruktive Analyse am Einzelfall orientiert war, werden die nachfolgenden kontrastiven und fallübergreifenden Ergebnisse thematisch gegliedert. Neben den zuvor dargestellten exemplarischen Biographien von Amalia Torres und Leonor Castro fliessen im nachfolgenden Kapitel die analytischen Erkenntnisse

1 Siehe dazu Fritz Schützes Konzept der Verlaufskurve (1984), das vom englischsprachigen Begriff „trajectory" abgeleitet ist, den Anselm Strauss und Barney Glaser (1970) in einer Untersuchung über Krankheitsverläufe verwendeten (vgl. Kapitel 3.5).

aus dem Gesamtsample von 17 Biographien mit ein. Wo es für die Analyse und das Veranschaulichen der für eine Depression auslösenden Faktoren geboten erscheint, werden auch in diesem Kapitel einzelne Lebensgeschichten etwas ausführlicher nachgezeichnet.

Wenn auch die Lebensgeschichten heterogen sind und vielfältige biographische Dimensionen aufweisen, soll im dritten Teil dieser Arbeit dennoch eine fallübergreifende und verallgemeinernde Darstellung der empirischen Ergebnisse im Kontext der Fragestellung erfolgen. Dabei diskutiere ich Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Erfahrungen von an Depression erkrankten Migrantinnen aus Lateinamerika anhand von fünf fallübergreifenden Themenfeldern: Rassismus und rassistisch motivierte Diskriminierung; beruflicher Ausschluss; Armut und finanzielle Sorgen; fehlende soziale Unterstützung; Geschlechterungleichheiten innerhalb binationaler Ehen. Diese Faktoren haben sich als zentrale Analysedimensionen für die gesellschaftlichen Bedingungen von Depressionserkrankung herauskristallisiert. Die Auswertung erfolgt hinsichtlich des Umgangs der lateinamerikanischen Frauen mit ihrer Depression, ihren Erklärungsmustern, sowie der reflexiven Auseinandersetzung mit dem Erleben und den Verarbeitungsstrategien. Das subjektive Erleben einer Depression variiert sehr.

Auf der Grundlage der rekonstruierten Biographien kann folgende Erkenntnis als fallübergreifendes Ergebnis dargelegt werden: Die Migration ist nicht per se Auslöser einer Depression, sondern es sind negative Erfahrungen im Kontext der Migration, gesellschaftliche Bedingungen und belastende Lebenssituationen im Aufnahmeland, die für Frauen aus Lateinamerika krankheitsauslösend sind. Darüber hinaus tragen Ungleichbehandlung und andauernde Ungerechtigkeitserfahrungen sowie das Gefühl des sich Nicht-angenommen-Fühlens wesentlich dazu bei, dass Migrantinnen in chronische Belastungssituationen geraten.

Schauen wir uns nun detailliert die fünf unterschiedlichen Themenbereiche an, in denen die lateinamerikanischen Frauen ihre Krankheitserfahrungen einer Depression eingebettet haben. Beginnen möchte ich mit dem migrationsspezifischen Themenfeld Rassismus und rassistisch konnotierte Diskriminierung. Rassismus ist eine biographische Erfahrung, die fallübergreifend von allen befragten Migrantinnen thematisiert wurde. Das Thema Rassismus stelle ich deshalb den sich anschliessenden Ausführungen voran, um dessen besondere Bedeutung im Leben der lateinamerikanischen Frauen hervorzuheben.

8. Rassismus und sein Einfluss auf die psychische Gesundheit

Gemeinsam ist allen lateinamerikanischen Frauen des Samples, dass die Erfahrungen von Rassismus und rassistisch konnotierter Diskriminierung in ihrem Leben und für ihre psychische Gesundheit eine zentrale Rolle einnehmen. Abwertung, Benachteiligung und Ausgrenzung aufgrund ihrer ethnischen Herkunft und Hautfarbe sind emotional belastende biographische Erfahrungen, die die Frauen in ihrem alltäglichen Leben in der Schweiz regelmässig begleiten.[1]

Aus den biographischen Erzählungen geht hervor, dass die migrierten Frauen deutlich zu spüren bekommen, wie wenig sie von einem Grossteil der Aufnahmegesellschaft erwünscht sind. Lateinamerikanische Migrantinnen äussern in ihren migrationsspezifischen Narrationen deutlich ihre Gefühle, die sie als rassistisch Diskriminierte und Abgewertete empfinden. Dominante Erfahrungen mit Rassismus in den Migrationsbiographien werden als prägend empfunden, korrelieren oft mit dem Gefühl, im Aufnahmeland als „Mensch zweiter Klasse" betrachtet zu werden. Dieses Gefühl ist eine grosse Kränkung und die Erfahrung herkunftsbezogener Ablehnung durch die Aufnahmegesellschaft und das soziale Umfeld wirkt dabei hemmend auf die Entwicklung, sich als gleichwertig zu empfinden gegenüber SchweizerInnen. Rassismus – so sehe ich es – gehört zu den schmerzhaftesten Formen menschlicher Herabsetzung.

Die biographisch bedeutsamen Erfahrungen von wiederkehrenden Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen und die Auswirkung auf die psychische Gesundheit der befragten Migrantinnen werden aus emischer Perspektive analysiert. Dabei gehe ich folgenden Fragen nach, wie Frauen aus Lateinamerika Rassismus erleben: Mit welchen Ausdrucksformen von rassistisch motivierten Handlungen sind sie konfrontiert? In welchen Lebensbereichen sind sie rassistischen Verhaltensweisen, Situationen und Haltungen ausgesetzt? Welche Formen des Umgangs entwickeln sie mit Rassismus? Und schliesslich, wie beeinträchtigt Rassismus das psychische Wohlbefinden der befragten lateinamerikanischen Migrantinnen? Wichtig ist es, Rassismus nicht nur auf einer individuellen und interaktionistischen Ebene zu betrachten, sondern

1 Das UNO-Menschenrechtskomitee überprüfte kürzlich zum vierten Mal die Schweiz. Ende Juli 2017 lagen die abschliessenden Bemerkungen und Empfehlungen des Menschenrechtsausschusses vor. Aus dem Bericht geht hervor, dass die Schweiz mehr gegen Rassismus tun müsse. Hierbei soll das Mandat der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus gestärkt werden (2017: 4).

auch die Strukturen, in denen er stattfindet. An dieser Stelle kann nicht unerwähnt bleiben, dass trotz der Erfahrungen alltäglichen Rassismus, rassistisch motivierter Diskriminierung und Vorurteilen, die befragten Migrantinnen auch von Erfahrungen grosser Hilfsbereitschaft und Unterstützung sowie freundlicher Aufnahme und Akzeptanz berichten.

Die Reaktionen auf rassistische Übergriffe unterscheiden sich genauso, wie der Umgang mit Rassismus im alltäglichen Leben variiert. Niemand aber reagiert gegenüber rassistischen Handlungen gleichgültig oder gewöhnt sich daran, selbst wenn sie verharmlost oder bagatellisiert werden. In den meisten Darstellungen über Rassismuserfahrungen zeichnet sich ein Gefühl der Ohnmacht und des Sich-ausgeliefert-Fühlens im Kontext von gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen ab. Dieses Gefühl des Ausgeliefertseins wirkt negativ auf das subjektiv wahrgenommene Wohlbefinden.

Der Migrationspädagoge Paul Mecheril (1995: 105) verweist darauf, dass Rassismuserfahrungen zu Depressionen, sozialer Ängstlichkeit und Selbstwertproblematik bei den Betroffenen führen können. Auch andere Studien zeigen, dass Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen zu negativen gesundheitlichen Folgen führen. Die Erfahrung rassistischer Abwertung und Benachteiligung können u.a. Depressionen und traumatischen Stress auslösen (vgl. Schouler-Ocak et al. 2015; Carter 2007).

Die Auswertung der biographischen Interviews macht deutlich, dass Migrantinnen, die sich rassistisch behandelt und diskriminiert fühlen, seelisch leiden. Seltene Akzeptanzerfahrungen im Alltags- und Berufsleben verstärken ihr Leiden. Das Leiden kann zu einem sich verschlechternden psychischen Zustand führen. Eine Folge kann eine Depressionserkrankung sein. An dieser Stelle muss angemerkt werden, dass nicht alle lateinamerikanischen Migrantinnen, die Rassismus erleben, an einer Depression erkranken. Auffallend ist allerdings, dass alle befragten Frauen aus dem vorliegenden Sample, die im Kontext ihrer Migrationsbiographie an einer Depression erkrankten, von rassistischen Diskriminierungen und rassistischen Erfahrungen betroffen sind. Die folgenschweren Auswirkungen von Rassismus und rassistischer Diskriminierung auf die psychische Gesundheit dürfen daher nicht verkannt werden und müssen als krank machende Belastungsfaktoren mehr Beachtung erhalten. Die psychische Betroffenheit der interviewten Migrantinnen aus Lateinamerika dokumentiert deutlich, dass Rassismus und Diskriminierung Angriffe auf die menschliche Würde und eine Verletzung der persönlichen Integrität bedeuten.

Aus dem Interviewmaterial geht hervor, dass die Auseinandersetzung mit den emotionalen Aspekten von Rassismuserfahrungen aus der Sicht der Betroffenen essentiell ist, um ihre migrationsspezifischen Erfahrungen im Kontext einer Depressionserkrankung zu verstehen. In der Untersuchung geht es nicht darum, die befragten Migrantinnen als hilflose „Rassismus-Opfer" zu portraitieren, sondern vielmehr ihre emotionalen Erfahrungen des Ausgeliefertseins an gesellschaftliche Differenzierungsprozesse, Ausschlusserfahrungen und die damit verbundenen belastenden Konsequenzen aufzuzeigen. In diesem Zusammenhang betont Mecheril (1995: 108), dass gerade das Anerkennen von Rassismuserfahrungen sehr wichtig ist, um Bagatellisierungen und Diskreditierungen der Erfahrungen des Gegenübers zu vermeiden, denn: „Niemand kokettiert mit der Opfer-Rolle". Aus diesem Grund erscheint es mir von zentraler Bedeutung, Frauen aus Lateinamerika, die mit Rassismus im alltäglichen Leben konfrontiert sind, selbst zu Wort kommen zu lassen. Dabei sollen sie die Möglichkeit

erhalten darzulegen, was es für sie bedeutet, Zielscheibe von Rassismus zu sein. Ich interessiere mich dabei für ihre subjektiven Erfahrungen, Gefühle, Bewältigungsstrategien und Deutungen von Rassismus.

Nachfolgend werden zahlreiche Beispiele rassistischer Vorfälle und Diskriminierungen und deren durchdringende Wirkung im Alltag lateinamerikanischer Migrantinnen aus der Erlebensperspektive dargestellt. Die vielfältig artikulierten rassistischen Vorfälle aus der Sicht der Betroffenen sind dabei nicht nur als Belege für die deutliche Präsenz von Rassismus in der Schweizer Gesellschaft zu verstehen, der gesellschaftlich fest verankert ist. Vielmehr geht es auch darum, die noch viel zu wenig benannten Erfahrungen von Rassismus durch Migrantinnen aus Lateinamerika und den erlebten psychischen Schmerz sowie die teilweise erfolgte Erkrankung zu veranschaulichen, die Frauen aber nicht als passiv-erleidende Frauen zu portraitieren. Denn die Erzählungen dokumentieren nicht nur persönliche Erfahrungen von Rassismus und Diskriminierung, sondern sie sagen zugleich etwas aus über die Aufnahmegesellschaft.[2]

8.1 Überblick rassistischer Erfahrungen in diversen Lebensbereichen

Die migrationsspezifischen Erfahrungen zeigen, dass den Frauen aus Lateinamerika in der ersten Interaktion im Alltag oftmals mit Vorbehalten und Vorannahmen begegnet wird. Erfahrungen von Alltagsrassismus äussern sich dabei vielgestaltig. Mecheril (1994: 59) unterscheidet zwischen grobem (z.B. Angriffe), subtilem (Geringschätzung der eigenen Person oder nahestehender Personen durch andere) und antizipiertem (Erfahrung der Vorwegnahme, der Befürchtung, der Vorstellung von Geringschätzung oder vor Angriff) Rassismus. Die Analyse des Materials zeigt, dass alle migrierten Frauen von mindestens einer dieser dargelegten Erfahrungsformen von Rassismus betroffen sind. Einige Migrantinnen erlebten alle drei Formen.

Gelegentlich weisen Erfahrungen von Rassismus und Diskriminierungen etwas Diffuses auf, was das Erkennen von rassistischer Abwertung und Ungleichbehandlung für die betroffenen Frauen erschwert. 14 Migrantinnen, deren Aussehen von der Schweizer Mehrheitsgesellschaft als „nicht-schweizerisch" bzw. „nicht-(west-)europäisch" eingestuft werden kann, sind häufiger mit offen formulierten rassistischen Kommentaren und verbalen Angriffen von Unbekannten in der Öffentlichkeit konfrontiert als die anderen drei Migrantinnen, die aufgrund ihres Phänotyps als „Schweizerinnen" bzw. „(West-)Europäerinnen" wahrgenommen werden können. Diese erfahren vorwiegend verdeckte Formen von Rassismus im privaten Bereich und im beruflichen Umfeld und werden weniger zum Ziel von rassistisch motivierten Beleidigungen aufgrund ihres Äusseren im öffentlichen Raum. Beim Zugang zum Arbeitsmarkt sind allerdings Benachteiligungen ungeachtet des Aussehens erkennbar. Die Bedeutung des äusseren Erscheinungsbilds lässt sich insofern als eine hierarchische und rassistische Dimension erkennen.

---

2 Abschliessend soll hervorgehoben werden, dass, obwohl ich es als besonders wichtig erachte, die vielfältigen und unterschiedlich erlebten biographisch relevanten Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen aus dem gesamten Datenmaterial einzubeziehen, längst nicht alle präsentiert werden konnten.

Lateinamerikanische Migrantinnen erfahren Alltagsrassismus in all seinen unterschiedlichen Ausprägungen. Ein Extremfall im Kontext von Rassismus stellt Amalia Torres dar (vgl. Kapitel 5). Sie ist von allen interviewten Frauen die Einzige, die sowohl von offen formulierten rassistischen Äusserungen wie auch von rassistisch motivierter Gewalterfahrung in der Öffentlichkeit betroffen war. Die afro-venezolanische Biographin führte die erlebte Gewalthandlung selber auf ihre Hautfarbe und ethnische Zugehörigkeit zurück.

Rassismus im Alltag durchzieht alle Lebensbereiche der befragten Migrantinnen. Sie beschreiben persönliche Erfahrungen von Rassismus im öffentlichen wie auch im privaten Raum, im beruflichen Alltag, am Ausbildungsplatz, beim Gang zur Behörde, in staatlichen Institutionen, im öffentlichen Nahverkehr, auf dem Spielplatz, im Wald, beim Einkaufen, in Cafés, auf der Strasse, bei der Arbeits- und Wohnungssuche, in der angeheirateten Familie durch die Schwiegereltern, im Bekannten- und Freundeskreis des Schweizer Ehemannes und durch den Ehemann selber. Die Biographinnen machen aufgrund ihres zugeschriebenen Status als „Ausländerinnen" Ausgrenzungs- und Differenzerfahrungen weit mehr als nur in einer Situation, teilweise in mehreren der genannten Bereiche gleichzeitig. In den Interviews schildern Migrantinnen aus Lateinamerika, dass ihr Leben sowohl durch den Rassismus von Einzelpersonen als auch durch institutionellen Rassismus geprägt ist. Rassismus kann somit als eine Erfahrung psychischer Gewalt auf individueller und struktureller Ebene rekonstruiert werden. Die Reaktionen auf rassistische Behandlung und der Umgang damit sind hierbei vielfältig. Allen gemeinsam ist die Erfahrung des Absprechens eines vollwertigen Menschseins durch Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft. Das Gefühl der Nichtgleichwertigkeit – ob bewusst oder unbewusst – ist ihnen inhärent.

In den Erzählungen zeigt sich, dass Rassismus von den befragten Migrantinnen biographisch in unterschiedlicher Weise bearbeitet wird. Nahezu bei allen befragten Frauen wird das Erleben von Rassismus als ein bedeutsames lebensgeschichtliches Ereignis dargestellt, und das Benennen von konkreten Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen im Alltag fällt der überwiegenden Mehrheit der interviewten Migrantinnen leicht, während es einigen wenigen Frauen mehr Mühe bereitet. Insgesamt zeigt sich, dass die sozialen Ausgrenzungen häufig eine Isolation oder einen Vorgang des Sich-Isolierens bedingen. Diese Erfahrungen wurden als diffuser Leidensdruck auf unterschiedliche Arten wahrgenommen. Die Erscheinungsformen von Rassismus fallen durch Widersprüchlichkeit und Vielfalt auf, das Erleben des Schmerzes ist aber allen gemein und wird somit zum einschneidenden biographischen Thema. Die Ausbildung und berufliche Qualifikation der zugewanderten Frauen aus Lateinamerika ist nicht dafür ausschlaggebend, von Rassismus betroffen zu sein oder nicht. Die Interviews zeigen, dass Migrantinnen mit universitärer Ausbildung genauso mit rassistischer Ablehnung konfrontiert sind wie Frauen mit berufspraktischer Ausbildung. Sowohl erwerbstätige als auch nicht erwerbstätige Migrantinnen erzählen, wiederkehrende rassistisch motivierte Handlungen und Äusserungen sowie subjektiv perzipierte diskriminierende Situationen im Alltagsleben erfahren zu haben. Der soziale Status der interviewten Frauen in der Schweiz spielte im Erleben von Rassismus und rassistisch motivierter Diskriminierung ebenfalls keine Rolle. Darüber hinaus sind auch der Migrationsgrund und die Aufenthaltsdauer in der Schweiz nicht relevant dafür, ob eine Frau aus Lateinamerika von Rassismus betroffen ist. Schliesslich

sind auch die vorhandene Schweizer Staatsangehörigkeit und hohe Sprachkompetenz nicht von Bedeutung.

Die Mehrheit der Frauen berichtet ohne lange zu zögern von zahlreichen Erlebnissen mit rassistischen Vorfällen und Diskriminierungen aufgrund ihrer Herkunft, eine Ausnahme bilden zwei Frauen, eine aus Mexiko und die andere aus Chile, die zunächst zurückhaltend auf das Thema reagierten.

8.2 Bagatellisierung von Rassismuserfahrungen

Die Analyse von konkreten rassistischen Erlebnissen möchte ich mit den zuletzt erwähnten zwei Frauen beginnen. Beide hatten Mühe, offen über Rassismus im alltäglichen Leben zu sprechen. Im ersten Fall handelt es sich um Veronica Rodriguez, eine 52-jährige Heilpädagogin aus Cuernavaca, Mexiko. Sie ist zum Zeitpunkt des Interviews von einem Schweizer, mit dem sie zwei Söhne, 18 und 20 Jahre alt, hat, geschieden. Als ich sie interviewte, lebte sie seit 22 Jahren in der deutschsprachigen Schweiz. Mit dunklen Haaren und dunkler Hautfarbe ist sie aufgrund ihres äusseren Erscheinungsbilds offensichtlich einer sozialen Gruppe zugehörig, die in der Schweiz als „anders“ gekennzeichnet wird. Im zweiten Fall geht es um Helena del Toro, die beim Zeitpunkt des Interviews 77 Jahre alt ist. Sie ist die Witwe eines Schweizer Mannes, der sehr wohlhabend war. Die 22-jährige Ehe blieb kinderlos. Die Biographin lebt seit 37 Jahren in der Schweiz. Helena del Toro ist eine ehemalige international tätige Ballerina aus Santiago, Chile, deren russische Eltern vor ihrer Geburt nach Chile migrierten. An ihren äusseren Merkmalen, wie etwa helle Hautfarbe und blondes Haar, wird die Chilenin nicht gleich als Mitglied einer Migrationsbevölkerung erkannt. Die Frage, ob sie Diskriminierung oder Rassismus erfahren haben, verneinten beide zunächst. Im weiteren Verlauf des Interviews im exmanenten Interviewteil wurde allerdings deutlich, dass auch diese zwei Frauen von Rassismus betroffen waren, was zunächst als Widerspruch wirkte. So berichtete Veronica Rodriguez: „Ab und zu höre ich negative Kommentare über mich als Mensch in der Tram, aber ich nehme sie nicht persönlich“. Hier zeigt sich, dass die Biographin beleidigende Bemerkungen nicht auf die eigene Person bezieht. Sie präsentiert sich als Frau, die mit Rassismus im Alltag zurechtkommt und nicht darunter leidet. Indem sie diese Vorfälle im öffentlichen Nahverkehr relativiert und sich emotional davon distanziert, kann sie – so sehe ich es – sich vor einer Verletzung ihres Menschseins schützen. Gleichzeitig gelingt es ihr dadurch, das Gefühl einer Beschämung, in der Öffentlichkeit herabgesetzt und somit gedemütigt zu werden, abzuwehren. Darüber hinaus weist Veronica Rodriguez' Erfahrung in der Tram eine Gemeinsamkeit mit den zwei Frauen aus den Fallbeispielen sowie mit etlichen anderen Frauen auf, und zwar im öffentlichen Nahverkehr von rassistischen Kommentaren betroffen zu sein.[3]

3 So war ich selber während der Datenerhebung Zeugin, wie eine Afro-Brasilianerin, die ich über eine kolumbianische Studienteilnehmerin kennengelernt hatte, von einer jungen Frau beim Verlassen eines Cafés verbal rassistisch angegriffen wurde. Die Frau, die die rassistische Bemerkung fallen liess, war eine Schweizerin, etwa Mitte zwanzig. Sie sass mit anderen draussen an einem grossen Tisch. Als wir aus dem Café herauskamen, sagte sie zur dunkelhäutigen Migrantin laut: „Aus welchem Käfig ist die denn ausgebrochen?“ und lachte dabei. Die von Rassismus betroffene Frau lief weiter. Ich hingegen

Im Laufe des Gesprächs fielen Veronica Rodriguez dann immer mehr Vorfälle ein. Sie begann, diverse Erfahrungen des alltäglichen Rassismus aufzulisten. Im Rahmen der Erzählung ihrer binationalen Ehe brachte sie folgende Erfahrung zum Ausdruck, die nicht auf den ersten Blick rassistisch anmutet. Bei näherem Hinschauen ist das migrationsbezogen abwertende Verhalten durch ihren Ex-Mann aber erkennbar:

> „Als ich in die Schweiz kam, habe ich zunächst Englisch gesprochen, auch mit den Freunden meines Mannes und langsam lernte ich Deutsch sprechen. Aber alle Leute sehen, dass ich keine Schweizerin bin und sie fragen mich immer noch: ‚Soll ich Hochdeutsch reden oder verstehen Sie Dialekt?' Das machen die Leute immer noch. Für meinen Mann war das wie eine Beleidigung. Er wollte allen zeigen, dass ich nicht eine Ausländerin ohne Kultur, ohne Niveau, bin. Er wollte zeigen, dass ich, ja, eine Frau mit guter Ausbildung bin. Aber klar, die Leute wissen das nicht, sie kennen mich nicht. Und jetzt, wenn wir Diskussionen haben, reden wir immer auf Spanisch. Spanisch war immer unsere Sprache. Wenn er wütend ist, sagt er: ‚Und jetzt musst du Deutsch mit mir reden.' Ich sagte dann: ‚Ja, kein Problem, ich kann auch Deutsch reden.' Dann wurde er noch wütender und sagte: ‚Nach mehr als 20 Jahren in der Schweiz kannst du immer noch nicht den X-Dialekt reden.' Also, ich habe kein Problem, ich verstehe den Dialekt, aber ich spreche ihn nicht."

Ähnlich wie in der biographischen Fallrekonstruktion von Amalia Torres erlebt auch Veronica Rodriguez Rassismus nicht nur auf der Gesellschaftsebene, sondern auch

war dermassen überrascht, empört und wütend zugleich, dass ich stehen blieb. Ich fragte die Frau unmittelbar, ob sie ihren Kommentar in Ordnung fände. Sie lachte und antworte: „Ja". Ich fühlte einen Schmerz, und bevor ich ging, sagte ich zu der jungen Frau: „Deine Worte verletzen, und vergiss bitte nicht, dass sie eine grosse Wirkung haben." Später erzählte mir die Frau aus Brasilien: „Das bin ich mir gewohnt und es macht mir nichts aus. Das geht mir in einem Ohr rein und im nächsten raus." In ihrer Kommentierung werden in meinen Augen ihre eingeübten Abwehrmechanismen auf rassistische Alltagserfahrungen deutlich. Sie ignoriert rassistische Beleidigungen und lässt sie nicht an sich heran. Dadurch distanziert sie sich von diesen Erfahrungen, findet sich mit diesen ab und verharmlost die Situation nahezu, was ich als Selbstschutz interpretiere. In meinem Leben war ich nicht nur Zeugin von rassistischen Angriffen, sondern ich war selber des Öfteren davon betroffen. Besonders schmerzhaft empfand ich eine rassistische verbale Beleidigung in der Tram, als ich mit meinem 10-jährigen Neffen nach dem Besuch der Herbstmesse in Basel heimfuhr und mit ihm französisch sprach. Der Sohn meines Bruders, inzwischen erwachsen, wächst mit vier Kulturen (italienische, arabische, französische und schweizerische) auf. Mein Bruder, der wie ich italienischer Herkunft und in der Schweiz geboren ist, führt eine binationale Ehe mit einer Frau algerischer Herkunft, die in Frankreich aufgewachsen ist. Meinem Neffen hatte ich in der Tram erlaubt, an einem Schleckstängel zu lutschen. Ein Mann sagte meinem Neffen auf Schweizerdeutsch: „Guten Appetit." Ich hatte den sarkastischen Unterton nicht wahrgenommen und dachte, dass er freundlich sei. Ich übersetzte meinem Neffen, was der Mann soeben gesagt hatte und dass er sich bedanken solle. Bevor mein Neffe antworten konnte, rief dieser Mann laut und an uns adressiert aus: „Alle Ausländer raus, die Müllabfuhr kommt. Ihr Scheiss Ausländer." Ich legte beschützend meinen Arm um meinen Neffen und als er mich fragte, warum uns dieser Mann anschreie, war ich zuerst sprachlos. Danach fiel mir aufgrund meiner tiefen Betroffenheit nichts anderes ein, als ihm zu erwidern, dass dieser Mann sehr unfreundlich sei. Ich war so perplex und fassungslos über die Dreistigkeit, dass ich zunächst nicht auf den verbalen Angriff reagieren konnte. Ein Fahrgast griff ein und fragte, ob er das lustig fände. Als ich mich nach einer kurzen Schockstarre emotional wieder gefasst hatte, erwiderte ich dem Angreifer, dass seine Aussage verletzend und massiv abwertend sei. Ebenfalls auf Schweizerdeutsch.

auf der Beziehungsebene. Auch bei anderen Frauen, z.B. in den biographischen Erzählungen von Valentina Navarro, Helena del Toro und Rosita Diaz werden rassistische Abwertungserfahrungen in der binationalen Ehe thematisiert. Das ist besonders schmerzhaft, denn statt mit Liebe, Verbundenheit und Zusammengehörigkeit, sind die Frauen mit Ablehnung und Verachtung innerhalb der Partnerschaft konfrontiert. Die Biographin schildert in diesem Zitat die herablassende Haltung des Ex-Mannes im Kontext ihrer Position als Migrantin und ihres Sprachvermögens. Er scheint zwar die gängige Defizitperspektive gegenüber MigrantInnen abzulehnen, implementiert aber gleichzeitig diese selber, indem er sich schämt, wenn seine Frau als bildungsferne „Ausländerin“ wahrgenommen wird. Auf der Basis fehlender Dialektkenntnisse markiert der Expartner Veronica Rodriguez' „Andersartigkeit“. Die rassistische Konnotation in der Forderung des Mannes an seine Frau, Mundart zu sprechen, ist in seiner Erscheinungsform weniger offen. Dirim et al. (2016: 86) verweisen darauf, dass im deutschsprachigen Raum die Sprachkompetenz im Deutschen als Differenzkriterium herangezogen wird. Das Konstrukt des „Muttersprachlichen“ wird dabei als Norm festgelegt, Abweichungen davon werden abgewertet und delegitimiert. Differenzzuschreibungen beschränken sich somit nicht nur auf den Phänotyp, sondern schliessen deutlich auch die Sprachkompetenz eines Individuums mit ein. Dirim, Professorin für Deutsch als Zweitsprache, und Mecheril, Professor für Migration und Bildung, (2010: 100), rücken hierbei die gesellschaftliche Dimension der Macht im Sprachgebrauch und -können in den Vordergrund. Die AutorInnen machen darauf aufmerksam, dass Sprache nicht nur ein technisches Kommunikationsmittel ist, sondern auch ein Mittel zur Herstellung und Artikulation gesellschaftlicher Anerkennung. Der sprachliche Austausch wird als symbolische Machtbeziehung verstanden, die Machtverhältnisse zwischen sozialen Gruppen oder ihren SprecherInnen betont und dadurch soziale Wertigkeiten charakterisiert (Fürstenau und Niedrig 2011: 76; Bourdieu 1990b: 31). Pierre Bourdieu (1990b: 32) weist auf Folgendes hin:

> „Die Sprachkompetenz, die ausreicht, um Sätze zu bilden, kann völlig unzureichend sein, um Sätze zu bilden, auf die gehört wird, Sätze, die in allen Situationen, in denen gesprochen wird, als rezipierbar anerkannt werden können. Auch hier ist die soziale Akzeptabilität nicht auf die Grammatikalität beschränkt. Sprecher ohne legitime Sprachkompetenz sind in Wirklichkeit von sozialen Welten, in denen diese Kompetenz vorausgesetzt wird, ausgeschlossen oder zum Schweigen verurteilt.“

In Anlehnung an Bourdieu hält Peter Zima (2010: 309) zusammenfassend fest, dass es auf der einen Seite Menschen gibt, die über genügend symbolisches und sprachliches Kapital verfügen, um in bestimmten sozialen Situationen das Richtige sagen zu können und akzeptiert zu werden. Auf der anderen Seite müssen andere verstummen, weil sie „nicht reden können“. Im weiter oben dargestellten Interviewausschnitt zeigt sich, dass sowohl Veronica Rodriguez' Ex-Mann wie auch ihr soziales Umfeld Schweizerdeutsch als Unterscheidungskriterium einsetzen. Dabei wird das Mundartsprechen durch den Ex-Partner instrumentalisiert, um seine überlegene Position als Schweizer und Angehöriger der Mehrheitsgesellschaft zu markieren und gleichzeitig die inferiore Position seiner Frau zu legitimieren. Das Herabsetzen wird durch das Wissen des Mannes darüber verstärkt, dass seine Frau keinen Dialekt spricht. Relevant ist also nicht, dass das binationale Ehepaar wie bisher auf Spanisch oder auf Hochdeutsch

kommuniziert, sondern dass der Mann ungewohnt auf Schweizerdeutsch besteht, der Mehrheitssprache in der deutschsprachigen Schweiz und damit die fehlende Zugehörigkeit seiner Frau zur Mehrheitsgesellschaft untermauert. Zugleich schreibt er ihr den Status als „Ausländerin" zu, was nicht wertfrei ist. Schweizerdeutsch wird so zum Machtinstrument innerhalb der binationalen Ehe. Der Ex-Mann nutzt die Machtverhältnisse aus, um seine Frau während einer Auseinandersetzung zu demütigen. Rassismus in der binationalen Ehe zeigt sich folglich in Form von Herabwürdigung der Sprachkompetenz, bei gleichzeitigem Aufwerten der eigenen, die die Zugehörigkeit als Deutschschweizer aufweist.

Rassismus erscheint hier in einer scheinbar „harmlosen" Abwertung, die darauf zielt, der migrierten Frau zusätzlich das Gefühl zu vermitteln, intellektuell nicht auf dem Niveau des Mannes zu sein, da sie sich nach vielen Jahren in der Schweiz nicht auf Schweizerdeutsch ausdrücken kann. Aber genau solche alltäglich formulierten Vorwürfe weisen diskriminierende und rassistische Effekte auf, die seelische Verletzungen verursachen können. Betroffene fühlen sich nicht nur herabgesetzt, sondern darüber hinaus aufgrund der fehlenden Sprachbeherrschung für schuldig erklärt und gleichzeitig verurteilt.

Gleichwohl muss an dieser Stelle angemerkt werden, dass die Biographin sowie die meisten befragten Frauen, neben Spanisch auch eine weitere oder mehrere europäische Sprachen sprechen. Ihre Mehrsprachigkeit wird aber kaum anerkannt.

Der Schweizer Ex-Mann von Veronica Rodriguez wähnt sich in einer machtvolleren Position als seine Frau und erkennt ihr mit rassistischen Kommentaren ein vollwertiges Menschsein ab. Eine andere Lesart wäre, dass die Position des Ex-Mannes im Moment des Streits gar nicht die machtvollere ist und er deshalb die ausgrenzende Strategie nutzt, um dies zu korrigieren. Inwieweit diese Erfahrungen das Selbstwertgefühl der Biographin beeinträchtigen, lässt sich hier nicht klar sagen. Die Gefahr, negative Zuschreibungen und Erlebnisse von rassistisch motivierter Abwertung und Ausgrenzung zu verinnerlichen, ist allerdings sehr hoch, wie wir an anderer Stelle sehen werden.

Auch Helena del Toro sagte im exmanenten Interviewteil vorerst, keine Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in der Schweiz gemacht zu haben, und sie begründete es mit ihren guten Deutschkenntnissen, da sie seit 37 Jahren in der Schweiz lebe. Im Frageteil des Interviews stellte sich aber heraus, dass sie sowohl im Kontext ihrer binationalen Ehe wie auch im Austausch mit ihren NachbarInnen von rassistisch motivierten Kommentaren betroffen war. Ihren verstorbenen Schweizer Ehemann bezeichnete sie nach eigenen Aussagen als Diktator, der sie oft beleidigte, und fügte hinzu: „Man darf halt nicht so sensibel sein."[4] Die Biographin – so mein Eindruck – zeigte sich von rassistischen Handlungen unbeeindruckt, nahezu gleichgültig, um sich nicht als Frau positionieren zu müssen, die unter Rassismuserfahrungen gelitten hat – was durchaus als Abwehrstrategie seelischer Verletzungen interpretiert werden kann. Möglich wäre auch, dass der Mann oder das soziale Umfeld ihr im Umgang mit Herabsetzungserfahrungen „Überempfindlichkeit" vorgeworfen haben. Und an anderer Stelle äusserte sie: „Ich fühle mich nicht abgelehnt, aber ich fühle mich auch nicht als Schweizerin, weil die Leute merken, dass ich Ausländerin bin." Diese Aussage ver-

---

4 Das Interview mit Helena del Toro führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

deutlicht Helena del Toros Gefühl fehlender Zugehörigkeit, obwohl sie zum Zeitpunkt des Interviews fast vier Jahrzehnte in der Schweiz gelebt hat und vor über 30 Jahren nach der Heirat mit ihrem Mann als Schweizerin eingebürgert worden ist. Zugleich wird hier die Erfahrung verweigerter Zugehörigkeit sichtbar, die sie in einen direkten Bezug zu ihrer „ausländischen" Herkunft setzt. Die Erfahrung verweigerter Zugehörigkeit wird nicht nur von dieser Biographin, sondern auch in den ausführlichen biographischen Fallrekonstruktionen von Amalia Torres und Leonor Castro sowie in vielen anderen Fällen des vorliegenden Samples beschrieben.

Das anfängliche Verneinen der Frage nach Rassismuserfahrungen der zwei Biographinnen zeigt, dass Formen von subtilem Alltagsrassismus oft nur schwer zu erkennen sind. Darüber hinaus können Situationen mehrdeutig sein, was ein nicht eindeutiges Einordnen rassistischer Absichten der Handelnden zur Folge haben kann. Rassismus verunsichert. Scheinbar möchten diese beiden Frauen aus Lateinamerika durch das zögerliche Sprechen über Rassismuserfahrungen vermeiden, einen Opferstatus einzunehmen. Die Angst, als „undankbare Ausländerin" zu gelten, kann hierbei eine Rolle spielen. Vielmehr präsentieren sie sich in ihren biographischen Erzählungen als handlungsfähige Subjekte, die sich von rassistischen Erfahrungen nahezu emotional unberührt zeigen. Aufgrund des vorliegenden Materials kann ich nicht sagen, ob diese beiden Studienteilnehmerinnen, die schon mehrere Jahrzehnte in der Schweiz leben, die Erfahrung gemacht haben, dass ihre Erlebnisse von Alltagsrassismus angezweifelt, heruntergespielt oder ignoriert wurden. Das Verharmlosen der Vorfälle kann allerdings auch ein Zeichen dafür sein, wie verletzend und bedrohend die Erlebnisse waren. Dabei kann die Distanzierung zu den rassistischen Vorfällen als Schutz ihres Selbstwertes und ihrer Selbstachtung verstanden werden.

Die Auswertung der Interviews zeigt, dass einige der befragten Frauen im Umgang mit rassistischen Erfahrungen individuelle Strategien entwickeln, die von Bagatellisieren, De-Thematisieren, Übergehen, Verdrängen bis hin zu Leugnen reichen. Damit geht aber oftmals ein Vermeiden, Ablehnen oder ein Nicht-Zulassen von Gefühlen im Zusammenhang mit Erfahrungen von Rassismus einher. Denkbar wäre, dass die von rassistischen und diskriminierenden Handlungen betroffenen Migrantinnen Angst haben, ihre Gefühle zuzulassen, weil sie unbewusst befürchten, von ihnen überwältigt, überschwemmt und davongetragen zu werden. Im Gegenteil, sie halten diese zurück oder entwickeln Gegenstrategien. Alltagsrassismus wird dadurch als eine Erfahrung betrachtet, die einfach dazugehört, selbstverständlich ist und für „normal" gehalten wird. Die 37-jährige Valentina Navarro aus Venezuela, deren Rassismuserfahrungen noch näher beleuchtet werden, bringt ihre Abwehrhaltung wie folgt zum Ausdruck:

> „Ich sage dir ganz ehrlich und ganz offen, alle Migrantinnen, die aus südlichen, ärmeren Ländern in die Schweiz kommen und keine Elite-Migrantinnen sind, erleben Rassismus und schwierige Momente. Oftmals tragen sie aber eine rosarote Brille und machen sich etwas vor, dass ihnen Rassismus nichts ausmacht und es ihnen gut geht."

Die Biographin verdeutlicht eine Schutzreaktion im Umgang mit Abwertungserfahrungen: Das Vermeiden von unangenehmen Gefühlen, die durch Rassismus ausgelöst werden, kann zu Verdrängung und Verleugnung führen.

Alle Migrantinnen in diesem Sample kennen Erfahrungen sozialer Herabsetzung und Ablehnung, die sich negativ auf ihre Gefühle und Gedanken auswirken. Ihre Bewältigungsstrategien, ihre Widerstandsfähigkeiten und individuellen Ressourcen im Umgang mit Rassismuserfahrungen verdeutlichen, dass sich die befragten Frauen nicht als passive Opfer präsentieren wollen. Die seelische Verletzung ist aber dennoch vorhanden, die psychische Gesundheit beeinträchtigt. Schauen wir uns also diese Erfahrungen genauer an.

8.3 Subtiler Rassismus in alltäglichen Situationen

Bei allen befragten Lateinamerikanerinnen sind die biographischen Erfahrungen durch groben, also ganz offenen, sowie subtilen und verdeckten Rassismus in der Schweiz gekennzeichnet. Die in den Interviews berichteten Vorfälle von Rassismus im Alltag weisen viele Gemeinsamkeiten auf. Sie reichen von rassistischen Beschimpfungen, Beleidigungen, Mobbing, Erniedrigungen und Entwürdigungen bis hin zu rassistisch motivierter körperlicher Gewalt in der Öffentlichkeit. Nicht nur eklatante und für alle wahrnehmbare rassistisch motivierte Ausgrenzungserfahrungen stellen eine erhebliche gesundheitliche Belastung dar, sondern insbesondere auch subtilere Formen von Rassismus, die sich nicht immer offen, sondern auf eine indirekte Art manifestieren, wie etwa durch abfällige Blicke im Alltag, harmlos anmutende Worte oder einer abschätzenden Haltung der Migrantin gegenüber, haben einen Effekt auf das psychische Befinden. Obwohl das Verhalten des Gegenübers nicht immer eindeutig interpretierbar ist, so ist auf der Gefühlsebene – so sehe ich es – die Erfahrung von Geringschätzung der eigenen Person deutlich wahrnehmbar. Diese Erfahrungen sind im Alltagserleben der befragten Frauen mit lateinamerikanischer Herkunft von fundamentaler Relevanz, wie die nachfolgenden biographischen Erzählungen veranschaulichen werden.

Sol Alvarez: „Alle dachten immer, ich sei das Kindermädchen meiner Kinder."

Sol Alvarez war zum Zeitpunkt des Interviews 30 Jahre alt, verheiratet mit einem Schweizer, mit dem sie zwei Kinder hat, eine achtjährige Tochter und einen siebenjährigen Sohn. Sie lebt seit sieben Jahren in der deutschsprachigen Schweiz. Sie ist gelernte Coiffeuse aus Caracas, Venezuela. In der Schweiz ist sie Mutter und Hausfrau. Die Biographin lernte ihren Ehemann in der Venezolanischen Hauptstadt Caracas kennen, als er dort für ein internationales Unternehmen arbeitete. Sie war damals 18 Jahren alt, als sie ihrem 20 Jahre älteren zukünftigen Ehemann zum ersten Mal begegnete. Nach drei Jahren heirateten die beiden in Caracas. Insgesamt lebten sie sechs Jahre gemeinsam als Ehepaar und mit den Kindern in Venezuela, bis die Firma den Mann wieder in die Schweiz zurückholte. Sol Alvarez entwickelte fünf Jahre nach der Migration im Alter von 28 Jahren eine Depression. Sie hatte Suizidgedanken. Für die Bewältigung der psychischen Erkrankung wählte sie eine Psychotherapie, die von der Einnahme von Antidepressiva und Schlafmitteln während einigen Monaten begleitet wurde. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie in psychotherapeutischer und nicht-medikamentöser Behandlung.

Die Biographin beschreibt das subjektiv wahrgenommene Erleben von Alltagsrassismus, der sich in einer subtilen Form manifestiert, wie folgt:

> „Ich fühlte mich von den Menschen hier in der Schweiz nicht akzeptiert, weil ich Lateinamerikanerin und dunkelhäutig bin und wegen den fehlenden Sprachkenntnissen. Ich dachte, dass die Schweizer Lateinamerikanerinnen nicht mögen, weil sie einen so merkwürdig anschauen. Aber klar, wenn jemand nicht die Sprache spricht und man sich nicht ausdrücken kann, dann schauen dich die Leute seltsam an. Das war total eigenartig. Ich hatte das Gefühl, dass sie mich anstarrten, weil ich zum Beispiel mit den Kindern in der Tram Spanisch sprach und (…), ich bemühte mich aber so zu reden, dass die Leute nicht bemerkten, dass ich nicht Deutsch sprach. Ich stellte fest, dass ältere Personen mich häufig intensiv anschauten. Sie interessieren sich mehr für das Leben von Ausländerinnen, denn immer wieder fragten sie mich, wenn ich im Tram war, woher ich komme, ob ich aus Thailand oder aus den Philippinen stamme. Und ja, mit den älteren Menschen hatte ich mehr zu tun als mit den anderen Menschen, weil (…) ich erinnere mich, dass ich mit den Kindern oft auf dem Spielplatz in der X-Gemeinde[5] ging und als ich auf dem Spielplatz ankam, hielt sich dort immer eine Gruppe von Schweizerinnen mit ihren Kindern auf und (…) als wir auf dem Spielplatz waren, verhielten sich alle Frauen mir gegenüber fast wie ablehnend, so schien es mir in diesem Moment, ich weiss nicht. Es schien mir wie eine Ablehnung und vor allem dachten sie, dass ich das Kindermädchen sei, weil meine Kinder mir nicht ähneln und daher dachten fast alle, dass ich das Kindermädchen sei. Und selbst nach einigen Jahren in der Schweiz, als ich mit meinen Kindern in die Apotheke ging, in die ich immer ging, hörte die Apothekerin eines Tages, dass meine Tochter mich mit ‚Mamá' rief und dann fragte sie: ‚Bitte entschuldigen Sie, aber sind das Ihre Kinder?' ‚Ja, das sind meine Kinder', antwortete ich. ‚Ich dachte die ganze Zeit, dass Sie das Kindermädchen seien', sagte die Apothekerin. Alle dachten immer, ich sei das Kindermädchen meiner Kinder (…). Und auf dem Spielplatz sprachen die anderen Mütter nie mit mir, sie mieden mich. Ich glaube, sie mochten mich nicht. Erst als die Kinder in die Schule kamen, hatte ich Kontakt mit Schweizerinnen, vorher nicht."[6]

Und an anderer Stelle wird Sol Alvarez' Angst manifest, Zielscheibe eines rassistischen verbalen Angriffs zu werden, und ihre damit einhergehende Furcht in der Öffentlichkeit aufzufallen. Die folgende Passage veranschaulicht, wie sie antizipierte Rassismuserfahrungen erlebt und damit umgeht:

> „Ich hatte zum Beispiel auch grosse Angst Auto zu fahren, denn bei einem Zusammenprall mit einem anderen Wagen befürchtete ich, dass man denken könnte: „Ach, die blöde Latina hat einen Unfall gemacht." Ich hatte Angst mich nicht verteidigen zu können, wäre ein Unfall passiert, weil ich nicht so gut Deutsch sprach und ich deshalb die Situation nicht hätte erklären können. Das hat mir eine grosse Angst gemacht, mich nicht wehren zu können. Ich hatte ganz fest Angst. Ich dachte, es sei normal Angst zu haben, da meine Mutter eher ein ängstlicher Typ war. Aber als ich Panikattacken bekam, merkte ich, dass etwas nicht in Ordnung war."

Sol Alvarez erzählt sehr intensiv, wie sie Erfahrungen von Rassismus erlebt, was diese für sie bedeuten und wie sie mit ihnen umgeht. Im ersten Textabschnitt bringt sie

5 Die kleine Gemeinde wurde maskiert.

6 Das Interview mit Sol Alvarez führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

deutlich ihre Wahrnehmung zum Ausdruck, sich in der Schweiz „nicht akzeptiert" zu fühlen, was sie auf ihre Hautfarbe, ihre Herkunft und damaligen ungenügenden Sprachkenntnisse zurückführt. In ihrer Darstellungsweise wird insgesamt deutlich, dass gesellschaftliche Zurückweisung und Gefühle des Nicht-Dazugehörens schmerzliche Erfahrungen sind, die Sol Alvarez Zugehörigkeitsempfindung beeinflusst. Diese biographische Erfahrung zeigt sich auch bei Amalia Torres und Leonor Castro, deren Lebensgeschichten ausführlich rekonstruiert wurden. In vielen anderen Interviews wird ebenfalls diese Erfahrung geschildert.

Die Aussagen „Ich dachte, dass die Schweizer Lateinamerikanerinnen nicht mögen, weil sie einen so merkwürdig anschauen" und „Ich glaube, sie mochten mich nicht" veranschaulichen, wie die Biographin erlebte Geringschätzung der eigenen ethnischen Gruppe sowie der eigenen Person als ein zwischenmenschliches Problem versteht. Erfahrungen von Herabwürdigungen werden auf der individuellen Ebene lokalisiert, wodurch gesellschaftlich wirksame Ausgrenzungs- und Machtmechanismen unerkannt bleiben. Aus der Erzählung der Venezolanerin geht zudem hervor, dass sie das Angestarrtwerden durch ältere Personen nicht als eine Form von Rassismus wahrnimmt. Sol Alvarez begründet das mit dem allgemeinen Interesse von älteren Menschen an der Migrationsbevölkerung. Das Bezugnehmen auf ihre angenommene „thailändische oder philippinische" Herkunft durch die älteren Tramfahrgäste, was an ihrem „nicht-schweizerischen Äusseren" festgemacht wird, scheint der Biographin kein Unbehagen zu verursachen. Das liegt möglicherweise an ihrem ausgeprägten Kontaktbedürfnis. Die Fragen zu ihrer Herkunft machen ihr allerdings deutlich, nicht als dazugehörend betrachtet zu werden. Sie wird als exotische „Andere" konstruiert, obwohl die Schweiz seit sieben Jahren ihr Lebensmittelpunkt ist.

Auf dem Spielplatz wird der Kontakt zu ihr vermieden. Sie ist bekümmert, weil ihr Zugehörigkeitsbedürfnis – wenigstens zu anderen Müttern – unbefriedigt bleibt. Es scheint, dass die Schweizer Mütter die Venezolanerin als nicht gleichwertiges Gesellschaftsmitglied – sei es aufgrund ihrer Herkunft, Hautfarbe oder dem ihr zugeschriebenen niedrigen sozialen Status als Nanny – betrachten. Hier lässt sich eine diskriminierende Intention der anderen Mütter konstatieren. Durch das ausgrenzende Verhalten verweisen sie die venezolanische Migrantin auf eine bestimmte gesellschaftliche Position: Sie wird als „nicht dazugehörig" gesehen, da „anders", was zugleich die Botschaft enthält: „du bist schlechter" und deshalb „nicht willkommen". Diese Ausschlusserfahrung erlebt die Biographin emotional belastend, da sie sich dieser nicht aktiv widersetzen kann.

Die Angst vor rassistischen Abwertungen und Übergriffen ist insbesondere in öffentlichen Räumen und im öffentlichen Verkehr immer gegenwärtig. Sol Alvarez' Strategie im Umgang mit Rassismuserfahrungen ist einerseits Aushalten und gleichzeitig Nicht-Auffallen, wenn sie beispielsweise in der Tram zu ihren Kindern sehr leise auf Spanisch spricht. Andererseits reagiert sie auf rassistische Erfahrungen bzw. auf die als bedrohlich wahrgenommene Möglichkeit mit Rückzug. Diese Handlungsstrategie steht in deutlichem Kontrast zur verbalen Gegenwehr gegen ungerechtfertigte rassistische Angriffe der beiden Frauen aus den Fallrekonstruktionen und von anderen Biographinnen. Sol Alvarez vermeidet Situationen, in denen sie riskieren könnte, beleidigt und gekränkt zu werden. Sie hat Angst. Die Biographin entwickelt eine Art soziale Angst, in der Öffentlichkeit aufgrund rassistischer Zuschreibung und Stereotype als „blöde Latina", wie sie sagt, blossgestellt und entwertet zu werden. Sie

schränkt sich dadurch – aus Angst vor einer Demütigung und sozialer Ächtung sowie um sich vor antizipierten Zuschreibungs- und Abwertungserfahrungen zu schützen – in ihren Alltagshandlungen selber ein. Insofern wirkt sich ihre eigene Angst, als „ignorante Ausländerin" stigmatisiert zu werden, auf ihr Verhalten im Umgang mit ihrem sozialen Umfeld aus. Angst und das damit verbundene psychische Unwohlsein lässt sich hier als Folge von (antizipierten) rassistischen Erfahrungen und wahrgenommener sozialer Ausgrenzung deuten. Einige der Befragten schildern ebenfalls eine in alltäglichen Lebenssituationen empfundene Angst vor rassistisch verbalen Attacken und Abwertungen. Diese Angstgefühle führen dazu, gewisse Orte zu vermeiden, sich im öffentlichen Raum unsicher zu fühlen und ständig besorgt um die Kinder zu sein, dass diese auch rassistisch angegriffen werden könnten. Angst bedeutet insofern, als Minderheitsangehörige das Gefühl zu haben, im Alltag möglichen Angriffen ausgesetzt zu sein, ohne dabei auf Schutz zählen zu können.

Sol Alvarez schildert ihre soziale Ausgrenzungserfahrung auf dem Spielplatz, beschreibt die Blicke, denen sie im Beisein ihrer Kinder ausgesetzt war und die Fragen, die ihr gestellt wurden, ob sie das Kindermädchen dieser Kinder sei. Hierbei wird ihr Schmerz, nicht als Mutter ihrer hellhäutigen Kinder, mit hellen Haaren, die mehr dem Vater ähneln, gehalten zu werden, sichtbar. Selbst wenn sie ein venezolanisches Kindermädchen wäre, liesse sich die soziale Ausgrenzungserfahrung sowie das vermittelte Gefühl der Nicht-Gleichwertigkeit nicht rechtfertigen. Die Zuschreibung „ausländisches Kindermädchen" impliziert hier eine doppelte Abwertung und Diskriminierung – basierend auf der ethnischen Zugehörigkeit sowie auf den vermuteten sozialen Status, den die anderen Frauen offenbar als weniger wertvoll erachteten. Die kränkende Alltagserfahrung verweigerter Zugehörigkeit sowie das Gefühl als Mensch zurückgewiesen zu werden, wirkt sich auf das Bemühen der Migrantin, Anschluss zu finden, aus: Aus Selbstschutz zieht sie sich zunehmend – sozial und innerlich – zurück.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass Sol Alvarez' Erfahrungen mit der öffentlichen Wahrnehmung ihrer Person die Entwicklung eines selbstverständlichen Zugehörigkeitsgefühls zur aufnehmenden Gesellschaft erschweren. Die immer wiederkehrenden Erfahrungen von Differenz, auch in subtiler Erscheinungsform, können seelisch verletzend wirken und verstärken das Gefühl, nicht gemocht zu werden. Ein Gefühl, das ihr Bedürfnis nach Annahme und ihren Wunsch nach Anerkennung und Wertschätzung verdeutlicht.

Sol Alvarez' Krankheitserfahrung

Die migrierte Frau aus Venezuela erzählt, fünf Jahre nach der Migration im Alter von 28 Jahren unter starken Angstgefühlen und Magenschmerzen gelitten zu haben, denn ihre „nervios" (Nerven) – so ihre eigene Erklärung – „befinden sich im Bauch". Diese Theorie veranschaulicht die subjektive Deutung von Krankheit und Leiden. Die Biographin erklärt sich ihr psychisches Leiden im Zusammenhang mit körperlichen Beschwerden. Sie führt weiter an: „Ich wusste damals nicht, was los war. Ich ging zum Arzt und er fand nichts." Hier zeigt sich, dass körperliche Symptome eine Depression überdecken können. Depressionen gehen laut dem Psychologen und Psychotherapeuten Klaus Jost (2006: 17) mit einer Symptomvielfalt einher. Aus diesem Grund können sich Depressionen bei verschiedenen Menschen auf unterschiedliche Weise manifestieren. Die Depression wird bei Sol Alvarez eher somatisch ausgedrückt. Es ist anzunehmen, dass es ihr zum damaligen Zeitpunkt leichter fiel, über das Somatische

als über das Psychische zu sprechen. Schouler-Ocak (2015: 87) macht in diesem Kontext darauf aufmerksam, dass körperliche Beschwerden vom sozialen Umfeld eher als Krankheit gewertet und körperliche Symptome als weniger stigmatisierend erlebt werden als psychische (Schouler-Ocak et al. 2008: 169).

Sol Alvarez berichtet weiter, die Kommunikation mit den Ärzten, sei es mit ihrem Hausarzt oder mit dem Kinderarzt, aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse als schwierig empfunden zu haben. Aus der Erzählung geht hervor, dass die Interaktion mit den ärztlichen Fachpersonen durch ein Sich-überwältigt-Fühlen gekennzeichnet war. Es scheint, als haben Verständigungsprobleme zusätzlich dazu geführt, dass die Depression von Sol Alvarez nicht erkannt und behandelt wurde.

Als Sol Alvarez' Hausarzt keine körperlichen Ursachen für ihre Beschwerden finden konnte, suchte sie eine Naturärztin mit schulmedizinischer Ausbildung auf, die ihr von einer Freundin empfohlen wurde. Neben biomedizinischen AllgemeinärztInnen, PsychiaterInnen und PsychotherapeutInnen werden im Umgang mit einer Depression auch von anderen Biographinnen alternative und natürliche Behandlungsmethoden gewählt. Sol Alvarez beschreibt ihre positiven Erfahrungen und bezeichnet die Naturärztin als „eine warme und unterstützende Person und sie sprach ein wenig Spanisch." Alle 14 Tage ging sie zu ihr, weil „ich immer am Weinen war, Magenschmerzen hatte und nicht mehr essen konnte", und „ich dachte, dass ich keine gute Mutter sei, denn ich konnte meinen Kindern nicht genug Zuwendung geben und dass ich keine gute Ehefrau sei", wie sie sagt. Neben ihren psychischen und physischen Beschwerden beschreibt Sol Alvarez ihre Schuldgefühle aufgrund der Depression, die sich auf ihre Mutterpflichten und ihre Rolle als Ehefrau beziehen.

Die Venezolanerin nimmt an, dass die Naturärztin sehr wohl von einer Depressionserkrankung ausging, ihr gegenüber aber nicht diesen Begriff benutzte, sondern von Heimweh sprach. Nach vier Monaten war die Behandlung bei der Naturärztin beendet, da diese schon seit langem ein einjähriges Sabbatical geplant hatte.

Sol Alvarez: „Erst später verstand ich, dass die Depression etwas mit meinen schmerzhaften Erfahrungen, die ich in der Schweiz gemacht hatte, zu tun hatte."

Sol Alvarez' Erkrankung an einer Depression verursachte ein erhebliches Ausmass an Leid. Ihr war aber nicht klar, woran sie litt. Auch andere Migrantinnen berichten, lange nicht erkannt zu haben, an einer Depression erkrankt zu sein. Ihr psychisches Leiden war damals von Unkenntnis geprägt. Die Biographin Sol Alvarez zog sich zunehmend zurück:

> „Im XY-Laden[7] bekam ich auf einmal Angst. Ich konnte nicht mehr mit der Tram fahren oder einkaufen gehen. Und ich hatte immer wieder Magenschmerzen und wusste nicht, was los war. Ich war überzeugt, dass mein Unwohlsein etwas mit meinem Magen zu tun hatte. Plötzlich mitten in der Nacht bekam ich eine Panikattacke. Ich war alleine zuhause. Mein Mann war auf Geschäftsreise. Ich zitterte, ich dachte vielleicht wegen dem Magen. Ich rief dann meine Schwester in Venezuela an. In der folgenden Nacht bekam ich erneut eine Panikattacke. Damals wusste ich aber nicht, dass es eine war. Ich zitterte wirklich am ganzen Körper, die ganze Zeit. Ich hatte schrecklich grosse Angst.

7 Der Name eines grossen Detailhandelsunternehmens in der Schweiz wurde maskiert.

> Ich begann mich sehr schlecht zu fühlen. Ich fühlte mich immer müde. Ich dachte, dass ich mehr schlafen müsse, aber das konnte ich nicht. Ich war sehr, sehr erschöpft. Ich hatte keine Kraft in meinen Armen, in meinen Beinen, ich weinte viel, sehr viel (…). Ich fühlte mich sehr schwach. Ich verstand nicht, was mit mir los war und ich hatte diese Magenbeschwerden. Ich fing an mich immer mehr im Haus einzuschliessen, weil ich mich zuhause besser fühlte, draussen hingegen schlecht (…). Ich bekam alle Symptome einer Depression, aber ich wusste nicht, dass es eine Depression war. Erst später verstand ich, dass die Depression etwas mit meinen schmerzhaften Erfahrungen, die ich in der Schweiz gemacht hatte, zu tun hatte."

In dieser Textstelle wird Sol Alvarez' subjektive Krankheitstheorie deutlich. Sie thematisiert zunächst das Entstehen von Angstgefühlen und Panikattacken, kann sich ihren angstvollen Zustand aber nicht erklären. Darüber hinaus beschreibt sie weitere körperliche Beschwerden wie Müdigkeit, Erschöpfung und Energielosigkeit, die ihre Alltagsorganisation einschränkten. Die Symptome werden auch über Körperempfindungen wie Zittern ausgedrückt. Aus der Sicht der Biographin trat die Depression überraschend und ohne vorherige Anzeichen in ihr Leben ein. Sol Alvarez veranschaulicht, dass sie sich von der Mächtigkeit und Bedrohlichkeit der psychischen Erkrankung überrollt fühlte, wusste aber damals nicht, dass sie von einer Depression betroffen war. Sie reagierte auf ihren veränderten Gesundheitszustand mit einem aktiven Rückzug aus dem sozialen Leben. Sie mied Orte und Verkehrsmittel, was die Alltagsbewältigung massgeblich erschwerte. Es scheint, als suche Sol Alvarez in ihrer selbst gewählten Isolation eine Entlastung von den eigenen Schmerzen der Ausweglosigkeit und Hoffnungslosigkeit.

Sol Alvarez wusste nicht, an wen sie sich wenden konnte, als sie bemerkte, dass sich ihr Gesundheitszustand veränderte hatte. Damit wird eine zentrale Erfahrung zum Ausdruck gebracht, die von mehreren Migrantinnen geteilt wurde. Unklar ist, weshalb die behandelnde Naturärztin Sol Alvarez nicht an eine psychotherapeutische Fachperson vermittelte. Es wäre denkbar, dass Sol Alvarez zum damaligen Zeitpunkt eine Psychotherapie ablehnte, wie ihre Formulierung vermuten lässt: „Bei uns in Lateinamerika sagt man, dass nur diejenigen zum Psychologen gehen, die verrückt sind. Deshalb wollte ich nie zum Psychologen gehen." Die Aussage weist darauf hin, dass die Psychotherapie als Behandlungsmethode wenig bekannt ist und beschreibt die Angst der Menschen, die sich aufgrund psychischer Erkrankungen behandeln lassen, als „Verrückte" abgestempelt zu werden. Das Stigma, das Depressionen anhaftet, kann also ein Grund dafür sein, dass Menschen, die unter Depressionen leiden, nicht bereit sind, Kontakt zu Gesundheitsdiensten aufzunehmen.

Im Rahmen der Psychotherapie und Aufarbeitung ihrer seelischen Schmerzen kann Sol Alvarez die Krankheitsursachen biographisch reflektierend einordnen und stellt einen Zusammenhang zwischen der Erkrankung an einer Depression und ihren migrationsbedingten Erfahrungen in der Schweiz her. Sie beschreibt auf Nachfrage, dass sie die Ursachen ihres Krankseins als multifaktoriell betrachtet: „Eine Mischung von Erfahrungen als Migrantin in der Schweiz, Erfahrungen aus der Kindheit und Erfahrungen als Mutter und Ehefrau. Eine Mischung aus allem, was in meinem Leben geschehen ist." Sol Alvarez verortet demnach ihre Depressionserkrankung sowohl in einem gesellschaftlichen als auch in einem individuellen Kontext und die behandelnde Psychotherapeutin schätzt die Krankheitsursachen ebenfalls so ein. Die Analyse

zeigt, dass neben sozialen Bedingungen wie Rassismus- und Ablehnungserfahrungen im Migrationsleben, die Biographin zudem einen Zusammenhang zwischen der Erkrankung an einer Depression und ihren Erfahrungen im Kindesalter sieht. Sol Alvarez ist das zweite Kind einer Familie mit vier Kindern. Die Familie lebte in ökonomisch schwierigen Verhältnissen in der venezolanischen Hauptstadt. Sie präsentiert sich in ihrer Erzählung als Frau, die von den Erfahrungen in der Kindheit geprägt ist und diese vielfach als schmerzhaft empfindet, da sie als Kind zu wenig Zuwendung erhielt. Während ihr Vater kaum Zeit zusammen mit der Familie verbrachte, kümmerte sich die berufstätige Mutter neben ihrer Arbeit als Krankenpflegerin alleine um die Kinder. Sol Alvarez selbst führt ihre psychische Erkrankung auf eine Überforderungssituation in der Migration zurück. Dabei bezieht sie sich auf ihre spezifischen Belastungen als Mutter ohne soziale Unterstützung bei der Kinderbetreuung. Als weiteren Faktor nennt sie Probleme in der binationalen Ehe mit einem Schweizer. In Kapitel 12 gehe ich auf ihre Beziehungsprobleme näher ein. In der Eigentheorie zu den Entstehungsbedingungen der Depression wird deutlich, dass Sol Alvarez die Depression als ein multifaktorielles Geschehen interpretiert. Ihr gelingt es mit der Unterstützung ihrer Psychotherapeutin, die psychische Krankheit sinnvoll in ihrem Leben einzuordnen, wodurch ihr die Depression nicht mehr als etwas unerklärbar Fremdes erscheint. Der akzeptierenden Haltung gegenüber dem psychisch Kranksein ging eine biographische Verarbeitung des Erlebten voraus. Wie es zur aktiven Bearbeitungsstrategie im Umgang mit der Depression kam, wird in den nachfolgenden Textausschnitten deutlich.

Sol Alvarez' Bearbeitungsstrategien im Umgang mit der Depression

Als die Biographin nicht mehr weiterwusste, wandte sie sich in ihrer Not an eine kolumbianische Freundin, die selber eine Psychotherapie machte:

> „Ich rief meine Freundin an. Ich wusste, dass sie zur Psychologin ging. Meine Freundin hatte mir die Nummer gegeben. Ich rief sie an. Sie war sehr freundlich und sprach mit mir nachts eine Stunde lang am Telefon. Als ich dann zu ihr ging, bekam ich die Diagnose, dass ich eine Depression habe. Am Anfang war ich erleichtert, weil ich nun wusste, was ich hatte. Ich dachte immer, dass wenn ich der Psychologin sagen würde, wie es mir geht, sie mich in eine Klinik einweisen würde. Ich dachte damals, ich sei verrückt. Die Psychologin sagte mir, dass ich rechtzeitig zu ihr gekommen sei. Wenn ich einen Monat später gekommen wäre, dann hätte ich in eine Klinik gehen müssen. Die Diagnose Depression verursachte mir erst dann Angst als ich im Internet anfing über Depressionen zu lesen. Dort stand vieles über chronische Depressionen, Medikamente, Abhängigkeiten und solche Sachen. Ich begann daraufhin einen Plan B zu überlegen. Wenn ich alle diese Medikamente einnehmen muss, um ein normales Leben zu haben, dann möchte ich nicht weiterleben. Ich hatte damals grosse Angst, die Tram oder den Zug zu nehmen, denn ich hatte Angst, dass ich vor den Zug springen könnte, weil (…) ich wollte nicht ein solches Leben haben. Ich dachte wirklich, dass ich verrückt sei, dass man mich in die Psychiatrie einliefern würde (…). Ich überlegte, die Schweiz zu verlassen, die Kinder in der Schweiz zurückzulassen und zu verschwinden, weil ich meinen Kindern keinen Schaden verursachen wollte. Es war schlimm (…). Das war eine schwere Zeit. Die Depression oder die Nerven gingen mir direkt in den Magen. Ich konnte nicht essen, weinte viel und war sehr abgemagert. Ich dachte, dass ich niemals aus dem rauskommen würde, nicht mehr heilen würde und für immer die Medikamente einnehmen müsste.“

Und an anderer Stelle:

> „Ich kannte diese Krankheit nicht und plötzlich hatte ich sie selber. Ich hatte Angst, die einzige Frau zu sein, die eine Depression hat (…). Ich konnte mit niemandem darüber reden, nur mit meiner Psychologin. Ich dachte oft: ‚Warum passiert das gerade mir?' Die anderen Lateinamerikanerinnen schienen glücklich zu sein. Warum haben sie keine Depression und ich schon? Aber bald stellte ich fest, dass andere Frauen aus Lateinamerika auch eine Depression haben, aber nicht darüber sprachen (…). Ja, die Depression ist ein Tabu, man spricht nicht darüber, obwohl viele darunter leiden. Es gibt einen grossen sozialen und kulturellen Druck (…), in Venezuela nennt man diese Krankheit auch Depression, aber man macht keine Psychotherapie, es sei denn, man ist verrückt."

Dieses Zitat zeigt Sol Alvarez' diverse Ängste in Bezug auf ihre Depressionserkrankung, die aus der Sicht der Biographin ohne erklärbaren Anlass auftrat und die sie bisher mit „verrückt sein" gleichgesetzt hatte. Die komparative Analyse zeigt, dass auch andere Migrantinnen aus Lateinamerika, wie etwa Selena Cruz und Ana Ortiz, beide aus Peru, Angst hatten, „verrückt" zu werden. Auf diesen Aspekt und damit zusammenhängende Krankheitsvorstellungen werde ich weiter unten vertieft eingehen (vgl. Kapitel 9). Sol Alvarez hat also Angst als „verrückt" stigmatisiert zu werden und bezeichnet die Depression als ein Tabu in ihrem Herkunftsland. Sie befürchtet, Menschen in ihrem Umfeld könnten sich von ihr zurückziehen, sollten sie von ihrer psychischen Erkrankung erfahren. Eine weitere Angst ist, nie einen Ausweg aus der Depression finden zu können, für immer Antidepressiva einnehmen zu müssen oder von diesen abhängig zu werden. Erst auf Nachfrage wird deutlich, dass die Biographin zwar den Begriff Psychologin verwendet, sich allerdings auf eine spanischsprechende Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie bezieht, die ebenfalls venezolanischer Herkunft ist. Die meisten Interviewten unterscheiden die Berufsbezeichnungen nicht, was darauf schliessen lässt, dass im allgemeinen Sprachgebrauch die Bezeichnungen PsychologIn, PsychotherapeutIn und PsychiaterIn synonym verwendet werden. Nach dem Kontakt von Sol Alvarez zur Psychotherapeutin wurde ein professionell unterstützter Bearbeitungsprozess eingeleitet. Auch wenn Sol Alvarez die Psychotherapie als Behandlungsmethode nicht bekannt war, konnte sie diese mühelos annehmen in der Hoffnung, eine Besserung ihres Leidens zu erfahren.

Mit der Aussage „in Venezuela nennt man diese Krankheit auch Depression" geht die Biographin auf eine Frage ein, die ich ihr im Nachfrageteil des Interviews gestellt hatte: Wird in ihrem Herkunftsland der Begriff Depression verwendet oder gibt es eine andere Krankheitsbezeichnung für Depression auf Spanisch? Alle interviewten Migrantinnen im Sample verwendeten den Terminus Depression, um die psychische Erkrankung zu bezeichnen, an der sie litten. Eine mögliche Interpretation wäre, dass sie alle aus dem städtischen Raum stammen und qualifiziert sind.

Es zeigt sich insgesamt, dass aufgrund mangelnder Informationen über Depressionen die venezolanische Migrantin annimmt, die psychische Krankheit halte ein ganzes Leben an und sei nicht behandelbar. Über Schmerzliches zu sprechen, verbindet die Biographin zunächst mit der Einweisung in eine Psychiatrie gegen ihren Willen. Ihre Erzählung verdeutlicht ihre Vorurteile gegenüber psychiatrischen Kliniken. Sie fürchtet sich vor einem Aufenthalt in einer solchen Klinik, da in ihrer Laienvorstellung nur „Verrückte" darin untergebracht werden. Aus Angst, für ihre beiden

Kinder eine Last sein zu können und diese unter ihrer psychischen Erkrankung leiden, denkt sie über die Möglichkeit nach, sich das Leben zu nehmen. In ihrem damaligen Zustand von Hoffnungslosigkeit und Ausweglosigkeit war sie suizidgefährdet. Zudem wird deutlich, dass die Biographin, im Zusammenhang mit mangelndem Wissen über Depression, vom Gefühl gequält wird, die einzige Frau mit einer Depression zu sein. Auch andere Studienteilnehmerinnen berichten, unter dem Eindruck gelitten zu haben, als Einzige von einer Depression betroffen zu sein.

Für Sol Alvarez wie auch für einige andere interviewte Frauen stellt das Internet ein wichtiges Medium zur Informationsbeschaffung dar, dessen sich die Biographinnen unterschiedlich stark bedienten. Gleichzeitig wird im Zitat der Biographin deutlich, dass die im Internet gelesenen Informationen über psychische Krankheiten die Angst vor der Depression verstärkten.

Nerven werden in der Erzählung erneut im Zusammenhang mit der psychischen Befindlichkeit genannt: „Die Depression oder die Nerven gingen mir direkt in den Magen. Ich konnte nichts mehr essen, weinte viel und war abgemagert." Die venezolanische Frau setzt hier die Bezeichnungen Depression und Nerven gleich. Während ihr das Depressionskonzept im biomedizinischen Kontext vor der Psychotherapie eher unbekannt war, stellt der Begriff „Nerven" eine für sie vertraute Ausdrucksweise dar, um ihr emotionales und psychisches Leiden zu beschreiben. Mit dem Gleichsetzen der Begriffe unterschiedlicher Bedeutung zeigt sich, dass mehrere Verständnisweisen nebeneinander bestehen können: physische, psychische und soziale Faktoren, die das Leiden im Migrationsleben bedingen, werden mit ihnen ausgedrückt. Neben Sol Alvarez rekurrieren auch einige andere Studienteilnehmerinnen in der Darstellung ihrer Leidenserfahrungen auf den Begriff „nervios".[8]

Umgang mit Gefühlen

Aus dem folgenden Zitat geht hervor, dass die Biographin, neben dem Aufarbeiten ihrer biographischen Erfahrungen, im Verlaufe der Psychotherapie zudem ihren eigenen Beitrag erkannt hatte, ihr Befinden zu verbessern. Als Strategie zur Krankheitsverarbeitung nennt Sol Alvarez: Gefühle zulassen, ihnen Raum geben und sie nach

---

8 ‚Nervios' ist, so die Medizinethnologin Ruth Kutalek und der Ethnomedizinier Andreas Prinz (2011: 392), eine kulturelle Ausdrucksform, die vorwiegend in Lateinamerika und bei lateinamerikanischen MigrantInnen vorkommt. Laut den AutorInnen bezieht sich der Begriff auf einen generellen Zustand von Verletzbarkeit gegenüber schwierigen Lebenssituationen oder aufreibenden Erfahrungen. Die Medizinethnologen Peter Guarnaccia und Pablo Farias, die zu zentralamerikanischen Flüchtlingen in den USA geforscht haben, definieren den Begriff wie folgt: „Nervios is a powerful idiom of distress used by Latinos from a variety of Caribbean, Central and South American countries to express concerns about physical symptoms, emotional states, and changes both in the family and in the broader society" (Guarnaccia und Farias 1988: 1223). In der ethnologischen Literatur, so Kutalek und Prinz (2011: 392), sind ‚Nervios' eine Umformulierung von sozialen, kulturellen und ökonomischen Problemen, die in einer ganzen Reihe an Symptomen von emotionalem Schmerz, somatischen Beschwerden und der Unfähigkeit zu agieren sichtbar werden. Guarnaccia und Farias (1988: 1229) verstehen Nervios im Kontext von Machtlosigkeit, Ausbeutung und ökonomischer Not und heben hervor: „Nervios express the anger at the powerlessness of los de abajo (‚those at the bottom') who know that they are being exploited, but who cannot resist and need their jobs to survive". Guarnaccia et al. (2003: 348) beschreiben ‚Nervios' als „commentaries on a social world out of control". Wenn man unter ‚Nervios' leidet, fühlt man sich oft ausser Kontrolle. Dabei gilt es, die Phänomene ‚Nervios' in einem soziopolitischen Kontext zu interpretieren.

aussen zeigen. Sie hat offenbar in der Psychotherapie gelernt, mit belastenden Gefühlen umzugehen, was sie als positiv bewertet:

> „Ich weinte früher den ganzen Tag auf dem Sofa, bis die Kinder heimkamen. Dann hörte ich auf, weil ich ihnen nicht zeigen wollte, wie es mir ging. Aber heute kann ich auch vor den Kindern meine Gefühle zeigen und ihnen z.B. erklären, dass es schmerzhaft ist abgelehnt zu werden, dass ich mein Land vermisse (…). Ich habe gelernt auf meine Gefühle zu hören und auch auf meinen Körper. Früher behielt ich alles in mir drinnen, heute habe ich gelernt mich mitzuteilen."

Im Umgang mit der Depression empfand Sol Alvarez die Psychotherapie auf Spanisch in Kombination mit Psychopharmaka als nützlich. Die vorübergehende Einnahme von Antidepressiva und Schlafmitteln betrachtete sie zunächst skeptisch, da sie eine grosse Angst vor einer Medikamentenabhängigkeit hatte. Darüber hinaus hat sie verschiedene alternative Heilmethoden ausprobiert, in der Hoffnung, ihren Zustand bessern zu können. So erachtet sie Entspannungsverfahren wie Pilates als sehr hilfreich. Zudem liess sie sich mit Akupunktur behandeln, was sie im Umgang mit der Verarbeitung der Depression ebenfalls als wirksam bewertet. Die Einnahme von Omega-3-Tabletten wurde als weitere hilfreiche Strategie im Umgang mit der psychischen Erkrankung genannt. Schliesslich half ihr auch die Lektüre von Informationen über Depressionen.

Persönlicher Lerneffekt und subjektive Bedeutung einer Depression

Im Interview mit Sol Alvarez wird deutlich, dass sie sich mit ihrer Lebensgeschichte und ihren schmerzhaften und verletzenden Erfahrungen auseinandergesetzt und diese reflektiert hat. Ihre eigentheoretischen Überlegungen zeigen, der Depressionserkrankung eine Bedeutung geben zu können. Im Kontext einer gelingenden Depressionsverarbeitung veranschaulicht die Biographin einen bedeutsamen Lernprozess und bilanziert retrospektiv:

> „Für mich war die Depression wie eine Lehre. Die Depression bedeutet für mich ein persönliches Wachstum. Wenn ich nicht durch eine Depression hindurchgegangen wäre, hätte ich viele Dinge nicht verstanden, die mir passiert sind. Heute bin ich ein komplett anderer Mensch als vor der Depression. Man kann sagen, nach der Depression gibt es zwei Leben: Ein Leben vor der Depression und ein Leben nach der Depression. Ich verstehe jetzt vieles mehr. Die Depression war am Schluss etwas Gutes, um vieles besser zu verstehen."

In diesem Zitat wird eine zeitliche Dimension im Erleben einer Depression erkennbar. Die Biographin verdeutlicht, dass der Weg durch die Depression mit einem inneren Wandlungs- und Wachstumsprozess einherging. Dabei unterscheidet sie ein Leben „vor" und „nach" der Depression. Aus heutiger Sicht sei das Leiden für sie notwendig gewesen, um sich selbst besser verstehen und so zu sich selbst finden zu können. Durch die Depression kam sie mit einer existentiellen Tiefe in Berührung, die ihre Sicht auf ihre biographischen Erfahrungen veränderte und ihr ermöglichte, mit neuem Verständnis dem Leben gegenüberzutreten. In der Depression einen Sinn zu sehen, lässt sich bei Sol Alvarez, wie auch bei vielen anderen Biographinnen, als eine hilfreiche Strategie im Umgang mit der Erkrankung rekonstruieren.

8.4 Rassismus auf dem Spielplatz

Der Spielplatz stellt sich in den biographischen Erzählungen als ein Ort heraus, an dem häufig Alltagsrassismus und Diskriminierung stattfindet. Einige Migrantinnen berichteten, dass sie es mit der Zeit vermieden, einen Spielort aufzusuchen, um sich nicht weiteren negativen Erfahrungen in Form von Ausgrenzung oder Beschimpfungen auszusetzen. Der Umstand, dass migrierte Mütter mit ihren Kindern vermehrt Zeit zuhause verbrachten, lässt sich als Folge von Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen interpretieren.

Ana Ortiz: „Solche Sachen gingen mir richtig an die Seele."

Ähnlich wie Sol Alvarez berichtet auch Ana Ortiz, eine 53-jährige Peruanerin aus Caraz, einer Stadt im Anden-Hochgebirge des nordwestlichen Peru, über subjektiv wahrgenommene rassistische Diskriminierung mit ihren Kindern auf dem Spielplatz. Bevor ich auf ihre migrationsspezifischen Erfahrungen eingehe, möchte ich die Biographin kurz vorstellen. Nach telefonischem Erstkontakt und einem einstündigen Vorgespräch fand das Interview mit Ana Ortiz auf ihren Wunsch hin bei ihr zuhause statt. Das Treffen dauerte insgesamt 6 Stunden, das biographische Erzählen 3,75 Stunden (von allen geführten Interviews war es das längste).

Im Jahr 1982 kam die Biographin im Alter von 22 Jahren in die Deutschschweiz. Zuvor hatte Ana Ortiz ein vierjähriges Studium in Sport-, Freizeit- und Bewegungspädagogik an einer Fachhochschule in Lima, der Hauptstadt Perus, absolviert. Ihr Vater, ein hochrangiger Militär, hätte eine Studienrichtung mit später besseren Verdienstmöglichkeiten bevorzugt. Als Migrationsgrund gab Ana Ortiz an, ihrem damaligen Schweizer Freund, mit dem sie verlobt war, aus Liebe in die Schweiz gefolgt zu sein. Kennengelernt hatten sie sich in Peru, als er dort als Tourist unterwegs war. Sie betont, dass sie mit wenig Gepäck und einer Gitarre auf dem Rücken in die Schweiz kam. In einer kleinen Stadt in der Deutschschweiz angekommen, wohnte sie bei den Eltern ihres Verlobten, während er in seiner eigenen Wohnung lebte. Ihren katholischen Eltern hatte sie vor der Migration zugesichert, erst nach der Heirat mit ihrem Freund zusammenzuziehen. Die Anfangszeit in der Schweiz war von Alleinsein geprägt. Ablenkung von ihrer Sehnsucht nach ihrer Familie fand sie im Gitarrespielen, das eine Art emotionalen Zufluchtsort darstellte:

> „Hier konnte ich mit niemandem reden. Es war wie auf einem anderen Planeten. Das machte mich traurig. Ich kam als fröhlicher Mensch in die Schweiz, sang Folklore-Lieder und spielte Gitarre. Ich liebe die Musik. Wenn ich schon meine Familie nicht in meiner Nähe hatte und unter Heimweh litt, so musste ich wenigstens singen. Die Musik, singen und Gitarre spielen waren mein Ausgleich, aber das durfte ich fast nie machen. Ich bekam immer Reklamationen, wenn ich Musik machte."[9]

Aufgrund dieser Beschwerden spielte sie dann 18 Jahre nicht mehr Gitarre. Der Verzicht auf Musik weist einen symbolischen Charakter auf. Das Nichtausleben ihrer

9 Ana Ortiz, die beim Zeitpunkt des Interviews seit 31 Jahren in der Deutschschweiz lebte, ist die einzige Interviewteilnehmerin, die auf Schweizerdeutsch mit mir spricht. Das Interview habe ich von Schweizerdeutsch in die Schriftsprache transkribiert.

Leidenschaft kann mit den darauffolgenden sozialen Problemen im Migrationsleben in Verbindung gebracht werden. Die Biographin erzählt über die eingetretene Beziehungskrise. Im Alltagsleben scheiterte die binationale Beziehung nach kurzer Zeit, woraufhin sie die Verlobung auflöste. Sie beschloss, zurück nach Peru zu gehen und begründet dies wie folgt: „Ich wollte mich nicht wie ein Hund behandeln lassen und nur wegen der Aufenthaltsbewilligung wollte ich nicht mit ihm zusammenleben." Anschliessend fügt sie hinzu: „Ich sagte meinem Freund, dass ich erstens kein Mensch zweiter Klasse bin. Zweitens kann ich mir jederzeit selber ein Ticket kaufen und heim fliegen. Mein Papa hatte vorgesorgt, im Falle, dass ich Probleme haben würde. Er hatte mir Geld auf ein Konto überwiesen." Diese Selbstaussage verdeutlicht den festen Entschluss von Ana Ortiz, sich nicht unterkriegen zu lassen und allen Widrigkeiten zum Trotz selbstbestimmt bleiben zu wollen. Sie präsentiert sich als kämpferische Frau, die sich in einer Partnerschaft nicht als minderwertige Person behandeln lässt. Ihre Wut und Empörung ist deutlich wahrnehmbar. Darüber hinaus war auch die Beziehung zu den Eltern, insbesondere zur Mutter ihres Verlobten, durch kulturalisierende Konstruktionen geprägt. So berichtet sie, dass ihre Beinahe-Schwiegermutter sie als „dumm" bezeichnete und sie „niedermachen" wollte. Sie fühlte sich nicht nur von ihrem Verlobten herablassend behandelt, sondern auch von seiner Mutter erniedrigt und gedemütigt. Nach der Trennung und kurz vor ihrer Rückreise nach Peru lernte Ana Ortiz ihren zukünftigen Ehemann kennen. Sie verliebten sich. Ein Jahr nach der Migration in die Deutschschweiz heiratete sie im Alter von 24 Jahren einen fünf Jahre jüngeren Mann spanisch-argentinischer Herkunft, der in der Schweiz geboren und aufgewachsen war. Sie gründeten eine Familie und bekamen sechs Kinder, die heute zwischen 21 und 29 Jahre alt sind. Die Ehe hielt 22 Jahre, zum Zeitpunkt des Interviews war sie geschieden. Ana Ortiz lebt seit 31 Jahren in der deutschsprachigen Schweiz.

Die Erfahrung von Rassismus verdeutlicht die nachfolgende Erzählung, die Ana Ortiz in der Anfangszeit der Migration machte:

> „Ich ging dann mit meinen Kindern spazieren und es ging wirklich nicht lange, bis ich auch auf dem Spielplatz Diskriminierung erlebte. Kaum hatte ich mich auf eine Sitzbank hingesetzt und das Kind weinte, wurde ich verjagt. ‚Das ist eine private Sitzbank und Sie dürfen da nicht sitzen', sagten sie, obwohl ich in X-Stadt wohnte. Und da fühlte ich mich richtig diskriminiert (…). Aber nicht nur auf dem Spielplatz, sondern auch im Park, als ich mit dem Kinderwagen dasass. Da kam eine Frau und sagte mir, nicht nur verbal, sondern auch mit ihrer Körpersprache, ich solle den Abfall auflesen, der gehöre sicherlich mir. Ich verstand damals nicht so gut Deutsch, aber ihre Körpersprache verstand ich gut. Und da antwortete ich ihr auf Englisch, der sei nicht von mir, ich habe mich doch gerade eben hingesetzt. Und ja, solche Sachen gingen mir richtig an die Seele (…). Ich hatte wirklich Angst raus zu gehen, weil ich niedergemacht wurde. Und dann sass ich immer alleine in der Wohnung und konnte mit niemanden reden, weil ich weg von der Familie war und niemanden in der Schweiz hatte."

Deutlich wird hier die Erfahrung sozialer Exklusion der Biographin sichtbar. In Ana Ortiz' Beschreibung zeigt sich Alltagsrassismus in Form von herabwürdigender Behandlung der als minderwertig eingeschätzten Südamerikanerin, was sich zum Beispiel durch abfällige Bemerkungen oder in falschen Anschuldigungen manifestiert.

Ana Ortiz illustriert deutlich, dass der ungerechtfertigte Vorwurf, sie habe ihren Abfall herumliegen gelassen und sei so implizit ein schlechtes Vorbild für ihre Kinder, sie erheblich verletzte. Auf Nachfrage erklärte mir die Biographin, dass es sich um einen öffentlichen Spielplatz handelte, der vorwiegend von schweizerdeutsch sprechenden Frauen mit ihren Kindern besucht war. Mit der Äusserung „solche Sachen gingen mir richtig an die Seele“ macht die Biographin sehr deutlich, wie sich diese negativen und schmerzhaften Erfahrungen auf ihr psychisches Wohlbefinden auswirkten.

Auswirkung von Rassismuserfahrungen auf die psychische Gesundheit

Nachfolgend beschreibt Ana Ortiz ihre Gefühle während der ersten Jahren nach der Migration in der Schweiz. Sie schildert Rassismuserfahrungen, die die destabilisierende Wirkung dieser Erlebnisse besonders deutlich machen:

> „Schlimm war auch, dass wenn ich einkaufen gehen wollte, ich aber nichts verstand. Wenn ich was wollte, musste ich mit dem Finger zeigen und die Leute waren nicht freundlich. Das war für mich (...). Ich ging so glücklich heim, wenn mich jemand verstanden hatte, nach dem ich mit dem Finger gezeigt hatte, was ich wollte. Aber wenn mich jemand unfreundlich bediente, war es für mich (...), an der Kasse konnte ich meine Tränen zurückhalten, aber nachher war ich auf dem ganzen Heimweg nur am Weinen. Und viel schlimmer war, wenn ich mit meinen sechs Kindern durch den Wald ging. Da musste ich mir immer wieder anhören, dass wir von ihren Steuern lebten. Sie warfen mir solche Dinge vor oder auch: ‚Schau einmal die primitive Ausländerin mit sechs Kindern.‘ Mehrmals habe ich das gehört. Weisst du, X-Stadt ist eine kleine Stadt und hier leben mehr Menschen von der Rechten als von der Linken. Ich machte sehr viele Diskriminierungserfahrungen und das war für mich wie der Tod, kann man sagen. Weil (...), manchmal dachte ich, dass ich keine Freude am Leben mehr habe (...). Ich war manchmal verzweifelt, muss ich sagen (...). Ich konnte nicht mehr (...). Irgendwann glaubst du selber, dass du nichts wert bist. Mein Mann konnte das nicht verstehen. Aber mein Herz war so voller Schmerz, dass ich nicht mehr reden konnte. Ich weinte nur noch. Und, und (...) in einer Depression sich auch noch als Analphabetin zu fühlen, das machte mich auch noch depressiver (...). Irgendwann dachte ich, ich muss Deutsch lernen. Und mein Mann sagte mir, das geht nicht, er ist sehr glücklich, wenn ich das Haus in Ordnung bringe, zu den Kindern schaue, mehr verlangt er nicht und mehr möchte er nicht. Die Sprache und der Druck und alle Dinge kamen zusammen, ich fühlte mich hier wie eine Analphabetin, aber ich bin von Beruf Lehrerin (...). Ich konnte einfach nicht selbstständig sein ohne Deutsch. Ich sagte mir dann, ich habe doch in Peru eine Ausbildung gemacht, ich habe da ein Studium als Lehrerin geschafft und ja, ich wollte wissen wie ich die Sprache lernen kann.“

Hier beschreibt Ana Ortiz’ eindrücklich, wie sich die ständige Abwertung ihrer Person auf ihr psychisches Wohlbefinden auswirkt. Rassismus ist im Alltag der befragten Migrantin allgegenwärtig. Sie leidet unter den kumulierten rassistischen Diskriminierungen. Im Zentrum dieser Diskriminierungserfahrung steht für die Biographin die erfahrene Geringschätzung, wenn sie als „Sozialschmarotzerin“ beleidigt und als „rückwärtsgewandte Ausländerin“ mit hoher Kinderzahl herablassend behandelt wird. Das zeigt klar den gesamtgesellschaftlichen Charakter der rassistischen Erfahrung. Diese Beschimpfungen enthalten die Botschaft, Ana Ortiz sei als Südamerikanerin

minderwertig und in der Schweiz unerwünscht. Psychische Reaktionen auf rassistische Diskriminierung werden besonders evident, wie auch die Fallrekonstruktion von Amalia Torres deutlich machte, wenn Migrantinnen im Beisein ihrer Kinder und im öffentlichen Raum rassistisch beschimpft werden. Die erlebte Hilflosigkeit und Beschämung in dieser Situation, begleitet von Schuld- und Schamgefühlen gegenüber den eigenen Kindern, sie nicht vor verbalen oder sogar physischen Angriffen schützen zu können, ist von grosser Bedeutung. Es wäre möglich, dass dieser Erfahrung ein Gefühl des Versagens als Mutter und Selbstachtungsverlust immanent ist.

Die gesamte Wortwahl, mit der Ana Ortiz ihre starken Gefühle im Kontext der damaligen Erfahrungen („keine Freude am Leben" „verzweifelt") beschreibt, verdeutlicht, dass sie sich in einer Krisensituation befand. Die soziale Erfahrung von Diskriminierungen und rassistischen Beleidigungen erschütterten Ana Ortiz so seelisch, dass sie ihre Lebensfreude und Zukunftshoffnungen beeinträchtigten und eine Krise auslösten. Diese ging mit einer Verlaufskurve des Erleidens, um mit Schütze (1995) zu sprechen, einher. Ihre gesamte Lebenssituation war geprägt von wiederkehrenden Demütigungen. Rassistische und ablehnende Ereignisse haben sie offenbar emotional überfordert. In ihrer Verzweiflung fühlten sich die Erlebnisse gesellschaftlicher Verachtung „wie der Tod" an. In ihrer Ausdrucksweise zeigt sich, dass Rassismus ganz besonders schmerzhaft – nahezu wie eine soziale Tötung – erlebt werden kann. Ein belastendes Ereignis mit dem Tod zu vergleichen, macht ihr Gefühl von Ohnmacht und Ausgeliefertsein sehr deutlich. Hinter ihrem Gefühl der Abwertung, Nicht-Zugehörigkeit und des sich Nicht-angenommen-Fühlens steckt – so sehe ich es – ein enormer Schmerz, der auf der Erfahrung, gesellschaftlich abgelehnt zu werden, basiert. Die ständigen Demütigungen sind für sie schwer auszuhalten. Anschliessend beschreibt Ana Ortiz, dass eine seelische Grenze überschritten wurde und ihr Herz „voller Schmerz" war. Die Folgen von Rassismuserfahrungen sind für die betroffene Migrantin psychische Verletzungen. In dieser Zeit erlebte sie sich hilflos. Ihre Worte „ich konnte nicht mehr" machen ihre eigene Unfähigkeit deutlich, sich zu diesem Zeitpunkt den Diskriminierungen zu widersetzen. Darin zeigt sich auch, welchen emotionalen und andauernden Kraftaufwand die Migrantin im Alltag leisten muss, um rassistische Angriffe und Herabsetzungen abzuwehren. Ana Ortiz' Abwehrmechanismen gegenüber rassistischen Vorfällen im täglichen Leben verbrauchen wahrscheinlich so viel Energie, dass es ihr schwerfällt, in diesem Moment ihren Schmerz zu externalisieren. Als sie über ihre Gefühle im Kontext von Rassismus spricht, versagt ihr kurz die Stimme. Sie macht mehrere Sprechpausen. Rassismuserfahrungen rufen bei der peruanischen Migrantin also eine Art „Sprachlos-Sein" hervor, was möglicherweise durch Ohnmachtsgefühle evoziert wird. Sie findet keine adäquaten Worte, um erlebte Rassismuserfahrungen zu benennen. Es scheint, dass sie in einem mehrdeutigen Sinn sprachlos wird: im Hinblick auf ihre Fassungslosigkeit gegenüber der erfahrenen Ungerechtigkeit und zugleich hinsichtlich des Unverständnisses ihres Ehemannes für ihre Erlebnisse. Das fehlende Verständnis durch ihren Mann bedeutet eine weitere Ablehnungserfahrung, die sich neben der gesellschaftlichen Ebene nun auch auf der persönlichen Ebene manifestiert. Die Biographin erlebt insofern eine doppelte „Nichtanerkennung" ihres seelischen Schmerzens im Kontext von Rassismus. Die Aussage „ich weinte nur noch" veranschaulicht, wie massiv dieses Erlebnis sie belastet hat und bei ihr heftige Gefühle hervorrief. Das Weinen diente als Katalysator im Umgang mit ihren Emotionen in diesem Moment. Es wird deutlich, dass Rassismus kränkt, ver-

letzt und demütigt. In dieser Lebensphase ist Ana Ortiz' Reaktion auf Rassismuserfahrungen Ohnmacht und Resignation. Diese Gefühle kontrastieren ihre Wut und Empörung, die sie zu Beginn der Migration im Kontext des herablassenden Verhaltens ihres ehemaligen Verlobten empfand.

Aus dem Datenmaterial lässt sich insgesamt schliessen, dass wiederkehrende Erfahrungen von Alltagsrassismus zur psychischen Belastung bei den lateinamerikanischen Frauen führen. Die biographischen Erzählungen zeigen, wie mächtig rassistische Worte sind. Rassistische Worte sind gewaltvoll. Rassistische Worte tun weh. In Situationen, die von Ängsten und Unsicherheiten geprägt sind, wiegen rassistische Anfeindungen und Diskriminierung besonders schwer. Die Übergriffe aus Familie, Freundeskreis und Gesellschaft hinterlassen starke Spuren. Öffentliche Stigmatisierung kann in Selbststigmatisierung umschlagen. MigrantInnen machen sich häufig Vorurteile, die in der Gesellschaft über „AusländerInnen" vorherrschen, zu eigen. Mit „Irgendwann glaubst du selber, dass du nichts wert bist", formuliert Ana Ortiz eindrücklich das Verinnerlichen negativer Zuschreibungen. Resümierend lässt sich festhalten, dass rassistische Worte als eine Form seelischer Gewalt erlebt werden können. Im Fall von Ana Ortiz wird deutlich, dass Rassismus und die damit einhergehenden Abwertungserfahrungen wirkmächtig Einfluss auf ihr Selbstbild und Selbstwertgefühl nehmen, was sie mit dem mehrmaligen Hinweis, sich als Analphabetin zu fühlen, ausdrückt.

Schauen wir uns dieses Gefühl, eine Analphabetin zu sein, näher an. Bei der Analyse fällt auf, dass Ana Ortiz in der Anfangszeit der Migration mit ähnlichen Erfahrungen hinsichtlich des Themas sprachliche Verständigung konfrontiert ist, wie wir sie auch bereits den beiden extensiven Fallrekonstruktionen gesehen haben. Die Biographin erwähnt, ebenfalls wie Amalia Torres, aufgrund anfänglicher mangelnder Sprachkenntnisse sowie wegen ihres Phänotyps mit Ausgrenzung und Erniedrigung konfrontiert gewesen zu sein. Fast durchgängig thematisieren die interviewten Frauen die Erfahrung, dass ihnen, aufgrund der nicht fehler- und akzentfreien Beherrschung der deutschen Sprache, implizit die Botschaft vermittelt wird, von einer vermeintlich geringeren Intelligenz betroffen zu sein, was Einfluss auf ihr Selbstvertrauen und -verständnis nimmt. Ana Ortiz' Formulierung, sich in der Schweiz wie eine Analphabetin zu fühlen, obwohl sie Lehrerin ist, verdeutlicht ihr Gefühl von Ohnmacht, sich in der Mehrheitsgesellschaft nicht verständigen zu können.

Mit ihrem Aufbegehren widersetzt sich daraufhin die Biographin nicht nur ihren Ohnmachtsgefühlen, sondern setzt sich auch gegen die defizitäre Vorstellung, die dem Status Ausländerin anhaftet, zur Wehr. Die Sprachkenntnisse werden also dazu benutzt, um einer Migrantin das Gefühl der Zugehörigkeit zu vermitteln oder eben nicht. Ausgrenzung aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse trifft einen Menschen. Eine Ausnahme bildet Isabela Vega, 33 Jahre alt, Rechtsanwältin, spezialisiert auf Handels- und Steuerrecht, aus Bogota, Kolumbien. Sie thematisiert keine Ausschlusserfahrungen im Kontext von Sprachkompetenz. Sie verfügte bereits über sehr gute Deutschkenntnisse als sie in die Schweiz migrierte, da sie in Kolumbien ein deutsches Privatgymnasium besuchte hatte.

Ein weiteres Ergebnis der vorliegenden Arbeit ist, dass der jeweilige Ehemann eine bedeutende Rolle bei der Aneignung von Deutschkenntnissen spielt. Vergleichbar mit Amalia Torres' Erfahrungen sowie einiger anderer interviewten Frauen, ist Ana Ortiz' Ehemann ebenfalls nicht damit einverstanden, dass sie einen Deutschkurs besucht.

Dies wird damit begründet, die Sprachkurse seien zu teuer, man verfüge nicht über die finanziellen Ressourcen oder wolle diese dafür nicht ausgeben. Eine weitere Argumentation einiger Ehemänner ist, die zugezogenen Frauen könnten sich Deutschkenntnisse auch ohne den Besuch eines Deutschkurses aneignen. Insgesamt sind fünf Migrantinnen von der Zahlungsverweigerung ihrer Ehemänner für einen Sprachkurs betroffen. Zu dem damaligen Zeitpunkt waren die neu zugezogenen Frauen nicht erwerbstätig und daher ökonomisch auf ihren Ehemann angewiesen. Eine mögliche Interpretation wäre, dass die Ehemänner bestrebt sind, eine Ungleichheit absichtlich aufrechtzuerhalten, um sie für sich zu nutzen. Die Männer können sich ihren Frauen überlegen fühlen und Macht ausüben. Ana Ortiz entwickelt ebenfalls, wie bereits im exemplarischen Fallbeispiel von Amalia Torres dargelegt, eine eigene Strategie, wie sie die deutsche Sprache lernen kann, um dadurch dem vorübergehenden Verlust von Kommunikations- und Handlungskompetenz entgegenzuwirken.

Ana Ortiz' Strategien im Umgang mit Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen

Die permanenten Demütigungen im Kontext ihrer peruanischen Herkunft sowie im Zusammenhang mit rassistischen Erfahrungen, die auch andere MigrantInnen machten, lösten bei Ana Ortiz einen intensiven selbstreflexiven Prozess aus, an dessen Ende die Erkenntnis stand, sich eine neue Strategie im Umgang mit Rassismus und Diskriminierung aneignen zu müssen. In einer nach Erklärungen suchenden Haltung für die erlebten Abwertungserfahrungen identifizierte die Biographin die Sprache als zentralen Faktor. Es scheint, als beginne die Biographin in dieser Lebensphase ihre migrationsbiographischen Erfahrungen aufzuarbeiten. Die folgende Textpassage zeigt Ana Ortiz' Reaktion auf rassistische Abwertung:

> „Ich konnte einigermassen Hochdeutsch, also ich verstand es und ich erlebte trotzdem viel Diskriminierung, auch im Zug, im Bus, weil Leute einfach zu Ausländern sagten: ‚Lerne zuerst Deutsch, bevor du redest.' Das hat mich sehr geprägt. Das sagten sie nicht nur zu mir, aber solche Erlebnisse, ob auf dem Spielpatz oder in der Tram, solche Erlebnisse von der Schweizer Bevölkerung gegenüber den Migranten, das hat mich schon geprägt. Aber wenn ich zu meinem Schweizer Papa gehen konnte, war das für mich wie ein Ausgleich. Ich konnte mit ihm über alles reden. Er hat mir zugehört, mich aufgebaut und danach ging ich glücklich nach Hause. Weil (...), die Liebe und Geborgenheit, die ich damals spürte, gab mir Halt und ich fühlte mich beschützt. Und ja, alle diese Erlebnisse, die ich immer wieder machte, führten dazu, dass ich mir sagte, dass ich nie aufgeben werde bis ich richtig Schweizerdeutsch sprechen kann. Und dann traf ich die Entscheidung, dass ich oft mit meinen Kindern auf den Spielplatz gehe, nur um den Leuten zuzuhören. Ich spitzte meine Ohren und versuchte zu verstehen, was sie sagten. Ja, und so brachte ich mir selber Schweizerdeutsch bei."

Die vielfachen Erfahrungen von verbalem Rassismus in alltäglichen Handlungen, einschneidende leidvolle Erlebnisse, die sie nach eigener Aussage „sehr geprägt" haben, sind auch in der Gegenwart noch bedeutsam. Ana Ortiz relativiert diese negativen Erlebnisse, indem sie anfügt, nicht die Einzige zu sein, die von abschätzendem Verhalten betroffen ist. Die Relativierung ist als Intention zu betrachten, nicht als zu „bemitleidendes Opfer" angesehen zu werden. Durch diese Anmerkung gelingt es ihr, eine

distanzierte Haltung zum Erlebten einzunehmen, was als Schutz vor der Erinnerung an den psychischen Schmerz fungiert. Es fällt auf, dass sie sich in ihrer Darstellung von einer passiv-erleidenden hin zu einer aktiv-handelnden Frau, die kein „Opfer der Ungerechtigkeit" sein will, präsentiert. Ana Ortiz postuliert an einer anderen Stelle im Interview: „Wenn der Mensch in eine Opferrolle fällt, dann kannst du dich nicht weiterentwickeln. Du musst aus der Opferrolle rauskommen." Eine Aussage, die meine Interpretation bekräftigt. Die Biographin zeigt sich als Frau, die sich nicht alles gefallen bzw. sich zum Schweigen bringen lässt, sondern Widerstand leistet. Eine Reaktion, die bei mehreren befragten lateinamerikanischen Migrantinnen zu beobachten ist sowie auch in beiden biographischen Rekonstruktionen.

Ana Ortiz findet nach einem längeren Zeitraum des ohnmächtigen Erleidens einen eigenen Weg, um auf soziale Ungerechtigkeit zu reagieren. Die persönlich erlebten rassistisch motivierten Beschimpfungen und verbalen Übergriffe führen bei ihr in dieser Phase nicht mehr zu einem sozialen Rückzug bzw. sie verfällt nicht in Passivität, sondern sie ermutigen die Biographin, ihre ganze Kraft auf das Lernen der lokalen Sprache zu fokussieren. Sie sieht in der sprachlichen Verständigung die einzige Möglichkeit, um sich wieder handlungsmächtig und selbstbestimmt zu fühlen. Ihr autodidaktischer Spracherwerb ist das, was Ana Ortiz ihrer Wahrnehmung, in der Schweiz nicht willkommen zu sein und sich abgewertet zu fühlen, entgegenzuhalten hat. Darin wird ihre starke Durchsetzungskraft und Ausdauer deutlich. Ihre Strategie im Umgang mit Rassismuserfahrungen ist es, sich eingehend mit dem Schweizerdeutsch zu beschäftigen und diesen Dialekt zu sprechen, um sich gegen Angriffe wehren zu können. Durch Leistung und erfolgreichen Spracherwerb möchte sie nicht nur als dazugehörend wahrgenommen werden und sich Respekt verschaffen, sondern sieht sich auch in der Lage, auf rassistische Kommentare adäquat reagieren zu können. Die Erfahrung von Handlungsfähigkeit in einer zuvor als ohnmächtig erlebten Situation hat möglicherweise eine stabilisierende Wirkung. Das Erlernen von Schweizerdeutsch, so lässt sich resümieren, ist für Ana Ortiz die wichtigste Quelle, um im Kontext von Rassismus ein Gefühl der Wirkmächtigkeit zu erleben.

Ana Ortiz spricht in der Mitte der Textpassage von einem „Schweizer Papa", den sie sehr früh im fast vierstündigen Interview erstmalig erwähnte. Als sich die Biographin in der Anfangszeit nach ihrer Einreise in der Schweiz zurückgewiesen, einsam und verloren fühlte, lernte sie in der Mitte der 80er Jahren einen Mann kennen, den sie liebevoll „Schweizer Papa" nennt. Er nahm sie wie eine Tochter in seine Familie auf und unterstützte sie. Die unverhoffte Grosszügigkeit und soziale Unterstützung durch den „Schweizer Papa" ermöglichte es Ana Ortiz, emotionale Sicherheit in der Migration zu erleben, was sich in ihrer Erzählung als eine besonders relevante biographische Erfahrung rekonstruieren lässt. Deutlich wird, wie stark der psychisch stabilisierende Effekt menschlicher Unterstützung, Akzeptanz und Wohlwollen im Kontext rassistischer Diskriminierung und Ablehnung ist, was Ana Ortiz mit den Worten „Ausgleich" und „Halt" ausdrückt.

Rassismus- und Diskriminierungsvorfälle offen zur Sprache zu bringen sowie die Anerkennung erfahrenen Unrechts durch ihren „Schweizer Papa", stärken offenbar die Biographin. Die erfahrene Zuwendung und Empathie verhelfen ihr, Zugang zu ihren Gefühlen zu finden. Sie lernt dabei ihre Minderwertigkeits- und Schamgefühle im Zusammenhang mit ihren Deutschkenntnissen allmählich abzulegen. Die liebe- und respektvolle Haltung des „Papas" ermöglichte es ihr, die bisherige „innere

Sprachlosigkeit" – im Sinne eines Überwältigtseins – zu überwinden. Sie erlebte sich so wieder handlungsfähig. Diese Erfahrung eröffnet ihr die Möglichkeit, ihre Absicht in die Tat umzusetzen und Schweizerdeutsch zu lernen. Für Fremdsprachige ist das besonders schwer. Der Spracherwerb – so scheint es mir – löst das Gefühl der Sprachlosigkeit ab. Das Erlernen der lokalen Sprache fungiert also als Handlungsstrategie und als Widerstand, um sich gegen die erlebte Ungleichbehandlung zur Wehr setzen zu können.

Zusammenfassend lässt sich hier klar die Relevanz der Erfahrung einer biographischen Unsicherheit im Kontext der Migration konstatieren, die mit rassistischen Vorfällen in der Schweiz gekoppelt ist. Rassistische Erfahrungen bearbeitet Ana Ortiz biographisch durch das Lernen des Schweizerdeutschen. Dadurch distanziert sie sich selbst von der Opferrolle, um ihre Position als Handelnde wiederzuerlangen. Gleichzeitig werden ihr Wunsch nach Annahme sowie ihre Sehnsucht, als gleichwertiger Mensch angesehen zu werden, deutlich erkennbar. Die biographischen Schilderungen zeigen allerdings, dass die sprachliche Kompetenz nicht davor schützt, Zielscheibe rassistischer Angriffe zu werden. Durch die soziale und emotionale Unterstützung ihres „Schweizer Papas" gelang es ihr, ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit zu entwickeln. Für Ana Ortiz war die von Wohlwollen getragene Beziehung eine biographisch bedeutsame Erfahrung. Die Migrantin aus Südamerika fühlte sich zum ersten Mal in der Schweiz angenommen und verstanden; eine Erfahrung, die emotional wohltuend war und mit einem Gewinn von Zugehörigkeitsgefühlen einherging.

8.5 Rassismus und rassistische Diskriminierung am Arbeitsplatz

Catalina Morales ist eine 50-jährige Mexikanerin, verheiratet mit einem Schweizer, hat keine Kinder und lebt seit 12 Jahren in der Deutschschweiz. Nach ihrer Ausbildung zur Kindergärtnerin absolvierte sie das Studium der Schulheilpädagogik an einer staatlichen Universität in Mexiko-Stadt, gefolgt von der Ausbildung zur Familienberaterin. Ihre drei Hochschulabschlüsse dauerten insgesamt 10 Jahre. In der mexikanischen Hauptstadt war sie sowohl als Direktorin einer Primarschule mit 300 SchülerInnen tätig, wie auch zusätzlich als Familienberaterin in ihrer eigenen Praxis. Auf der beruflichen Ebene war sie in Mexiko nach Selbstaussage sehr erfüllt. Sie liebte ihre Arbeit. Auffallend bei Catalina Morales' dreistündigem Interview ist, dass sie ihre Lebensgeschichte nicht dem chronologischen Lebenslauf folgend beginnt und Angaben zu ihrer Geburt macht, sondern die Erzählung mit dem Einreisedatum ihrer Migration in die Schweiz, als sie 38 Jahre alt war, anfängt. Sie hatte ihren Ehemann in Mexiko-Stadt bei gemeinsamen Freunden kennengelernt, er verbrachte damals seine Ferien in ihrem Herkunftsland. Es entsteht der Eindruck, dass sie mit der Benennung des exakten Migrationszeitpunkts als erste Information über ihre Lebensgeschichte betonen will, welche Bedeutung dieser Moment als biographischer Wendepunkt in ihrem Leben einnimmt. Sie unterstreicht in ihrer Erzählung, keinerlei Migrationswünsche gehegt zu haben, bevor sie ihren zukünftigen Ehemann traf und sich im Jahr 2000 dazu entschied, ihm in die Schweiz zu folgen. Ihr Mann war geschieden und hatte zwei Kinder aus erster Ehe. Durch die Liebesehe mit ihrem Mann, der zum Zeitpunkt der Eheschliessung Sozialhilfeempfänger

ist und gegenüber seinen Kindern finanzielle Verpflichtungen hat, erfährt Catalina Morales einen sozialen Abstieg.

In Catalina Morales – wie auch in Leonor Castros – Lebensgeschichte wird deutlich, dass die Entstehung einer Depression in der migrationsspezifischen Erfahrung mit Mobbing, rassistischer Diskriminierung, Herabsetzung und Ausschliessungspraktiken im Berufsleben eingebettet ist. Die Biographin erzählt, nach der Einreise in die Schweiz sofort mit dem Besuch von Deutschkursen begonnen zu haben. Als ihre Sprachkenntnisse ausreichend waren, startete sie eine intensive Arbeitssuche im qualifizierten Arbeitsmarkt, um eine angemessene und befriedigende berufliche Position in der Deutschschweiz zu erlangen. Obwohl sie nicht auf ein soziales Netzwerk zurückgreifen konnte und insofern ohne soziales Kapital in der Schweiz lebte, gelang es der Biographin dank ihrem inkorporierten kulturellen Kapital, ihre eigenen Ressourcen zu mobilisieren.

Um Zugang in die Arbeitswelt zu finden, war sie bereit, ein einjähriges Praktikum als Heilpädagogin an einer Mittelschule zu absolvieren, obwohl sie über jahrzehntelange Berufserfahrung in Mexiko verfügte. Nach Beendigung des Praktikums wurde sie als „Springerin" in einer befristeten Teilzeitstelle als schulische Heilpädagogin angestellt. In dieser Position sollte sie bleiben, bis sie ein anerkanntes Deutschzertifikat auf dem Kompetenzniveau C1 erworben hatte. Selbst nach erfolgreichem Abschluss der Deutschprüfung auf der Stufe C1, dem Vorlegen des Zertifikats und damit dem geforderten Nachweis der Sprachkompetenz, blieb sie jedoch weiterhin auffallend lange Springerin. Als die Biographin ihre Vorgesetzte darauf ansprach, war die Antwort: „Sie sagte zu mir: ‚Wenn du nicht das Deutschdiplom C2 bringst, dann bekommst du keine unbefristete Stelle.' Ich war total überfordert mit der Situation und kam in einen wahnsinnigen Stress." Die Sprachfähigkeiten lassen sich hier klar als Macht- und Diskriminierungsinstrument am Arbeitsplatz deuten, da die erforderten Bedingungen längst erfüllt waren.

Aus Catalina Morales' Erzählung geht hervor, bei der Arbeit keinerlei Wertschätzung und Anerkennung erlebt zu haben, sondern vielmehr mit Geringschätzung behandelt worden zu sein. Sie war zudem mehrere Jahre als Springerin in einer Funktion, so beklagt die Migrantin, in der ihr eine geringe berufliche Kompetenz zugesprochen wurde. Sie berichtet auch, dass ihre Überstunden nicht ausbezahlt wurden. Die Biographin meint hierzu: „Ich war einfach froh, dass ich eine Arbeit hatte, und das haben sie gemerkt und nutzten das aus." Darüber hinaus erzählt sie, dass sie sich am Arbeitsplatz durch ihre Vorgesetzte rassistisch diskriminiert fühlte. Die erlebte Diskriminierung äusserte sich in Formen von Ungleichheiten am Arbeitsplatz, wie etwa in der Arbeitszuteilung. Ihr wurde nach eigener Aussage eine schlechtere Arbeit zugewiesen als ihren Kolleginnen. In Gesprächen mit ihren Arbeitskolleginnen erfuhr sie zudem, nicht nur von schlechteren Arbeitskonditionen, sondern auch von ungleichem Lohn betroffen gewesen zu sein, verglichen mit Position, Ausbildung und Können von Kolleginnen auf gleicher Stufe. Es folgen Eigentheorien über mögliche Ursachen, die die Diskriminierung begründen könnten:

> „Die Probleme begannen, als ich die Anerkennung meiner drei Berufe erhielt. Ich hatte von der EDK[10] die Anerkennung meines Studiums bekommen. Alle meine Diplome

10 EDK ist die Abkürzung von „Die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren".

> sind von der EDK anerkannt. Aber meine Chefin, so nehme ich an, tat sich schwer damit, dass eine Frau aus einem Entwicklungsland[11] mit einer höheren Ausbildung als sie, jetzt in dieser Schule arbeiten will. Sie stufte mich deshalb auf eine tiefere Lohnklasse ein."

Das Zitat macht deutlich, dass die Biographin das Handeln ihrer Vorgesetzten als rassistisch diskriminierend einstuft. Die Diskriminierung, die sie nüchtern schildert, führt sie auf Neid zurück, da sie als Mexikanerin über eine höhere Qualifikation als ihre Vorgesetzte verfügte. Es scheint, dass die Vorgesetzte Catalina Morales als Konkurrentin betrachtete, die ihren eigenen Status bedroht. Über ihre Gefühle spricht die Biographin in dieser Situation nicht. Catalina Morales holte sich daraufhin zunächst Rat bei der Schulsynode, die ihr beim Lohn Unstimmigkeiten attestierte. Anschliessend wandte sie sich an einen Anwalt, der ihr bestätigte, dass sie als Lehrperson für schulische Heilpädagogik auf der Sekundarstufe in eine zu niedrige Lohnklasse eingestuft wurde. Die Lohndifferenz beim Grundgehalt betrug fünf Lohnklassen, die ihr über einen längeren Zeitraum zu Unrecht nicht ausbezahlt wurde. Obwohl sie Angst vor dem Verlust ihres Arbeitsplatzes hatte, klagte sie gegen das Volksschulamt wegen Lohndiskriminierung. Nachdem sich die Biographin vor Gericht juristisch zur Wehr gesetzt hatte, musste das Amt für Volksschule ihr die Lohndifferenz der letzten zwei Jahre nachzahlen.

Die Biographin führt in ihrer Erzählung weiter aus, dass sie nach fünf Jahren festangestellt wurde. Mit dieser Entscheidung waren nicht alle aus ihrem Arbeitsteam einverstanden. Nachdem sich die Biographin gegenüber der Lohndiskriminierung zur Wehr gesetzt hatte, verschärften sich die Spannungen zwischen ihr und ihrer unmittelbaren Vorgesetzten. Die allgemein-ablehnend empfundene Grundhaltung gegenüber Catalina Morales wird in der folgenden Aussage deutlich, die ihre Vorgesetzte indirekt an sie richtete: „Das ist doch lustig. Diejenige, die Schweizerin ist, hat keine Arbeit, aber diejenige Person, die aus dem Ausland kommt, hat eine Arbeit. Das ist ein Paradox. Aber nun ja, so ist das Leben." Auf den ersten Blick mag die Formulierung wie ein „blöder Spruch" wirken, bei näherem Hinschauen allerdings lässt sie sich als eine indirekt formulierte rassistische Äusserung lesen. Der spöttische Unterton der Vorgesetzten überdeckt nicht die negative Einstellung gegenüber Zugewanderten im Allgemeinen und spezifisch die verächtliche und entwertende Haltung gegenüber Catalina Morales' Anstellung als Mexikanerin. Die offene Degradierung enthält zum einen die Botschaft, als „Ausländerin" unerwünscht zu sein und zum anderen den latenten Vorwurf, der lokalen Bevölkerung eine Arbeitsstelle „weggenommen" zu haben. Wie Catalina Morales das auffasst, ist aus dem Interview nicht zu entnehmen. Das fällt auf. Obwohl ihr Entsetzen über die Bemerkung ihrer Chefin deutlich spürbar ist, geht sie nicht auf ihre Gefühle ein. Vermutlich ist für Catalina Morales die rassistische Äusserung so evident, dass sie es nicht für notwendig hält, darauf hinzuweisen, sich verletzt und öffentlich diskreditiert gefühlt zu haben.

Mobbing am Arbeitsplatz und Auswirkungen auf die psychische Gesundheit

Statt nach der Festanstellung auf die erhoffte Akzeptanz und Achtung im Team zu stossen, war Catalina Morales weiterhin von direkter Diskriminierung am Arbeitsplatz betroffen durch Mobbing, Erniedrigungen und rassistische Anfeindungen. Aus

---

11 Die Biographin macht beim Begriff Entwicklungsland eine Handbewegung, um mit den Fingern Anführungszeichen anzudeuten.

der biographischen Erzählung wird deutlich, dass Catalina Morales' Strategie im Umgang mit rassistisch motiviertem Mobbing war, sich für ihre eigenen Rechte einzusetzen. Sie bewahrte als Opfer von Rassismus und Mobbing im beruflichen Umfeld nicht mehr Stillschweigen, sondern suchte aktiv Hilfe bei einer Mobbing-Beratungsstelle und führt aus: „Der Berater sagte, das ist ganz klar eine Diskriminierung. Das ist eine Schikane und, und (…) damals war ich überfordert vom Stress." Ausserdem wandte sie sich an eine Ombudsstelle, wo sie sich einem Ombudsmann und einer Anwältin anvertraute, die zwischen der Bevölkerung und der Verwaltung des Kantons, in dem sie arbeitete, vermittelten. Diese räumten ihr allerdings kaum Chancen ein, gegen den am Arbeitsplatz erlittenen Rassismus durch ihre Vorgesetzte vorzugehen: „Sie haben mich angehört und meinten, ich könne wenig gegen die Chefin machen, sie ist geschützt." Die Biographin präsentiert sich nicht als Opfer ihrer leidvollen Mobbingerfahrungen mit rassistischer Konnotation, sondern zeigt sich als aktiv Handelnde. Im Aufsuchen von Beratungsstellen sowie im Beratungsgespräch mit dem Ombudsmann sieht sie eine Handlungsmöglichkeit – die einzige womöglich – sich einer als grosse Ungerechtigkeit erlebten Situation am Arbeitsplatz zu widersetzen. Deutlich wird, dass Catalina Morales den mit dem Mobbing zusammenhängenden Stress als eine emotionale Überforderung empfindet. Sie beschreibt eine Situation, die viel Leid erzeugt. Die biographisch bedeutsame Erfahrung von Mobbing am Arbeitsplatz ist vergleichbar mit Leonor Castros Mobbing-Erlebnissen im Arbeitsumfeld. Beide Erzählungen über Rassismuserfahrungen am Arbeitsplatz machen deutlich, welchen Stellenwert diese einschneidenden Erlebnisse in ihren Biographien einnehmen. In beiden Biographien wird Mobbing als Resultat ihres beruflichen Erfolgs beschrieben. Die Folgen von rassistisch motiviertem Mobbing waren für die betroffenen Migrantinnen seelische Verletzungen.

Biographische Eigentheorie der Erkrankung an einer Depression

Die Wirkung von rassistischen Vorfällen im Arbeitsleben, die von Mobbing begleitet werden, verdeutlicht folgende Passage:

> „Diese Chefin hat nicht nur mich angegriffen, sondern es gibt viele andere Ausländerinnen, die von ihr angegriffen wurden. Und ich glaube, sie ist krank und sie braucht Hilfe, weil sonst macht sie andere Leute krank, so wie sie mich krank gemacht hat (…). Ich fühlte mich frustriert, weil ich mich nicht verteidigen konnte, weil sie meine Chefin war. Wirklich (…) wie viele Opfer gibt es durch diese Frau? Das war ein kultureller Schock, dass so eine Frau Chefin sein konnte. Das ist keine Chefin. Ich war auch Chefin von 25 Lehrerinnen in Mexiko-Stadt gewesen, aber ich habe sie motiviert, Anerkennung gegeben und alle Leute unterstützt. Ich hatte auch schwierige Leute unter meiner Leitung und ich habe ihnen trotzdem zugehört und geschaut, welche Hilfe sie brauchten. Auch wenn jetzt die Schulleitung mehr entscheidet, ist diese Chefin wirklich ein Albtraum für mich (…). Die ganze Entwicklung, die Bemühungen, die Integration in der Schweiz und dann hörst du ständig: ‚Hier gibt es keinen Platz für Ausländer.' Das kannte ich nicht aus Mexiko. Bei uns gibt es auch Diskriminierung, aber hier ist es anders. Hier gibt es farblichen Rassismus und beruflichen Rassismus. Alles, was ich hier mit Rassismus erlebt habe, ist für mich einfach gefühllos. Die Leute handeln ohne Rücksicht. Wirklich, ich weiss jetzt, was es heisst, eine Ausländerin zu sein (…). Ich kenne nun dieses Gefühl. Und ich kann jetzt mein Gefühl, als Ausländerin in der Schweiz

> zu leben, äussern. Ich habe viele Bücher gelesen und ich habe auch viel über die Geschichte von Europa gelesen. Jetzt verstehe ich die Geschichte des zweiten Weltkriegs besser. Diese Leute, die rassistische Sachen sagen, haben einfach kein Gefühl. Egal ob du blutest oder dadurch krank wirst, sie haben kein Gefühl (...). Aber ich habe auch tolle Erfahrungen gemacht. Ich kann sagen, dass ich zehn gute Freunde habe, alles Schweizer. Und ich kann auch feststellen, es sind Leute, die schon einige Erfahrungen im Ausland gemacht haben. Sie wissen, wie das Leben in Indien oder in Alaska oder in Australien ist oder sie waren schon einige Monate oder ein Jahr in Mexiko. Sie haben eine Vorstellung wie das Leben, wie die Leute sind und dass es tolle Sachen überall gibt. Und dann schätzen sie eine Person aus dem Ausland und sie unterstützen dich, sagen dir, dass du nicht kündigen sollst, nicht aufgeben sollst und laden dich ein und wir reden über unser Leben."

Deutlich ist hier die emotionale Bedeutung von Rassismus in Catalina Morales' Biographie. In dieser sehr dichten Passage versucht sie zunächst, die benachteiligende Behandlung am Arbeitsplatz zu verharmlosen, indem sie darauf verweist, dass ihre Vorgesetzte nicht nur sie persönlich, sondern alle Mitarbeitenden mit Migrationshintergrund attackiert. Die Rassismuserfahrungen und sozialen Abwertungen gehen jedoch nicht spurlos an ihr vorüber, sondern tangieren ihr psychisches Wohlbefinden. Hier wird die hervorgerufene Hilflosigkeit im Kontext von Diskriminierung deutlich. Der dominante Eindruck der Aussage „Diese Leute, die rassistische Sachen sagen, haben einfach kein Gefühl. Egal ob du blutest oder dadurch krank wirst, sie haben kein Gefühl" ist, dass rassistische Kommentare und Handlungen aus der jeweils subjektiven Wahrnehmung krank machende Effekte aufweisen. Die Erfahrungen im Kontext von Rassismus beschreibt Catalina Morales so: „Alles, was ich hier mit Rassismus erlebt habe, ist für mich einfach gefühllos". In diesem „gefühllos" kommt zweierlei zum Ausdruck: Am meisten trifft sie mangelndes Einfühlungsvermögen gegenüber MigrantInnen durch Angehörige der Mehrheitsgesellschaft, was mehrere interviewte Migrantinnen ebenfalls formulierten. Insbesondere im Umgang mit den Behörden wurde dies deutlich. Gleichzeitig bringt sie damit ihren Zweifel zum Ausdruck, ob sich Mitglieder der Aufnahmegesellschaft jemals vorstellen können, was es bedeutet, als eine „Ausländerin" in der Schweiz zu leben. Daraus ist zu schliessen, dass sie Diskriminierung und Rassismus schon lange erlitten hat. Ihre Worte dokumentieren ihr mehrjähriges soziales Leiden. Sie weiss als Mexikanerin, „was es heisst, eine Ausländerin zu sein", und zeigt damit auf, wie viel Kraft sie braucht, um mit rassistischen Anfeindungen am Arbeitsplatz fertig zu werden. Ein Energieverbrauch, der sich im Laufe der Zeit bemerkbar macht.

Auffallend ist, dass Catalina Morales eine der wenigen Frauen ist, die den Begriff Rassismus verwendet, um Abwertungserfahrungen aufgrund ihrer Herkunft eindeutig zu benennen. Viele der befragten Frauen nehmen zwar auf der Gefühlsebene wahr, von Ungerechtigkeit betroffen zu sein, und thematisieren diese Erfahrungen auch. Allerdings sprechen sie in diesem Kontext eher von wahrgenommener Diskriminierung. Hier kann festgehalten werden, dass beide Begriffe entweder von den Migrantinnen als Synonyme gebraucht werden oder sie beschreiben erlebte Situationen von Entwertung und Ausgrenzung, indem sie ganz auf diese Begriffe verzichten, so als würde es ihnen schwerfallen, Erlebnisse als Rassismus zu bezeichnen. Eine Interpretation wäre, dass sie nicht von Rassismus sprechen, aus Angst, man glaube ihnen diese Er-

fahrungen nicht, oder aber sie befürchten, des unzutreffenden Rassismusvorwurfes beschuldigt zu werden. Eine andere Lesart wäre, dass sie Rassismus in erster Linie mit Rechtsextremismus in Verbindung bringen.

Catalina Morales relativiert Rassismus, indem sie zunächst festhält, dass es ihn auch in Mexiko gibt, um anschliessend über ein höheres Mass an Diskriminierung in der Schweiz zu klagen. In der Gegenüberstellung der zwei Länder verdeutlicht sie ihre persönliche Betroffenheit. Hierbei akzentuiert sie, sich in der Aufnahmegesellschaft hinsichtlich ihrer Herkunft und Hautfarbe sowie im Kontext ihrer Arbeit mehrfach diskriminiert zu fühlen. Das subjektive Erleben von Rassismus zeigt, dass die mexikanische Frau diese Abwertung als krank machend erfährt („egal ob du blutest oder dadurch krank wirst").

In dieser Passage zeigt sich deutlich, dass Rassismus am Arbeitsplatz von herrschenden Machtverhältnissen zwischen Vorgesetzten und Angestellten eingerahmt ist. Die Vorgesetzte lässt die Biographin ihre überlegene Position spüren. An anderer Stelle im Interview erzählt Catalina Morales von erlittenem Rassismus auch im Freundeskreis ihres Schweizer Ehemannes. Auch wenn sie sich zunächst durch die abwertenden Handlungen und rassistischen Kommentare angegriffen fühlte, wehrte sie sich doch verbal. Hier zeigt sich, dass sie sich gegenüber rassistischen Vorfällen im privaten Bereich nicht hilflos erlebte im Gegensatz zum Machtverhältnis Vorgesetzte – Angestellte im beruflichen Umfeld.

Am Ende der Passage thematisiert die Biographin auch positive Erfahrungen mit Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft, so wie es einige Interviewteilnehmerinnen nach der Benennung konkreter rassistischer Erlebnisse ebenfalls taten. Das fällt auf. Im Rahmen einer schmerzhaften Erfahrung wie Rassismus, die die menschliche Würde brutal angreift und der man sich zunächst schutzlos ausgeliefert fühlt, wirkt das Aufwiegen des Leids durch das gleichzeitige Benennen von positiven Erfahrungen als Gegenstrategie und als Selbstschutz der persönlichen Integrität. In vielen Lebensgeschichten zeigt sich zudem, dass die Erfahrung, solidarisch unterstützt zu werden und auf Verständnis zu stossen, sich positiv auf das psychische Wohlbefinden auswirkt, ähnlich wie im Fall von Ana Ortiz, die durch ihren „Schweizer Papa" eine biographisch bedeutsame Unterstützung fand. Das Gefühl sich auf ein soziales Netzwerk verlassen zu können, offen über Rassismuserfahrungen sprechen zu dürfen und Anerkennung sowie Verständnis zu erfahren, ist nicht nur hilfreich in der Verarbeitung dieser biographisch bedeutsamen Erfahrung. Vielmehr bieten Freundschaften und enge Beziehungen einen Rückhalt, die Auswirkungen von Rassismus abzufedern.

Catalina Morales' Depressionserfahrung im Kontext von Mobbing am Arbeitsplatz

Für Catalina Morales stellte die Konfrontation mit rassistisch motiviertem Mobbing am Arbeitsplatz eine erschütternde und enorm belastende Erfahrung dar. Die migrierte Frau aus Mexiko schilderte die Auswirkung dieses biographischen Erlebnisses auf ihre seelische Gesundheit wie folgt:

> „Es war sehr grauenhaft, was ich bei der Arbeit erlebte. Ich war traurig über die Situation und machtlos und, und (...) wütend, das war alles gleichzeitig, also psychisch. Aber was mich mehr störte, waren meine Kopfschmerzen, Magenprobleme und Schlafstö-

> rungen. Nachts konnte ich nicht schlafen, weil ich ständig am Grübeln war, ich hatte ein Gedankenkarussell. Ich war so erschöpft und gereizt. Ich hatte eine schlechte Verdauung, das war wegen der Wut und ich hatte keinen Appetit mehr. Das waren alles fremde Sachen für mich. Ich dachte zunächst, dass ich Krebs hatte. Vielleicht habe ich Magenkrebs, oder aufgrund meiner Kopfschmerzen dachte ich, dass ich vielleicht einen Tumor habe. Oder ich fragte mich, was ist los, dass ich nicht schlafen kann? Ich fragte mich, wo liegt die Grenzen zwischen Melancholie, Traurigkeit und Depression? Für mich bedeutet Depression, dass jemand keine Lust mehr für nichts hat, nur schlafen will, weint und nicht mehr arbeiten kann. Aber das war bei mir nicht so, weil ich arbeiten konnte."

Die als krisenhaft erlebte abwertende Behandlung am Arbeitsplatz, die sie als „grauenvoll" beschreibt, beeinflusst Catalina Morales' psychisches Wohlbefinden. Rassismuserfahrungen erzeugen aber auch Gefühle von Wut und Verbitterung. In ihrer subjektiven Erkrankungserklärung verursachen diese negativen Gefühle Verdauungsschwierigkeiten. In dieser Darstellung zeigt sich das subjektive Krankheitsverständnis der Biographin, die zu diesem Zeitpunkt keine Depression in Betracht zog, sondern lediglich über Symptome klagte. In ihrem eigentheoretischen Erklärungsmodell war sie nicht an einer Depression erkrankt, da sie nach wie vor handlungsaktiv war, zur Arbeit ging und nicht von ihren Gefühlen überschwemmt wurde. Sie suchte deshalb den Hausarzt wegen körperlicher Beschwerden auf. Die Passage zeigt, dass Catalina Morales auf Mobbing zum einen psychosomatisch zu reagieren scheint. Zum anderen beschreibt sie zugleich psychische Symptome wie Traurigkeit, Erschöpfung und gereizte Gefühle. Als sie zu ihrem Hausarzt ging und ihm von ihren Leidenserfahrungen am Arbeitsplatz berichtete, sprach er zunächst von Stress und psychischen Reaktionen darauf. Er rekurrierte in diesem Moment nicht auf die Diagnose Depression, sondern gab ihr einen Tee mit, empfahl ihr, Sport zu treiben, sich abzulenken, z.B. ins Kino zu gehen, und riet ihr dazu, auch über etwas Anderes zu reden. Der Arzt machte sie zudem darauf aufmerksam, öfter Pausen einlegen zu müssen. Die Biographin folgte dem ärztlichen Ratschlag, wurde sportlich aktiv und ging oft an der frischen Luft spazieren, berichtet sie. Als sich ihre Symptome nicht verbesserten, diagnostizierte der Hausarzt der damals 47-jährigen Frau aus Mexiko neun Jahre nach der Migration in die Schweiz eine Depression. Es scheint, als handle es sich um eine leichte Form der Depression. Sie einigten sich gemeinsam auf eine nicht-medikamentöse Therapie der Depression, er verschrieb ihr allerdings Tabletten gegen Kopfschmerzen und verabreichte ihr zusätzlich Vitamine. Die Biographin hatte zwar das Gefühl, dass sich ihr Hausarzt für sie einsetzte und sie unterstützte, was ihrer Aussage nach Ausdruck einer vertrauensvollen Beziehung zwischen Arzt und Patientin ist. Aber sie wählte zusätzlich alternative Behandlungsformen im Umgang mit der psychischen Erkrankung, machte beispielsweise Craniosacral-Therapie und suchte eine bioenegetische Therapeutin auf, was ihr guttat.

8.6 Rassismus in der angeheirateten Verwandtschaft

Das nachfolgende Beispiel von Valentina Navarro dokumentiert, was es für eine Migrantin bedeutet, von der angeheirateten Verwandtschaft nicht akzeptiert zu werden und sich zudem rassistisch diskriminiert zu fühlen. Die Erfahrung verweigerter Zugehörigkeit in der Familie des Schweizer Ehemannes, wie bereits in den exemplarischen Fallbeispielen von Amalia Torres und Leonor Castro sichtbar wurde, teilen mehrere befragte Migrantinnen. Valentina Navarro kommt aus Trujillo, eine im Westen Venezuelas gelegene Kleinstadt. Sie ist eine 37-jährige schlanke und gepflegte Frau mit langen dunklen Haaren, ist ungeschminkt, trägt Jeans und ein T-Shirt. Die Mutter der Biographin, eine venezolanische aktive Politikerin, stammt aus einer ökonomisch gut situierten Familie, während ihr Vater, ein Techniker, aus einfachen Verhältnissen ist. Ihre Eltern liessen sich scheiden, als sie klein war. In Venezuela studierte Valentina Navarro Ingenieurwissenschaften, schloss aber ihr Studium nicht ab. Als sie auf der Insel Margarita im Tourismus-Bereich tätig war, lernte sie ihren zukünftigen Schweizer Ehemann kennen, der dort seine Ferien verbrachte. Nach einer anderthalbjährigen Fernbeziehung, während der sie sich alle drei Monate trafen, beschlossen sie zu heiraten. Valentina Navarro zog mit ihrem damaligen Ehemann im Alter von 24 Jahren in die Deutschschweiz und absolvierte zur Zeit unseres Interviews eine KV-Ausbildung. Ihre Ehe hielt 11 Jahre.

Valentina Navarros subjektive Wahrnehmung rassistischer Diskriminierung auf der interaktiven Ebene im privaten Raum zeigt sich wie folgt:

> „Die Familie meines Ex-Mannes gab mir immer das Gefühl, dass sie mich überhaupt nicht in der Familie haben wollten, und das war sehr unangenehm. Und mein Ex-Mann (…), er machte immer nur, was er wollte. Er war total anders hier als ich ihn in Venezuela kennenlernte. Und dieses Gefühl, dass du auch von der Gesellschaft nicht willkommen bist, das ist sehr unangenehm. Klar, nicht nur in der Schweiz, in jedem Land gibt es Diskriminierung, auch bei uns in Venezuela. Aber hier habe ich mich durch meine Schwiegerfamilie diskriminiert gefühlt. Wenn sie sprachen, haben sie immer nur miteinander gesprochen. Wenn ich etwas sagte, dann sagten sie mir immer nur: „Ja, ja" und sprachen zu mir, so wie zu einem kleinen Kind. Sie hörten mir einfach nicht zu. Mein Schwiegervater sagte mir sogar einmal, dass eine Person, die kein Deutsch oder Englisch spricht, keine zivilisierte Person sei. Mein Ex-Mann kommt aus einer Familie mit einer gewissen sozialen Position. Und immer wieder erlebte ich solche Sachen. Ich hatte immer das Gefühl, dass ich (…) Sie haben mich einmal (…) also die Mutter meines Ex-Mannes, sie arbeitete in einem Musical als Sängerin. Sie kaufte Tickets für ein Konzert, lud aber nur ihren Mann und meinen Ex-Mann ein, mich aber nicht, weil es ihr peinlich war, wenn ich dabei gewesen wäre, da ich Venezolanerin bin. Das war mir so unangenehm. Meine Schwiegerfamilie hatte mich nicht gerne, weil ich eine Ausländerin bin. Das fühlte ich. Weisst du, so was merkst du, auch wenn sie es nicht direkt sagen (…). Sie sprachen mit meinem Mann immer nur schlecht über mich, so z.B. als ich keinen Job finden konnte. Und wenn ich etwas gefunden hatte, behandelten sie mich wie eine Idiotin."

In diesem Interviewausschnitt schildert Valentina Navarro ihre Wahrnehmung von Nicht-Akzeptanz und unfairer Behandlung durch ihre Schwiegereltern im Kontext ihrer ethnischen und sozialen Zugehörigkeit. Hier wird deutlich, dass die Biographin

nicht nur gesellschaftlichen, sondern auch familiären Ausschluss erfährt. Nicht nur bei Valentina Navarro, sondern beinahe bei allen interviewten Frauen fällt das hohe Bewusstsein einer marginalisierten Position innerhalb der angeheirateten Familie auf. Die Biographin berichtet von Erfahrungen verweigerter Zugehörigkeit. Aus der Sicht der Erzählerin beäugen die Schwiegereltern die binationale Ehe nicht nur kritisch, sondern können die Entscheidung ihres Sohnes, eine Venezolanerin geheiratet zu haben, nicht annehmen. Falls sie doch in ein Gespräch miteinbezogen wurde, fühlte sie sich „wie ein kleines Kind" von oben herab behandelt, was die Biographin als demütigende Infantilisierung erlebte. In vielen Lebensgeschichten zeigt sich diese Erfahrung, wie auch in beiden Fallrekonstruktionen deutlich wurde. Die Aussage des Schwiegervaters zeigt, dass er Menschen mit weniger Fremdsprachkompetenzen bzw. Bildung in herabwürdigender Weise behandelt und ihnen eine Inferiorität attestiert. Im Beispiel wird deutlich, dass die Biographin Mühe mit ihrer Arbeitssituation aufgrund des erschwerten Zugangs zum Arbeitsmarkt hat, ihre angeheirateten Familienangehörigen ihr aber zusätzlich den geringen Arbeitsstatus vorhalten. Dadurch erfährt sie eine soziale Diskriminierung ihrer Arbeit.

Da die Schiegermutter die venezolanische Ehefrau ihres Sohnes ebenfalls für minderwertig hält und sich für sie zu schämen scheint, verhält sie sich ihr gegenüber ausgrenzend. Aus der subjektiven Perspektive wurde Valentina Navarro jegliche Form sozialen Anschlusses und Anerkennung ihrer Person verweigert, was sich in der Nichteinladung, Getuschel im Rücken und dem Übergehen-Werden zeigte. Der Schmerz des Ausgegrenztseins kommt indirekt bei Valentina Navarro zum Ausdruck. Einerseits beendet sie den Satz nicht und andererseits formuliert sie semantisch weitestgehend vage „solche Sachen". Indem sie sprachlich im Unkonkreten und Allgemeinen bleibt, kann vermieden werden, über leidvolle Erfahrungen zu sprechen. Das Verwenden des Adjektivs „peinlich", um ihren Eindruck zu beschreiben, sie evoziere bei ihrer Schwiegermutter Gefühle der Beschämung im Zusammenhang ihrer Herkunft, scheint darauf hinzuweisen, dass sich die Biographin aufgrund ihres venezolanischen Aussehens selber anfängt zu schämen. Scham ist laut Mecheril (1995: 104) wohl eine der perfidesten Auswirkungen des Rassismus: Die Opfer schämen sich ihrer Haut und ihres Aussehens. Möglich ist, dass diese kontinuierlichen Abwertungserfahrungen im Kreis der Familie ihres Ehemannes zu einem defizitären Bild ihrer selbst führt, was sich in Form von internalisierter Selbstabwertung und -ablehnung manifestiert.

Die Biographin veranschaulicht zugleich unmissverständlich, welche Wirkung die ausgrenzende und geringschätzende Behandlung durch die Schwiegereltern wie auch durch die Mehrheitsgesellschaft auf sie ausübt. Die subjektive Bedeutung von Rassismuserfahrung zeigt sich im Gefühl unerwünscht zu sein, selbst nach 13 Jahren in der Schweiz. Es fällt ihr schwer, einen Platz in der Gesellschaft, in der Familie des Mannes und in der Ehe zu finden. Nirgends fühlt sich die Migrantin aus Venezuela angenommen und geborgen. Die mehrmals verwendete Formulierung „unangenehm", die eher harmlos anmutet, so als würde sie die Folgen der Verletzung herunterspielen, zeigt einerseits, wie schwierig es für sie ist, sich auf die erfahrene Diskriminierung einzulassen, da das destabilisierende Effekte auf das eigene Selbstwert und Selbstbild haben könnte. Andererseits wird besonders deutlich, wie schwer es der Biographin fällt, ihren Schmerz darüber auszudrücken, sich gesellschaftlich und familiär abgelehnt und stigmatisiert zu fühlen. Für die Venezolanerin bedeutet dies eine doppelte Ablehnung, keinen Ort zu haben, um sich aufgehoben zu fühlen und keine Geborgenheit

erfahren zu können. Nicht einmal im eigenen Zuhause, im vermeintlich geschützten Rahmen einer Familie oder Ehe, macht sie die Erfahrung des Sich-angenommen-Fühlens und Dazugehörens. Insofern fehlt der Biographin ein Ort der Zugehörigkeit, an dem Rassismus- und Ausgrenzungserfahrungen im täglichen Leben abgefedert werden könnten. In diesem Punkt sind Valentina Navarros Erfahrungen durchaus mit denjenigen von Amalia Torres' vergleichbar, die ebenfalls von persönlich erlebten Ausschlusserfahrungen auf der gesellschaftlichen, ehelichen und beruflichen Ebene sowie durch die Schwiegereltern betroffen ist. Es überrascht daher nicht, dass die beiden in der Migration eine enge Freundschaft geschlossen haben, die nahezu wie eine Ersatzfamilie fungiert, um sich gegenseitig zu unterstützen. Die emotionale Nähe einer Freundin weist eine Stabilisierungsfunktion auf. Die binationale Ehe und die Familie des Ehemannes bedeuten somit keine emotionale Ressource im Umgang mit rassistischen Erfahrungen, sondern im Gegenteil, die lateinamerikanischen Frauen sind hier genauso mit Entwertung und Ausschluss konfrontiert.

Das Backen eines Butterzopfs als Symbol von Differenz und Zugehörigkeit

So beschreibt auch Alma Ruiz, 52 Jahre alt, aus Buenos Aires, Argentinien, Kindergärtnerin, als Beispiel für erlebten Rassismus die ablehnende Haltung der Eltern ihres Schweizer Ehemannes. Diesen lernte sie Anfang der 90er Jahre in der argentinischen Hauptstadt kennen, als er als Rucksack-Tourist in Südamerika auf Reisen war. Zusammen haben sie eine 13-jährige Tochter. Die Biographin lebt seit 23 Jahren in der Deutschschweiz. Alma Ruiz, die sich aus eigener Initiative für eine Teilnahme an meiner Studie meldete, erzählte, dass sie sich von ihren Schwiegereltern nicht als Schwiegertochter angenommen fühlte. Sie begründete das mit ihrer südamerikanischen Herkunft. Die an sie herangetragene Erwartungshaltung beschreibt sie als einen starken psychischen Druck. Das Nichterfüllen der hohen Erwartungen ihrer Schwiegereltern verursachte ihr grosses Leiden. Das Gefühl verweigerter Zugehörigkeit macht Alma Ruiz am Beispiel des Backens eines Butterzopfes fest, was nach eigener Aussage eine wichtige Tradition für die Familie ihres Ehemannes darstellt. Trotz grösster Anstrengung gelang es ihr nicht, einen Zopf zu backen, der der Familie schmeckte. Dazu meint sie: „Sie stellten das Zopfbacken als wichtige Lebensprüfung dar."[12] Aufgrund des Misslingens des als wichtig erachteten Brotes, fühlte sie sich abgewertet und ausgeschlossen. Dabei suchte Alma Ruiz Wärme und emotionale Nähe. Sie wollte sich als Mitglied der Familie fühlen. Das Backen eines Butterzopfs zeigt die symbolische Bedeutung von Zugehörigkeit bzw. von Exklusion. Subjektiv wahrgenommene Diskriminierung erscheint hier in Gestalt einer scheinbar harmlosen Abwertung. Dies erzeugt allerdings ein tiefes Gefühl der Unsicherheit in Bezug auf die Position in der angeheirateten Familie und beeinflusst die psychische Befindlichkeit. Insgesamt wird am Beispiel des Zopfs das unerfüllte Bedürfnis deutlich, sich angenommen und aufgehoben zu fühlen. In Alma Ruiz' Darstellung fällt auf, dass ihr Schweizer Ehemann in diesem Kontext nicht als emotionale Unterstützung beschrieben wird.

Aus ihrer Erzählung geht hervor, dass das Erleben sozialer Ablehnung und die mangelnde Sprachfähigkeit in der Fremdsprache zusammenhängen. Das Gefühl, als Migrantin für unfähig oder „dumm" gehalten zu werden, weil sie sich nicht so eloquent

---

12 Das Interview mit Alma Ruiz führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

ausdrücken kann wie in ihrer Muttersprache, wirkte sich auf ihr Sprachvermögen aus. Sie entwickelte aus Unsicherheit eine enorme Hemmung, Deutsch zu sprechen. Sie war beherrscht von der Angst, zurückgewiesen und abgewertet zu werden, wenn sie die deutsche Sprache nicht gut genug konnte. Diese Angst einer auch gesellschaftlichen Ablehnung wollte sie nicht nochmals erleben. Die Unfähigkeit, ihrer Bildung entsprechend eine Konversation auf Deutsch zu führen, blockierte sie. Die sprachliche Hemmung erscheint als Ausdruck ihrer inneren Sprachlosigkeit. Das damit einhergehende Gefühl der eigenen Handlungsunfähigkeit wirkte sich belastend auf Alma Ruiz' psychische Gesundheit aus. In einem anderen Zusammenhang erinnert sie sich: „Ich empfand nicht die ganze Zeit in der Schweiz als traumatisch, aber es gab viele Momente, in denen ich nur überlebte." Die Thematisierung des Gefühls des blossen Überlebens in der Migration ist in mehreren Erzählungen anzutreffen.

Wie in beiden Fallbeispielen rekonstruiert wurde, beeinflussen Erfahrungen verweigerter Zugehörigkeit und Anerkennung sowie fehlende soziale, familiäre bzw. partnerschaftliche Unterstützung im Umgang mit rassistischen Vorfällen negativ die psychische Gesundheit der befragten Migrantinnen. In meiner Untersuchung nennen die befragten Migrantinnen häufig den privaten Bereich als Ort von Ausgrenzung, Rassismus und Diskriminierung. Eine Ausnahme bilden die 28-jährige Lucinda Riva aus Ecuador, verheiratet mit einem Schweizer, und die 33-jährige Isabela Vega aus Kolumbien, verheiratet mit einem gleichaltrigen Deutschen, die beide sowohl von positiver und wohlwollender Unterstützung als auch von emotionaler Zuwendung durch ihre Schwiegereltern berichten.

8.7 Sexualisierte und exotisierte Fremdzuschreibung

Neben rassistischen Vorfällen berichtet Valentina Navarro auch über sexistische Erfahrungen im Kontext ihrer Herkunft. Die Erfahrung mit sexualisierten und exotisierenden Fremdzuschreibungen teilen viele Studienteilnehmerinnen, wie auch in beiden Fallrekonstruktionen deutlich wurde. Die folgende Sequenz zeigt, wie sich Valentina Navarro als Frau aus Venezuela in der Schweiz wahrgenommen fühlt. Ihre Schilderung veranschaulicht, mit welchen stereotypen Vorstellungen und sexuellen Anspielungen sie bei Dates und in Partnerschaften konfrontiert wird. Stellvertretend für eine Reihe ähnlicher Erfahrungen sei hier folgende Passage zitiert:

> „Nach meiner Trennung hatte ich wieder eine Beziehung mit einem Schweizer. Er hat ein paar Mal zu mir gesagt: ‚Ja, ja, ich kenne die Lateinamerikanerinnen, sie gehen immer mit Männern, sie haben Männer immer gerne.' Das ist so diskriminierend. Wie kannst du so was sagen? Wir sind (...), ich weiss nicht wie viele Frauen in Venezuela leben, aber du kannst doch nicht so über alle Frauen sprechen, wenn du eine Kultur gar nicht kennst. Er hat doch nur ein paar Leute hier gesehen. Und das ist auch Diskriminierung. Oder mir ist auch oft passiert, dass Männer mit mir zu flirten begannen. Sie waren keine unbekannten Männer, sondern Männer, die ich über Kollegen kannte. Dann ging ich einmal mit einem Mann etwas trinken und dann sendete er mir noch am gleichen Tag ein Dildo mit einem Spruch: ‚Ah, ja, so zum Spielen.' Das ist für mich auch Diskriminierung, denn mit Schweizerinnen macht er das bestimmt nicht. Wir hatten keine Vertrautheit, wir hatten uns nur einmal gesehen und wir hatten uns noch nicht einmal

> geküsst. Wie kann er mir gleich ein Dildo senden? Oder ja, es kommt vor, dass, wenn ich am Reden bin, sagen sie zu mir: ‚Ja, ja, chiquita, bonita, rambazamba.' Die nehmen mich nicht ernst. Und wenn sie merken, dass du nicht perfekt Deutsch sprichst, dann noch weniger. Auch bei der Arbeit sagten sie ab und zu: ‚Ja, ja, Valentina (…)'. Und wenn ich merkte, dass sie mich nicht ernst nehmen, dann sagte ich nichts mehr, weil (…) ich kann nicht darüber diskutieren oder so. Sie wollen nicht entdecken, wer ich als Mensch bin. Und das habe ich hier schon oft gespürt, dass (…) ja, gewisse Leute haben solche Meinungen über mich."

In dieser reflexiven Auseinandersetzung wird deutlich, wie sich die Biographin selbst bei der Aussenwahrnehmung lateinamerikanischer Frauen positioniert. Deutlich ist, dass ihr damaliger Partner Kollektivzugehörigkeiten in Form von „die Lateinamerikanerinnen" konstruiert. Als Frau aus Lateinamerika wird sie oft in Verbindung mit Sex gebracht; eine Erfahrung, die mehrere Gesprächspartnerinnen aus meinem Sample teilen. Einige Frauen berichten, dass sie mit dem Vorurteil konfrontiert wurden, Lateinamerikanerinnen seien oft Prostituierte. In Valentina Navarros Erzählung zeigt sich, dass sie sich auf die Rolle der freizügigen und sexuell verfügbaren „Latina" reduziert sieht und sich dadurch gedemütigt fühlt. Doch mit der Demütigung geht auch Wut einher. Sie ist wütend über die als sexistisch empfundene Behandlung. Sie ist möglicherweise auch wütend über die Ohnmacht, die sie in der Situation empfindet. Sie ist wütend darüber, als Frau missachtet zu werden. Durch Wut lässt sie gleichzeitig den Schmerz nicht an sich heran. Wut dient ihr insofern dazu, die eigene Handlungsmacht im Verarbeitungsprozess von Erfahrungen mit Rassismus und sexistischer Abwertung aufrechtzuerhalten.

Sie distanziert sich vehement von stereotypisierenden Fremdzuschreibungen, indem sie auf inadäquate und als ungerecht empfundene Verallgemeinerungen venezolanischer Frauen verweist. Valentina Navarros Skandalisierung über die als unrecht empfundene Zuschreibung sexueller Disponibilität und Zügellosigkeit lässt sich als Reaktion auf erfahrene Beschämung deuten. In dieser Passage veranschaulicht Valentina Navarro, dass sie sich als Venezolanerin von männlichen Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft abgewertet und despektierlich behandelt fühlt. In herabwürdigender Weise greifen Männer, die ihr nicht gänzlich unbekannt sind, auf sexuelle Zuschreibungen und Bilder zurück, die eine Ungleichheit produzieren. Ungeachtet des Umstands, dass die Erzählerin beim Sprechen über Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen Begriffe wie etwa Vorurteile und Diskriminierung gleichzusetzen scheint, äussert sie klar ihr Gefühl erlittenen Unrechts und Andersbehandlung im Vergleich zu Schweizerinnen. Das ist für sie soziale Diskriminierung. Die ihr gegenüber geäusserten stereotypen Vorstellungen über lateinamerikanische Frauen wirken sich auf ihren Selbstwert aus. Das Erleben sexistischer Diskriminierung bezogen auf ihr Frausein und ihre kulturelle Herkunft empört sie und ruft und Unglauben hervor. Die stereotypisierenden Fremdzuschreibungen lateinamerikanischer Frauen, die als „chiquita, bonita, rambazamba" beschrieben werden, waren in ähnlicher Form auch bei Leonor Castro zu beobachten. Die Konstruktion von „Anderssein" ist hier scheinbar positiv konnotiert. Doch in der Zuschreibung der „anschmiegsamen und feurigen Lateinamerikanerin mit Rhythmus im Blut", was als Kompliment getarnt ist, wird Valentina Navarro zum Objekt sexueller Phantasien. Gleichzeitig wird der Biographin das Gefühl vermittelt, dass sie einem Mann unterlegen ist, indem er sie nicht ernst nimmt.

Darauf reagiert sie resignativ in Form eines inneren Rückzugs – sei es als Schutzmechanismus oder als Ausdruck von Enttäuschung. Die Schwierigkeit, in dieser Situation zu sprechen bzw. etwas dagegenzuhalten, liegt – so sehe ich es – nicht in ihrem Unvermögen, sich zu artikulieren, sondern vielmehr in ihrem Empfinden, nicht auf Verständnis zu stossen. Im letzten Abschnitt der Textpassage verdeutlicht die Biographin, dass sich kaum jemand die Mühe macht, den Menschen hinter ihrem südamerikanischen Äusseren zu entdecken.

In der Konstruktion von begehrlichen Exotismen werden Machtphantasien sichtbar. Deutlich wird hier das Zusammenwirken von rassistischer und sexistischer Abwertung lateinamerikanischer Frauen und Degradierung zur „leidenschaftlichen Exotin“ sichtbar. Philomena Essed (1991: 5), die den Begriff des Alltagsrassismus in die internationale wissenschaftliche Debatte eingeführt hat, spricht in diesem Kontext von „gendered racism“. Die Rassismusforscherin macht darauf aufmerksam, dass Rassismuserfahrungen auch von Gender-Zuschreibungen beeinflusst werden. Dabei gibt sie ebenfalls als Beispiel die Erfahrungen von „schwarzen“ Frauen an, die von „weissen“ Männern als exotische Sexualobjekte betrachtet werden.

8.8 Subjektiv wahrgenommene Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen in staatlichen Institutionen

Nicht nur in den präsentierten Falldarstellungen von Amalia Torres und Leonor Castro, sondern auch in den Erzählungen anderer Gesprächspartnerinnen wurde persönlich erfahrener Rassismus im Umgang mit MitarbeiterInnen staatlicher Institutionen zum Ausdruck gebracht. Sie berichten über diskriminierende Aussagen und Haltungen durch Mitarbeitende von Sozialämtern, regionalen Arbeitsvermittlungszentren, des öffentlichen Verkehrs oder auch, wie im folgenden Fall, durch Angestellte des kantonalen Amts für Migration. Insbesondere im Zusammenhang mit mangelnden Sprachkenntnissen als neu zugezogene Migrantinnen in der Schweiz berichten Interviewteilnehmerinnen von einer entwürdigenden Behandlung auf Ämtern und Behörden. So erzählt Flor Martinez, 42 Jahre, aus Bucaramanga, Kolumbien, Architektin und Studentin der Maltherapie zum Zeitpunkt des Interviews, dass sie aufgrund ihrer Sprachkompetenz und ethnischen Herkunft Ablehnung und Benachteiligung erfuhr. Die Biographin ist mit einem Schweizer verheiratet, hat zwei Kinder, eine zum damaligen Zeitpunkt neunjährige Tochter und einen siebenjährigen Sohn, und lebt seit 20 Jahren in der Schweiz. Die Erfahrung von Leistungsverweigerung beim Amt für Migration in den 90er Jahren beschreibt die Biographin wie folgt:

> „Ich machte sehr schlechte Erfahrungen, als ich zur Fremdenpolizei gehen musste, weil ich Dokumente benötigte. Jedes Mal, wenn ich zu ihnen ging, waren sie sehr, sehr unfreundlich zu mir. Ich sprach damals nicht gut Deutsch, und dann sagten sie zu mir, ich solle erst wieder zurückkommen, wenn ich besser Deutsch spreche. Ich verstand, was sie mir sagten, aber ich konnte ihnen nicht antworten, weil ich damals nicht über einen ausreichenden Wortschatz verfügte. Das war eine Demütigung (…), eine grosse Demütigung, die ich erlebte. Wenn du Ausländerin bist und nicht die Sprache sprichst, dann kannst du nicht deine Geschichte erzählen. Du hast dann ein Minderwertigkeitsgefühl, weil du eine Ausländerin bist und weil du schlecht behandelt wirst. Ich machte oft un-

angenehme Erfahrungen mit den Beamten. Sie hatten kein Mitgefühl und halfen mir nicht. Sie sind Beamte, aber wenn ein Mensch mehr Zeit benötigt, dann wimmeln sie dich schnell ab. Und es sind solche Sachen (…), wenn ich nach Hause kam, weinte ich den ganzen Tag deswegen. Es war ziemlich heftig (…). Es waren belastende Erfahrungen."[13]

Einen ähnlichen Vorfall im Umgang mit der Behörde schildert Ana Ortiz. Sie beschreibt ihre Erlebnisse mit staatlichen Institutionen in der Anfangszeit nach ihrer Migration in die Schweiz in den 80er Jahren folgendermassen:

„Die Fremdenpolizei behandelte mich wie eine Kriminelle. Sie sagte zu mir, ich müsse innerhalb von zwei Tagen zu ihnen gehen, ansonsten stellen sie mich an die Grenze. So war das. Und ich bin wirklich keine Kriminelle und ich hatte so grosse Angst."

Die Erfahrung von Rassismus und Diskriminierung aus der Sicht der Betroffenen zeigt sich deutlich in diesen Darstellungen. Es wird sichtbar, dass sich beide Frauen, aus Kolumbien und aus Peru kommend, aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit und ihres ungewissen Aufenthaltsstatus von MitarbeiterInnen der Migrationsbehörde unfair behandelt und bewertet fühlten, was hier als institutioneller Rassismus gedeutet werden kann. Unklar ist, ob es sich bei den dargestellten diskriminierenden Handlungen um isolierte Vorfälle handelt oder ob sie in öffentlichen Institutionen regelmässig auftreten. Die Biographinnen beschreiben dabei das Gefühl, es als Migrantinnen bei Behördengängen besonders schwer zu haben und fühlen sich benachteiligt. Flor Martinez schildert zudem, sich aufgrund ihrer geringen Deutschkenntnisse diskriminiert gefühlt zu haben. Abwertungserfahrungen infolge von Kritik an den Sprachkenntnissen werden von mehreren Frauen in verschiedenen Kontexten berichtet. Sie entwickeln ein Gefühl von Minderwertigkeit aufgrund ihrer lateinamerikanischen Herkunft, ihres Migrantinnen-Status und ihrer herabwürdigenden Erlebnisse. Es wird deutlich, dass die in meiner Studie befragten Frauen Erfahrungen rassistischer Abwertung auf Ämtern als psychisch belastend erleben. Insbesondere bei staatlichen Institutionen wie etwa beim Amt für Migration werden rassistische Diskriminierungs- und Herabsetzungserfahrungen von Migrantinnen äusserst schmerzhaft erlebt, da sie sich in einer besonders vulnerablen Position befinden. Obwohl beide Frauen nichts Unrechtes getan haben, resignieren sie gegenüber der Macht der Institution. Sie erleben sich in dieser Situation als machtlos. In Ana Ortiz' Fall wird deutlich, wie emotional intensiv die drohende Abschiebung erlebt wird, da sie zu diesem Zeitpunkt von aufenthaltsrechtlicher Unsicherheit und Ängsten geprägt ist, mit einem in der Schweiz geborenen Mann spanisch-argentinischer Herkunft verlobt, aber noch nicht verheiratet. Als potentiell Kriminelle behandelt zu werden, in Kombination mit der als ungerecht und abwertend empfundenen Haltung der Mitarbeitenden eines kantonalen Amts für Migration wird als stark psychisch belastend empfunden, wie aus dem Interview hervorgeht. Eine solche Diskriminierung bewirkt vermutlich Angst und darüber hinaus Frustration, Hilflosigkeit und Wut.

Von diskriminierenden und ausgrenzenden Handlungen von MitarbeiterInnen öffentlicher Institutionen berichteten mehrere lateinamerikanische Interviewpart-

13 Das Interview mit Flor Martinez führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

nerinnen. Flor Martinez beschreibt die Atmosphäre von Institutionen als kalt. Dabei bemängelt sie fehlende Empathie und Verständnis für MigrantInnen, die sich sprachlich nicht ausreichend verständigen können. Stattdessen verstärken die BeamtInnen die Sprachbarrieren eher noch, um Unterstützung zu verweigern. Die Bedeutung der Sprache, um an der Mehrheitsgesellschaft teilzunehmen, soll nicht in Abrede gestellt werden, doch wird deutlich, dass die Mehrheitssprache oft als Machtinstrument benutzt wird. Die Wirkung von subtilen und latenten Rassismen in staatlichen Institutionen zeigt sich in der emotionalen Reaktion der Biographin, die diese Behandlungsform als Demütigung bezeichnet. Rassismus durch Mitarbeitende von kantonalen Migrationsämtern oder, wie in den Fallrekonstruktionen aufgezeigt, von Sozialämtern und regionalen Arbeitsvermittlungszentren, wirken sich negativ auf die psychische Gesundheit aus.

8.9 Rassistische Diskriminierung beim Einkaufen und in einem Café

Die Bedeutung von Rassismus im Leben der befragten Frauen, die sich in alltäglichen Situationen offen oder verdeckt wie etwa beim Einkaufen ereignen, ist evident. Das folgende Beispiel zeigt Rassismuserfahrungen in einem Kaufhaus, erzählt von Miranda Lopez, 43 Jahre, aus Guatemala-Stadt, Guatemala. Die Biographin meldete sich aus eigener Initiative für eine Teilnahme an meiner Studie. Sie verfügt über eine kaufmännische Ausbildung mit Abschluss. In der Schweiz ist sie als Reinigungskraft tätig. Miranda Lopez erzählt ihre Migrationsbiographie vor der Folie von Flucht, auf die ich an anderer Stelle eingehen werde. Sie kam vor 10 Jahren in die Schweiz. Die Biographin hat zwei Kinder aus erster Ehe mit ihrem Mann aus El Salvador[14], der in Guatemala lebt. Die 19-jährige Tochter lebt seit Miranda Lopez' zweiten Heirat mit ihr in der Schweiz. Ihr 24-jähriger Sohn ist in Guatemala geblieben. Sie ist heute in zweiter Ehe mit einem Kolumbianer verheiratet, der seit 32 Jahren in der Deutschschweiz lebt. Miranda Lopez berichtet von Nichtbeachten, gefolgt von anschliessendem unhöflichen und geringschätzenden Verhalten an der Kasse durch das Personal eines Geschäfts. Sie erzählt, sich aufgrund ihrer Herkunft benachteiligt behandelt gefühlt zu haben, da Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft zuvorkommend und freundlich bedient wurden. Dieses negative Erlebnis in einem Kaufhaus empfand die Biographin nach eigenen Aussagen als „eine grauenvolle Erfahrung". Eine Formulierung, die zum Ausdruck bringt, wie emotional sie die Missachtung und Entwertung ihrer Person im öffentlichen Raum trifft.

14 Miranda Lopez' erster Ehemann kommt aus einem zentralamerikanischen Land. Auf den deutlichen Wunsch der Biographin wurde sein Herkunftsland anonymisiert. Sie ist die einzige Gesprächspartnerin, die vor ihrem gewalttätigen Ehemann in die Schweiz geflüchtet ist. Zuerst kam sie als Touristin, anschliessend blieb sie ohne Aufenthaltsbewilligung vier Jahre in der Schweiz, bis sie ihren zweiten Ehemann kennenlernte und heiratete.

Miranda Lopez: „Solche Sachen berühren mich sehr (…), sie prägen mich auf eine sehr hässliche Art."

Die Biographin schildert nachfolgend – ohne lange überlegen zu müssen – von einem weiteren alltagsnahen rassistisch motivierten Diskriminierungserlebnis. Das Ereignis, das als direkte Diskriminierung bezeichnet werden kann, fand in einem Café statt. In einer deutschsprachigen Stadt mittlerer Grösse, in der sie damals lebte, wurde ihr und ihrer Freundin, einer Portugiesin afrikanischer Herkunft, die Bedienung verweigert. Die Freundin hatte ihren Säugling in einem Kinderwagen dabei. In der folgenden Passage wird deutlich, dass Miranda Lopez offene Formen rassistischer Handlungen, die nicht nur gegen sie, sondern auch gegen andere Migrantinnen gerichtet sind, erfuhr:

> „Schau, ich war wirklich tief schockiert. Sie haben es eigentlich nicht mir angetan, sondern meiner Freundin. Als wir gingen, fragte ich meine Freundin, ob sie die Serviceangestellte kannte. Ich dachte, dass sie mit ihr vielleicht ein persönliches Problem haben könnte. Aber meine Freundin sagte nein, dass sie diese Frau nicht kannte und meinte, dass Schwarze wegen ihrer Hautfarbe hier oftmals nicht bedient werden. ‚Aber mache dir keine Sorgen', sagte sie, ‚wenn du mit mir zusammen bist, darfst du nicht gekränkt reagieren, weil, das kommt oft vor. Auch im Bus zum Beispiel, wenn ich mit dem Kinderwagen einsteige, werde ich oft von Menschen angerempelt oder ältere Personen lassen mich mit ihrem Gehstock nicht durch.' Das ist einfach so eine Art und Weise, die (…), die deprimiert, verstehst du? Und ja, solche Sachen berühren mich sehr (…), sie prägen mich auf eine sehr hässliche Art."[15]

Die Biographin thematisiert hier Erlebnisse von sehr massivem und offenem Rassismus gegenüber „schwarzen" Frauen. Sie bringt klar zum Ausdruck, dass sie die rassistisch diskriminierende Handlung der Serviceangestellten, die in diesem Fall zwar nicht gegen sie gerichtet war, dennoch in Form einer Solidaritätsbekundung mit ihrer Freundin als eine Entwürdigung erlebt. Miranda Lopez reagiert auf diesen rassistischen Vorfall mit Entsetzen und Fassungslosigkeit, wie die Ausdrucksweise „tief schockiert" verdeutlicht. Obwohl das Verweigern einer Dienstleistung in einem öffentlichen Café für beide Frauen als eine Erfahrung zu betrachten ist, in der sie hilflos und machtlos waren, relativiert die Freundin den Vorfall. Sie nimmt zwar eine Benachteiligung aufgrund ihrer Hautfarbe wahr, zeigt sich aber nach aussen gegenüber diesen rassistischen Erlebnissen abgehärtet, da sie sich an solche Abwertungserfahrungen gewöhnt habe. Dadurch vermeidet sie, sich selbst als Opfer oder als Leidende zu positionieren. Sie deutet das Erleben von Rassismuserfahrungen als einen Teil ihres Alltags an. Diese Strategie hat hier möglicherweise eine Schutzfunktion, um dadurch handlungs- und widerstandsfähig zu bleiben.

Miranda Lopez zeichnet hingegen Alltagsrassismus als eine für ihre psychische Gesundheit bedeutende Erfahrung nach, da sie Niedergeschlagenheit hervorruft. Sie bringt das mit den Worten zum Ausdruck: „Solche Sachen berühren mich sehr (…), sie prägen mich auf eine sehr hässliche Art", nachdem sie wieder Worte gefunden hat, um den Effekt von Rassismus auf der emotionalen Ebene zu beschreiben. In dieser Formulierung „prägen mich auf eine sehr hässliche Art" kommt nun zweierlei zum

15 Das Interview mit Miranda Lopez führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

Ausdruck: Einerseits expliziert sie ihr Verletztsein aufgrund des ignorierenden Verhaltens durch Angestellte eines Geschäfts sowie durch die verweigerte Bedienung in einem Café, andererseits verdeutlichen ihre Worte die fortgesetzte Kränkung, ständig übergangen, benachteiligt und herablassend behandelt zu werden. Diese kann in ein Defizit an Wertschätzung und sozialer Anerkennung resultieren. Resümierend lässt sich festhalten, dass die langfristigen Auswirkungen von rassistisch motivierten Diskriminierungserfahrungen das Lebensgefühl der Biographin tangieren. Rassismuserfahrungen wirken sich hierbei negativ auf den eigenen Selbstwert aus, die subjektiv wahrgenommene Diskriminierung und die mehrmaligen Erfahrungen von Rassismus im öffentlichen Raum beeinträchtigen die psychische Gesundheit der jeweils betroffenen Migrantin.

8.10 Rassismus im Restaurant

Selena Cruz ist 47 Jahre alt und kommt aus Lima, der Hauptstadt von Peru. Sie gehört auch zu den drei migrierten Frauen, die sich von sich aus für eine Teilnahme an der vorliegenden Studie entschlossen. Selena Cruz absolvierte ein BWL-Studium in Lima. Das Studium schloss sie mit einem Zertifikat, allerdings ohne Diplom ab. Sie lebt seit 16 Jahren in der Deutschschweiz. Das erste Mal kam sie vor 23 Jahren in die Schweiz als Au-pair. Während ihres einjährigen Aufenthaltes lernte die damals 24-Jährige ihren zukünftigen Schweizer Ehemann kennen. Sie kehrte allerdings nach einem Jahr zurück nach Lima, wo sie in der Textilfabrik ihrer Eltern in einer leitenden Position tätig war. Die Biographin und ihr zukünftiger Ehemann führten eine siebenjährige Fernbeziehung bis sie schliesslich heirateten. Sie war 32 Jahre alt, als die Eheschliessung mit ihrem fünf Jahre älteren Partner stattfand. Ihren Mann heiratete sie, weil sie dachte, er als Europäer sei emanzipiert. Sie liebte seine Geduld und die Ruhe, die er ausstrahlte. Selena Cruz berichtet weiter, dass ihr Ehemann von Beginn an die Schweiz als gemeinsamen Wohnort festgelegt hatte und auch kein Handeln über einen anderen Lebensmittelpunkt zuliess. Gemeinsam haben sie einen elfjährigen Sohn. Die Biographin arbeitet zum Zeitpunkt des ersten Interviews als Reinigungskraft. Ihr Mann ist bei der Post angestellt. Selena Cruz beschreibt ihre Differenzerfahrung in einem Restaurant wie folgt:

> „Als ich das Restaurant betrat, wurde ich angestarrt. Ich hatte den Eindruck, dass mich alle beobachteten. Da die Gäste laut redeten, konnte ich sie hören, aber ich konnte mich nicht wehren, so hörte ich bloss, dass sie über mich sprachen. Im kleinen Dorf meines Mannes war es am schlimmsten. Ich kam in das Restaurant rein und alle schauten mich an und fragten sich, wer ich sei. Die einen mit guten, die anderen mit schlechten Absichten. Es war furchtbar. Ein Horror (…). Ich komme aus Lima, da bin ich eine von vielen. Aber hier in einem Dorf war ich die Neue. Alle betrachteten mich kritisch, ich spürte es. Eine Freundin sagte mir, dass sie uns anstarren, weil wir gut aussehen (lacht). Ich sagte mir dann immer wieder: ‚Wir werden angestarrt, weil wir interessant sind' und dann fühlte ich mich besser. Jetzt habe ich mich daran gewöhnt (…). Es ist zum Lachen und eigentlich doch nicht (…). Ich war einmal mit meinem Mann zusammen in einem Restaurant. Eine Frau, die neben uns sass, beobachtete mich die ganze Zeit. Sie schaute, ob ich die richtige Gabel nahm, das richtige Messer und solche Sachen. Sie be-

obachtete mich so sehr, dass mein Mann mir sagte, dass ich mich wehren solle, da ich mich schlecht fühlte, weil sie mich immer anstarrte. Wenn sie mich anstarrt, dann soll ich ebenfalls zurückstarren. Es sind Kleinigkeiten, die aber viel bedeuten können."[16]

Für die Biographin bedeutet Alltagsrassismus, im öffentlichen Raum immer wieder angestarrt zu werden. Die Frau aus Peru interpretiert die Blicke der Gäste im Restaurant als negativ und abwertend. Das Starren und die besondere Beobachtung beim Essen verursachen Selena Cruz ein deutliches Unbehagen, es setzt sie unter Druck. In der Formulierung „Es war furchtbar. Ein Horror." zeigt sich ihr Gefühl, als „anders" und deshalb als „nicht dazugehörig" betrachtet zu werden. Die Blicke vermitteln der Biographin die Botschaft, unerwünscht zu sein. Sie fühlt sich nicht akzeptiert und ausgegrenzt. Auch im Fall von Sol Alvarez sowie in anderen Erzählungen zeigt sich, dass sich die migrierten Frauen im öffentlichen Raum oft angestarrt fühlen. Den ihr zugeschriebenen Status als „Ausländerin" erlebt Selena Cruz belastend. In der Selbsterklärung „Wir werden angestarrt, weil wir interessant sind" wird ihre Strategie im Umgang mit rassistischen Vorfällen sichtbar. Die Biographin banalisiert diese Abwertungserfahrungen und distanziert sich. Das Herunterspielen dient als Abwehrreaktion, um ihren Selbstwert zu schützen. Mit der Aussage „Es sind Kleinigkeiten, die aber viel bedeuten können" wird die emotionale Dimension wiederkehrender Erfahrungen von Alltagsrassismus deutlich. Alltägliche und auf den ersten Blick banal erscheinende Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen haben für die befragten Migrantinnen folgenschwere psychische Auswirkungen.

8.11 Diskriminierungserfahrung an der Universität

Ein anderes Beispiel für Diskriminierung in öffentlichen Institutionen wird im Fall von Lucinda Riva deutlich. Die Biographin ist eine 28-jährige Erziehungswissenschaftlerin aus Quito, Ecuador. Neben ihrem Masterstudium an einer ecuadorianischen Universität absolvierte sie zusätzlich ein dreijähriges Studium in Erziehungswissenschaften an einer Schweizer Universität in der Deutschschweiz, das sie ebenfalls mit einem Master abschloss. Sie ist verheiratet mit einem gleichaltrigen Schweizer Mann, hat keine Kinder und kam vor fünf Jahren in die Schweiz. Die Biographin schildert eine ethnische Diskriminierungserfahrung – für sie unerwartet, da diese an einer Universität in der Deutschschweiz stattfand:

„An der Universität habe ich eine Arbeit geschrieben. Die Arbeit war gut, denke ich. Und dann sagte mir die Dozentin: ‚Das ist unmöglich, dass Sie eine solche Arbeit geschrieben haben.' Und dann fragte ich: ‚Warum?' ‚Weil Sie Ausländerin sind.' Und sie war selber eine Frau aus Österreich, keine Schweizerin. Und ich sagte zu ihr: ‚Was sagen Sie da.' Ich weinte zwei Tage lang. Ich war so verärgert, so (…) Und sie sagte: ‚Nein, das ist unmöglich. Sie könnten so eine Arbeit nicht selber schreiben.' Ich sagte zu Robert:[17] ‚Weiss

16 Das Interview mit Selena Cruz führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

17 Name des Ehemannes wurde maskiert. Er doktoriert zum Zeitpunkt des Interviews an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH).

sie denn nicht, dass ich schon ein Studium abgeschlossen habe, oder was?' Ich sagte das der Dozentin. Und da habe ich mich diskriminiert gefühlt. Ich hatte die Arbeit auf Deutsch geschrieben, die Sprache war so lala, aber Robert hat die Sprache korrigiert. Das bedeutet, ja, es gab keine Schreibfehler, aber ich habe die Arbeit selber gemacht. Und das war so extrem zu hören, dass, weil ich eine Ausländerin bin, ich die Arbeit nicht selber geschrieben habe, weil sie sehr gut ist. Sie hat einfach nicht geglaubt, dass ich als Ausländerin dazu fähig wäre, eine solche Arbeit zu schreiben. Das war extrem."

In dieser Passage wird deutlich, dass die Dozentin einer Universität die Leistungsfähigkeit der ecuadorianischen Studentin anzweifelt. Die Begründung „weil Sie Ausländerin sind" ist eine offen formulierte rassistische Äusserung der Lehrperson. Lucinda Riva, die in Ecuador bereits ein fünfjähriges Studium in Erziehungswissenschaften abgeschlossen hatte, zeigt sich gegenüber der Anschuldigung seitens der Dozentin fassungslos. Sie ist entsetzt. Sie fühlt sich durch die Dozentin in ihrem eigenen Wissen und ihren Fähigkeiten entwertet und degradiert, wie Lucinda Rivas Exklamation dokumentiert: „Weiss sie denn nicht, dass ich schon ein Studium abgeschlossen habe, oder was?". Die Biographin betont die besondere Intensität der Gefühle in dieser Situation durch die wiederholte Verwendung des Adjektivs „extrem", was die biographische Relevanz dieser Erfahrung verdeutlicht. Klar bringt Lucinda Riva hier zum Ausdruck, dass sie sich aufgrund ihrer ecuadorianischen Herkunft diskriminiert und unfair bewertet fühlt. Die Erfahrung der seelischen Verletzung dokumentiert sich darin, dass die Biographin einen mehrtätigen starken Gefühlsausbruch erlebte. Mit dem Thematisieren der österreichischen Herkunft der Dozentin in diesem Zusammenhang wollte Lucinda Riva hervorheben, dass diese selber einen Migrationshintergrund hat. Auch wenn die universitäre Mitarbeiterin nicht von sprachlichen Barrieren betroffen ist, so hätte sich die Biographin mehr Verständnis für Studierende mit nichtdeutscher Muttersprache erwartet. Allerdings stellt die Dozentin hier nicht nur die Sprach-, sondern auch die intellektuelle Fähigkeit, eine gute wissenschaftliche Arbeit schreiben zu können, in Frage.

8.12 Reaktionen auf Rassismuserfahrungen

Im Zentrum der nachfolgenden Ausführungen steht Flor Martinez' Umgang mit alltäglich erlebtem Rassismus. Ihre Relativierung wirkt wie eine Abwehrreaktion auf einen Schmerz, der sich auf nicht erwiderte Wünsche von Zugehörigkeit und Annahme bezieht:

„Ich habe das Gefühl, dass Schweizerinnen gegenüber Frauen aus Lateinamerika sehr diskriminierend sind, das heisst, dass sie dich nicht akzeptieren. Ich hatte aber nie einen Minderwertigkeitskomplex, weil ich mein Land mit einer guten Ausbildung verliess. Ich bin gut qualifiziert, und ich bin eine starke Person. Ich denke, dass es auch viele Klischees über lateinamerikanische Frauen gibt. Die Schweizer denken, dass der lateinamerikanischen Frau nur das Tanzen gefällt und sie nur ein heiteres Leben führen will und solche Sachen. Ich mag es auch, zu tanzen und heiter zu sein, aber ich habe auch meine ernste Seite. In Kolumbien war ich eine sehr gute Studentin und ich war sehr gut als Architektin. Die Männer griffen mich deshalb immer wieder an. Sie sprachen

> schlecht über mich, in dem Sinn, dass sie meine Würde zerstören wollten. Ich war zudem eine gutaussehende Frau, und deshalb sprachen auch die Frauen über mich. Ich verstand mich weder mit den Männern noch mit den Frauen in Kolumbien, da es eine Konkurrenz gab. Deshalb lernte ich mich zu verteidigen und alleine zu sein. Als ich in die Schweiz kam und mir all diese Dinge passierten, wie im Bus, wo ich beschimpft wurde, oder bei der Fremdenpolizei, war ich überrascht. Ich hatte nicht erwartet, dass mich die Schweizer schlecht behandeln würden. Ich dachte, dass sie alle gut sind und anständig sind. Ich musste feststellen, dass überall dasselbe ist. Daher entschied ich mich dazu, keine Freundschaften zu suchen. Ich blieb oft zuhause, ich beschäftigte mich mit Basteln und Handwerk."

In diesem Zitat fällt die offensiv-selbstbewusst vorgetragene Identifizierung als gut qualifizierte Migrantin auf. Die Biographin präsentiert sich als selbstsichere und starke Frau, die durch Leistung, Entschlossenheit und Widerstand ihre Ziele erreicht. Ähnlich wie im Fall von Leonor Castro wird auch bei Flor Martinez erkennbar, dass prekäre Zugehörigkeitserfahrungen mit einem Leidensprozess verbunden sind. Mit dem starken Betonen ihrer Bildungs- und Berufserfolge in Kolumbien scheint sie ihr Selbstwertgefühl schützen zu wollen. Insbesondere im Hinblick auf ihre späteren Erfahrungen mit Berufsausschluss und Dequalifikation nach der Migration, die sie psychisch enorm belasteten, lässt sich das Hervorheben der eigenen Kompetenz als ein Versuch deuten, ihren gesellschaftlichen und beruflichen Ablehnungsschmerz zu verringern.

Aus der rückblickenden Perspektive war die Biographin aufgrund ihrer ausgeprägten Leistungsorientierung und ihrem Äusseren im kolumbianischen Berufsalltag mit Konkurrenz- und Neidgefühlen von Frauen und Männern konfrontiert. Um ihre Würde aufrechtzuerhalten, musste sie viel Kraft aufwenden. In der Schweiz rechnete sie nicht mit ethnisierenden und rassistischen Differenzerfahrungen. Erneut musste sie eine kämpferische Haltung einnehmen, um subjektiv erlebte Angriffe auf ihre Würde abzuwehren.

Aus der Erzählung geht hervor, dass Erfahrungen mit Rassismus und rassistischer Diskriminierung sich auf den Umgang mit Behörden, auf die Benutzung des öffentlichen Verkehrs und die Interaktion mit der lokalen Bevölkerung beziehen. In mehreren biographischen Schilderungen werden diese Bereiche, neben dem beruflichen und privaten Umfeld, als Lebensbereiche genannt, in den die Migrantinnen mit rassistischen Verhaltensweisen, Situationen und Haltungen konfrontiert werden. Flor Martinez beschreibt, sich in der Schweiz insbesondere durch Schweizerinnen abgelehnt gefühlt zu haben. Auch wenn sie eher vage bleibt, scheint sie jene Stereotypisierungen, die gemeinhin Lateinamerikanerinnen zugeschrieben werden, mit ihren Diskriminierungserfahrungen in einen Zusammenhang zu bringen. Sie wehrt sich heftig gegen die stereotype Vorstellung, alle Lateinamerikanerinnen seien gute Tänzerinnen und immer gut drauf, aber intellektuell weniger qualifiziert. Die Selbstpositionierung als Akademikerin, die sich trotz Ausgrenzungserfahrungen nicht minderwertig fühlt, kann auch als eine Strategie der Selbstermächtigung verstanden werden, die mit einer Opferhaltung nicht vereinbar wäre. Eine solche Positionierung entfaltet eine Möglichkeit des biographischen Umgangs mit Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen.

In Flor Martinez' autobiographischer Narration zeigt sich ein (vermeintlicher) Widerspruch im Erleben von Rassismus. Die Biographin stellt hier eine Distanz zu ras-

sistischen und diskriminierenden Handlungsformen her, indem sie ihre Ausbildung und berufliche Qualifikation hervorhebt, möglicherweise um sich nicht abgewertet zu fühlen. Überraschend aber ist, dass eine Skandalisierung von Alltagsrassismus ausbleibt und sie im Gegensatz zu ihren Erfahrungen mit den Behörden, die sie zuvor als „heftig" und „belastend" beschrieben hatte, hier die Position einnimmt, Diskriminierungserfahrungen könnten ihr nichts anhaben und kein Leid verursachen. Nach eigener Aussage entwickelte sie auch keinen Minderwertigkeitskomplex. Diese widersprüchliche Haltung ist besonders aufschlussreich, weil im Zusammenhang mit den unerwarteten gesellschaftlichen Ablehnungserfahrungen ein emotionaler Konflikt deutlich wird. Flor Martinez sieht sich einerseits einem Gefühl von Macht- und Hilflosigkeit ausgeliefert, andererseits widersetzt sie sich deutlich einer Opferposition. Vielmehr zeigt sie sich als Frau, die nicht mehr auf den Zuspruch und die Anerkennung von anderen angewiesen ist. Dadurch riskiert sie, sich selbst zu verkennen, indem sie ihre Gefühle verdrängt oder sogar leugnet. Um Gefühle zu vermeiden, die sie nicht wahrhaben will, betreibt sie beträchtlichen Aufwand. Als Reaktion auf Ausschluss- und Abwertungserfahrungen zieht sie sich selber sozial zurück. Durch die Selbstisolierung vermeidet sie die wiederkehrende und kränkende Erfahrung von gesellschaftlicher Ausgrenzung. Somit lässt sich der selbstgewählte Rückzug als Selbstschutz vor weiteren Rassismuserfahrungen verstehen. Zugleich betreibt sie kreative Handarbeit, die als Bewältigungsstrategie im Umgang mit erfahrenem Rassismus identifiziert werden kann. Die Biographin wird einige Jahre später die Ausbildung zur Maltherapeutin als Verarbeitungsstrategie ihrer eigenen Depressionserkrankung wählen und reagiert damit auch auf ihre berufliche Ausschlusserfahrung als Architektin.

8.13 Zusammenfassung

Auffallend ist, dass alle 17 interviewten lateinamerikanischen Frauen von Rassismus und rassistisch konnotierter Diskriminierung betroffen sind. Rassismus ist demnach kein Einzelfall. Die dargelegten Beispiele zeigen, dass rassistische Vorfälle und diskriminierende Erfahrungen ein Bestandteil des täglichen Lebens von Migrantinnen aus Lateinamerika sind. Rassistische Bemerkungen im Alltag müssen nicht böse gemeint sein, aber dennoch sind sie verletzend. Ob eine Äusserung rassistisch ist, hängt in erster Linie davon ab, wie sie beim Gegenüber ankommt und nicht, wie sie gemeint ist. Aus der Auswertung des Datenmaterials geht hervor, dass nicht ein einzelner Vorfall, sondern das wiederkehrende Erleben, das Andauern und die Abfolge rassistischer Ereignisse Effekte auf die psychische Gesundheit der befragten Migrantinnen haben. Die Biographien der Frauen sind von vielfältigen verbalen, nonverbalen und, in dem Fall von Amalia Torres, von gewalttätigen Rassismuserfahrungen geprägt. Die Erlebnisse von subtilen oder offenen Rassismen und Diskriminierungen werden in den Lebensgeschichten als ein schmerzlich emotionales biographisches Thema präsentiert. Sie verursachen Leid. Das Leiden der Migrantinnen besteht in den untersuchten Fällen vor allem in der Erfahrung der Entwertung und Herabsetzung des eigenen Menschseins. Das zugeschriebene „Anderssein" wird hierbei mit Minderwertigsein gleichgesetzt. Die abwertende Haltung durch Mehrheitsangehörige wird als eine bedeutsame schmerzhafte Erfahrung beschrieben. Aus dem vorliegenden Interviewmaterial lässt sich konstatieren, dass sich lateinamerikanische Migrantinnen aufgrund ihrer Her-

kunft, ihrer Hautfarbe und in einigen Fällen auch aufgrund ihres Geschlechts abgelehnt, erniedrigt, ausgeschlossen, verachtet, im Stich gelassen, blossgestellt fühlen. Der Schmerz von Demütigung und Ungerechtigkeit, der mit Rassismuserfahrungen einhergeht, ist schwer zu ertragen. Die Sehnsucht nach Annahme, Anerkennung, Wertschätzung und Gerechtigkeit bleibt oft unerfüllt.

Die emotionalen Reaktionen auf Rassismus sind vielfältig. Aus den Erzählungen geht hervor, dass die Gefühle der migrierten Frauen von Enttäuschung, Wut, Empörung, Fassungslosigkeit, Sich-ausgeliefert-Fühlen, Sprachlosigkeit, Verzweiflung, Ohnmacht, Bitterkeit, Überforderung, Hilflosigkeit, Scham, Schuld, Selbstkritik, Resignation, Rückzug, Angst bis hin zu Traurigkeit und Niedergeschlagenheit reichen. Wenige Frauen erfahren Unterstützung etwa von der Familie, aus dem Freundeskreis oder durch Beratungsstellen. Die eigenen Ehemänner werden im Umgang mit rassistischen Vorfällen eher selten als Beispiele für eine positive Unterstützung dargestellt. Die meisten Migrantinnen sind auf sich alleine gestellt, die alltäglichen Rassismuserfahrungen zu verarbeiten, was zusätzlich als psychisch destabilisierend erfahren wird.

In den untersuchten Lebensgeschichten konnte fast durchgängig festgestellt werden, dass rassistische Erfahrungen lateinamerikanische Frauen dazu bringen, an sich zu zweifeln. Sie werden unsicher. Das herabwürdigende Verhalten von Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft bedroht ihr Selbstbild, bedingt durch verinnerlichte negative Zuschreibungen. Werden rassistische Beschimpfungen, Beleidigungen und Erniedrigungen im alltäglichen Leben durch wichtige Bezugspersonen wie etwa den Ehemann und/oder die Schwiegereltern, aber auch durch Vorgesetzte und Dozierende ausgeübt, vermindern diese Erfahrungen die Selbstwertschätzung der Biographinnen besonders stark. Das Internalisieren von Gefühlen der Minderwertigkeit sowie die Erfahrung gesellschaftlicher, familiärer und beruflicher Ablehnung aufgrund der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit zu einer Minderheitsgruppe beeinflussen die psychische Gesundheit in negativer Art und Weise. Die durch Rassismus vermittelte Botschaft „du bist nicht gut genug, so wie du bist" führt zu einer negativen Einschätzung ihrer selbst. Sich selbst zu entwerten resultiert demnach aus dem Verinnerlichen abwertender Botschaften aus dem sozialen Umfeld, was schliesslich eine Selbstablehnung zur Folge haben kann.

Besonders schmerzhaft werden rassistische Vorfälle erlebt, wenn die Kinder der Biographinnen anwesend bzw. mitbetroffen sind. Rassismuserfahrungen haben zudem negative Effekte auf zwischenmenschliche Beziehungen und individuelle Lebensentwürfe. Betroffene Migrantinnen ziehen sich sozial zurück, brechen Kontakte zu Familienmitgliedern oder FreundInnen ab und vermeiden Situationen, in denen sie Rassismus ausgesetzt sein könnten.

Auf der Grundlage der rekonstruierten Lebensgeschichten sowie der Analyse aller narrativen biographischen Interviews lässt sich ein starker Zusammenhang zwischen Rassismus und psychischer Gesundheit aufzeigen. Wenn auch die Erfahrung einer psychischen Erkrankung im Kontext von Rassismus und ethnisch motivierter Diskriminierung von vielen Migrantinnen thematisiert wird, lassen sich rassistische und diskriminierende Vorfälle aber dennoch nicht eindeutig als die einzige Ursache für eine Depression identifizieren. Vielmehr ist das Zusammenwirken mehrerer Faktoren für die Erkrankung an einer Depression verantwortlich. Eine Ausnahme bildet Catalina Morales' Migrationsbiographie. Sie beschreibt die soziale Erfahrung von Rassismus als sehr gravierend und krank machend. So zeigt sich in ihrem Fall deutlich, dass

eine Depression individuell im gesellschaftlich-strukturellen Kontext durch Mobbing, Diskriminierung und Rassismus, als Form von psychischer Gewalt, ausgelöst werden kann.

Besonders wichtig ist es, wiederholten Rassismus als bedeutsamen krankheitsverursachenden Faktor nicht zu unterschätzen. Rassismus existiert im alltäglichen Leben der befragten Migrantinnen und hat Folgen für die psychische Gesundheit – direkt oder indirekt. Aufgrund der untersuchten Biographien kann resümierend festgehalten werden: Rassismus kränkt. Rassismus verletzt. Rassismus verursacht Leiden. Rassismus macht psychisch krank – letztlich.

9. Depression im Kontext von beruflichem Ausschluss und Dequalifizierung

In nahezu allen Interviews mit den lateinamerikanischen Migrantinnen nimmt die Erfahrung beruflichen Ausschlusses und erschwerten Zugangs zum Schweizer Arbeitsmarkt eine zentrale Rolle in den Lebensgeschichten ein. Obwohl diese Frauen als qualifiziert oder gut qualifiziert gelten, können sie ihr Bildungskapital und ihre Berufserfahrungen in ihrer Arbeitsmarktpartizipation nicht adäquat einsetzen.

Die meisten Lateinamerikanerinnen (11) kamen mit einem abgeschlossenen Universitätsabschluss in die Schweiz. Die berufliche Partizipation ist für die gut ausgebildeten Migrantinnen von zentraler Bedeutung, insbesondere im Hinblick darauf, dass alle 17 Frauen vor der Migration, in ihrem Herkunftsland, einem Beruf nachgingen und dadurch finanziell unabhängig waren. Aufgrund ihrer Erwerbstätigkeit war keine Migrantin in Lateinamerika auf die häusliche Sphäre beschränkt. Im Leben der Biographinnen hatte das eigene Einkommen eine bedeutende Dimension in der alltäglichen Lebensgestaltung. Es fällt auf, dass nur drei Frauen aus Lateinamerika aus erwerbsbiographischen Gründen migrierten. Für eine Frau war der Hauptgrund zur Migration die Flucht vor ihrem gewalttätigen Ehemann. Die Mehrheit der Befragten, d.h. 13 von 17 Frauen, migrierten im Rahmen einer binationalen Ehe. Ausser ihrem Ehemann kannten sie zu Beginn ihrer Zeit in der Schweiz niemanden. Eine Ausnahme bildeten zwei Frauen, die jeweils eine Freundin aber in der französisch sprechenden Schweiz hatten. Das bedeutet, dass die Mehrheit der befragten Migrantinnen dieses Samples über kein soziales Netzwerk in der Deutschschweiz verfügte. Somit besassen sie kein soziales Kapital, das ihnen den Einstieg in die Erwerbsarbeit erleichtert hätte. Nahezu alle Frauen, die eine partnerschaftliche Orientierung oder eine Heirat als Hauptgrund für die Migration angaben, hatten nicht erwartet, auf so grosse Schwierigkeiten beim Arbeitsmarktzugang zu stossen. Vielmehr gingen sie davon aus, ihre lateinamerikanischen Bildungstitel vollständig bzw. weniger restriktiv auf dem Schweizer Arbeitsmarkt verwerten zu können.

Die jeweilige Arbeitsmarktposition der befragten Migrantinnen ist zum Zeitpunkt der Befragung eine Momentaufnahme. Die berufliche Position kann sich im Kontext der jeweiligen Lebenssituation sowie im Zusammenhang des mitgebrachten und in der Schweiz erworbenen kulturellen und sozialen Kapitals über die Zeit verändern, was in den zwei ausführlichen Fallrekonstruktionen (vgl. Kapitel 5 und 6) verdeutlicht wurde.

Es zeigt sich ferner, dass der Aufenthaltsstatus keine relevante Rolle für die Beschäftigungssituation der lateinamerikanischen Frauen meines Samples spielt. Alle Frauen besitzen einen legalen Aufenthaltstitel, der ihnen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt formal die gleichen Rechte wie der einheimischen Bevölkerung zugesteht. Selbst für Migrantinnen mit einer Schweizer Staatsbürgerschaft erhöhen sich jedoch die Chancen nicht, am Arbeitsmarkt teilzunehmen. Gleichwohl muss hier angemerkt werden, dass der legale Aufenthaltsstatus und das kulturelle Kapital ihre Lebensbedingungen in der Migration massgeblich prägen.[1]

Der Vergleich der Fallrekonstruktionen macht deutlich, dass Amalia Torres' und Leonor Castros Lebensgeschichten bereits in den Migrationsmotiven kontrastieren: Während Amalia Torres aufgrund einer Heirat mit einem Schweizer Mann migrierte, kam Leonor Castro als Akademikerin mit einem Arbeitsvertrag in die Schweiz. Die biographische Bedeutung von Bildungserfolg und starker Leistungsorientierung unterscheiden sich in Amalia Torres' und Leonor Castros Lebensgeschichte, doch die biographische Bedeutung des Faktors Arbeit ist beiden gemein. Beide waren es gewohnt, in ihrem Herkunftsland berufstätig und finanziell selbstständig zu sein; eine Tatsache, die auf alle Studienteilnehmerinnen zutrifft. Die gut qualifizierten Migrantinnen wollten fast alle eine Arbeit, in der sie sich sinnhaft entfalten und persönlich weiterentwickeln könnten, so wie sie es in ihrem Herkunftsland gewohnt waren. Für einige war es darüber hinaus wichtig, Karriere zu machen.

Die Ergebnisse aus dem kontrastiven Vergleich zeigen, dass von allen befragten Migrantinnen nur einer Frau mit drei Studienabschlüssen – Leonor Castro – ein fliessender Übergang vom mexikanischen in den Schweizer Arbeitsmarkt gelungen ist. Für alle anderen Migrantinnen war die berufliche Anfangsphase durch Arbeiten auf niedrigem Qualifikationsniveau geprägt. Die Soziologen Siegrist und Dragano (2006: 349), die zum Zusammenhang zwischen Erwerbsarbeit und Gesundheit forschen, beschreiben die Bedeutung von Berufstätigkeit für ein Individuum wie folgt:

> „Die Zentralität der Berufstätigkeit in modernen Gesellschaften ergibt sich aus der Tatsache, dass berufliche Tätigkeit die Grundlage einer kontinuierlichen Erwerbschance und eines damit gegebenen Autonomiegewinns bildet. Weiterhin stellt Berufstätigkeit ein wesentliches Ziel primärer und sekundärer Sozialisationsprozesse dar. Für die Bewertung von sozialer Stellung und sozialem Ansehen einer Person, ebenso wie für das Erleben sozialer Identität und des damit verbundenen Selbstwertgefühls sind berufliche Qualifikation, Position und Erwerbsstatus bedeutsam."

Fallübergreifend gilt, dass die Erwerbsarbeit für die migrierten Frauen in Bezug auf ihre ökonomische Unabhängigkeit, ihr Selbstbewusstsein, die gesellschaftliche Teilhabe, die ehelichen Rollenvorstellungen, die soziale Anerkennung und den sozialen Status von erheblicher Bedeutung ist.

Mit der Migration in die Schweiz ging für 13 Migrantinnen eine Degradierung im sozialen Status einher. In gesamtbiographischer Perspektive ist diese migrationsspezifische Erfahrung bedeutsam und hinterlässt Spuren. Zwei Frauen erleben einen

---

1 Ich werde nur in diesem Unterkapitel auf den Aufenthaltsstatus der migrierten Frauen aus Lateinamerika eingehen, um zu verdeutlichen, dass sich ihr unterschiedlicher legaler Aufenthaltstitel nicht als eindeutige Einschränkung zum Arbeitsmarkt rekonstruieren lässt.

sozialen Aufstieg und bei zwei weiteren Frauen findet keine wesentliche soziale Positionsverschiebung im Kontext der Migration statt.

Über die oben beschriebenen Schwierigkeiten, am Schweizer Arbeitsmarkt in adäquater Weise teilhaben zu können, hinaus ist ein weiteres Hindernis die Tatsache, dass die im Herkunftsland erworbenen Bildungstitel oft nicht anerkannt werden bzw. eine Abwertung in der Schweiz erfahren. Auch wird die teilweise langjährige Berufserfahrung der Migrantinnen oftmals nicht oder nicht ausreichend anerkannt. Es lässt sich somit festhalten, dass sowohl das inkorporierte kulturelle Kapital wie auch die eigenen Ressourcen im Aufnahmeland nicht ausreichend wertgeschätzt werden. Die biographischen Selbstpräsentationen weisen darauf hin, dass fehlende berufliche Akzeptanzerfahrungen mit einem hohen Mass an psychischer Belastung einhergehen. Diese Belastungssituationen hinterlassen Spuren in der berufsbiographischen Konstruktion: Exklusionserfahrungen im Beruf werden mit enormen seelischen Verletzungen und Leidensprozessen in Zusammenhang gebracht. Gerade für Migrantinnen, die ihre Selbstachtung und ihren Selbstwert aus ihrer Arbeitsleistung ziehen, lässt sich die Erfahrung beruflicher Exklusion als ein kritisches Lebensereignis rekonstruieren.

Von den 17 interviewten Migrantinnen, die als qualifiziert oder als gut qualifiziert gelten, befinden sich nur drei Frauen zum Zeitpunkt des Interviews in einer qualifikationsangemessenen Beschäftigungssituation. Die Mehrheit der lateinamerikanischen Frauen im Sample ist in unterqualifizierten Arbeitsverhältnissen beschäftigt oder beruflich ausgeschlossen. Im Detail heisst das: Zwei Drittel der befragten Migrantinnen (12) gelingt es nicht, eine ihrem Bildungsstand entsprechende Arbeit zu finden. Davon sind acht Frauen entweder unter ihren Qualifikationen oder in instabilen Arbeitsverhältnissen tätig. Ein Drittel der Migrantinnen ist überhaupt nicht in den Arbeitsmarkt integriert (6). Eine Ausnahme bilden zwei Migrantinnen, die nicht erwerbstätig sind. Aufgrund der guten Einkommenssituation der Familie entschied sich Sol Alvarez, die in Venezuela als Coiffeuse tätig war, keiner Erwerbsarbeit nachzugehen und Mutter und Hausfrau zu sein. Helena del Toro, ursprünglich Ballerina, heiratete im Alter von 43 Jahren einen wohlhabenden Mann und engagierte sich in Form von ehrenamtlicher Arbeit für gemeinnützige Projekte. Heute ist sie Rentnerin.

Die Interviewanalyse macht deutlich, dass insgesamt zwölf gut ausgebildete Migrantinnen ihre Qualifikationen und Ressourcen in keiner Weise in die Schweizer Gesellschaft einbringen können. Obwohl die Mehrheit der befragten Frauen ein ausgeprägtes kulturelles Kapital vorweisen kann, stehen ihnen Hürden wie Nichtanerkennung ihrer Ausbildungstitel sowie ihrer Berufserfahrung im Wege. Die fehlende Anerkennung der Bildungsinvestitionen hat einen Brain Waste zur Folge.

In den biographischen Erzählungen zeigt sich, dass die Sprachkenntnisse der migrierten Frauen oft als Ausschlusskriterium fungieren. Von Berufsausschlusserfahrungen sind allerdings auch Migrantinnen betroffen, die der deutschen Sprache mächtig sind. So wurde dies einerseits in der Fallrekonstruktion von Leonor Castro, 41-jährige Juristin, MBA-Absolventin und Übersetzerin aus Mexiko, deutlich. Andererseits ist auch im Fall Isabel Vega, einer 33-jährigen Rechtsanwältin aus Kolumbien, ersichtlich, dass nicht nur sprachliche Defizite beruflich hemmen. Im Unterschied zu den meisten interviewten Migrantinnen aus Lateinamerika, die ohne Deutschkenntnisse in die Schweiz kamen, beherrschte diese Biographin bereits hervorragend die deutsche Sprache, da sie im Herkunftsland ein deutschsprachiges Privatgymnasium besucht hatte, im Rahmen eines Austauschprogramms ein Jahr lang an einer Universi-

tät in Deutschland studierte und bereits mehrere Reisen nach Deutschland und in die Schweiz unternommen hatte. Ferner lässt sich konstatieren, dass fünf von insgesamt zwölf Frauen, die noch eigene Kinder zu betreuen haben, aufgrund von Schwierigkeiten der Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit keiner Vollzeitbeschäftigung nachgehen können. Dabei spielen mangelnde familienergänzende Kinderbetreuungsmöglichkeiten eine wesentliche Rolle. Insbesondere in der einkommensschwachen Situation der Familie von zwei Frauen ist die kostenintensive Kinderbetreuung ein grosses Problem.

Auffallend ist, dass drei migrierte Frauen, die ihren gelernten Beruf ausüben bzw. ihrer ursprünglichen Qualifikation entsprechend arbeiten, schon seit vielen Jahren in der Schweiz leben. So hat Ana Ortiz aus Peru ihren Lebensmittelpunkt seit 31 Jahren in der Schweiz. Sie verfügt über die C-Niederlassungsbewilligung. Zum Interviewzeitpunkt ist sie im Bereich der Frühförderung von Kindern von MigrantInnen tätig. Alma Ruiz kommt aus Argentinien und lebt seit 23 Jahren in der Schweiz. Sie hat die Schweizer Staatsbürgerschaft und arbeitet als Kindergärtnerin. Catalina Morales aus Mexiko ist seit 12 Jahren in der Schweiz. Die Biographin besitzt ebenfalls die Schweizer Staatsbürgerschaft. Sie ist als Heilpädagogin angestellt. Die drei Frauen, die sich zum Interviewzeitpunkt in qualifizierter Erwerbsarbeit befinden, hatten anfänglich ebenfalls erhebliche Schwierigkeiten Zugang zum Arbeitsmarkt zu finden. Auch sie erlebten zu Beginn ihrer Migration eine Dequalifikation. Ihren Arbeitsplatz fanden sie auf verschlungenen Wegen. Lange Perioden von Erwerbslosigkeit und die Ausübung von Arbeiten, die nicht ihrer Qualifikation entsprechen, kennen sie auch. Somit beeinflusst die Länge der Aufenthaltsdauer die Arbeitsmarktbeteiligung der gut qualifizierten Migrantinnen zusätzlich.

Des Weiteren ist anzumerken, dass alle Frauen, die am Arbeitsmarkt partizipieren, unfreiwillig in Teilzeit arbeiten. Nur eine Interviewteilnehmerin des vorliegenden Samples, Amalia Torres (vgl. Kapitel 5), war in einer Vollzeitbeschäftigung, als ich sie interviewte. Sie ist Mitarbeiterin im Bordrestaurant und als Hostess eines europäischen Verkehrsunternehmens tätig. Somit befinden sich die erwerbstätigen und erwerbslosen Frauen nicht nur auf der andauernden Suche nach einer Arbeitsstelle in ihrem beruflichen Bereich, sondern darüber hinaus suchen die meisten Frauen einen Arbeitsplatz im Vollzeitpensum.

In der fallübergreifenden Betrachtung der Bildungs- und Berufsbiographien lässt sich konstatieren, dass 14 von 17 migrierten Frauen aus einem bildungsnahen Elternhaus kommen. Hierbei haben vier Lateinamerikanerinnen Eltern mit einem akademischen Abschluss. In diesen Familien weisen Bildung und Beruf einen hohen Stellenwert auf. Obwohl sich dieser Kontext als relevant für die Bildungsaspiration und die biographische Orientierung am beruflichen Erfolg erweist, ist dies kein spezifisches Merkmal der Lebensgeschichten von Migrantinnen, sondern die bildungsbiographische Bedeutsamkeit liesse sich an vielen beliebigen Lebensgeschichten rekonstruieren. Zentral ist hier vielmehr die migrationsspezifische Erfahrung der Entwertung ihrer Qualifikation und bisherigen Berufserfahrungen in der Schweiz. Für die meisten befragten Frauen sind mit der Migration berufliche Diskontinuitäts- und Verlusterfahrungen verbunden.

Gemeinsam ist der Mehrheit der Migrantinnen in der vorliegenden Untersuchung, dass sie unter ihrer Berufssituation und den erheblichen Schwierigkeiten beim Zugang zum Arbeitsmarkt leiden. Dieses Leiden versuchen sie auf unterschiedliche Art

und Weise zu verarbeiten. Mehrere Migrantinnen finden, trotz jahrelanger Ausbildungs- und Berufserfahrungen und in wenigen Fällen trotz Anerkennung ausländischer Bildungstitel, nur im Niedriglohnsektor eine Arbeitsstelle. Gut qualifizierte Frauen müssen unattraktive, repetitive und schlecht bezahlte Arbeiten mit geringen Aufstiegsmöglichkeiten annehmen. Sie sind oft in befristeten Arbeitsverhältnissen beschäftigt. Viele der befragten Frauen aus Nicht-EU-Ländern nehmen Arbeiten zu prekären Arbeitsbedingungen an. So kommt es, dass sie im Umgang mit beruflichen Ausschlusserfahrungen eine Dequalifizierung in Kauf nehmen.

Die befragten Migrantinnen, die ihre Bildungsabschlüsse im Schweizer Arbeitsmarkt nicht valorisieren konnten und eine Arbeit ausüben, die weit unter ihrer tatsächlich erworbenen Qualifikation liegt, sind häufig in frauenspezifischen Berufen tätig: als Reinigungskraft, Kinderfrau, Care-Arbeiterin, Pflegeassistentin, Verkäuferin, Servicemitarbeiterin, Promotorin, Spanischlehrerin im Privatunterricht und Mitarbeiterin für den Mittagstisch. In ihrem Herkunftsland arbeiteten diese Frauen als Anwältin, Juristin, Architektin, Heilpädagogin, Kauffrau in der öffentlichen Verwaltung, Betriebsökonomin, Marketingfachfrau und Geschäftsleiterin einer Textilfabrik.

Beim Überblick über alle geführten Interviews fällt auf, dass die meisten befragten lateinamerikanischen Frauen ihre Berufspläne in der Migration aufgeben. Sie finden kaum Zugang zu Arbeitsbereichen für qualifizierte Migrantinnen. Sie orientieren sich an entsprechend reellen Arbeitsmöglichkeiten – vorwiegend im unteren Segment des Arbeitsmarktes – neu. So sind Berufsbereiche wie etwa Reinigungsarbeit, Kinderbetreuung im privaten Bereich sowie Mitarbeit beim Mittagstisch, für die wenig Ausbildung und Qualifikation vorausgesetzt werden, Arbeitsgebiete, die von den befragten Migrantinnen ausgeübt werden, da sie leichter zugänglich sind. Diese Arbeitsbereiche weisen einen Zusammenhang mit der den Migrantinnen zugewiesenen gesellschaftlichen Position in den unteren Schichten auf.

Aufgrund der einkommensschwachen Situation der Familie sind sechs von 17 Migrantinnen mit akademischer Ausbildung (davon sind fünf verheiratet und eine ist geschieden sowie alleinerziehend) auf einen Zusatzverdienst aus einem prekären Arbeitsverhältnis angewiesen. Als Angehörige der Mittel- und Oberschicht leisteten sich die befragten Frauen in Lateinamerika eine Haushaltsangestellte. Die Arbeit im Reinigungsgewerbe fiel ihnen in der Schweiz deshalb besonders schwer, da sie es in ihrem Herkunftsland gewohnt waren, selber eine Reinigungskraft und in einigen Fällen zusätzlich eine Kinderbetreuerin zu haben.

Die meisten Migrantinnen dieser Untersuchung, so lässt sich resümieren, erleben eine Entwertung ihrer Kompetenzen und ihres Wissens, sei es informell oder zertifiziert. Die Folgen unterschiedlicher Wertung von Qualifikation in der Schweiz sind eine soziale Degradierung ihres kulturellen Kapitals, bzw. sie können es nicht auf dem lokalen Arbeitsmarkt einbringen. Aufgrund ihrer guten Qualifikation im Herkunftsland fühlten sie sich für den Schweizer Arbeitsmarkt gewappnet. Die Entwertung ihres mitgebrachten kulturellen Kapitals erwarteten sie nicht in diesem Ausmass. Alle Migrantinnen, deren im Herkunftsland erworbene universitäre Bildungstitel und Berufserfahrungen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt nicht verwertet werden oder die ganz von Berufsausschluss betroffen sind, erleben diese migrationsspezifische Erfahrung als psychisch belastend. Unter dem Ausbleiben einer gesellschaftlichen Anerkennung und Wertschätzung ihrer Fähigkeiten fühlen sich die befragten Frauen nicht ganzheitlich als Mensch gesehen, was sich zerstörerisch auf das Selbstwertge-

fühl auswirkt. Dies zeigt die biographische Fallrekonstruktion Leonor Castros in besonders deutlicher Weise.

An den Erzählungen von Leonor Castro und Catalina Morales – beide in Mexiko-Stadt beruflich sehr erfolgreich – wurde aufgezeigt, wie die berufsbiographischen Erfahrungen in der Migration und die Erkrankung an einer Depression zusammenhängen. Die zwei mexikanischen Migrantinnen sind aber nicht die einzigen Frauen aus dem Sample, die deutlich eine Depression im Zusammenhang von Kündigung, Mobbing, rassistischer Diskriminierung und Arbeitsmarktexklusion thematisieren. In anderen Erzählungen zeigen sich ebenfalls berufliche Dequalifizierung, prekäre Beschäftigung, berufliche Ausschlusserfahrungen in Verbindung mit materiellen Existenzunsicherheiten als einschneidende Erlebnisse in den Gesamtbiographien. Insbesondere die in diesem Zusammenhang beschriebenen massiv belastenden Gefühle verdeutlichen die Auswirkung von arbeitsmarktlicher Ausschliessungs- und beruflichen Marginalisierungserfahrungen auf die psychische Gesundheit. Die biographische Verarbeitungsweise dieser Erfahrungen variiert indes stark. Insgesamt wird deutlich, dass die Erfahrung von Arbeitsmarktexklusion bzw. die Beschäftigung in unterqualifizierter Erwerbsarbeit mit unterschiedlichen Handlungs- und Deutungsstrategien verarbeitet wird.

9.1 Dequalifikationserfahrungen und Auswirkungen auf die psychische Gesundheit

Nachfolgend möchte ich aus der Sicht der betroffenen Migrantinnen die Auswirkungen der beruflichen Ausschluss- oder Degradierungserfahrungen und des erschwerten Zugangs zum Arbeitsmarkt auf die psychische Gesundheit darlegen. Mit der fehlenden Anerkennung von Ausbildungstiteln, Berufserfahrungen und Ressourcen in der aufnehmenden Gesellschaft geht häufig ein Verlust von beruflicher Identität einher. Fast in allen Biographien, die ich in dieser Studie untersuchte, zeigt sich, dass die Frauen unter diesem Verlust leiden. Ich möchte diese Leidenserfahrung an mehreren Beispielen verdeutlichen.

Sofia Garcia: „Ich leide darunter, dass ich nicht als Juristin arbeiten kann."

Die Juristin Sofia Garcia aus Bogota, Kolumbien, ist 44 Jahre alt und lebt seit 16 Jahren in der Schweiz. Als ich sie interviewte, besass sie die Schweizer Staatsbürgerschaft. Vor der Einreise in die Schweiz arbeitete sie acht Jahre lang für die kolumbianische Regierung im Bereich der Steuerverwaltung. In die Schweiz kam sie infolge ihrer Heirat mit einem Kolumbianer. Kennengelernt hat die Biographin ihren Mann im Jahr 1998 in der Deutschschweiz, als sie zwei Monate Europa als Touristin bereiste. Ihr Mann war ein kolumbianischer Rechtsanwalt, der im Bereich Menschenrechte arbeitete. Ende der 1980er Jahre flüchtete er mit der Unterstützung von Amnesty International aus Kolumbien in die Schweiz, wo er politisches Asyl erhielt. Einen Einstieg in den hiesigen Arbeitsmarkt fand Sofia Garcia über eine Stelle als Kinderbetreuerin in einem Privathaushalt einer Familie, die eine spanischsprechende Frau wünschte. Zeitgleich lernte sie Deutsch, um ihre Möglichkeiten auf eine qualifizierte Erwerbsarbeit zu erhöhen. Sie erzählt, dass sie jahrelang nach der Einreise in die Deutschschweiz auf der Suche nach einer qualifikationsadäquaten Beschäftigung war. Ihre marginalisierte

Position auf dem Arbeitsmarkt veränderte sich dabei nicht. Als sie nach der Migration feststellte, dass ihre Suche nach einer Arbeitsstelle in ihrem beruflichen Bereich aussichtslos war, entschied sie sich für die Gründung einer Familie. Es zeigt sich, dass die Reaktion der Biographin auf den erschwerten Zugang zu qualifizierter Arbeit darin bestand, auf ihre Berufswünsche zu verzichten und neue Ziele im Privatleben zu entwickeln. Die Familiengründung lässt sich somit als Bewältigungsstrategie im Umgang mit beruflichem Ausschluss deuten. Ähnlich kommen auch andere Studien zum Schluss, dass die Familiengründung „als Reaktion auf den Ausschluss vom Arbeitsmarkt und als Alternative zur Arbeitslosigkeit gedeutet werden" kann (Baghdadi und Riaño 2014: 8).

Sofia Garcias Ehemann war ebenfalls von einer Dequalifikation betroffen. Als vormals erfolgreicher Menschenrechtsanwalt arbeitete er nach der Migration als Mitarbeiter in einer Fabrik. Infolge des beruflichen Ausschlusses der Biographin lebte das Paar in der mononationalen Ehe nach dem „traditionellen" männlichen Ernährer-Modell. Aufgrund des geringen Haushaltseinkommens war allerdings die fünfköpfige Familie auf einen Zusatzverdienst angewiesen. Die Biographin arbeitete weiterhin als Kinderbetreuerin. In der fallübergreifenden Analyse wird deutlich, dass eine Reaktion auf berufliche Deklassierungsprozesse für die meisten Migrantinnen darin besteht, eine Arbeitsstelle anzunehmen, die unter ihrer Qualifikation liegt.

Als ich Sofia Garcia interviewte, war sie seit einem Jahr verwitwet und alleinerziehende Mutter von drei Kindern im Alter von zwölf, neun und fünf Jahren. Den Tod des Ehemannes erlebte sie als einen herben Schicksalsschlag, der mit einer erheblichen psychischen Belastung einherging. Zum damaligen Zeitpunkt waren sie und ihre Kinder von Armut betroffen. Der Tod des erwerbstätigen Ehemannes war die Ursache der prekären Lebenssituation, da die Hinterlassenenrente kaum zum Leben reicht.

Der Wunsch nach qualifizierter Erwerbsarbeit spielt im Lebensentwurf der kolumbianischen Juristin eine zentrale Rolle. Die ausbleibende berufliche Etablierung empfindet sie als besonders belastend:

> „Ich habe eine gute Ausbildung, aber ich habe keine Chance, wieder in meinem Beruf zu arbeiten. Wenn ich nur Mutter sein soll, macht mich das traurig, denn ich liebe meine Arbeit. Wenn man nicht auf dem erlernten Beruf arbeiten kann, schmerzt das wirklich sehr. Ich hätte von null mit dem Jus-Studium anfangen müssen, und das noch auf Deutsch. Ich leide darunter, dass ich (…), dass ich nicht als Juristin arbeiten kann (…). Es ist wirklich traurig (…)."

Am Satzende versuchte die Biographin intensiv, ihre Tränen zurückzuhalten. Es schien, als wolle sie hier die offensichtlich erdrückende Emotion im Zusammenhang mit Berufsausschluss nicht zulassen. Es fällt im gesamten Interview auf, dass Sofia Garcia sehr stark bemüht war, ihre Gefühle nicht zu zeigen. Eine mögliche Erklärung dafür wäre, dass sie Angst davor hatte, von diesen überwältigt zu werden. Auf der inhaltlichen Ebene zeigt sich in dieser Sequenz Sofia Garcias hoher Leidensdruck, bedingt durch die Nichtanerkennung ihres akademischen Abschlusses, ihrer Fähigkeiten und der Aussichtslosigkeit einer Ausübung ihres Berufes als Juristin. Die kolumbianische Akademikerin fühlt sich vom Markt für gut qualifizierte Arbeitskräfte ausgeschlossen, was eine seelische Verletzung verursacht. Sofia Garcia präsentiert sich als Frau, die neben einem Familienleben auch berufliche Erfüllung suchte. Sie

wollte nicht nur auf die Rolle der Mutter reduziert werden, sondern verspürte weiterhin das Bedürfnis, sich auf professioneller Ebene entfalten und verwirklichen zu können, wie ihre Aussage deutlich macht: „Wenn ich nur Mutter sein soll, macht mich das traurig, denn ich liebe meine Arbeit."

Das Nichtausüben des erlernten Berufes korreliert mit dem Verlust einer bedeutsamen Einkommensquelle. Das Familieneinkommen setzt in der alltäglichen Lebensführung deutliche Barrieren. Die schlechten Aussichten auf eine adäquate Arbeitsstelle bewirken bei der Biographin eine resignative Haltung und auch eine verzweifelte Desillusionierung über ihre berufliche Zukunft. Diese Desillusionierung schmerzt und erfordert eine biographische Bearbeitung, die noch nicht stattgefunden hat. Das Weinen am Ende ihrer Schilderungen, gefolgt von einer langen Pause, bringt die Trauer um ihre abgebrochene Karriere als Juristin unmittelbar zum Ausdruck. Nicht nur am Beispiel von Sofia Garcia, sondern in zahlreichen anderen rekonstruierten Biographien wird deutlich, dass Erfahrungen von Berufsausschluss grosses Leid erzeugen.

Sofia Garcia empfindet die Nichtanerkennung ihres Studiums als belastend und sehr kränkend. Ein neues Studium in Rechtswissenschaft ist nicht nur aufgrund der hohen Sprachanforderungen, sondern auch im Hinblick auf die schwierige finanzielle Lage der Familie schwer durchzuführen. Sofia Garcia fürchtete, diesen vielfältigen Herausforderungen nicht gewachsen zu sein, und gab deshalb ihre beruflichen Ziele auf. Ob sich die Biographin für ihre beruflich unbefriedigende Situation selbst die Schuld gibt, bleibt hier unklar. Es ist aber zu vermuten, dass der Verlust eines identitätsstiftenden Merkmals wie Arbeit – und der damit einhergehende Verlust ihrer sozialen und ökonomischen Position in der Aufnahmegesellschaft – sich auf ihr Selbstwertgefühl auswirken. Einen Weg aus dem Niedriglohnsektor hat sie bislang nicht gefunden. Ihren Lebensunterhalt bestreitet sie zum Zeitpunkt des Interviews vorwiegend durch Kinderbetreuung und privaten Spanisch-Unterricht bei sich zuhause. Zusätzlich hilft sie bei der Organisation des Mittagstisches in ihrem Wohnquartier mit. Dies bedeutet eine erhebliche Dequalifizierung. Ihre Lebensbedingungen sind gegenwärtig prekär. Eine zusätzliche Arbeit anzunehmen bereitet ihr keine Probleme, aber als alleinerziehende Mutter verfügt sie nicht über uneingeschränkte Flexibilität im Hinblick auf die Arbeitszeiten. Sie beklagt insgesamt, wie schwer es ist, Kinderbetreuung und Arbeit als Alleinerziehende ohne familiäre Unterstützung zu vereinbaren. Eine Fremdbetreuung ihrer drei minderjährigen Kinder, die nach wie vor unter dem Tode des Vaters leiden, der erst vor einem Jahr starb, stellt ein grosses finanzielles Problem für sie dar. Daher sieht sie zum gegenwärtigen Zeitpunkt keine Möglichkeit, in einer Vollzeitstelle tätig zu sein, sondern hat mehrere Jobs mit kleinerem Pensum, die alle unter ihrer Qualifikation sind. Die Herausforderung, Familie und Beruf in Einklang zu bringen, gilt nicht nur für Migrantinnen, sondern trifft auch auf Schweizerinnen zu. Die fehlende Flexibilität bezüglich der Arbeitszeiten berufstätiger und insbesondere alleinerziehender Mütter ist somit kein migrationsspezifisches Problem, sondern ein strukturelles. Allerdings ist die fehlende soziale Unterstützung von Familienangehörigen ein Aspekt, der in schwierigen Lebensphasen in der Migration deutlicher spürbar ist. Zudem könnten erschwinglichere Kindertagesstätten-Plätze dazu beitragen, dass Frauen mit Kindern eine Stelle im Vollzeitpensum annehmen und dadurch ihre Chancen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt erhöhen könnten. Darüber hinaus wäre das leichtere Anerkennen von in Drittstaaten erworbenen Bildungstiteln

und Qualifikationen insofern förderlich, dass ausgebildete Menschen in der Schweiz nicht mehr als unqualifizierte Arbeitskräfte gelten.

Veronica Rodriguez: „Ja, meine Depression hängt mit meiner Angst zusammen, in dieser Gesellschaft zu leben."

Auch beispielsweise im Interview mit Veronica Rodriguez taucht das biographische Thema auf, als gut ausgebildete Frau von Dequalifikation betroffen zu sein. Als ich die zum Zeitpunkt des Interviews 52-jährige Heilpädagogin aus Cuernavaca, Mexiko, befragte, lebte sie seit 22 Jahren in der Schweiz. Sie war nach 20 Ehejahren geschieden und Mutter von zwei erwachsenen Söhnen. Sie hatte eine Teilzeitstelle beim Mittagstisch in ihrem Wohnort, einer kleinen Gemeinde mit 3'100 EinwohnerInnen in der Deutschschweiz, und war darüber hinaus auf Stellensuche. Die Biographin studierte vier Jahre Heilpädagogik an der Universität in Cuernavaca. Danach arbeitete sie in einer Primarschule für Kinder mit Behinderung. Als berufstätige Frau lernte sie ihren zukünftigen Schweizer Ehemann in ihrer Herkunftsstadt Cuernavaca kennen, der dort einen Sprachaufenthalt absolvierte. Sie führten zunächst eine Fernbeziehung. Sie besuchten sich mehrmals im jeweiligen Land, bis sie beide den Entschluss fassten, ein gemeinsames Leben in der Schweiz zu führen. Im Alter von 30 Jahren zog die Biographin zu ihrem gleichaltrigen Mann in einen deutschsprachigen Kanton. Für die ausgebildete Heilpädagogin waren die mangelnden Sprachkenntnisse zu Beginn der Migration hinderlich, um direkt in ihrem Beruf Fuss fassen zu können. So stand für sie nach der Ankunft in der deutschsprachigen Schweiz zunächst das Erlernen der neuen Sprache im Vordergrund. Gleichzeitig fand sie eine Anstellung als Spanischlehrerin an einer privaten Sprachschule, an der sie einige Stunden pro Woche unterrichten konnte. Da sie nicht vollständig in den Arbeitsmarkt integriert war, aber auch keine klare berufliche Vorstellung hatte, entschied sie sich gemeinsam mit ihrem Ehemann dazu, Kinder zu bekommen und Familienarbeit zu leisten.

Als der Ehemann der Biographin unvermittelt mitteilte, sich in eine andere Frau verliebt zu haben und sich von ihr trennen zu wollen, brach für sie eine Welt zusammen. Sie blieb mit der Erniedrigung zurück, verlassen worden zu sein. Als Frau im mittleren Alter hatte sie das Gefühl, alles verloren zu haben. Über ein Jahrzehnt lang definierte sie sich über ihre Rolle als Ehefrau und Mutter und hatte auf das Ausüben ihres Berufes verzichtet, um sich auf die familiären Verpflichtungen zu konzentrieren. Nun verharrte sie im Gefühl des Verrats und der Ohnmacht. Trotz einer Paartherapie konnten die Probleme in der binationalen Partnerschaft nicht überwunden werden.

Die Biographin berichtet, dass ihre Depression durch den Ehebruch ihres Manns ausgelöst wurde. Veronica Rodriguez erkrankte 14 Jahre nach ihrer Einreise in die Schweiz im Alter von 44 Jahren an einer Depression, die von ihrer Hausärztin diagnostiziert wurde. Diese überwies sie an eine deutschsprachige Psychotherapeutin. Die Depression wurde psychotherapeutisch und medikamentös behandelt. Die migrierte Frau aus Mexiko gibt an, dass sie dank der Psychotherapie die Depression überwunden habe. Auch bei Veronica Rodriguez fällt die zeitliche Dimension der Depressionserkrankung auf, sie nennt eine Zeitspanne zwischen 2004 und 2007. Ähnlich wie im Fall von Amalia Torres und auch bei fast der Hälfte der Biographinnen zeigt sich, dass sie nicht explizit über depressive Episoden sprechen, sondern insgesamt die subjektiv erlebte Dauer ihres Leidens angeben.

Das eheliche Zerwürfnis wurde von Veronica Rodriguez als ein schwerwiegendes Ereignis in ihrem Leben erlebt. Die plötzlich alleinerziehende Mutter von zwei damals zehn- und zwölfjährigen Jungen war ohne familiäre Unterstützung auf sich alleine gestellt. Mit der Trennung änderten sich für die Biographin nicht nur schlagartig ihre sozialen Lebensumstände, sondern sie geriet zudem in eine ökonomisch schwierige Situation. Ihr Leiden unter dem sozialen Abstieg drückt sie so aus: „Ich bin plötzlich von einer gut situierten Frau auf ein anderes Niveau gefallen".

Stand vorher die Familienarbeit im Zentrum von Veronica Rodriguez' Leben, wurde nach der Trennung die Erwerbsarbeit wieder eine zentral bedeutend. Interessant ist, dass die Biographin ihre Krankheitsursachen für die Depression in einem gesellschaftlichen Kontext und nicht in einem Zusammenhang ehelicher Beziehung interpretiert:

> „Es gibt meiner Meinung nach verschiedene Gründe für meine Depression. Zuerst weil ich eine Ausländerin in der Schweiz bin. Ich habe zwar den Schweizer Pass, aber ich bin nicht hier geboren, ich spreche keinen Dialekt und ich habe keine Schweizer Ausbildung absolviert. Darum fühle ich mich unsicher. Unsicher, um eine gute Arbeit zu finden. Unsicher, bezüglich dem Geld, meiner finanziellen Situation. Ja, meine Depression hängt mit meiner Angst zusammen, in dieser Gesellschaft zu leben. Wenn ich in Mexiko wäre, in meinem Land, in welchem ich meine Sprache spreche, würde ich eine Arbeit finden. Aber hier in der Schweiz ist es schwer. Wenn ich meine Bewerbungen versende, lege ich auch das Diplom meiner Ausbildung an der Uni bei. Aber vielleicht kennen die Menschen diese Uni nicht und denken: ‚Was ist das für eine Uni?' Dabei hatte ich in Cuernavaca mein Diplom bei einer offiziellen Übersetzerin der Schweizer Botschaft auf Deutsch übersetzen lassen. Da ich keine Arbeit als Heilpädagogin finden konnte, habe ich mich am Ende dazu entschieden, Hausfrau und Mutter zu sein. In dieser Zeit habe ich mich nicht um mich gekümmert, ich machte keine weitere Ausbildung. Ich war nur Hausfrau und Mutter. Jetzt aber erlebe ich die Konsequenzen. Ich bin jetzt geschieden. Ich bin 52 Jahre alt, nicht mehr so jung und ich habe in der Schweiz keine Ausbildung. Jetzt müsste ich 100 % arbeiten, aber ich finde keine Arbeit. Ich empfinde das als sehr belastend, hoffe aber, dass ich eine Arbeit finden werde. Wenn ich heute jüngere Mütter höre, wie sie sich über die Doppelbelastung beklagen, dass sie Mutter sind und auch einen Beruf haben, rate ich ihnen immer dazu, den Beruf nicht aufzugeben, selbst wenn sie nur einmal pro Woche im Beruf tätig sind. Ich habe diese Erfahrung gemacht und heute denke ich, dass eine Frau immer unabhängig vom Ehemann sein muss. Sie sollte ihr eigenes Leben bewahren, selbst wenn sie verheiratet ist und Mutter ist. Ich habe es genossen, Mutter zu sein, da zu sein für meine Kinder. Aber irgendwie habe ich auch meine Zeit verloren. Mit einer guten Ausbildung in der Schweiz hätte ich nicht gedacht, dass mir so was passieren könnte. Meine Ausbildung wird in der Schweiz nicht anerkannt. Ausserdem habe ich seit Jahren nicht auf diesem Beruf gearbeitet. Klar, in der Schweiz gibt es die Sozialhilfe für Menschen, die keine Arbeit finden und kein Geld haben, aber das ist für mich die letzte Möglichkeit, die ich in Anspruch nehmen würde. Ich versuche nun, eine Arbeit zu finden. Ich brauche die Sozialhilfe, aber ich (…), aber mein Stolz lässt es nicht zu, dass ich die Sozialhilfe in Anspruch nehme."

Veronica Rodriguez sieht aus emischer Perspektive die Ursache ihrer Erkrankung an einer Depression im Zusammenhang mit ihrem Migrantin-Status, erlebter Differenz-

erfahrung und beruflicher Exklusion. Die Biographin, die wegen einer binationalen Beziehung in die Schweiz migrierte, ging davon aus, dass sie mit einer Universitätsausbildung einen erleichterten Zugang zum Arbeitsmarkt in der Schweiz haben würde, wie sie mit der Formulierung „Mit einer guten Ausbildung in der Schweiz hätte ich nicht gedacht, dass mir so was passieren könnte" zum Ausdruck bringt. Die Biographin berichtet zwar von Schwierigkeiten, ihren universitären Bildungstitel in der Schweiz anerkennen zu lassen, geht aber nicht näher auf die Gründe ein. Erst auf Nachfrage antwortet sie, dass sie ihre Ausbildung nicht anerkennen lässt, weil sie sich unsicher hinsichtlich ihrer Deutschkenntnisse fühlt: „Ich habe Angst, perfekt Deutsch sprechen und schreiben zu müssen, oder dass ich ein paar Jahre an die Uni zurückgehen müsste. Aber das ist nicht möglich, ich muss arbeiten, ich brauche Geld zum Überleben." In diesem Zusammenhang ist interessant, dass im Gegensatz zu Catalina Morales, die ebenfalls eine Heilpädagogin aus Mexiko ist und sich ihre Ausbildung in einem reglementierten Beruf anerkennen liess, auf ein Anerkennungsverfahren des Bildungsabschlusses verzichtet wurde. Wie bei Veronica Rodriguez zeigt sich auch in weiteren Erzählungen, dass das Beherrschen der deutschen Sprache ein zentrales Thema in den Migrationsbiographien ist. Die gut ausgebildeten Migrantinnen haben sowohl überhöhte Ansprüche an sich selbst, empfinden aber auch einen gesellschaftlichen Druck, gute Deutschkenntnisse aufweisen zu müssen, um eine ausbildungsadäquate Stelle zu finden. Dieser Aspekt nimmt einen relevanten Raum in den Interviews ein. Die Angst, den sprachlichen Anforderungen nicht zu genügen, wirkt sich im Fall der mexikanischen Migrantin stark hemmend aus, sich die Ausbildung anerkennen zu lassen. Aufgrund inhaltlicher Abweichungen bei der Äquivalenzüberprüfung der Diplome kann die Anerkennung mit Zusatzprüfungen oder Zusatzausbildungen verbunden sein. Aus der Sicht der alleinerziehenden Mutter stellt nicht nur ihre damalige ökonomische, sondern auch ihre familiäre Lebenssituation eine weitere Hürde für die Diplomanerkennung dar. Neben häuslicher und ausserhäuslicher Arbeit sah die Biographin zum damaligen Zeitpunkt keine Möglichkeit für eine Zusatzausbildung auf Hochschulniveau. Möglicherweise spielen hier Versagensängste und Insuffizienzgefühle eine Rolle. Für Migrantinnen, die über einen längeren Zeitraum nicht erwerbstätig waren, da sie sich um die Versorgung der Kinder und die Hausarbeit kümmern, aber auch für berufstätige Migrantinnen, kann neben Familie und Beruf die Wiederaufnahme eines Studiums stark belastend sein. Die latente Angst, die Ausbildung aufgrund von Sprachbarrieren nicht zu bestehen sowie dem allgemeinen Leistungsdruck nicht standhalten zu können, ist hoch. Denkbar wäre darüber hinaus auch, dass Veronica Rodriguez für die Gebühren der Gleichwertigkeitsüberprüfung ihres Ausbildungsabschlusses aus einem Drittstaat nicht aufkommen konnte.[2] Die verschiedenen sozialen Bedingungen sowie vielfältigen Ängste, die nicht nur individuell, sondern

2 Die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) schreibt hinsichtlich der Kosten einer Gleichwertigkeitsüberprüfung von Ausbildungsabschlüssen in Sonderpädagogik, Logopädie und Psychomotoriktherapie aus Drittstaaten, dass zunächst eine Kanzleigebühr zu bezahlen ist, die auch bei negativem Ausgang des Verfahrens nicht zurückerstattet wird. Die Kosten für die Übersetzung der eigenen Dokumente übernehmen zusätzlich die Antragstellenden. Darüber hinaus werden auch die Kosten für allfällige Ausgleichsmassnahmen von der antragstellenden Person getragen. Je nach Umfang der Ausgleichsmassnahmen ist dabei mit einem Betrag zwischen CHF 1'500.- und 12'000.- zu rechnen. Der genaue Betrag wird mit der Festlegung der individuellen Massnahme kommuniziert und von der Ausbildungsinstitution, an der die Ausgleichsmassnahme absolviert wird, in

auch gesellschaftlich bedingt sind, können Migrantinnen daran hindern, ihre Ausbildung anerkennen zu lassen, was so möglicherweise eine dauerhafte Dequalifizierung nach sich zieht. Mit der Formulierung „Ja, meine Depression hängt mit meiner Angst zusammen, in dieser Gesellschaft zu leben" unterstreicht Veronica Rodriguez letztlich ihr Leiden am Verlust der adäquaten sozialen Teilhabe. Gleichzeitig lässt sich ihre Depression als eine Form des sozialen Leidens an der Gesellschaft deuten.

Im Zuge der enttäuschten Erwartungen an einen Wiedereinstieg in den Beruf als Heilpädagogin absolvierte die Biographin nach der Trennung von ihrem Ehemann zunächst eine Ausbildung zur Spielgruppenleiterin. Diese Ausbildung machte auch die Lehrerin aus Peru, Ana Ortiz, wie später noch beschrieben werden wird. Da sie keine Arbeit fand, besuchte Veronica Rodriguez zudem den Lehrgang als Pflegehelferin beim Schweizerischen Roten Kreuz, so auch Leonor Castro (vgl. Kapitel 6), die trotz dreier universitärer Titel erst als Pflegehelferin wieder Zugang zum Arbeitsmarkt fand. Vergleichbar mit der kolumbianischen Juristin, Sofia Garcia, fand auch Veronica Rodriguez schliesslich eine Teilzeitstelle als Mitarbeiterin bei einem Mittagstisch, täglich für jeweils zwei Stunden. Sie sucht zum Zeitpunkt des Interviews nach einer Arbeit in einem Tagesheim, da sie gerne mit Kindern arbeiten möchte und zudem mehr Stellenprozente benötigt.

9.2 Berufliche Abstiegserfahrungen wirken psychisch belastend

Aus den biographischen Erzählungen lateinamerikanischer Frauen geht hervor, dass sie die berufliche Abstiegserfahrung in der Schweiz als eine massive Belastung empfinden. Das einschneidende Erlebnis des Verlustes beruflicher Positionen in der Migration ist insbesondere im Zusammenhang mit dem jeweiligen sozialen Status im Herkunftsland zu betrachten. Das Zitat von Miranda Lopez, die wir weiter oben kennengelernt haben, verdeutlicht, wie sie ihre Beschäftigungssituation in der Niedriglohnbranche erlebt. Die 43-jährige Biographin kommt aus der urbanen Mittelschicht Guatemalas und erhält erst in der Schweiz einen niedrigeren sozialen Status. In ihrem Herkunftsland war sie als Assistentin in der öffentlichen Verwaltung tätig. In der Schweiz lebt sie seit zehn Jahren und hat die C-Niederlassungsbewilligung. Sie arbeitet stundenweise an drei Tagen in der Woche als Reinigungskraft:

> „Ich begann zu verstehen, dass es für Ausländerinnen in der Schweiz normal ist, putzen zu gehen, obwohl sie in ihrem Land diese Arbeit nie gemacht hatten. Es ist allgemein bekannt, dass Ausländerinnen putzen. Mein Hauptproblem war, dass ich es nicht akzeptieren konnte, dass ich in der Schweiz als Putzfrau arbeiten muss. Mein Ego wurde verletzt. Ich hatte doch so viele andere Ressourcen und Talente. Beim Putzen eines Hauses werden meine menschlichen Bedürfnisse nicht befriedigt. Ich war sehr unglücklich, dass ich in Haushalte putzen gehen musste, zumal ich früher selber eine Angestellte hatte, die bei mir zuhause reinigte. Aber das ist das Ego (…). Das Ego nützt dir nichts, ausser um arrogant oder undankbar zu sein. Ich fühlte mich wie eine Ignorantin, weil ich nicht wusste, wie man genau putzt. Ich musste das Putzen erlernen, da ich keine

Rechnung gestellt. Das zur Festlegung der individuellen Massnahme notwendige Standortgespräch kann von der Ausbildungsinstitution ebenfalls in Rechnung gestellt werden (EDK 2016: 2).

> Erfahrungen damit hatte (…). Eines Tages sagte meine Chefin, dass ich meine Prinzessin-Attitüde ablegen müsse, da alle, die hier putzen, sich mit der Situation abgefunden haben. Ich war sehr, sehr gekränkt. Die Chefin, eine Spanierin, warf mir zudem vor, dass ich nicht so gekünstelt reden solle. Sie sagte, ich könne damit aufhören, eine gehobene Ausdrucksweise zu verwenden, da hier alle perfekt Spanisch sprechen. Aber ich suchte überhaupt nicht nach Worten der gehobenen Sprache, sondern ich habe eine andere Ausbildung, ich habe eine andere Kultur, weisst du? Ich bin zwar auch eine Ausländerin, aber ich kann wenig dafür, dass sie sehr grob ist und laut spricht."

Der dominante Eindruck der Aussage im ersten Satz ist, dass die Biographin in der Einschätzung mit zukünftigen Berufsperspektiven von einem stark begrenzten Zukunftshorizont ausgeht. Sie stellt am Anfang der Textpassage selber fest, dass in der Schweiz Putzarbeiten Migrantinnen zugeschriebene Arbeitsbereiche sind, ungeachtet ihrer Qualifikation. Ihre Erfahrungen mit Dequalifikation fasst die migrierte Frau pointiert zusammen: „Es ist allgemein bekannt, dass Ausländerinnen putzen." Mit dem Wiederholen dieser Aussage betont die Guatemaltekin ihre Beobachtung, dass Migrantinnen nicht nur auf Putzstellen, sondern darüber hinaus auf eine niedrige Position in der gesellschaftlichen und ökonomischen Hierarchie verwiesen werden. Die Migration wird dadurch als ein Risiko für die Berufsbiographie von (qualifizierten) Migrantinnen präsentiert.

Miranda Lopez stellt sich insgesamt als gebildete Frau dar. Hierbei hebt sie ihr kulturelles Kapital hervor. Gleichzeitig ist ihre subjektive Einschätzung, dass sie sich als Migrantin mit einer dequalifizierten Arbeitsposition mit wenig Aussicht auf Veränderung arrangieren muss. Auch sie zeigt sich desillusioniert. Es ist – so die Biographin – „normal" für migrierte Frauen, Reinigungstätigkeiten auszuüben. Dabei beklagt sie weniger die Arbeit an sich, sondern die gesellschaftliche Position, die sie einnimmt, sowie die weitverbreitete Geringschätzung gegenüber dieser Tätigkeit. Sie vermisst die soziale Anerkennung. Es fällt ihr schwer, die berufliche Stellung in der Migration mit ihrem Selbstbild in Einklang zu bringen. Hinzu kommt ein Unausgefülltsein im Beruf, das ihr zu schaffen macht. Obwohl sie sich mit dem Arbeitsinhalt schwertut, ist sie dankbar, überhaupt eine Arbeit gefunden zu haben. Die Biographin zeigt Scham über ihren sozialen Status in Verbindung mit einem Gefühl des Scheiterns, resultierend aus ihrer Tätigkeit in der Reinigungsbranche. Diese Gefühle werden durch einen Vergleich zu ihrem Leben im Herkunftsland verstärkt, wo sie früher selber Hausangestellte hatte. In ähnlicher Weise verdeutlichten die Fallrekonstruktionen von Leonor Castro und Amalia Torres, wie das Nichterfüllen der beruflichen Ziele als ein Misslingen des Migrationsprojekts betrachtet wird. In meinem Sample zeigt sich wiederholt, dass Frauen aus Lateinamerika oft das Gefühl von Misserfolg in der Migration im Zusammenhang mit ihrer Berufstätigkeit in der Schweiz thematisieren. Wie wir in den rekonstruierten biographischen Selbstpräsentationen sehen konnten, wirkt sich die berufliche Verlusterfahrung stark auf das Selbstwertgefühl, die Identität und das Kompetenzerleben aus. Der Verlust der beruflichen Position sowie das ungenügende Einkommen aufgrund einer Teilzeitanstellung in der Niedriglohnbranche verursachen einen Abstiegsprozess, was einen deutlichen Bruch mit dem bisherigen Lebensentwurf darstellt. Die Folgen können ein Erstarren in beruflicher Perspektivlosigkeit und Hilflosigkeit sein.

Miranda Lopez verortet ihr Leiden an der beruflichen Degradierung auf der Ebene des Individuums. Aus der Sicht der Biographin liegt der Grund für ihr Unvermögen, sich mit dem beruflichen Abstieg und der sozialen Situation abzufinden, an ihrem Ego. Dadurch werden strukturelle Barrieren nicht erkannt. Ähnliches zeigten auch die beiden rekonstruierten Biographien (vgl. Kapitel 5 und 6). Der Umstand, als gut Qualifizierte im Niedriglohnsektor zu arbeiten und dabei wenig Wertschätzung zu erfahren, ruft bei Miranda Lopez Gefühle der Unzufriedenheit, der Frustration und der Niedergeschlagenheit hervor. Sie leidet daran, ihre Fähigkeiten und ihr Wissen nicht in ihre Arbeit einbringen zu können, und das hat Auswirkungen auf ihr Selbstwertgefühl. Die Dequalifizierung wirkt sich zusammen mit anderen sozialen und persönlichen Faktoren auf die psychische Gesundheit der Studienteilnehmerin aus, wie wir weiter unten sehen werden.

Miranda Lopez thematisiert im obigen Zitat zudem, dass im neuen Arbeitsumfeld Probleme auftreten, die im Zusammenhang mit ihrer sozialen Schichtzugehörigkeit und Qualifikation stehen. Der Biographin, die im Unterschied zu ihrer Vorgesetzten eine universitäre Ausbildung hat, wird ihr kulturelles Kapital vorgeworfen. Sie präsentiert sich als Frau, die bei ihrem ehemaligen Arbeitsplatz eine andere Art der Kommunikation und des Umgangstons gewöhnt war. In der unqualifizierten Erwerbstätigkeit werden aus der subjektiven Sicht der Biographin ihre intellektuellen Bedürfnisse und ihre beruflichen Interessen nicht befriedigt.

In dieser Lebensphase fragte sie sich, ob sie in ihr Herkunftsland zurückkehren sollte, wo sie ihrer Qualifikation entsprechend hätte arbeiten können. Die Rückkehrabsichten können als biographische Bewältigungsstrategie im Umgang mit beruflichem Ausschluss eingeordnet werden. In das Herkunftsland zurückzukehren, um nicht in einer beruflichen Ausweglosigkeit zu verharren, erwägen mehrere Migrantinnen. Nicht zuletzt steht den meisten Rückkehrplänen die familiäre Situation, wie etwa gemeinsame Kinder mit einem Schweizer Mann, entgegen. Die Angst davor, als Versagerin stigmatisiert zu werden, da eigene bzw. Erwartungshaltungen von Angehörigen nicht erfüllt werden, spielt ebenfalls eine Rolle. Gerade Miranda Lopez war aus Guatemala vor ihrem gewalttätigen Mann geflohen, hatte nach wie vor Angst vor ihrem Ex-Mann und daher kam eine Rückkehr nach Guatemala nicht infrage. Sie beschloss deshalb, alles Mögliche zu tun, und scheute keinen Aufwand, um in der Schweiz bleiben zu können.

Miranda Lopez' Migrationsgeschichte unterscheidet sich von den anderen Biographien durch die Umstände der Auswanderung. Sie ist die einzige Frau, die Flucht als Migrationsgrund angibt, Flucht vor einem gewalttätigen Ehemann. Dies führte schliesslich zur Scheidung. Die Biographin berichtete, dass es nicht ihre Idee war, in die Schweiz zu kommen, sondern diejenige ihres damaligen Mannes. Da er Familienangehörige in der Schweiz hatte, machte er ihr nach einem heftigen Streit, der fast zur Scheidung führte, eine Überraschung. Er kaufte ihr ein Flugticket für einen einmonatigen Aufenthalt in die Schweiz als Geschenk. In die Schweiz reiste sie als Touristin ein. Kurze Zeit nach ihrer Einreise nutzte sie die Gelegenheit und entschied sich, nicht mehr zu ihrem Mann zurückzukehren. Es war nicht ihr erster Versuch, sich von ihrem Mann zu trennen, sagt sie. Doch dieses Mal wollte sie sich endgültig von ihm lösen. Die Wahl des Aufnahmelandes war in diesem Fall durch Verwandte des Ex-Ehemannes beeinflusst. Anschliessend lebte sie als undokumentierte Lateinamerikanerin vier Jahre in der Schweiz, bis sie ihren zweiten Ehemann, einen Mann aus Kolumbien, heiratete.

Die Biographin verlor mit der Flucht aus dem zentralamerikanischen Land ihren dortigen Sozialstatus, der in der Schweiz nicht wiederhergestellt werden konnte. Wie wir später noch lesen werden, wählt sie als Bewältigungsstrategie ihrer Deklassierungserfahrungen den Weg einer neuen Ausbildung, ein Weg, der von mehreren Interviewpartnerinnen gegangen wurde.

Die Erkrankung an einer Depression im Kontext der Migrationserfahrung, so wie im Fall von Miranda Lopez, wird auch von weiteren Interviewpartnerinnen im Zusammenhang mit multiplen privaten, beruflichen und sozialen Verlusterfahrungen, finanziellen Problemen und Abstiegserfahrungen thematisiert. Der Verlust der beruflichen Identität, der Verlust der sozioökonomischen Position im Zielland, das ungenügende Einkommen aufgrund einer Teilzeitanstellung im Niedriglohnsektor sowie der Verlust beruflicher und gesellschaftlicher Anerkennung, reaktivierten bei der Guatemaltekin vergangene Verlusterfahrungen im Zusammenhang mit ihrer Lebens- und Migrationsgeschichte. Da bei einer Depression viele verschiedene Faktoren zusammenwirken, leidet Miranda Lopez, neben der Dequalifizierung und dem Leben am Existenzminimum, auch unter der Trennung von ihrem 24-jährigen Sohn und ihrer Mutter, die in Guatemala leben. Die damals 13-jährige Tochter folgte hingegen der Biographin in die Schweiz, zu dem Zeitpunkt, als Miranda Lopez vier Jahre nach der Migration aufgrund ihrer Ehe mit einem Kolumbianer eine Aufenthaltsbewilligung erhielt. Das Leben ohne geregelten Aufenthaltsstatus war in den ersten Jahren von einer permanenten Unsicherheit geprägt, die nicht spurlos an ihr vorbeiging. Die Weltgesundheitsorganisation WHO weist darauf hin, dass häusliche Gewalt einen der grössten Risikofaktoren für die Gesundheit von Frauen darstellt (Krug et al. 2005: VI). Die gesundheitlichen Folgen häuslicher Gewalt sind vielfältig und können neben körperlichen Verletzungen, die psychosomatische und psychische Gesundheit von Frauen betreffen (Brzank 2005: 5). Die Erfahrung von häuslicher Gewalt ist ein persönliches biographisches Ereignis für jede einzelne Frau, das oft mit Gefühlen von Schuld, Scham und Angst verbunden ist. Die Fachliteratur hält fest, dass Frauen häusliche Gewalt sehr unterschiedlich erleben. Von dieser Erfahrung kann nicht direkt auf Beeinträchtigungen und Auswirkungen geschlossen werden, da sich diese je nach psychischer, sozialer und gesundheitlicher Situation, persönlichen Ressourcen und Biographie der Gewaltbetroffenen in ihren Ausprägungen unterscheiden. Miranda Lopez thematisiert im Kontext ihres Migrationsmotivs offen die häusliche Gewalterfahrung, aber in ihrer autobiographischen Selbstpräsentation nimmt sie einen peripheren Stellenwert ein. Aufgrund des vorliegenden Materials kann nicht klar gesagt werden, wie belastend sich dies auf ihre psychische Gesundheit auswirkte. Das Aussprechen und Aufzeigen von erlittener Gewalt und Ungerechtigkeit in der Ehe lässt sich dahingehend deuten, dass die damit verbundenen schmerzhaften Gefühle teilweise biographisch verarbeitet worden sind. Zugleich aber kann aufgrund der untersuchten Biographie vermutet werden, dass die Biographin unter vermindertem Selbstwertgefühl als Folge der ehelichen Gewalterfahrung litt. Vermutlich wirkten sich die gesellschaftliche Ausschlusserfahrung sowie das Erleben von Rassismus zusätzlich auf ihren Selbstwert. Darüber hinaus war ihr Selbstwertgefühl durch die Infragestellung ihrer beruflichen Kompetenzen infolge der Nichtanerkennung ihrer Berufserfahrungen bedroht.

Als die 58-jährige Mutter und der Stiefvater von Miranda Lopez kurze Zeit nach ihrer Migration auf eine tragische Weise ums Leben kamen, löste dieser Schicksalsschlag eine tiefe Trauer aus. Neben der Trauer rief dieser schwere Verlust zudem

Schuldgefühle hervor, da die Biographin nicht an der Seite ihrer Mutter sein konnte. Viele Migrantinnen berichten von einem ähnlichen Schmerz und Schuldgefühlen, wenn sie ihren engen Familienangehörigen im Herkunftsland in schwierigen Lebenssituationen – insbesondere bei schweren Krankheiten – nicht beistehen können. Darüber hinaus sind die Eltern einiger Interviewpartnerinnen inzwischen aufgrund ihres Alters auf Unterstützung angewiesen. Die Sorgen und Ängste um hilfe- und pflegebedürftige Eltern im Herkunftsland sind belastend für die migrierten Frauen. Diese Sorgen kosten viel Kraft. Treffen schlechte Nachrichten aus dem Herkunftsland ein, ist die innere Erschütterung aufgrund der räumlichen Distanz gross. Gerade diese macht es Migrantinnen unmöglich, in regelmässigen Abständen ins Herkunftsland zu reisen, um ihre Eltern zu pflegen. Zum einen aus finanziellen Gründen, zum anderen lässt sich die Vereinbarkeit von Angehörigenpflege im Herkunftsland und Erwerbs- und Familienarbeit in der Schweiz kaum in Einklang bringen. So bewirkt der Wunsch, die die eigenen Eltern betreuen zu wollen, aber aufgrund der migrationsspezifischen Umstände nicht erfüllbar ist, bei einigen Frauen Traurigkeit und emotionalen Stress.

Die Last der Entfernung

Rosita Diaz, die in Kolumbien in der öffentlichen Verwaltung arbeitete und in der Schweiz als Reinigungskraft tätig ist, lebte erst seit einem Jahr in der Schweiz, als ich sie interviewte. Auf die beruflichen Erfahrungen der 53-Jährigen gehe ich an anderer Stelle ein. Sie lebt in einer unglücklichen Ehe mit einem Deutschen. Ihre betagten Eltern brauchen Unterstützung, insbesondere ihre an Alzheimer erkrankte Mutter. Die Schuldgefühle gegenüber ihren pflegebedürftigen Eltern bringt die Biographin wie folgt zum Ausdruck:

> „Es schmerzt, dass ich mit meiner Arbeit nicht meine Eltern unterstützen kann. Wir Geschwister unterstützen alle meine Eltern. Ich bin diejenige, die für die Medikamente aufkommt, mein Bruder bezahlt das Essen, der andere die Miete etc. Jeder hilft. Meine Eltern haben keine Rente, daher müssen wir ihnen helfen. Es schmerzt, dass ich hier bin und nicht weiss, was ich machen soll, während meine Eltern meine Unterstützung brauchen, die ich ihnen aber nicht geben kann, da ich in der Schweiz bin. Ich fühle mich neu hier, kann die Sprache noch nicht und weiss nicht, was ich machen soll. Das verursacht mir viel Leid (…) Es sind viele Dinge, die zusammenkommen."

In Rosita Diaz' Erzählung zeigt sich, dass es ihr unendlich leidtut, ihren auf Unterstützung angewiesenen Eltern nicht zur Seite stehen zu können. Sie würde ihnen gerne im Alltag ihre praktische Hilfe anbieten. Darüber hinaus ist es ihr nicht möglich aufgrund ihrer Erwerbssituation als Migrantin im Niedriglohnbereich, ihre Eltern finanziell zu unterstützen, so wie sie es zuvor in Kolumbien tun konnte. Auch ist die migrationsbedingte Distanz nicht leicht zu verkraften. Noch schwieriger ist es für sie gegenwärtig, das Unerträgliche erträglich zu machen. Dieses Ohnmachtsgefühl und nicht wie gewünscht helfen zu können, kann sich negativ auf die psychische Gesundheit auswirken.

Eine andere Biographin aus Argentinien, Alma Ruiz, erzählte mit tränenerstickter Stimme, dass sie nicht an der Beerdigung ihres Vaters teilnehmen konnte, weil „alles so schnell ging". Als sie in ihrem Herkunftsland ankam, war ihr Vater bereits beerdigt. Bis heute hat sie Schuldgefühle, nicht bei der Trauerfeier dagewesen zu sein und vor-

her ihren Vater nicht noch einmal umarmt, seine Hand gehalten und Abschied genommen zu haben.

Sol Alvarez äussert ihre Schuldgefühle, indem sie auf ihr ökonomisch betrachtet gutes Leben nach der Eheschliessung mit einem erfolgreichen Geschäftsmann hinweist. Sie vergleicht ihr Leben in der Schweiz mit dem Leben ihrer Eltern und drei Geschwistern in Venezuela, die in armen Verhältnissen in einem Vorort von Caracas leben. Die Mutter ist Krankenpflegerin, der Vater ist Mechaniker. Obwohl beide erwerbstätig sind, reicht das Geld nicht zum Leben. Die Biographin leidet unter einem Gefühl von Ungerechtigkeit und Schuld gegenüber ihrer Herkunftsfamilie oder, anders formuliert, unter der Schuld ihrer, auch materiellen, Privilegien:

> „Ich fühlte mich sehr egoistisch. Ich kann in einem schönen Haus leben, kann mir alles kaufen, was ich möchte, ich habe ein Auto, meine Kinder, meinen Mann, alles. In Venezuela hat meine Familie kaum Arbeit, weil es da aufgrund der Regierung eine schwere Zeit ist. Ich fühlte mich egoistisch und konnte nicht geniessen, was ich hier in der Schweiz habe. Alles wurde negativ. Meine Kinder können alles bekommen, aber meine Neffen und Nichten nicht."

Migrantinnen, wie etwa Flor Rosita, die aus einer kolumbianischen Arbeiterschicht stammt, berichten ebenfalls von Schuldgefühlen gegenüber ihren Familienangehörigen, die im Herkunftsland mit ökonomisch und politisch schwierigen Bedingungen konfrontiert sind.

Die migrierte Frau aus Guatemala, Miranda Lopez, bringt in diesem Kontext ihren Trennungs- und Verlustschmerz mit grosser emotionaler Betroffenheit zum Ausdruck:

> „Die Migration ist eine emotionale Sache. Nichts von alldem wäre passiert, wenn ich nicht migriert wäre. Alles ist eine Kette (...) Die Migration ist eine Kette des Fluchs, weil sie deine Vergangenheit, deine Familie auseinanderreisst. Die Migration reisst alles auseinander. Du gibst alles auf (...) Und nachdem du in ein Land angekommen bist, das nicht deins ist, möchtest du in dein Land zurückkehren. Wenn du dann in dein Land zurückgehst, möchtest du wieder in das neue Land zurückgehen, welches du kennenlernen und schätzen durftest und wo du sicher bist. Daher bist du in einer Kette des Fluchs eingewickelt, denn in keinem Ort wirst du dich wohl fühlen. Hier hast du, was dort fehlt, und umgekehrt auch."

Die Biographin beschreibt die Migration als eine schmerzliche emotionale Erfahrung, die mit den veränderten familiären Strukturen und Verlustgefühlen in Verbindung steht. Sie beschreibt ihre Rückkehrgedanken nach Guatemala aus einer Perspektive des Sich-Getrenntfühlens von ihrem Sohn und ihrer Mutter. In ihre nostalgische Sehnsucht nach dem Zusammenführen der Familie mischt sich auch die Erinnerung an ihre negativen Erfahrungen im Herkunftsland. Mit der Beschreibung der Migration als einer „Kette des Fluchs" unterstreicht sie ihr Gefühl innerer Zerrissenheit zwischen der Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft. Es zeigt sich ein biographischer Konflikt. In schwierigen Lebenssituationen vergleicht die Migrantin das Leben in der Schweiz, das „Hier", mit dem „Dort" in ihrem guatemaltekischen Herkunftsort. Sie erkennt die Vorteile, wie etwa Sicherheit, die ihr die Schweiz zu bieten hat. Gleich-

zeitig vermisst sie die emotionale Geborgenheit in ihrem Herkunftsland und bei ihren Familienangehörigen. In den ersten Jahren nach der Migration kann das „Sich-Bewegen in zwei Welten“ als zum normalen prozessualen Verlauf einer Migrationsbiographie gehörend verstanden werden. Das innere und äussere Pendeln zwischen den zwei Lebensformen im Hier und Dort erschwert allerdings ein Sich-Einlassen auf die Gegenwart. Darüber hinaus blockiert das Hin- und Hergerissensein die Biographin, einen Ausweg aus dem Zustand der Unentschlossenheit zu erkennen.

Gleichwohl drückt Miranda Lopez’ Wunsch, in ihr Herkunftsland zurückzukehren, ihre Sehnsucht nach sozialer Anerkennung und Zugehörigkeit aus. Erinnern wir uns daran, dass die Biographin von rassistischen Vorfällen betroffen war, wie im vorigen Unterkapitel gezeigt wurde. Die Angriffe auf ihre Selbstachtung aufgrund von rassistisch motivierten Diskriminierungen, die in Form von Nichtbedienung in einem Café und Nichtbeachtung in einem Kaufhaus stattfanden, erschweren die Entwicklung eines Gefühls des Sich-angenommen-Fühlens, der Sicherheit und Zugehörigkeit zur hiesigen Gesellschaft. Die Rückkehrorientierung muss somit nicht nur im Kontext familiärer Zusammenführung, sondern auch im Zusammenhang sozialer und beruflicher Ausschlusserfahrungen sowie fehlender sozialer Anerkennung eingeordnet werden.

Miranda Lopez: „Ich schämte mich so sehr, als ich das Sandwich entgegennahm.“

Als Miranda Lopez mit der Reise in die Schweiz eine Möglichkeit erkannte, der häuslichen Gewalt zu entfliehen, nahm sie diese wahr. Aus ihrer Sicht liess ihre eheliche Beziehung keine andere Alternative zu. Die Flucht vor der Gewalt ihres Ehemanns stellt einen Wendepunkt in ihrem Leben dar. Obwohl sie sich zur Migration genötigt sah, präsentiert sich die Biographin nicht als passiv-erleidendes Opfer von Gewalterfahrung, sondern als aktiv-handelnde Frau, die sich ihrem Schicksal nicht ohnmächtig ausgeliefert fühlt. Auch wenn sie einige Versuche unternehmen musste, präsentiert sie sich als stark genug, um sich aus dem Misshandlungsmuster zu befreien. Aus dem Erzählten kann interpretiert werden, dass die physische Misshandlung als eine seelische Belastung erlebt wurde. Gleichzeitig betont sie, dass es ihrem Mann nicht gelang, ihre Zuversicht zu untergraben. Die Selbstpositionierung als selbstbewusste, widerstandsfähige Frau, der es gelang, aus einer Gewaltbeziehung auszubrechen, und die auch zukünftigen Stürmen widerstehen kann, lässt sich hier als Schutz ihres Selbstwertgefühls deuten.

Miranda Lopez betont: „Mir ging es bei der Migration nicht um ökonomische Aspekte, sondern ich suchte Frieden.“ Nach der erlebten Gewalt zuhause suchte sie in erster Linie einen sicheren Ort. Die Biographin sowie viele andere Studienteilnehmerinnen distanzieren sich in ihren Erzählungen vom latenten Vorwurf, vorwiegend aus ökonomischen Überlegungen heraus migriert zu sein. Miranda Lopez bewertet ihren eigenen Entschluss, ihren gewaltausübenden Mann zu verlassen, als positiv: „Die Tatsache, dass ich in der Schweiz meinem Martyrium, Elend und Leid entkommen konnte, empfand ich als Gewinn. Die Schweiz bedeutete für mich ein neues Leben.“ Dadurch verknüpft sie ihre Migration selbst mit ihrer Notlage, die Migration ist Strategie ehelicher Konfliktlösung. Das Aussprechen von erlittener Gewalt und Ungerechtigkeit in der Ehe sowie das Aufzeigen der Trennung und das Loslösen vom Ehemann kann so interpretiert werden, dass die migrierte Frau trotz erfahrenem Leid eine persönliche

Entwicklung machte, in der sie sich selber als gestärkt wahrnimmt, um einen Neuanfang zu wagen.

Ihre Probleme lösten sich allerdings mit dem Wegzug aus Guatemala nicht. Die räumliche Distanz, die sie zwar zu ihrem Mann herstellen konnte, war zugleich mit der schmerzhaften Sehnsucht nach ihren Kindern verbunden, die sie in Guatemala zurückliess. Sie hoffte, ihre Kinder bald in die Schweiz nachreisen lassen zu können. Sie nahm alle Reinigungsarbeiten in Privathaushalten an, die sie finden konnte. Die Aussage: „Ich war sehr, sehr aktiv in XY-Stadt und hatte keine Zeit, mich niedergeschlagen zu fühlen" kann auch so gedeutet werden, dass sie sich, neben der Existenzsicherung, durch Arbeit von ihren Schuldgefühlen, ihre Kinder verlassen zu haben, ablenken wollte.

Die Hoffnung auf ein besseres Leben erfüllte sich angesichts der gesellschaftlichen Machtverhältnisse wie etwa beim Erleben von Rassismus, was mit Gefühlen von Demütigung und Nicht-Dazugehören verbunden war, aber auch im Kontext von Berufsausschluss und damit verbundenen finanziellen Schwierigkeiten in der Migration nicht oder nur teilweise. Der geplatzte Traum führte bei der Frau aus Guatemala zu einer temporären biographischen Desorientierung, was sie mit der Aussage „es herrschte Chaos in meinem Leben" zum Ausdruck bringt. Miranda Lopez veranschaulicht den damaligen „chaotischen Zustand" mit der Erinnerung an ihr erstes Weihnachten in der Schweiz im Jahr 2003. Diese Erfahrung war für sie prägend. Die damals 33-Jährige erzählt, dass sie am ersten Weihnachtstag sehr traurig war. Ein Gefühl, das viele Menschen an Weihnachten erfahren, auch ohne Migrationshintergrund. Sie fühlte sich einsam und vermisste ihre beiden Kinder, ihre Eltern und ihr Herkunftsland. Der Schmerz des Getrenntseins und Alleinseins war an diesem Tag sehr dominant. Sie lebte in einer deutschsprachigen Kantonshauptstadt, in der sie kaum jemanden kannte. Bis auf eine Frau aus Peru, die mit einem Spanier verheiratet war, hatte sie wenig Kontakt zu anderen Zugezogenen aus Lateinamerika. Dieses Ehepaar lud die Biographin ein, Weihnachten mit ihnen zu verbringen. Als sich die Biographin am 25. Dezember abends am Hauptbahnhof einer Grossstadt aufhielt, um mit dem Zug zu ihren Bekannten zu fahren, stellte sie fest, dass sich am Bahnhof viele Obdachlose, Drogen- und Alkoholabhängige aufhielten. Eine Mitarbeiterin einer Hilfsorganisation kam auf sie zu und reichte ihr ein Sandwich. Sie erzählt, tief betroffen davon gewesen zu sein, für eine Angehörige „sozialer Randgruppen" gehalten zu werden. Die Migrantin versuchte der NGO-Mitarbeiterin verständlich zu machen, dass sie zum Abendessen eingeladen sei und nicht aus falschem Stolz das Sandwich ablehne. Miranda Lopez erzählt weiter: „Die Frau verstand mich nicht und sagte nur: ‚Gratis, gratis, essen Sie dieses Sandwich.' Ich schämte mich so sehr, als ich das Sandwich entgegennahm." Die gut qualifizierte Biographin, die aus der oberen Mittelschicht kam und der es im Herkunftsland materiell gesehen sehr gut ging, äussert sich sehr emotional zu diesem einschneidenden Erlebnis: „Ich dachte damals, mein Gott, was mache ich eigentlich aus meinem Leben? Was ist los? Was werde ich bloss machen?" Sie stand auf, schenkte ihr Sandwich einem alkoholisierten Mann, und ging ihren Weg weiter, begleitet, so meine Vermutung, mit einem Gefühl von Angst vor der Zukunft. In ihrer Schilderung fällt auf, dass die Biographin, die selber von sozialer Exklusion und materieller Armut zum damaligen Zeitpunkt betroffen war, sich deutlich von Menschen mit geringem sozialem Ansehen distanziert. Indem sie sich klar von der Wahrnehmung als einer

besonders hilfsbedürftigen Migrantin abgrenzt, wirkt dies als Strategie, um ihren Selbstwert aufrechtzuerhalten.

9.3 Rückkehrorientierung als Bewältigungsstrategie

Das Rückkehrprojekt wird von einigen befragten Migrantinnen aufrechterhalten. Es scheint, dass dieser migrationsspezifische Aspekt in den Lebensgeschichten der Frauen die Funktion einnimmt, krisenhafte Situationen besser bewältigen zu können. Die Vorstellung einer möglichen Rückkehr in den Herkunftsort kann in schwierigen Phasen, in denen sie sich sozial und beruflich abgelehnt sowie rassistisch gedemütigt fühlen, das Gefühl der emotionalen Geborgenheit vermitteln. Rückkehrpläne dienen im Leben einer Migrantin somit als Abwehr von schmerzhaften Erfahrungen, wie auch in Leonor Castros Fallrekonstruktion deutlich wurde. Gleichzeitig verhindern mehrere Jahre aufrechterhaltene Rückkehrabsichten das emotionale Sich-Einlassen auf die Aufnahmegesellschaft. Als Beispiel dazu kann Selena Cruz herangezogen werden. Die 47-jährige Frau aus Peru haben wir bereits kennengelernt. Bevor ich auf ihre Rückkehrabsichten näher eingehe, die nahezu als Fluchtgedanken in schwierigen Momenten verstanden werden können, möchte ich zuerst auf ihre schmerzhafte Einsicht eingehen, als sie für sich kaum Möglichkeiten auf einen beruflichen Aufstieg erkennt.

Seit fast 16 Jahren lebt die Biographin mit ihrem Schweizer Ehemann und dem gemeinsamen elfjährigen Sohn in der Deutschschweiz. Die Biographin hat die Schweizer Staatsbürgerschaft. Sie ist in Lima geboren, wo sie ein fünfjähriges BWL-Studium absolvierte. Das Studium schloss sie mit einem Zertifikat, allerdings ohne Diplom ab. Sie erzählt, dass sie damals der Meinung war, den Universitätstitel nicht zu brauchen, da sie schon während des Studiums im elterlichen Unternehmen arbeitete und bereits viel Geld verdiente. Ihre Eltern waren gleich nach ihrer Hochzeit von Cusco, der Hauptstadt der gleichnamigen Region im Zentrum des peruanischen Andenhochlandes, in die peruanische Hauptstadt gezogen. Ihr Vater arbeitete in Cusco zunächst als Fabrikmitarbeiter in einem Kaffeeunternehmen. Anschliessend wurde er Gewerkschaftssekretär in einer leitenden Funktion, die sich für die Rechte der Arbeiter auf den Kaffeeplantagen im peruanischen Hochland einsetzte. In Lima stiegen die Eltern in die Textilindustrie ein. Sie machten sich selbstständig und gründeten noch vor der Geburt der Biographin Anfang der 1960er Jahre eine kleine Bekleidungsfabrik. Das Unternehmen entwickelte sich über die Jahre gut. Selena Cruz berichtet, dass ihre Eltern als Indigene in der peruanischen Hauptstadt einen sozialen und ökonomischen Aufstieg erlebten. Heute gehört ihre Familie der oberen Mittelschicht Perus an.

Das erste Mal kam die Biographin vor 23 Jahren in die Schweiz, um als Au-pair während eines Jahres in der Schweiz zu leben und eine Fremdsprache zu lernen. In dieser Zeit lernte sie als 24-Jährige ihren zukünftigen Ehemann kennen. Bevor sie zurück nach Peru kehrte, um im Betrieb der Eltern in einer Führungsposition zu arbeiten, bereiste sie Europa. Die Biographin stellt sich in ihrer berufsbiographischen Selbstpräsentation als selbstsichere und unabhängige Frau dar. Die Arbeit im elterlichen Unternehmen erfüllte sie sehr. Ihr Mann besuchte sie mehrmals während mehrerer Monate in Südamerika. Die Fernbeziehung hielt sieben Jahre, bis sich die beiden zu einer Ehe entschieden. Im Alter von 32 Jahren migrierte Selena Cruz in die Schweiz. Die Entscheidung, die Schweiz als Lebensmittelpunkt zu wählen, ging vorrangig von

ihrem Mann aus. Die Peruanerin betont zugleich, dass ihr Mann ihr von Anfang an klargemacht hatte, dass er es sich auf keinen Fall vorstellen könne, in Peru zu leben. Da sie sieben Jahren mit ihrem Mann zusammen war, bevor sie heirateten, hatte sie offensichtlich viel Zeit, um sich an den Gedanken, in die Schweiz einzuwandern, zu gewöhnen. Sie betont in der Erzählung, dass sie damals nicht mit der Intention in die Schweiz kam, nur vorübergehend zu bleiben. Aus der rückblickenden Perspektive beurteilt sie die Anfangszeit in der Schweiz als sehr schwer; eine Erfahrung, die von der Mehrheit der Migrantinnen geteilt wird:

> „Ich denke, dass ich einen Schock erlitt, als ich in die Schweiz kam und einen Wechsel der Gesellschaft erlebte. Es war ein Schock, den ich zu diesem Zeitpunkt nicht wahrgenommen hatte. Ich dachte am Anfang, ach, wie schön die Schweiz ist. Sie gefiel mir gut. Aber dann war es ein Schock (…) wie (…) wie ein Planet zu wechseln, ich schwöre es dir. Weil (…) es war wie nochmals die Sprache neu erlernen zu müssen, nichts zu wissen (…) Meine ganze Lebenserfahrung in meinem Alter, meine Berufserfahrungen und meine Ausbildung, die plötzlich nichts mehr wert waren. Es war wie ein Planet zu wechseln für mich. Ich wäre lieber nochmals neu geboren."

Den Arbeitsmarkteinstieg in der Schweiz fand sie über eine Arbeit in der Reinigungsbranche. Die unterqualifizierte Erwerbsarbeit erachtete sie in der ersten Zeit nach der Migration als ein Provisorium, bis sie über genügend Sprachkenntnisse verfügte, um eine qualifizierte Arbeit zu finden. Bald wurde klar, dass weder ihr formal erworbenes Wissen an der Universität noch informell erworbene Kompetenzen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt anerkannt werden, da sie nicht zertifiziert sind. Wie Bourdieu (1983: 190) schreibt, verleiht erst der schulische oder akademische Titel „dem von einer bestimmten Person besessenen Kulturkapital institutionelle Anerkennung." Zusätzlich erlangen ihre mehrjährigen Berufserfahrungen in leitender Position eines Unternehmens in der Arbeitswelt keine Honorierung und Akzeptanz. Die Biographin erhält somit nicht die Chance, ihre Fähigkeiten und ihr Wissen auf dem qualifizierten Arbeitsmarkt zu zeigen, also ihr kulturelles Kapital in der Schweiz nicht verwerten zu können, was sie als „Schock" erlebte.

Bei einer Berufsberatungsstelle wurde der Biographin dazu geraten, eine dreijährige KV-Ausbildung zu machen. Die Biographin führt aus, sich damals – mit Mitte 30 – nicht habe vorstellen können, eine neue Ausbildung zu beginnen, insbesondere vor dem finanziellen Hintergrund des Ehepaares, das auf ein zweites Einkommen angewiesen war. Zum anderen befürchtete sie, dass ihre deutsche Sprachkompetenz nicht ausreichen würde, um eine neue Ausbildung zu beginnen. Die ökonomische eheliche Situation sowie Sprachdefizite beeinträchtigten somit ihren weiteren beruflichen Werdegang in der Schweiz.

Als sie genügend Sprachkenntnisse erworben hatte, fand sie eine 70 %-Teilzeitanstellung als Verkäuferin in einem Kaufhaus, das im Stadtzentrum lag. Als Mitarbeiterin im Verkauf von Lebensmitteln und Getränken am Take-Away hatte sie den Blick auf eine belebte Strasse, was sie als „Fenster auf die Schweizer Gesellschaft" beschreibt. Sie war 37 Jahre alt, als ihr Sohn geboren wurde. Ihre Stelle behielt sie, bis ihr Sohn viereinhalb Jahre alt war. Doch die Kita-Kosten waren so hoch für die dreiköpfige Familie, dass es sich aus der Perspektive der Biographin finanziell nicht mehr lohnte, arbeiten zu gehen. Sie entschied sich, sich selbst um ihr Kind zu kümmern. Gleich-

zeitig erwachte in ihr erneut der Wunsch, sich umzuorientieren. Weil die damalige Einkommenssituation des Ehepaares eine Erwerbstätigkeit der Biographin notwendig machte, bereute Selena Cruz den Umstand, keine KV-Ausbildung absolviert zu haben. In dieser Zeit wurde der Biographin mit aller Wucht bewusst, dass ihre beruflichen Chancen auf qualifizierte Erwerbsarbeit sehr gering waren. Als ihr Kind in den Kindergarten kam, fand Selena Cruz erneut eine Stelle als Reinigungskraft in einer Schule. Die Arbeit begann um sechs Uhr morgens, was sich gut mit der Kinderbetreuung vereinbaren liess.

Selena Cruz: „In der Schweiz bin ich Putzfrau. Und Peru? Peru hat mich vergessen."

Bis zum heutigen Zeitpunkt ist es Selena Cruz nicht gelungen, eine ihrem Bildungsstand entsprechende Arbeit zu finden. Zum Zeitpunkt des ersten Interviews arbeitet sie morgens in einer 40 %-Anstellung als Reinigungskraft in einer Schule. Sie leidet unter der Erfahrung des Ausschlusses von qualifizierter Erwerbsarbeit:

> „Ich habe studiert, meine Eltern hatten eine Textilfabrik und ich war die Chefin von 30 Angestellten. Neun Jahre lang hatte ich Verantwortung für die Firma. Es war eine sehr schöne Zeit. Meine Arbeit gefiel mir sehr. Ich fühlte mich nützlich. Und dann kam ich in die Schweiz. Plötzlich musste ich in der Schweiz WC putzen, das Geschirr von anderen waschen und alles solche Sachen. Ich fühlte mich schrecklich (…). Ich hatte mir das nicht so vorgestellt. Ich war von dieser Art hier zu leben enttäuscht. In der Schweiz bin ich Putzfrau. Und Peru? Peru hat mich vergessen (weint). Meine Familie denkt, dass ich aufgrund der Migration keinen Erfolg hatte (…). Mein Vater sagte es mir einmal sogar. Das letzte Mal sagte es mir aber mein älterer Bruder. Er ist ein Mann, der nun reich ist in Peru. Er hat eine gute Position. Als ich zum zweiten oder dritten Mal nach Peru zurückkehrte, sagte er mir fast unter Tränen, dass er mich sehr schätze und dann meinte er: ‚Wenn du in Peru geblieben wärst, dann hättest du mehr als ich'. Er sagte mir, ich hätte es besser haben können als er, also, von einer ökonomischen Perspektive her, in Bezug auf materielle Güter wie Autos und solche Sachen. Aber ich glaube, mit der Zeit habe ich verstanden, dass ich innerlich reicher geworden bin, psychologisch gesehen. Meine Mamá ruft mich oft an und fragt mich nach meiner Meinung, auch meine Schwestern. Klar, sie sind jünger, aber all das gibt mir ein grosses Vertrauen, denn ich habe viel Erfahrung gewonnen. Nach der Depression stellte ich fest, dass meine Realität eine andere ist. Ich bin reifer. Ich bin heute in der Lage, mehr Verantwortung zu übernehmen. Und jetzt nehme ich die Sachen selber in die Hand und entscheide ebenfalls viel mit."

Es fällt auf, dass Selena Cruz ihre Beschäftigungssituation als eine Kontrastfolie zwischen prämigratorischer und postmigratorischer beruflicher Positionierung darstellt. Mit der Unterscheidung der früheren („Chefin") und gegenwärtigen Arbeit („Putzfrau") verdeutlicht sie ihre persönliche Einschätzung von gelingendem und misslingendem berufsbiographischem Handeln vor und nach der Migration. In der Schweiz musste die Biographin einen beruflichen und sozialen Abstieg verzeichnen. Dabei war sie davon ausgegangen, in der Schweiz einen ähnlichen sozialen Status haben zu können wie in ihrem Herkunftsland. Zusätzlich belastet ist die Migrantin durch ihre materiellen Einbussen. In Peru war die Biographin jahrelang gewohnt, im Familienbetrieb als Führungskraft tätig zu sein. Als Migrantin zweifelt sie an ihrem über die

Arbeit definierten Selbstverständnis. Der Vergleich mit Peru verdeutlicht ihr Leiden an der Dequalifikation und der damit verbundenen Deklassierung. Mit den Worten „In der Schweiz bin ich Putzfrau" bringt sie einerseits zum Ausdruck, in der Schweiz keine unmittelbaren Möglichkeiten eines beruflichen Aufstiegs erkennen zu können. Andererseits zeigt sich, dass für Selena Cruz der soziale Abstieg – von der Chefetage in der elterlichen Firma zur unqualifizierten Putzarbeit, einer wenig prestigeträchtigen Beschäftigung im Zielland – ein Problem darstellt. Sie ist in der Schweiz mit einem anderen sozialen Raum konfrontiert als in ihrem Herkunftsland. Die ihr zugewiesene Position in der aufnehmenden Gesellschaft korrespondiert nicht mit ihrem biographischen Entwurf, ihre Lebenssituation hatte sich verschlechtert. Die fehlende aktive Bearbeitung der beruflichen Degradierung blieb auf der emotionalen Ebene nicht ohne psychische Konsequenzen.

Des Weiteren ist der Biographin bewusst, dass sich Peru, seit sie ihren Lebensmittelpunkt vor 16 Jahren in die Schweiz verschoben hat, auch verändert hat. Möglich wäre, dass das südamerikanische Land ihr sogar fremd geworden ist. Es ist auch davon auszugehen, dass sich die Beziehung zu ihrer in Südamerika zurückgebliebenen Familie in diesem Zeitraum geändert hat. Selena Cruz scheint eine emotionale Geborgenheit und Sicherheit verloren zu haben, was sie in einer resignativen Bilanzierung: „Und Peru? Peru hat mich vergessen" artikuliert. Ihr Gefühlsausbruch an dieser Stelle markiert deutlich ihren Schmerz: Ein Schmerz aufgrund fehlender Valorisierung ihrer jahrelangen Berufserfahrung durch die aufnehmende Gesellschaft; ein Schmerz aufgrund des Aufgebens von beruflichen Träumen; und schliesslich ein Schmerz aufgrund der Einschätzung, die Remigration in ihr Herkunftsland würde keine Rückkehr in ein vertrautes soziales Umfeld bedeuten.

In diesem Zitat wird zudem deutlich, dass der Verlust der sozialen und beruflichen Position auch das Verhältnis von Selena Cruz zu ihren Familienangehörigen in Peru tangiert. Nicht nur die Biographin, sondern auch ihre Familie hatten damit gerechnet, sie finde in der Schweiz eine qualifizierte Anstellung. Selena Cruz' Vater und Bruder machen die Migration dafür verantwortlich, dass die Biographin auf einen beruflichen Erfolg verzichten muss. Insbesondere der Bruder zeigt sich traurig über das Ausbleiben eines erfolgreichen, prestigeträchtigen Lebens in der Migration, das soziale Anerkennung verdient hätte. Obwohl der Biographin bewusst ist, die Erwartungshaltung der Familie nicht erfüllt zu haben, verteidigt sie ihre Migrationsentscheidung und weist auf eine innere, persönliche Entwicklung hin. Ihren beruflichen Misserfolg in einen erfahrungsorientierten Erfolg umzudeuten, ist eine beachtliche Leistung. Von ihren Familienangehörigen um ihre Meinung gefragt zu werden, bedeutet für Selena Cruz eine besondere Form von Anerkennung. Auch wenn sie sich als eine Frau präsentiert, die die Erfahrung eines sozialen und beruflichen Abstiegs angenommen und biographisch verarbeitet hat, scheint sie das eigene schmerzliche Gefühl – ihre Familie in Peru und möglicherweise sich selbst enttäuscht zu haben – nicht zulassen zu wollen. Auch in anderen biographischen Narrationen wurde deutlich, dass sowohl eigene unerfüllte Erwartungen an das neue Leben in der Migration wie auch die Erwartungen von nahen Angehörigen mit einem emotionalen Stress einhergehen.

In der Bilanzierung der Lebensphase nach der Erkrankung beschreibt Selena Cruz einen tiefen innere Wandel, der mit einem Reifungsprozess einherging. Sie scheint zu Beginn ihrer Migration in die Deutschschweiz nicht ganz von ihrer Entscheidung überzeugt gewesen zu sein. Aus der heutigen Sichtweise würde sie sich sowohl mehr

für ihre eigenen Bedürfnisse einsetzen als sich auch bei biographisch zentralen Entscheidungen mehr einbringen. Aber schauen wir uns die Ursachen für die Erkrankung an einer Depression im Leben der peruanischen Migrantin genauer an. In Selena Cruz' Erzählung wird der soziale und biographische Prozess der Verlaufskurve deutlich, der „durch Erfahrungen immer schmerzhafter und auswegloser werdenden Erleidens gekennzeichnet“ (Schütze 2006: 212) ist.

Selena Cruz: „Um an einer Depression zu erkranken, hatte ich viele Probleme zuvor.“

Nachfolgend zeigt sich in der Narration von Selena Cruz, dass aus der Sicht der Biographin sich häufende, schmerzhafte biographische Erfahrungen zu der Erkrankung an einer Depression führten. Als ihr Ehemann, der bei der Post arbeitete, im Alter von 50 Jahren arbeitslos wurde, veränderte sich die ökonomische Lage der Familie enorm. Ihr Mann hatte neben finanziellen Sorgen auch grosse Angst davor, in seinem Alter keine Arbeit mehr zu finden. Er stand unter hohem Druck. Die Arbeitslosigkeit erlebte er als eine psychische Belastung. Die finanzielle Ungewissheit zermürbte ihn zusehends. Selena Cruz führt weiter aus, dass der Arbeitsverlust ihres Mannes nicht nur finanzielle Konsequenzen nach sich zog, sondern auch Spannungen in der Beziehung verursachte. Dazu sagt sie: „Er wurde seinen Stress durch Schreien los, aber für mich war das nicht so schön. Ich fühlte mich dabei wirklich nicht gut.“ Die Arbeitslosigkeit des Ehemanns wirkt sich somit auch auf Selena Cruz' psychisches Wohlbefinden aus. Sie leidet auch unter der Situation ihres arbeitslosen Partners. Die ökonomische Lage der Familie ist zu diesem Zeitpunkt schwierig. Die Eltern von Selena Cruz unterstützen sie finanziell, wodurch sich ein weiterer Leidensdruck entwickelt. Nüchtern konstatiert sie: „Ich migrierte in die Schweiz, und anstatt Geld nach Hause zu senden, müssen meine Eltern mir Geld schicken (auflachend).“ Die finanzielle Unterstützung der Eltern verursacht bei ihr Schamgefühle und so bedeutet das Migrationsprojekt für Selena Cruz ein persönliches Scheitern. Nicht nur die zwei Biographinnen, deren Lebensgeschichte ausführlich rekonstruiert wurde (vgl. Kapitel 5 und 6), sondern auch andere Migrantinnen berichten, von ihren Eltern bei ökonomischen Engpässen Geld bekommen zu haben. Selena Cruz' Lachen am Ende des Satzes wirkt wie eine Art, mit dieser schmerzhaften und demütigenden Erfahrung umzugehen. Aus Sicht ihrer Familie ist sie gescheitert und diese Sichtweise scheint sie verinnerlicht zu haben. Mit dem Leben in der Migration hat Selena Cruz nicht nur ihre soziale, sondern auch ihre ökonomische Position verloren. Dabei sieht sie nicht nur ihr Migrationsprojekt als gescheitert an, sondern möglicherweise auch sich selbst als Versagerin. Die Analyse legt die Annahme sehr nahe, dass ihr Selbstwertgefühl sinkt. Dies tangiert das psychische Befinden der Biographin massiv. Wie ausführlich in Leonor Castros Fallrekonstruktion dargelegt, trägt das Nichterreichen persönlicher Lebensziele, wie etwa einer der beruflichen Qualifikation entsprechenden Erwerbstätigkeit nachgehen zu können, zur Entwicklung einer Depression bei.

Selena Cruz führt in ihrer biographischen Narration weiter aus, dass sie in dieser Phase die negativen beruflichen Zukunftsszenarien ihres Mannes innerlich übernahm. Sie geriet aufgrund der Zukunftsunsicherheit des Partners, aber auch wegen der eigenen beruflichen Ungewissheit, in eine psychische Krise. Im Alter von 42 Jahren – elf Jahre nach ihrer Einreise in die Schweiz – erkrankte die Biographin an einer Depression. Der auslösende Moment der Depression war ein Badeunfall an einem See,

bei dem sie beinahe mit ihrem damals sechsjährigen Sohn ertrunken wäre. Dieser Vorfall ist zwar ein für sich betrachtet bedeutsames Ereignis, führt aber per se nicht zur psychischen Erkrankung. Eher ist anzunehmen, dass der Badeunfall aufgrund der zuvor andauernden Belastungssituation das Fass zum Überlaufen brachte und die Depression auslöste.

Aus emischer Perspektive verortet Selena Cruz ihre Depressionserkrankung an der finanziellen Verunsicherung infolge der Arbeitslosigkeit des Ehemannes. Aufgrund von Geldsorgen blieb zudem der Wunsch nach einem zweiten Kind unerfüllt. Gleichzeitig thematisiert sie die psychische Erkrankung im Kontext von beruflicher Abstiegserfahrung, erfahrener Statusdegradierung, misslungenen Lebensentwurfs und Prestigeverlust. Es zeigt sich, dass die Biographin selber die Depression als ein multifaktorielles Geschehen betrachtet, was die nachfolgenden Textpassagen verdeutlichen:

> „Um an einer Depression zu erkranken, hatte ich viele Probleme zuvor. Nicht viele Probleme, aber ich hatte vor allem finanzielle Probleme und gesundheitliche Probleme. Weil (…) die Zähne sind bis heute nicht in Ordnung. Amina, ich bin seit vier Jahren beim Zahnarzt in Behandlung. Bis heute (…) und in vier Wochen habe ich meinen letzten Termin beim Zahnarzt. Die letzte Rechnung war die heftigste, das sage ich dir. Wenn du mit den Zähnen so stark erkrankst wie ich (…) Oh je, ich habe mehr als 20‘000 CHF zu zahlen und wenn du kein Einkommen hast, das dir erlaubt, das zu bezahlen, dann (…) Das ist eine Situation, die ehrlich gesagt (…) du weisst nicht mehr, was du machen kannst. Meine Eltern haben mir finanziell geholfen, weil (…) Mein Mann hat einen Lohn, aber wir hatten durch den Jobverlust eine Lohnkürzung. Das alles hat mich viel Kraft gekostet. Aber ich habe mich nun daran gewöhnt und stelle es zur Seite. Aber ich vergesse dieses Problem nicht, weil es an die Substanz geht, sie greifen deine Nerven an. Ja, es war viel damals, was alles zusammenkam. Du weisst nicht, was die Zukunft bringen wird, du kannst nicht so arbeiten, wie du gerne möchtest, und ein weiteres Kind wäre vielleicht ein zusätzliches finanzielles Problem gewesen (…). Aber wie blöd war ich doch am Ende? Ich dachte immer, dass ich mehrere Kinder haben würde. Ich stelle mir oft diese Frage: ‚Warum nicht? Warum nicht?‘ Es tut mir so leid (weint). Ich bereue heute noch, dass ich kein zweites Kind bekommen habe. Ja, ich litt sehr darunter. Wenn meine Situation nicht so schlecht gewesen wäre (…). Aber als ich heiratete, kannte ich die Gesellschaft nicht, und ich hatte eine grosse Angst. Ich hatte Angst, dass ich es hier nicht schaffen könnte, dass das Geld nicht reicht, und ich hatte ein wenig Angst davor, mich nicht komplett integrieren zu können, weil für mich als Ausländerin (…) Ich hatte eine gute Lebenssituation in Peru. Ich war Unternehmerin. Meine Eltern haben genug. Für mich war es immer so, als blieben die Türen offen, d.h. wenn mir etwas Schlimmes passiert, kann ich zurückkehren. Als ich dann hierher kam und ich Probleme hatte, eine Arbeit zu finden, fühlte ich mich weniger wichtig als nichts, weil (…) ehrlich gesagt, ohne Arbeit fühlte ich mich völlig unbedeutend. Und dann (…) ich wurde mir meiner Realität in der Schweiz bewusst. Alle meine Träume waren zerplatzt. Ich würde nie eine gute Arbeit haben. Ich verstand, dass ich meine berufliche Situation nicht ändern kann. Das war schwer auszuhalten (…).“

Und an anderer Stelle:

„Heute sage ich mir, dass dies meine Realität ist. Meine Träume müssen sich ändern. Ich habe immer so gelebt, dass, wenn ich in der Schweiz Probleme haben sollte, dann würde ich zurück nach Peru gehen. Ich habe mir das immer so gesagt. In Peru würde es uns gut gehen. Es würde uns besser gehen. Ich habe dort meine Eltern. Ich habe ein Zuhause und ein Geschäft, das ich dort zurückgelassen habe. Die Depression hat mich zum Nachdenken gebracht. Ich verstand, dass ich mich mehr auf diese Gesellschaft, die Schweizer Gesellschaft, konzentrieren sollte. Und dass ich mich auf diese Gesellschaft einlassen sollte, da es besser für meinen Sohn und meinen Mann ist. Ich merkte, dass es wichtig ist, sich zu entscheiden, ob man für immer in der Schweiz bleiben will oder nicht. Aber ich hatte beim Gedanken, für immer in der Schweiz bleiben zu müssen, das Gefühl, den Verstand zu verlieren (…). Dieser Gedanke liess mich fast wahnsinnig werden. Als ich realisierte, dass ich für immer hierbleiben würde, war das schwer für mich. Es fiel mir schwer, das anzunehmen. Vor der Depression hatte ich mir nicht diese Gedanken gemacht. Aber nach der Depression musste ich mir eingestehen, dass ich hierbleiben würde (…). Wenn Menschen in die Schweiz kommen, haben sie viele Träume und denken, dass sie alles machen können. Ich möchte jetzt neue Träume entwickeln, was meine Arbeit betrifft, auch wenn sie kleiner sind als zuvor. Die Träume sollen heute realisierbar sein. Mir ist bewusst, dass Peru mich vergessen hat. Ich darf also auch Peru vergessen (…). Ich denke, dass diese Depression, mit all den Ängsten, mich gezwungen hat, zu verstehen, dass ich das bin. Es gibt nichts Anderes. Das bin ich. Ich muss mich mit dem Gedanken abfinden, dass ich hier Putzfrau bin. Die Depression lehrte mich, dass ich mit dieser Realität leben muss. Es ist aber nicht schlecht. Die Depression kam einfach sehr brüsk, so plötzlich (…). Die Menschen, die zum Beispiel in Peru wenig hatten und hierherkamen, geben sehr oft an. Sie vermitteln mir den Eindruck, dass sie sich brüsten wollen. Ich mag keine Menschen, die prahlen, wie z.B. wenn eine Frau in ihrem Land wenig hatte und heute aufzählt, was sie alles hat. Aber ich denke, dass diese Menschen es leichter haben als jemand, der im eigenen Land viel hatte und dann in die Schweiz kommt und dann wenig hat. Es ist bestimmt schlecht, so in Klassen zu denken, aber das ist eine Realität. Es ist wohl schlimmer, seinen Status zu verlieren als umgekehrt, wenn jemand zuvor nichts hatte und später materielle Güter erlangt."

In ihrer Migrationsbilanz thematisiert die Biographin mehrere Leidenserfahrungen, die miteinander verwoben sind. Sie bringt zum Ausdruck, wie schmerzhaft es für sie war, aufgrund von Geldsorgen und existenziellen Ängsten vor der Zukunft auf ein zweites Kind verzichtet zu haben. Selena Cruz leidet bis heute unter den Folgen dieser Entscheidung. Die Aussage „Wenn meine Situation nicht so schlecht gewesen wäre" lässt sich dahingehend interpretieren, dass sie mit einer besser bezahlten Arbeit ein weiteres Kind bekommen hätte.

Die finanziellen Sorgen infolge der Arbeitslosigkeit ihres 50-jährigen Mannes, verstärkt durch hohe Zahnarztkosten, werden als eine enorme psychische Belastung erlebt („weil es an die Substanz geht, sie greifen deine Nerven an").[3] Das Ausmass der Zahnbehandlungskosten scheint sie sich in der Erzählsituation nochmals zu ver-

3 Am Ende des Interviews machte ich Selena Cruz darauf aufmerksam, dass es, falls es zu keiner Kostenübernahme durch die Krankenkasse kommt, in der Schweiz diverse Stiftungen gibt, die für in finanzielle Not geratene Menschen einmalig zahnärztliche Kosten ganz oder teilweise übernehmen. Ich bot ihr meine Hilfe an, sie entweder beim Ausfüllen eines Antragsformulars oder beim Suchen von

gegenwärtigen. Sie ist überwältigt („Oh je, ich habe mehr als 20'000 CHF zu zahlen") und fühlt sich ohnmächtig („du weisst nicht mehr, was du machen kannst"). Die unvorhersehbaren, hohen Ausgaben, die man nicht mehr einfach so leisten kann und die darauf folgende finanzielle und soziale Verunsicherung bewirken bei Selena Cruz eine grundlegende biographische Verunsicherung und grosse Zukunftsängste.

Diese beiden langen Zitate eröffnen zudem biographische Einblicke ins Erleben fehlender beruflicher Teilhabe am qualifizierten Arbeitsmarkt und dessen enge Verwobenheit mit zerbrochenen Träumen und dem Nichterreichen beruflicher Ziele in der Migration. Die berufliche Exklusion beeinträchtigte das Selbstwertgefühl von Selena Cruz, wodurch sie sich „weniger wichtig als nichts" und „völlig unbedeutend" fühlte. In ihrer lebensgeschichtlichen Narration wird eindrücklich sichtbar, wie die Biographin aufgrund wahrgenommener Barrieren, die sie als unüberwindbar einstuft, ihr ursprüngliches Berufsziel aufgibt und sich an die vorhandenen Berufsmöglichkeiten im Niedriglohnsektor anpasst. Diese Lebensgeschichte wie auch die Biographien anderer Interviewpartnerinnen sind dadurch gekennzeichnet, dass sich die gut gebildeten Migrantinnen mit einer niedrigeren Position mit weniger Prestige zufriedengeben, als sie ursprünglich erwartet hatten. Schmerzhafte Enttäuschungen und der Verzicht auf berufliche Erfüllung gehen aber nicht spurlos an ihnen vorüber.

Auffallend ist im obigen Zitat die mehrmals verwendete Formulierung „für immer in der Schweiz bleiben". Ein „Dableiben-Müssen", so wird deutlich, erzeugt bei der Biographin ein enormes Unbehagen. Sie wird sich darüber klar, dass die Rückkehr nach Peru ein hypothetisches Konstrukt bleibt. Der Rückkehrgedanke fungierte offenbar bisher als eine Art Fluchtgedanke, in den sie sich hineinsteigerte. Selena Cruz' Reaktion auf die empfundene berufliche Aussichtslosigkeit ist die Flucht. Es handelt sich dabei scheinbar um eine Flucht vor einem subjektiv bewertet „erfolglosen" Leben in der Schweiz; eine Flucht vor einem Leben mit unerfüllten beruflichen Wünschen. Dagegen scheint sie mit Peru berufliche Verwirklichung und Geborgenheit zu verbinden. Zu diesem Zeitpunkt gelingt es ihr offenbar nicht, neue berufliche Zukunftspläne zu entwickeln, wodurch sie sich perspektivlos und handlungsunfähig fühlt. Das Gefühl, zu diesem Zeitpunkt die Kontrolle über ihr Leben und ihre emotionale Sicherheit verloren zu haben, scheint so intensiv zu sein, dass sie denkt, „den Verstand zu verlieren" und „fast wahnsinnig [zu] werden".

Ein weiterer Aspekt, der berücksichtig werden sollte, ist Serena Cruz' Vergleich mit ihrem Bruder, der in Peru blieb und beruflichen Erfolg verzeichnen konnte. Sie wird von ihren Familienangehörigen – und möglicherweise auch von sich selber – mit ihrem Bruder verglichen und hat dabei das Gefühl, schlecht abzuschneiden. Die Analyse zeigt, dass sie sich vor der Erkrankung als Migrantin wertlos und ungenügend fühlte. In ihrer eigentheoretischen Bilanzierung verleiht sie der Depression einen Sinn auf dem Weg zur Akzeptanz ihrer Lage. Die Konfrontation mit ihrer „Realität", wie sie selber mehrmals sagt, heisst für sie, die schmerzliche Erkenntnis hinzunehmen, dass ihre beruflichen Träume zerplatzt sind. Gleichzeitig bedeutet es aber auch, im Prozess der Erkrankung und des Umgangs mit ihrem Leiden keiner Illusion mehr aufzusitzen. Sie präsentiert sich zwar als Frau, die die Aussichtslosigkeit eines beruflichen

Beratungsstellen, die Anträge im Namen der KlientInnen stellen, zu unterstützen. Sie entschied sich für die zweite Variante.

Aufstiegs hingenommen hat, aber emotional scheint sie das nicht akzeptiert zu haben und trauert um den Verlust ihres Berufes, einer zentrale Sinnquelle in ihrem Leben.

Als dequalifizierte Migrantin erkennt sie die Benachteiligung und verweist darauf, wie schmerzhaft sie den Statusverlust erlebt. In ihrem Fall wird deutlich, dass der Berufsausschluss mit einem biographischen Bruch verbunden ist. Auch wenn ihre Wünsche unter dem Druck der Nichtanerkennung ihrer Fähigkeiten zusammenbrachen und eine heftige Krise auslösten, wird das Scheitern des Traums von erfüllender Erwerbstätigkeit nach der Depression von ihr als „Realität" akzeptiert.

So wie Selena Cruz, die das Aufgeben von Rückkehrabsichten „besser für meinen Sohn und meinen Mann" hält, äussern sich auch andere befragte Frauen, denn ihr Bleibemotiv orientiert sich am Wohl der Familie. Neben der partnerschaftlichen Beziehung sind somit die Bedürfnisse der Kinder aus einer binationalen Ehe, die in den meisten Fällen in der Schweiz geboren wurden, von zentraler Bedeutung bei der Festlegung des definitiven Lebensmittelpunktes. Es zeigt sich, dass Selena Cruz erst nach Abklingen der Depression die bewusste Entscheidung traf, in der Schweiz zu bleiben. Mit der Formulierung „Mir ist bewusst, dass Peru mich vergessen hat. Ich darf also auch Peru vergessen" äussert sie im Unterschied zu weiter oben ein gewisses Gefühl des Loslassens von ihrem Herkunftsland, was offenbar befreiend ist. Das Loslassen scheint zwar auf einer Kränkung zu beruhen, doch lässt es sich dahingehend deuten, dass sie sich am Ende eines Prozesses befindet, in dem sie sich sowohl Peru als auch der Schweiz verbunden fühlt und dabei ihre emotionale Zugehörigkeit in beiden Ländern hat. Erst als sie keine Rückkehrabsichten mehr hegt, gelingt es ihr, sich sozial, ökonomisch und psychisch in der Schweiz verankert zu fühlen. Nun nimmt sie den niedrigen sozialen Status in der Schweiz nicht mehr als einen vorübergehenden Zustand wahr, sie betrachtet die Arbeit in der Reinigungsbranche nicht mehr als Zwischenstation. Zudem findet sie sich offenbar damit ab, keine Perspektiven auf berufliche Entfaltungsmöglichkeiten im qualifizierten Arbeitsbereich zu haben. Zugleich kann sich Selena Cruz aus den familiären Erwartungshaltungen und Vergleichen, die sich vor allem auf ihre sozioökonomische Stellung bezogen und einen Stressfaktor darstellten, befreien. Als Bewältigungsstrategie entwickelt sie einen neuen biographischen Entwurf, unter Beibehaltung relevanter bisheriger Sinnquellen wie dem Familienleben.

Der dieser beruflichen Ausschlusserfahrung zugrunde liegende Schmerz und das Gefühl von Aussichtlosigkeit auf veränderte Lebensumstände hatten – so meine These – zuvor zu wenig Raum bekommen. Daher hatte die Biographin den Eindruck, dass die Depression wie aus heiterem Himmel kam. Als sie dann erkrankte, empfand sie die Depression als „sehr brüsk, so plötzlich" aufkommend. Resümierend lässt sich festhalten, dass fehlende Perspektiven auf qualifizierte Erwerbsarbeit und das Erleben erheblicher Statuseinbussen biographisch und seelisch nicht verarbeitet wurden. Die Belastungsfolgen nach der veränderten finanziellen Familiensituation und die damit verbundenen Geldsorgen haben zudem negative Auswirkungen auf Selena Cruz' psychische Gesundheit. Die angespannte ökonomische Lage wirkt sich auch auf die Familienplanung aus. Der Schmerz darüber, aufgrund der prekären Lebensverhältnisse kein zweites Kind bekommen zu haben, scheint heute noch aktuell zu sein („Ich bereue heute noch, dass ich kein zweites Kind bekommen habe."). Auch litt sie unter Rassismus im Alltag. Als Reaktion auf diese biographischen Erfahrungen im Migrationsleben, von denen sie sich überwältigt fühlte, erkrankte sie an einer Depression.

Selena Cruz' Krankheitserfahrung: „Angst vor dem Teufel"

Die Erfahrung des Beinahe-Ertrinkens im See war aus der Sicht der Biographin prägend, denn sie gilt als wahrscheinlichster Zeitpunkt für die Veränderung ihres physischen, psychischen und emotionalen Zustandes. Das unerwartete Auftreten der Depression führte dazu, dass Selena Cruz grosse Mühe hatte, ihren veränderten Gesundheitszustand zu verstehen und einzuordnen. Depressionen äussern sich bei den befragten Migrantinnen oft über somatische Symptome, im Fall von Selena Cruz in Form von Atemnot und Angstzuständen. Das folgende Zitat zeigt, dass sich Selena Cruz' kulturell geprägten Krankseinskonzepte („concepts of illness") von den hiesigen Konzepten und Vorstellungen unterscheiden, was Auswirkung auf die Inanspruchnahme psychiatrisch-psychotherapeutischer Behandlung hat:

> „Eines Abends lag ich auf dem Sofa, nachdem ich die ganze Wohnung geputzt hatte und schaute TV. Ich war mit meinem Sohn alleine zuhause, der gerade schlief. Plötzlich hatte ich sehr kalt, ich spürte einen kalten Wind, und mein Herz raste. Ich versuchte, keine Panik zu bekommen. Aber die Erfahrung, dass ich im See fast ertrunken war (...) Ich öffnete die Türe und rannte raus, aber ich wusste nicht, wohin ich gehen sollte, ich traf niemanden. Ich wollte Luft atmen, ich brauchte Luft (...). Ich weiss nicht, ob ich ein Herzproblem hatte oder was es war, aber für mich war es neu. Ich dachte, dass ich sterben würde (...). Ich wusste damals nicht, was eine Depression war. Ich hatte Angst (...). Ich hatte ein beklemmendes Gefühl, das kommt und an dir zieht, aber dann geht es wieder weiter. Aber die Angst vor dem Schlafen gehen war schlimmer. Ich hatte damals Angst vor dem Einschlafen. Ich wusste nicht, was ich machen sollte oder an wen ich mich wenden könnte. Ich getraute mich nicht, meiner Freundin zu sagen, dass ich Angst vor dem Teufel hatte. In Peru ist es so, dass wenn du etwas falsch gemacht hast, dann ist es der Teufel, der dich dazu geleitet hat. Mein ganzes Leben schon hatte ich Angst vor dem Teufel gehabt. Meine Mutter sagte schon zu mir, als ich noch ein kleines Kind war: ‚Pass auf den Teufel auf.' Der Glaube an den Teufel und an Gott haben mich sehr beeinflusst. Mir wurde beigebracht, Respekt vor dem Guten und dem Teufel zu haben. Ich war sehr verwirrt. Ich hatte eine totale Verwirrung in meinem Kopf mit all dem Stress. Eine Freundin sagte zu mir: ‚Das bist nicht du. Du bist nicht die gleiche Person wie sonst. Du bist anders geworden.' Ich fragte mich: ‚Was mache ich jetzt? Wo kann ich hingehen? Ich fühlte mich so schlecht. Ich dachte, dass ich verrückt werden würde. Ich hatte den Eindruck, in einer anderen Welt zu sein, es war schrecklich (...). Ich wusste nicht, dass ich eine Depression hatte. Ich wusste nichts über Depressionen."

Dieses Zitat veranschaulicht die kulturellen Dimensionen im Erleben einer Depression. Die Migrantin aus Peru, die sehr religiös erzogen wurde, sucht nach Erklärungen für ihr plötzlich auftretendes Leiden. Wie weiter oben deutlich wurde, bettet die Biographin die Ursache der Depression in einen migrationsspezifischen Gesamtzusammenhang ein. Interessant ist, dass neben dem Erkennen sozialer Bedingungen ein weiterer subjektiver Erklärungsansatz in dieser Textpassage auftritt. Aus Sicht der Lateinamerikanerin sind die Gründe für Krankheit auch mit religiösen Konzepten verknüpft. In Selena Cruz' eigentheoretischem Erklärungsmodell zeigt sich, dass ihr seelisches Leiden als Plage des Teufels empfunden und die Veränderung ihres psychischen Zustands auf sein Einwirken zurückgeführt wird. Der Rekurs auf böse Kräfte als Ursache für psychisches Leiden könnte als eine Möglichkeit gedeutet werden, Ängste und

Machtlosigkeit in Bezug auf belastende Lebensbedingungen äussern zu können. Diese Deutung einer Leidenserfahrung zeigt sich auch beim Interview mit Leticia Domingo, ebenfalls aus Peru (vgl. Kapitel 10). Und beide Migrantinnen, die die psychische Erkrankung als magisch-religiöse Beeinflussung auffassen, sind gut Qualifizierte und der Mittelschicht Angehörige. Das weist darauf hin, dass die übernatürliche Betrachtungsweise des Einflusses des Teufels auf die Entstehung der Depression nicht mit Bildung oder sozioökonomischem Status im Herkunftsland in Zusammenhang steht.

Mit den Worten: „Ich hatte den Eindruck, in einer anderen Welt zu sein“ beschreibt Selena Cruz ihre Erfahrung eines Getrenntseins vom Leben und von anderen Menschen. Mit ihrem Mann konnte sie nicht über ihr inneres Erleben sprechen. Er sei ein lieber Mann, aber er hätte sie nicht verstanden. Die Biographin beschreibt eine Verwirrung des Denkens, die möglicherweise durch ihre Angstgefühle verursacht wurde („Ich hatte eine totale Verwirrung in meinem Kopf mit all dem Stress“). Angst, durch die sie glaubte, sterben zu müssen, im Zusammengang mit Konzentrations- und Aufmerksamkeitsstörungen, charakteristisch für Depressionen, gepaart mit Verwirrung, könnten bei Selena Cruz ein Gefühl des „Verrücktwerdens“ ausgelöst haben. Sie stand unter grossem emotionalem Stress, da sie sich von ihrer Lebenssituation überfordert sah. In dieser Lebensphase sah Selena Cruz alle biographischen Entwürfe in Scherben vor sich liegen.

Die Migrantin aus Peru verdeutlicht mit der Annahme der Einwirkung des Teufels eine erlebte Ohnmacht im Krankheitsgeschehen. Die mehrmalige Wiederholung, keine Erklärung zu haben, zeigt, wie stark sie die Suche nach einer Ursache beschäftigte. Ihr Erklärungsmodell „Teufel“ passt nicht in den kulturellen Kontext, in dem Selena Cruz nun lebt und kann nicht von ihrem sozialen Umfeld geteilt werden. Gleichzeitig kann sie nicht auf das Erklärungsmodell „Depression“ zurückgreifen, da sie es in der Situation noch nicht kennt. Ihre Ängste und Befürchtungen erlebt sie als besonders belastend. Grosse Ratlosigkeit und innere Unruhe breiteten sich in ihr aus, ein Ereignis, dem sie ausgeliefert ist. Aus Angst, für verrückt gehalten zu werden, schweigt sie, zieht sich zunehmend sozial zurück und meidet jegliche Kontakte. Eine weitere Lesart wäre, dass Selena Cruz ihre Erkrankung auch als Folge einer potentiellen Schuld deutet und nun vom Teufel dafür bestraft wird. Dadurch verliert das Leiden der Erkrankten zumindest teilweise seinen sinnlosen und unheimlichen Charakter. Schweigen kann hier also auch als Reaktion auf Schuld interpretiert werden. Fehlendes Wissen über die „Alternative“ Depression als Erklärungsmodell sowie Angst vor Stigmatisierung lassen sich hier als weitere Schwierigkeiten im Umgang mit psychischen Erkrankungen rekonstruieren.

Die Angst vor dem Stigma – Angst, als verrückt zu gelten

In der biographischen Erzählung zeigt sich, dass Selena Cruz sich niedergeschlagen, freudlos und antriebslos fühlte. Darüber hinaus war ihr Konzentrationsvermögen eingeschränkt. Sie schilderte Benommenheitsgefühle und gab an, unter Einschlafstörungen zu leiden. Sie klagte über andauernde Angstzustände, Herzrasen und Zittern am ganzen Körper. Sie hatte das Gefühl, am Ende ihrer Kräfte zu sein. Aufgrund ihres religiös geprägten Erklärungsmusters erkannte die migrierte Frau aus Peru selber nicht, dass sie an einer Depression erkrankt war. Die Analyse der Erzählung zeigt, dass Selena Cruz nicht nur unter den vielfältigen Symptomen einer Depression leidet, sondern auch die externalisierende Vorstellung von der Krankheitsentstehung gros-

ses Leiden erzeugt. Nicht zu wissen, was mit einem los ist, erzeugt ein erhebliches Leiden, das auch von anderen Migrantinnen geteilt wurde. Hinzu kommt im Fall von Selena Cruz die Unfähigkeit, psychisches Leid verbal zu äussern, was dazu führte, dass die Depression erst spät erkannt wurde. Doch soll hier nicht der Eindruck entstehen, dass einzig die Diagnose „Depression" das „richtige" Erklärungsmodell für die beschriebenen Symptome ist und andere Erklärungsmodelle, die nicht dem schulmedizinischen psychiatrischen Klassifikationssystem entsprechen, falsch wären. Vielmehr soll deutlich werden, dass es verschiedene Konzepte und Erklärungen von Krankheit und Krankheitsursachen gibt und eine Erkrankung auf unterschiedliche Weise interpretiert werden kann.

Laut dem Psychiater Graham Thornicroft (2008: 14-15) stellen bei der Suche nach professioneller Hilfe bei psychischen Problemen internalisierte Vorurteile ein Hindernis dar. Eine weitere Hemmschwelle, eine psychiatrisch-psychotherapeutische Fachperson aufzusuchen, ist die Erwartung von Diskriminierung und Stigmatisierung, weshalb psychisch Erkrankte oft erst spät professionelle Hilfe einholen. Unwissenheit über Depressionen, Unkenntnis über Behandlungsmöglichkeiten und Angst vor Stigmatisierung stellen eine wichtige Hürde dar, die eine negative Auswirkung auf die Inanspruchnahme von Angeboten hat und die Teilnahme an Behandlungen hindert. Selena Cruz denkt zunächst an das ihr kulturell vertraute Erklärungsmodell: übernatürliche Kräfte wirken als Krankheitsursache. Möglicherweise hätte ihr Umfeld in Peru auch entsprechend reagiert und sie hätte dort eine angemessene „Behandlung" bekommen, beispielsweise in Form einer Teufelsaustreibung. Im Migrationskontext kommt also erschwerend dazu, dass Kenntnisse zu Erklärungsmodellen und davon abgeleitete Behandlungswege, wie sie im Aufnahmeland existieren, noch weniger bekannt sind als in der Bevölkerung überhaupt. Es lässt sich hier rekapitulierend festhalten, dass Depression im biomedizinischen Kontext keinesfalls eine alleingültige Erklärung ist, sondern sie wird wie im Fall von Selena Cruz mit anderen Narrativen von übernatürlichen Kräften verwoben.

Schauen wir uns im Folgenden an, welchen Weg Selena Cruz im Umgang mit der Erkrankung an einer Depression findet. Aufgrund geringer Kenntnisse über das Gesundheitswesen war Selena Cruz nicht bekannt, wo sie Hilfe einholen und durch wen sie Unterstützung erhalten könne („Ich wusste nicht, was ich machen sollte oder an wen ich mich wenden könnte"). Der Psychiater und Medizinethnologe Arthur Kleinman (1980) hält fest, dass eigentheoretische Erklärungsmodelle vom Kranksein und alltägliche Bewältigungsstrategien massgeblich das Gesundheitshandeln beeinflussen. Im Umgang mit ihrem psychischen und physischen Unwohlsein nahm sie als erstes Kontakt mit ihrem Hausarzt auf. „Ich war es mir nicht gewohnt, zum Arzt zu gehen", merkt sie an. Selena Cruz glaubte, mit niemandem über ihr Erleben und ihre Ängste reden zu können und schämte sich. In ihrem subjektiven Krankheitsverständnis zeigt sich ihre Befürchtung, der Teufel könne die Hand im Spiel haben. Aus Angst, als verrückt zu gelten, fiel es ihr schwer, mit ihrem Arzt über ihren psychischen Gesundheitszustand zu sprechen. Wie oben bereits ausgeführt zeigt sich, dass subjektive, soziokulturell und religiös geprägte Erklärungsmodelle im Erleben einer Depression bedeutsam sind. Hinzu kamen sprachliche Barrieren, die die Verständigung und den Beziehungsaufbau mit dem Arzt erschwerten. Ihre Angst vor Unverständnis führte dazu, dass sie schwieg. Daher stellte Selena Cruz beim Hausarzt ihre physischen Beschwerden in den Vordergrund und der Arzt fehlinterpretierte ihre somatischen

Symptome zunächst, weil die affektiven Hauptmerkmale einer Depression überdeckt waren. Das führte zu einer Nicht-Behandlung ihres psychischen Leidens. Nach einer Odyssee von Facharzt zu Facharzt gibt die Biographin enttäuscht ihre Hoffnung auf Genesung auf. Ihr Hilfesuchverhalten zeigt, dass ein Nichterkennen und Nichtbehandeln von Depression eine übermässige Inanspruchnahme der Gesundheitsversorgung nach sich ziehen kann.

Selena Cruz: „Ich bin nicht verrückt. Ich gehe nicht da hin."

Selena Cruz' Zustand verschlechterte sich mehr und mehr. Bei der Suche nach Hilfe für ihr Leid fand sie erneut den Weg zu ihrem Hausarzt. Sie hatte das unbedingte Bedürfnis, eine Krankheitsursache bzw. Krankheitserklärung zu finden:

> „Der Arzt fragte mich, ob ich Probleme zuhause habe, also, mit meinem Ehemann. ‚Nein', sagte ich, ‚aber mir geht es nicht gut, Doktor.' Ich hatte grosse Angst, ihm etwas zu sagen. Ich konnte ihm nichts sagen (…). Ich wusste nicht, wie ich ihm erklären sollte, wie es mir ging (…). Ich ging oft in die Kirche, aber ich konnte auch nicht mit einem Priester reden. Ich weiss nicht warum. Ich denke (…) es gab einen Priester aus Afrika, er sprach so schnell und ich verstand fast nichts (…) und als ich beichten wollte, fühlte ich mich verschlossen, ich konnte nicht reden. Meine Hände schwitzten, ich hatte so Angst, ich schämte mich (…). Ich rannte aus der Kirche raus. Ich hörte Stimmen, als ich heimging, aber ich war selber am Reden. Was ist los, dachte ich. Ich wusste nicht, was mit mir los war (…). Als es mir sehr schlecht ging und ich nicht verstand, was mit mir passierte, hatte ich Angst, verrückt zu werden. Ich wusste damals nicht, was eine Depression war. Ich kannte den Begriff Depression gar nicht. Ich dachte, ich sei verrückt. Und in meiner Gesellschaft bedeutet verrückt sein, dass du dumm bist, dass du nicht nützlich bist und am Rande der Gesellschaft lebst und sie dich nicht mehr berücksichtigen. Das bedeutet, verrückt sein. Aber das Wort verrückt wird oftmals inflationär benützt. Verrückt sein heisst wirklich den Verstand zu verlieren, weg zu sein oder am Rande der Gesellschaft zu leben. Depressionen waren mir unbekannt, es fehlten Informationen dazu. In Peru benutzt man den Begriff ‚nervios' (Nerven). Das Wort Depression wird kaum verwendet. Man spricht in Peru auch von ‚estres' (Stress). Mein Hausarzt sagte dann: ‚Falls es Ihnen nicht gut geht, können Sie mit mir darüber sprechen. Es ist wichtig, dass ich verstehe, wie Sie sich fühlen.' Aber als er anfing von einem Psychiater zu sprechen, dass es Psychologen gibt und man vieles heilen kann, hatte ich das Gefühl, dass der Arzt mir sagen würde, dass ich verrückt sei. Für mich war ein Psychiater jemand, der die Verrückten heilt und ich sagte ihm: ‚Ich bin nicht verrückt. Ich gehe nicht da hin.' Weisst du, wir lateinamerikanische Frauen gehen nicht zum Psychiater oder Psychologen. Und wenn du eine Psychotherapie machst, dann ist es wie bei der Hypnose, oder? Dass sie dich hypnotisieren und dir Sachen sagen (…)."

Die Textpassage verdeutlicht zwei Leidenserfahrungen: zum einen das Leiden, nicht zu wissen, was mit einem geschieht, zum anderen das Leiden, für psychisch krank erklärt zu werden. Da Selena Cruz ihr Leiden nicht einordnen kann, kann sie die Krankheit nicht in das eigene Selbstbild übernehmen. Daran zeigt sich das starke Stigma, das psychischen Erkrankungen anhaftet, und wie es sich auf den Umgang mit der Depression auswirkt. Es fällt Selena Cruz sehr schwer, über sich zu sprechen. Sie zeigt sich verschlossen und in sich gekehrt. Die Biographin fürchtet sich davor als

„Verrückte" abgestempelt zu werden. Sie hat Angst, von ihrem Ehemann, ihren Familienmitgliedern und dem sozialen Umfeld abgelehnt, diskreditiert, verurteilt und ausgegrenzt zu werden. Sie befürchtet Distanzierung und Benachteiligung nicht nur im privaten Bereich, sondern auch am Arbeitsplatz. Die Angst, im täglichen Leben vom engen sozialen Umfeld und von der lateinamerikanischen Community stigmatisiert und sozial marginalisiert zu werden, ist eine zusätzliche Belastung für die an Depression erkrankte Migrantin. Das Schweigen aus der Sicht der Betroffenen dient somit dem Selbstschutz und hindert sie sogar daran, sich gegenüber ihrem Hausarzt zu öffnen. Das Nicht-Sprechen über ihr psychisches Leiden ist also auf das mit psychischen Erkrankungen assoziierte Stigma zurückzuführen. Selena Cruz befand sich in einem Zustand, in dem sie sich planlos und getrieben fühlte. Ihr Leid war für sie kaum noch erträglich. Sie befürchtete, den Verstand zu verlieren. Die Folge war ein Orientierungszusammenbruch, durch den sie sich kaum noch als handlungsfähig erlebte. Der Soziologe Gerhard Riemann (1987: 500) bezeichnet diesen Prozess als ein „Sich-selbst-gegenüber-fremd-Werdens".

Die Reaktion auf die Diagnose „Depression" dokumentiert, wie Selena Cruz aus Peru ihr Leid subjektiv erlebt. Als der Hausarzt erkannte, dass die Biographin von einer Depression betroffen war, legte er ihr das Aufsuchen einer psychiatrischen bzw. psychotherapeutischen Fachperson nahe. Die nun endlich getroffene Diagnose erwies sich aber als nachteilig: Selena Cruz deutete das ärztliche Anraten, zu einem Psychiater zu gehen, als Beweis dafür, verrückt zu sein und fühlte sich stigmatisiert. Ihre eigene Krankheitserklärung, die religiöse Aspekte umfasste, stand im Widerspruch zur biomedizinischen Diagnose Depression, und dieser beeinflusste die Behandlung der psychischen Erkrankung. Serena Cruz kannte die Krankheit Depression nicht. Aus der Sicht der Biographin sind PsychiaterInnen und PsychologInnen sowie psychisch Kranksein unmittelbar mit dem Thema „Verrücktsein" verbunden und so distanzierte sie sich deutlich gegenüber dieser Erkrankung. Das Stigma, das psychischen Erkrankungen anhaftet, war der Grund dafür, dass Selena Cruz eine psychiatrisch-psychotherapeutische Behandlung nicht in Anspruch nehmen wollte. So erging es auch weiteren Migrantinnen dieser Studie.

Die Inanspruchnahme psychotherapeutischer Behandlung ist Selena Cruz fremd. Alleine schon das Sprechen darüber ist schambesetzt. Scham ist somit eine weitere Hürde, sich jemandem anzuvertrauen. Psychotherapeutische Behandlung entspricht aus der Sicht der Peruanerin nicht dem üblichen Vorgehen in Lateinamerika („wir lateinamerikanische Frauen gehen nicht zum Psychiater oder Psychologen"); eine Aussage, die von mehreren Migrantinnen geteilt wurde. Andere Erklärungsmodelle von psychischen Krankheiten haben einen Einfluss auf das Therapieverhalten. So zeigt sich auch in der Fallrekonstruktion von Amalia Torres und in der Erzählung von Sol Alvarez deutlich, dass in Venezuela im Fall einer psychischen Erkrankung eher nicht-psychiatrische Einrichtungen aufgesucht werden. Somit existieren in Lateinamerika neben der formellen psychischen Gesundheitsversorgung im Umgang mit Depression zahlreiche nicht-formalisierte Behandlungsmethoden.

Aus der Erzählung geht hervor, dass es dem Hausarzt nicht gelang, zu Selena Cruz vorzudringen. Sie wurde mit einer bisher ungehörten Bezeichnung sowie mit einer neuen, fernab ihrer Vorstellungen zu verortenden Erklärung für ihren Gesundheitszustand konfrontiert. Die Biographin erkannte zum damaligen Zeitpunkt nicht, dass eine Depression eine psychische Krankheit ist, konnte diese nicht akzeptieren und

so blieb die Depression bis auf die Einnahme von Johanniskraut unbehandelt. In der rückblickenden Bilanzierung ihrer Biographie beschreibt Selena Cruz die Depression als die schlimmste Erfahrung in ihrem Leben. Insgesamt dauerte ihre Leidenserfahrung drei Jahre. Aus ihrer Sicht als lateinamerikanischer Migrantin ist eine Psychotherapie vergleichbar mit einer Hypnose. Das weist auf ihre Ängste hin, dass eine psychotherapeutische Behandlung manipulativ sei, von Scharlatanen durchgeführt werde und quasi einer Gehirnwäsche gleichkäme. Solche Vorstellungen beruhen auf Unwissenheit und Unkenntnis der psychiatrisch-psychotherapeutischen Versorgung.

Zwei Jahre nach dem ersten Interview

Als ich Selena Cruz zwei Jahre später für ein weiterführendes Interview erneut in einem Café in ihrer Stadt traf, erzählte sie mir, ihr ginge es seit unserem ersten Treffen viel besser. Insgesamt fanden drei Interviews im Jahr 2013 statt und zwei weitere folgten im Jahr 2015. Nach unseren Gesprächen war sie motiviert, Unterstützung aufzusuchen. In ihrer Erzählung sind Bearbeitungs- und Behandlungsversuche erkennbar. Sie unternahm verschiedene Initiativen, um ihr Leiden zu lindern. An dieser Stelle möchte ich nochmals auf die Gründe eingehen, warum die Frau aus Peru daran interessiert war, ein Interview zu führen, da es in ihrem Fall bedeutsam im Umgang mit der Depression ist (vgl. Kapitel 4). Selena Cruz meldete sich aus eigener Initiative für eine Teilnahme an meiner Studie. Aufmerksam wurde sie auf meine Forschung über Depression im Kontext von Migration über eine E-Mail mit meinem Interviewaufruf auf Spanisch, den eine Schule für Heimatliche Sprache und Kultur (HSK) für spanischsprachige Kinder mit lateinamerikanischer Herkunft in Umlauf brachte. Nach einem telefonischen Vorgespräch verabredeten wir uns in einem Café in ihrem Wohnort zu einem persönlichen Treffen. Das erste Gespräch fand ohne Aufnahmegerät statt, was sehr wichtig für die Vertrauensbildung war.[4] Selena Cruz begann, mir ihre biographischen Erfahrungen zu erzählen. Sie gewährte mir Einblicke in äusserst intime Lebensbereiche. Die Biographin vertraute mir an, dass sie bislang mit niemandem über ihre Ängste, der Teufel könne sein Spiel mit ihr treiben und für die Depression verantwortlich sein, gesprochen habe. Zu gross war ihre Angst, als verrückt betrachtet zu werden. Auffallend ist, dass für alle drei Migrantinnen, die von sich aus mit mir Kontakt aufnahmen, das Interview eine Gelegenheit darstellte, erstmalig über sich, ihre Probleme und ihre Erfahrungen zu sprechen. Dies wird im Fall von Selena Cruz (aus Peru, 47 Jahre, lebt seit 16 Jahren in der Schweiz), Miranda Lopez (aus Guatemala, 43 Jahre, lebt seit 10 Jahren in der Schweiz) und Alma Ruiz (aus Argentinien, 52 Jahre, lebt seit 23 Jahren in der Schweiz) deutlich. Während des Gesprächs gelang es ihnen, sich mir gegenüber zu öffnen. Auch Flor Martinez (aus Kolumbien, 42 Jahre, lebt seit 20 Jahren in der Schweiz), Rosita Diaz (aus Kolumbien, 54 Jahre, lebt seit knapp einem Jahren in der Schweiz) und Leticia Domingo (aus Peru, 60 Jahre, lebt seit 22 Jahren in der Schweiz) erzählen, bis dato mit wenigen Personen über ihre migrationsspezifischen Leidenserfahrungen gesprochen zu haben. Auf die heilende Wirkung von Erzählungen habe ich schon verwiesen (Rosenthal 1987; Lucius-Hoene 1995). Die Thematisierung von erlittenem Schmerz eröffnet den befragten Migrantinnen die Möglichkeit, die Leidenserfahrungen als Bestandteil der eigenen Lebensgeschichte zu übernehmen und

4 Alle bisherigen Zitate von Selena Cruz stammen aus dem zweiten Gespräch, das mit einem Tonbandgerät aufgenommen wurde, im Jahr 2013.

anzunehmen. Das autobiographische Erzählen stellt für die befragten Migrantinnen die seltene Gelegenheit dar, sich mit lebensgeschichtlichen Themen aktiv auseinander zu setzen. Dabei kann bisher Unausgesprochenes und Unaussprechliches als Teil der eigenen Wirklichkeit anerkannt und in die eigene Lebensgeschichte integriert werden, was eine Voraussetzung für weitere Verarbeitungsprozesse ist.

Dass es Selena Cruz gelingt, Angst, Scham und Hemmungen zu überwinden, um über persönliche Themen mit mir zu sprechen, zeigt ihr grosses Vertrauen mir gegenüber. Das biographische Thema Depression im Kontext von Migration berührt sehr intime und heikle Bereiche im Leben der Frauen aus Lateinamerika. Vertrauen ist in allen Interviews ein zentrales Element für die Untersuchung dieses Forschungsthemas. Einer unbekannten Forscherin zu vertrauen, setzt voraus, dass diese allen Interviewpartnerinnen aktiv zuhört und ihnen mit Verständnis, Empathie und Wertschätzung begegnet. Gleichzeitig wurde in Selena Cruz' Fall deutlich, dass sich ihr Nicht-Sprechen als Schutz vor Stigmatisierungen, „psychisch krank" oder „verrückt", deuten lässt. Selena Cruz fürchtet sich sehr vor sozialer Ausgrenzung und Ablehnung aufgrund ihrer psychischen Erkrankung. Daraus lässt sich schliessen, dass ihr seelisches Leiden nicht nur in einem Krankheitsverständnis mit religiösen und magischen Elementen, sondern auch in einem gesellschaftlichen Kontext zu verorten und verstehen ist.

Mir fiel während unserer drei Gespräche im Jahr 2013 auf, dass sie immer wieder betonte, Lateinamerikanerinnen suchten keine psychiatrisch-psychotherapeutischen Fachpersonen auf. Gleichwohl stellte sie viele Fragen zu der Erkrankung Depression. Selena Cruz zeigte ein vitales Interesse, mehr über die psychische Krankheit erfahren zu wollen. Sie wirkte wissbegierig. Ich gab ihr bereitwillig Auskunft und sprach offen über das Thema Depression. Mir war bewusst, dass, je mehr eine Person über Wissen bezüglich Depressionen verfügt, sie umso besser mit der Erkrankung umgehen kann. Als ich Selena Cruz zwei Jahre später für ein weiteres Interview traf, sagte sie mir, unsere Gespräche hätten ihr gut getan. Die Peruanerin hatte befriedigende Antworten auf ihre Fragen erhalten. Es habe ihr z.B. geholfen zu erfahren, dass Depressionen in der Regel behandelbar seien, oder dass in der Schweiz jede fünfte Person einmal in ihrem Leben an einer Depression erkranke, denn: „Das zu wissen, half mir, weil ich dachte, ich sei die Einzige mit so etwas. Das gab mir Vertrauen. Deine Informationen zu Depressionen halfen mir sehr. Ausserdem half mir, dass ich auf Spanisch mit dir reden konnte. Heute würde ich eine Psychotherapie machen, da ich besser informiert bin." Ihre Aussage verdeutlicht die Relevanz von Informationsvermittlung, Sensibilisierung und Entstigmatisierung des Themas Depression. Dazu zählt die Aufklärung über Symptome, über migrationsassoziierte Gesundheitsrisiken und über Therapiemöglichkeiten. An dieser Stelle kann nicht unerwähnt bleiben, dass es mir bei unseren Gesprächen nach dem Interview nicht darum ging, Selena Cruz' subjektive Erklärungsmodelle als Aberglaube und nicht mit der Moderne übereinstimmend zu degradieren. Ich hatte vielmehr die Absicht aufzuzeigen, eine Depression sei behandelbar. Zudem war es mein Anliegen Selena Cruz deutlich zu machen, nicht auf sich alleine gestellt sein zu müssen im Umgang mit persistierender Traurigkeit, Niedergestimmtheit und Antriebslosigkeit. Aus meiner beruflichen Erfahrung kann ich

festhalten, dass Informationen über Depressionen oft als eine heilsame Erleichterung wahrgenommen werden.[5]

Selena Cruz berichtet weiter, sich nach unseren Gesprächen einer Freundin aus Chile anvertraut zu haben, die Psychologin ist. In der Schweiz arbeitet diese als Coach und lebt in der gleichen Stadt wie Selena Cruz. Darüber hinaus betont die Biographin, die chilenische Psychologin sei Atheistin. Sie mache mit dieser Freundin keine Therapie, allerdings führe sie mit ihr klärende Gespräche über ihre religiösen Vorstellungen im Zusammenhang einer Depression:

> „Ich erzählte ihr von meinen Ängsten, die ich dir bereits erzählt habe [Angst, der Teufel treibe sein Spiel mit ihr, Anm. d. A.] und sie sagte zu mir: ‚Selena, sagst du nicht, dass Jesus das Leben ist?' Und das traf mich direkt im Herz. Klar, wir möchten, dass Gott Leben ist. Warum suche ich einen anderen Grund? Warum suche ich weiss Gott was, er ist da. Es beruhigte mich, zu wissen, dass Gott bei mir war, dass er in meinen Werten, in meinen Sachen ist. Gott beschützt mich. Ich lernte dabei, dass ich mehr lieben soll. Alle Antworten sind in der Liebe enthalten. Manchmal braucht man ein paar Worte, wie von dir oder von einer Freundin, da macht es Klick im Kopf."[6]

In dieser Kommunikation entstehen neue Erklärungsmodelle, die sich auf den Umgang mit einer Depression auswirken. Selena Cruz begann, sich mit ihren biographischen Erfahrungen auseinanderzusetzen, und griff zusätzlich auf Bücher, Zeitschriften und Informationen im Internet über Depressionen zurück. Das Aneignen von Wissen über Depression lässt sich als Bewältigungsstrategie rekonstruieren. Das Sammeln von Informationen, das offene Sprechen über die psychische Erkrankung und das Auseinandersetzen mit dem Thema Depression vermittelten Selena Cruz eine andere Sicht auf die psychische Erkrankung, was eine neue Wertung der stigmatisierenden Zuschreibungen von Depressionen ermöglichte. Sie erzählt, dass sie zur Behandlung der Depression die alternative Medizin wählte. Dabei habe ihr die traditionelle chinesische Medizin sehr geholfen. Zusätzlich empfand sie körperliche Bewegung als wohltuend: „Ich begann, Sport zu machen, und ich fing an, mich um mich selbst zu kümmern. Ich tat mir was Gutes wie Massagen und Sauna", berichtet sie. Schliesslich betont sie, während der Depression sei ihr Glaube für sie eine grosse Hilfe

---

5 Ausgehend von meiner Doktorarbeit konnte ich im Jahr 2012 das Projekt „Prosalute. Wissen ist Gesundheit: Informationen zu Depression für Migrantinnen und Migranten in Basel-Stadt" initiieren, entwickeln und umsetzen. Als Projektleiterin verfolge ich in Zusammenarbeit mit dem Gesundheitsdepartement des Kantons Basel-Stadt das Ziel, MigrantInnen in verschiedenen Sprachen zum Thema Depression zu informieren und zu sensibilisieren. Darüber hinaus biete ich konkrete Informationen an, an wen sich Betroffene oder Angehörige von Betroffenen wenden und wo sie professionelle Hilfe in Anspruch nehmen können. MigrantInnen sollen sich so angeregt fühlen, im Krankheitsfall Fachpersonen aufzusuchen. Eine wichtige Botschaft ist dabei, dass eine Depression behandelbar ist. Durch einen offenen Umgang mit Depressionen soll bewirkt werden, dass die psychische Krankheit nicht als Charakterschwäche ausgelegt wird und zugleich Scham- und Schuldgefühle sowie Leugnung im Zusammenhang mit einer Depression reduziert werden können. Des Weiteren soll eine Enttabuisierung und Entstigmatisierung von Depressionen erzielt werden. Das Projekt Prosalute ist insgesamt auf die Förderung gesundheitlicher Chancengleichheit von MigrantInnen ausgerichtet.

6 Dieses Zitat stammt aus dem Gespräch im Jahr 2015, als Selena Cruz bereits Ansätze von Be- und Verarbeitung ihrer Erkrankung zeigte.

gewesen. Der Glaube wird somit auch in dieser Erzählung als zentrale Ressource in der Krankheitsverarbeitung beschrieben. Hilfreich empfand sie auch die emotionale Unterstützung ihres Ehemannes in dieser Phase.

Als ich sie zwei Jahre später wieder interviewte, arbeitete Selena Cruz neben ihrer Berufstätigkeit als Reinigungskraft zusätzlich in einer 30 %-Anstellung als Verkäuferin in einem Textilgeschäft. Die Biographin berichtete, dass die Arbeit mit Stoffen, Fäden und Nähnadeln sie an ihr Leben in Peru erinnerte, ihre Arbeit in der Textilfabrik ihrer Eltern in Lima. Die zusätzliche Teilzeitarbeit ermöglichte ihr die finanzielle Sicherung ihres Lebens, was sich positiv auf ihr Wohlbefinden auswirkte: „Ich merke, dass mir diese neue Arbeit viel Sicherheit gegeben hat, weil ich jetzt etwas mehr Geld habe, weisst du, Amina? Ausserdem fühle ich mich als Verkäuferin von den Kunden wertgeschätzt. Das ist eine sehr schöne Erfahrung. Das hat mir Selbstvertrauen gegeben."

9.4 Berufliche Degradierung und Wunsch nach Anerkennung

Nach den ausführlich dargestellten Erfahrungen von beruflicher Degradierung von Serena Cruz möchte ich nachfolgend auf weitere Fälle eingehen. Kehren wir zu den migrationsbiographischen Berufsausschlusserfahrungen von Miranda Lopez, 43 Jahre alt, aus Guatemala-Stadt, Guatemala, die wir bereits kennengelernt haben, zurück. Die Biographin, die in ihrem Herkunftsland als Kauffrau in der öffentlichen Verwaltung angestellt war, arbeitete nach der Migration zunächst als Reinigungskraft in Büros. Später fand sie eine Teilzeitanstellung im Privathaushalt einer betagten Schweizerin. Sie führte dabei neben hauswirtschaftlichen teilweise auch betreuerische Tätigkeiten in Form von Care-Arbeit aus. Mit der Zeit arbeitete sie zusätzlich für mehrere Angehörige derselben Familie in unterschiedlichen Haushalten als private Reinigungskraft und Babysitter. Die Biographin lebt zusammen mit ihrem Mann und ihrer 19-jährigen Tochter, die eine Berufsausbildung absolviert, in einer kleinen Stadt, während ihr erwachsener Sohn in Guatemala geblieben ist. Zum Zeitpunkt des Interviews befand sich die migrierte Frau in einer finanziell angespannten Lage. Die Einkommenssituation der Familie hatte sich erheblich verschlechtert, als ihrem 52-jährigen Ehemann nach langjähriger Mitarbeit in einer Firma gekündigt wurde.

Miranda Lopez macht in der folgenden Sequenz ebenfalls deutlich, dass sie unter der biographischen Erfahrung einer sozialen und beruflichen Degradierung leidet, die mit einer existentiellen Unsicherheit, einem Verlust der Lebensperspektive einhergeht:

> „Aber was für einen Sinn macht das Kämpfen in der Migration? Ich fühle mich schuldig, ich fühle mich niedergeschlagen, ich fühle mich traurig. Es ist, als ob ich nicht vorankomme (...). Ich möchte aber jemand sein. Ich möchte etwas erreichen. Ich will nicht mein Leben lang eine Putzfrau sein. Auch wenn diese Arbeit sehr ehrenvoll ist, möchte ich etwas Anderes machen. Aber nur dank dieser Arbeit kann ich in diesem Land überleben. Ich versuche die Traurigkeit und den Schmerz zu vergessen. Aber wenn du dich bemühst, dich zu integrieren, arbeiten gehst und immer Geldprobleme hast, dann hast du keine Kraft mehr für andere Dinge."

Im ersten Satz wird die enge Verflechtung von belastenden migrationsspezifischen Erlebnissen und psychischem Wohlbefinden deutlich. Die Biographin leidet unter den beschränkten beruflichen Entfaltungsmöglichkeiten. Die Enttäuschung und Entmutigung über ihre als belastend empfundene Arbeitssituation dominiert das Lebensgefühl in der Migration. Ähnlich wie Amalia Torres und Leonor Castro aus den Falldarstellungen (vgl. Kapitel 5 und 6) und wie auch bei weiteren Migrantinnen aus der Untersuchung zu sehen ist, ringt die Biographin mit dem Umstand, dass ihre Ausbildung und Berufserfahrungen in der Schweiz nicht anerkannt werden. Wie aus den biographischen Erzählungen rekonstruiert werden kann, gelingt es den befragten Frauen nur schwer, biographische Arbeit betreffend beruflicher Ausschluss- bzw. beruflicher Abstiegserfahrung in der Migration zu leisten.

Die Dequalifikation ist in Miranda Lopez' Leben gleichzeitig mit ökonomischen Konsequenzen verbunden. Hinzu kommt, dass ihr Ehemann mit 52 Jahren arbeitslos wurde. Sie verspürt einen hohen Leidensdruck infolge der materiellen Existenzunsicherheit, wie die Analyse des gesamten Interviews zeigt. Aufgrund zahlreicher sozialer, ökonomischer und psychischer Belastungen erlebt Miranda Lopez das Migrationsleben als eine grosse Anstrengung mit scheinbar unüberwindbaren Hürden. Die subjektiv wahrgenommene Aussichtslosigkeit, diesen „Kampf", wie sie selber sagt, zu gewinnen, lässt sie resignieren.

Die Aussage „ich möchte aber jemand sein" dokumentiert ihr emotionales Bedürfnis, als Mensch wahrgenommen und geachtet zu werden. Aufgrund der beruflichen Abwertung – so scheint es – fühlt sie sich auch menschlich entwertet, eine massiv negative Erfahrung. Sie leidet unter dem beruflichen und sozialen Statusverlust. Auch wenn sie ihre Arbeit selber wertschätzt, beeinträchtigt die weitverbreitete Geringschätzung gegenüber der Tätigkeit einer Reinigungskraft ihren Selbstwert. In Kombination mit Alltagsrassismus, dem sie zusätzlich ausgesetzt ist, wie wir weiter oben sehen konnten, liegt es nahe, dass sie anfängt, sich weniger wertvoll als die Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft zu fühlen.

Insgesamt wird in dieser Passage deutlich, dass ihre Berufssituation als Reinigungskraft eine starke Sehnsucht nach beruflicher, gesellschaftlicher, aber auch menschlicher Wertschätzung hervorruft. Dieser Wunsch lässt sich im Sinne des Sozialphilosophen Axel Honneth (1992) als „Kampf um Anerkennung" bezeichnen. Die Problematik von Dequalifikation verlagert die Biographin auf die individuelle Ebene. Sie scheint die berufliche Deklassierung und das Nicht-Erreichen neuer Berufsziele als selbstverschuldet zu betrachten („Ich fühle mich schuldig"). Gleichzeitig können ihre Schuldgefühle auch im Kontext des Zurücklassens ihres erwachsenen Sohnes und ihrer Mutter verstanden werden.

Die berufliche Degradierung ist für Miranda Lopez sowie für viele Studienteilnehmerinnen ein einschneidendes Erlebnis in ihrer Migrationsbiographie. Es gelingt der Biographin nicht, ihre berufliche und sozioökonomische Position zu verbessern oder den Status quo wie im Herkunftsland aufrechtzuerhalten. Die massive psychische Belastung aufgrund der Erfahrung beruflicher Abwertung und des Verlusts beruflicher Identität bringt die Guatemaltekin mit den Worten „ich fühle mich niedergeschlagen, ich fühle mich traurig" klar zum Ausdruck.

9.5 Aus- und Weiterbildung als Strategie im Umgang mit Arbeitsmarktexklusion und Dequalifizierung

Als Strategie, um besseren Zugang zu einem attraktiveren Beruf zu finden, wählen mehrere Migrantinnen aus dem Sample eine berufliche Umorientierung oder Umschulung. Die Aneignung einer formellen Schweizer Qualifikation im Rahmen einer anerkannten beruflichen Ausbildung oder eines zusätzlichen Studiums an einer Universität erkennen sie als wichtigen Schlüssel für die Arbeitsmarktpartizipation. Eine neue Ausbildung lässt sich auch als ein Versuch deuten, sich im Zusammenhang mit beruflichen Ausschlusserfahrungen aus der Position des Ausgeliefertseins zu lösen.

Sowohl Miranda Lopez wie auch zahlreiche andere qualifizierte Migrantinnen des Samples entwickeln individuelle Strategien im Umgang mit Erfahrungen beruflichen Ausschlusses und Degradierung. Sechs Frauen aus Lateinamerika kommen im Zuge ihrer Auseinandersetzung mit der Frage, wie sie eine ihrem Bildungsstand und ihren Berufserfahrungen entsprechende Arbeit finden können, zur Einschätzung, dass ein zusätzliches Studium oder eine zweite berufliche Ausbildung in der Schweiz der geeignete Weg ist. Einige Frauen schliessen gleich mehrere neue Ausbildungen im Tertiärbereich ab. Drei migrierte Frauen machen zusätzlich ein unentgeltliches Praktikum, bei dem sie ihre Qualifikation und ihre Ressourcen einbringen können. Einige Frauen leisten freiwillige Arbeit, um ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu erhöhen. Helena del Toro, Chilenin und Schweizer Staatsbürgerin, die in Wohlstand lebt, engagiert sich ehrenamtlich für soziale Projekte, um soziale Kontakte zu pflegen und um nicht alleine zuhause zu bleiben. In vielen biographischen Schilderungen wird deutlich, dass Migrantinnen aus Lateinamerika im freiwilligen Engagement eine Möglichkeit sehen, einer Isolation oder Vereinsamung entgegenzuwirken. Gleichzeitig kann Freiwilligenarbeit das Sozialkapital erhöhen. Unentgeltliche Arbeit ist jedoch nicht migrationsspezifisch, sondern auch Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft greifen auf diese Strategien zurück, um einen erleichterten Einstieg in die Arbeitswelt zu finden. Neben freiwilligem Engagement leisteten einige Migrantinnen unentgeltliche Arbeit, in der Hoffnung, anschliessend angestellt zu werden. Nur einer Frau, Catalina Morales aus Mexiko, gelingt es, allerdings nach einem unbezahlten Praktikum, ihre Kompetenzen und ihr Wissen in eine qualifizierte Erwerbsarbeit als Heilpädagogin einzubringen.

Miranda Lopez' Sicht von Barrieren und Schwierigkeiten: „Wird man mich ablehnen, weil meine Hautfarbe nicht passt, weil ich zu alt bin, weil ich Ausländerin bin?"

Wie sehen die beruflichen Qualifikationsstrategien im Detail aus? Welche Aus- und Weiterbildungen werden gewählt? Nehmen wir als Beispiel Miranda Lopez, die wir bereits kennengelernt haben. Die 43-jährige migrierte Frau war in ihrem Herkunftsland als Assistentin in der öffentlichen Verwaltung in der Hauptstadt Guatemalas, Guatemala-Stadt, tätig. Wie schon erwähnt, lebte sie vier Jahre als undokumentierte Lateinamerikanerin in der Deutschschweiz. Nach ihrer Heirat mit einem kolumbianischen Mann erhält sie zunächst eine B-Aufenthaltsbewilligung. Als ich sie interviewe, besitzt sie eine C-Niederlassungsbewilligung. Als Strategie, der Perspektivlosigkeit zu entkommen, und in Folge der Nichtanerkennung ihres Bildungsabschlusses und ihrer Berufserfahrungen im Herkunftsland – was eine unterqualifizierte Erwerbsarbeit bewirkte – macht Miranda Lopez eine einjährige Ausbildung als Kosmetikerin. Der

Umstand, dass sie sich Ende ihres dritten Lebensjahrzehnts beruflich umorientiert, beweist ihre hohe Flexibilität, sich einer neuen Arbeit zu öffnen. Sie verfügt über innere Ressourcen, um sich dieser Herausforderung zu stellen und greift auf Kraft, Motivation und Entschlossenheit zurück, wodurch sie selbst in ökonomisch krisenhaften Situationen in der Lage ist, neue Berufspläne zu entwickeln und einen neuen Beruf zu erlernen. Das folgende Zitat zeigt, dass sich die Biographin als Nicht-EU-Angehörige beim Arbeitsmarktzugang benachteiligt fühlt:

> „Ich nahm einen Kredit auf und absolvierte hier eine Ausbildung als Kosmetikerin. Jetzt finde ich keine Arbeit auf diesem Beruf, weil mir die Berufserfahrung fehlt. Früher fand ich keine Arbeit, weil ich keine legalen Dokumente hatte, dann weil ich die Sprache nicht beherrschte oder kein anerkanntes Diplom hatte. Jetzt habe ich die Aufenthaltspapiere, ich kann einigermassen die Sprache, ich habe einen Schweizer Abschluss, aber ich habe keine Berufserfahrung. Ich stosse immer wieder auf Hindernisse. Es gibt immer etwas, das fehlt. Ich werde nun ein Jahr lang gratis als Kosmetikerin arbeiten, um Berufserfahrung zu sammeln. Aber was kommt danach? Wird man mich ablehnen, weil meine Hautfarbe nicht passt, weil ich zu alt bin, weil ich Ausländerin bin? Was wird in der Zukunft sein? Du merkst schnell, dass (…), dass keine Zugehörigkeit existiert. Du gehörst nicht dazu."

Dieses Zitat dokumentiert deutlich Miranda Lopez' Gefühl, all ihre intensiven Bemühungen, ihre Arbeitssituation zu verändern, würden nicht gewürdigt. Ihre beruflichen Ambitionen bleiben unerfüllt. Im Zentrum der Schilderung stehen die Gründe, die sie an einer erfolgreichen Arbeitsmarktintegration hindern. In ihrer Darstellung ist eine sehr tiefgehende Enttäuschung wahrnehmbar. Der Schmerz der Enttäuschung überdeckt ihr Gefühl von Hoffnung. Sie hat den Eindruck, dass trotz zusätzlicher Ausbildung sich ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt nicht verbessern. Das Gefühl, niemals Anerkennung zu finden, ist aus der Sicht der Migrantin aus Guatemala deutlich spürbar.

Das Erreichen eines Berufsabschlusses in der Schweiz ist aus Sicht von Miranda Lopez keine Garantie für eine Arbeitsmarktpartizipation. Wie wir noch sehen werden, sind einige Frauen, die eine neue Ausbildung in der Schweiz abgeschlossen haben, weiterhin von qualifizierter Erwerbsarbeit ausgeschlossen. Die Guatemaltekin schildert insgesamt frustrierende Erfahrungen bei der Arbeitssuche. Eine Erfahrung, die Groll, Bitterkeit, Trauer und Kränkung auslöst. Miranda Lopez befürchtet darüber hinaus auch Mehrfachdiskriminierung beim Arbeitsmarktzugang: „Wird man mich ablehnen, weil meine Hautfarbe nicht passt, weil ich zu alt bin, weil ich Ausländerin bin?" Ob Diskriminierung auf institutioneller oder auf individueller Ebene beim erschwerten Zugang zum Arbeitsmarkt eine Rolle spielt, kann an dieser Stelle nicht abschliessend beantwortet werden. Deutlich ist aber, dass die Biographin unter dem Gefühl nicht zu genügen, egal, was sie unternimmt, leidet.

Ungeachtet ihrer Anstrengung, etwas an ihrer unbefriedigenden Berufssituation zu ändern, ist Miranda Lopez nach wie vor von einer prekären und marginalisierten Situation am Arbeitsmarkt betroffen. Die mangelnde Sprachbeherrschung wird von den interviewten Migrantinnen oft als Grund angegeben, weshalb ihnen der Einstieg in die qualifizierte Berufswelt verwehrt bleibt. Dabei machen sie die Erfahrung, dass ihre spanischen, englischen und häufig noch weiteren europäischen Sprachkenntnisse

bei der Arbeitssuche kaum wertgeschätzt werden. Das verursacht Wut und weitere Frustrationen.

Darüber hinaus beginnt Miranda Lopez zu resignieren. Es ist dieses Gefühl, in der Arbeitswelt abgelehnt zu werden, das eine seelische Verletzung verursacht. Die Biographin verdeckt diese mit anklagenden und direkten Worten des Unmutes. Sie führt ihre Erfahrung des verwehrten Zugangs zum Arbeitsmarkt selbst auf Faktoren struktureller und gesellschaftlicher Ebene zurück. Anstatt ihre berufliche Umorientierung sowie ihren neuen Berufsweg in der Schweiz als einen Prozess des erfolgreichen Bewältigens institutioneller Hürden darzustellen, zeichnet sie das Bild einer desillusionierten Frau, die trotz mühevollem Kraftaufwand wenig Aussichten auf eine Veränderung ihrer Beschäftigungssituation als Reinigungskraft hat. Es stellt sich das Gefühl von vergeblicher Mühe und unnützer Ausbildungsinvestition ein, was einen erheblichen psychischen Schmerz bewirkt. Mit der Aussage: „Du merkst schnell, dass (…), dass keine Zugehörigkeit existiert. Du gehörst nicht dazu“ äussert Miranda Lopez ihr gesellschaftliches Teilhabebedürfnis. Der Wunsch, sich als Mitglied der Gesellschaft angenommen zu fühlen, wird ihr aus ihrer Sicht verweigert. Am Ende der Textpassage bringt sie somit ihren Schmerz auf den Punkt: Sie fühlt sich gesellschaftlich abgelehnt und nicht dazugehörig.

Die Folgen der Migration bestehen sowohl für Miranda Lopez wie auch für zahlreiche andere Studienteilnehmerinnen im Verlust der beruflichen Identität und des sozioökonomischen Status und werden oft als biographischer Misserfolg erfahren. Die Analyse zeigt, dass für das Auslösen der Depression vier Jahre nach Miranda Lopez’ Migration in die Schweiz mehrere Faktoren verantwortlich sind. Um die Komplexität der Erkrankung an einer Depression bei der damals 37-jährigen Migrantin aus Guatemala zu verstehen, müssen auch in ihrem Fall die Ursachen im Kontext familiärer, beruflicher, politischer und gesellschaftlicher Zusammenhänge gesucht werden. Aus der biographischen Erzählung der Guatemaltekin geht hervor, dass die Leidensphase zwei Jahre dauerte. Die Biographin stellt dabei fest: „Ich konnte die Depression nicht akzeptieren. Ich hatte keinen Selbstwert mehr. Ganz schwer für mich war, dass ich früher eine sehr aktive Frau war und mit der Depression plötzlich passiv wurde.“ In diesem Kommentar zeigt sich einerseits die ablehnende Haltung der Biographin gegenüber ihrer psychischen Erkrankung. Andererseits wird hier deutlich, wie sehr sie unter der krankheitsbedingten Antriebslosigkeit und dem Verlust des Selbstwertgefühls litt. Angesprochen auf die subjektive Bedeutung im Zusammenhang mit der Erfahrung von Kranksein, sagt Miranda Lopez: „Ich glaube nicht, dass die Depression eine Bedeutung hat.“ Indem sie der Depression keinen Sinn verleihen kann, stellt sie eine Ausnahme dar. Ihren Umgang mit der psychischen Krankheit werde ich weiter unten ausführen.

In Miranda Lopez’ weiterer biographischer Erzählung wird deutlich, dass es ihr nach dem Abklingen der Depression gelingt, einen neuen biographischen Entwurf zu entwickeln, bei dem sie ihre Potentiale für soziales Engagement einbringt. Um aus der sozialen Isolation herauszukommen, leistete Miranda Lopez neben der Reinigungstätigkeit Freiwilligenarbeit. Durch diese sinnerfüllte Arbeit erfährt sie soziale und emotionale Wertschätzung und konstatiert: „Heute engagiere ich mich für andere Menschen aus Lateinamerika und helfe bei kulturellen Aktivitäten mit. Ich stelle fest, dass, wenn du gibst, ohne etwas zurückzuerwarten, das sehr befriedigend ist.“ Die

Biographin erkannte im sozialen Engagement eine Möglichkeit, ihr Selbstwertgefühl und ihre Selbstachtung in der Migration aufrechtzuerhalten bzw. wiederzuerlangen.

Zusätzlicher Schweizer Universitätsabschluss als Strategie im Umgang mit Perspektivlosigkeit

Das nächste Beispiel zeigt eine weitere Strategie mit beruflicher Ausschlusserfahrung. Als Reaktion auf Hürden und Schwierigkeiten im Schweizer Arbeitsmarkt, schloss die Erziehungswissenschaftlerin Lucinda Riva, 28 Jahre alt, aus Quito, Ecuador, mit C-Niederlassungsbewilligung, wie oben bereits erwähnt, zusätzlich ein dreijähriges Masterstudium in Erziehungswissenschaften an einer Schweizer Universität im deutschsprachigen Raum ab. Trotz Schweizer Universitätsabschluss ist sie zum Zeitpunkt des Interviews in befristeten Anstellungen tätig, die nicht ihrer Qualifikation entsprechen. Die berufliche Ausschlusserfahrung hat auch auf sie eine in hohem Masse entmutigende Wirkung.

Die Beschäftigungssituation der Biographin bedeutet, dass sie sowohl das mitgebrachte wie auch das in der Schweiz erworbene kulturelle Kapital nicht auf dem Schweizer Arbeitsmarkt einbringen kann. Lucinda Rivas berufliche Situation zeichnet sich zudem dadurch aus, in zeitlich kleinteiligen Arbeitsverhältnissen angestellt zu sein. Einerseits unterrichtet sie einmal pro Woche, jeweils samstags, an einer lateinamerikanischen Schule Spanisch als Zweitsprache für Kinder. Andererseits ist sie einmal die Woche als Haushaltsangestellte bei einem älteren Mann tätig. Diese Stelle beschreibt sie wie folgt: „Ich bin wie eine Gouvernante, da ich für ihn aufräume, putze, einkaufen gehe und alles mache, was mit dem Haushalt zu tun hat, und ich schaue auch, was er alles braucht."

Lucindas Rivas Fall verdeutlicht, dass selbst mit einem zusätzlichen Schweizer Universitätsabschluss der Weg für beruflichen Erfolg nicht gegeben ist. Es zeigt sich zwar, dass die Strategie der Requalifizierung im Umgang mit Erfahrungen von Arbeitslosigkeit und Berufsausschluss sowie bei der Aufrechterhaltung des Selbstwertgefühls hilfreich ist. Allerdings stellt die Strategie des Erwerbs von kulturellem Kapital in Schweizer Bildungseinrichtungen keine Garantie für eine Teilhabe am qualifizierten Arbeitsmarkt dar. Zudem erweist sie sich oft aus ökonomischer Perspektive als wenig profitabel. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass weitere Bildungsabschlüsse keine berufliche Karriere in der Schweiz garantieren. Dennoch werden zusätzliche Qualifikationen zum Überwinden von Erwerbslosigkeit bzw. als Weg aus dem Niedriglohnsektor von mehreren Migrantinnen aus Lateinamerika gewählt.

Lucindas Rivas Krankheitserfahrung: „Das können nur Menschen nachvollziehen, die schon einmal eine Depression gehabt haben."

Lucindas Rivas Entscheidung neben ihrem ecuadorianischen auch einen Schweizer Universitätsabschluss zu erlangen, ging eine Erkrankung an Depression voraus. Die 23-jährige Biographin folgte ihrem Mann in die Schweiz, nachdem sie ihr Studium abgeschlossen hatte. Sie arbeitete neben ihrem Studium im Hostel ihres Onkels in Quito, der Hauptstadt Ecuadors, als sie ihren zukünftigen Ehemann kennenlernte. Er hatte zuvor sein Studium abgeschlossen und befand sich nun am Anfang einer Lateinamerika-Reise. Nachdem sie sich in einander verliebten hatten, verzichtete er auf das Reisen und blieb zwei Jahre mit ihr in Ecuador. Das Paar wurde ausgeraubt und beschloss in die Schweiz zu kommen und zu heiraten. Lucinda Rivas Eltern, die geschieden sind,

waren mit ihrer Migrationsentscheidung einverstanden, aber äusserten Bedenken, ob sie in der Schweiz ähnlich gute Berufsperspektiven haben würde wie in Quito. Die Biographin gab sich zuversichtlich, eine Arbeit finden zu können. Sie würde eine Doktorarbeit schreiben, sollte sie keinen Einstieg in die Berufswelt finden.

Ein Jahr nach der Migration erkrankte Lucinda Riva im Alter von 24 Jahren an einer starken Depression. In der Schweiz war sie mit Erwerbslosigkeit konfrontiert. Sie fand keinen Zugang zum qualifizierten Arbeitsmarkt. Ihre beruflichen Vorstellungen aus der Zeit vor der Migration liessen sich nicht verwirklichen. Plötzlich war sie von ihrem Mann finanziell und sprachlich abhängig. Diese Abhängigkeit empfand sie als extrem unangenehm, denn seit ihrem 16. Lebensjahr lebte sie alleine. Sie war es gewohnt selbstständig für sich zu sorgen. Ihre Mutter, die aus einer wohlhabenden Familie in Quito stammt, heiratete gegen den Willen ihrer Eltern Lucinda Rivas Vater, Angehöriger einer niedrigeren sozialen Schicht. Er, ein Argentinier, war im Alter von 25 Jahren vor der argentinischen Diktatur geflohen, da er dort im Gefängnis war und gefoltert wurde. In Ecuador fand er Asyl. Lucinda Riva beschreibt ihren Vater als einen Revolutionär, Musiker und Künstler. Die Ehe der Eltern wurde geschieden. Ihr Vater heiratete wieder und gründete eine neue Familie.

Lucinda Riva lebte nach der Scheidung bei der erwerbstätigen Mutter, die als Bibliothekarin in der Erziehungsdirektion von Quito tätig war. Das Geld reichte nicht aus, um die zwei Kinder auf eine Privatschule schicken zu können. Die Mutter sorgte alleine finanziell für die Familie, da der Vater als Künstler kein Geld verdiente. Die Mutter erhielt auch keine Unterstützung durch ihre Eltern. Ihr wurde eine gut bezahlte Arbeit in den USA angeboten, und sie wurde damit zur Pendelmigrantin, um ihre zwei Töchter besser versorgen zu können. Die Mutter verbrachte neun Monate in den USA und drei Monate in Ecuador. In dieser Zeit lebte Lucinda Riva bei ihrem Vater, doch sie musste viel Verantwortung für sich und ihre jüngere Schwester übernehmen. Lucinda Riva litt unter der Trennung von der Mutter. Diese Phase war von Gefühlen des Alleingelassenseins dominiert. Im Teenageralter baute sich eine Problemgemengelage auf, die sie überforderte. Wie gross der Leidensdruck in diesem Lebensabschnitt war, zeigt sich daran, dass die Biographin mit 16 Jahren an Bulimie erkrankte. Fünf Jahre lang war sie von der Essstörung betroffen. Mit 21 Jahren gelang es ihr, das Ess-Brech-Verhalten zu überwinden. Im weiteren Verlauf konnte sich ihr Zustand wieder stabilisieren. Sie nahm aber keine professionelle Unterstützung im Umgang mit ihrer Essstörung in Anspruch. In Lucinda Rivas Lebensgeschichte wird deutlich, dass sie in schwierigen Situationen auf individuelle Handlungskompetenzen und Ressourcen zurückgreifen konnte. Selbstfindung, Selbstverwirklichung und Selbsthilfe waren bedeutsame Aspekte im Umgang mit der Essstörung. Sie beschreibt sich zu diesem Zeitpunkt als eine sehr fleissige und zielstrebige Studentin. Lucinda Rivas intensive Lernphase an der Universität ist durch ein Streben nach Exzellenz sowie einer starken Leistungsmotivation gekennzeichnet. Diese Bewältigungsstrategie scheint sie zu entwickeln, um die Essproblematik zu kompensieren. Das Studium der Erziehungswissenschaften schloss sie mit Auszeichnung ab. Es gelang ihr in dieser Phase einen neuen biographischen Entwurf zu entwickeln. Als ich sie interviewte, berichtete sie, nicht mehr unter ihrer Bulimie zu leiden.

Ausgelöst wurde die Depression nach einem Zahnarztbesuch durch eine unerwartete Konfrontation mit der vergangenen Essstörung. Der Zahnarzt fragte sie in Anwesenheit ihres Ehemannes, wie lange sie eine Bulimie gehabt habe. Die Biographin war

erschrocken. Ihr Mann wusste nichts von ihrer Essstörung. Der Zahnarzt wies darauf hin, an den Zähnen sehen zu können, dass sie eine Bulimie oder eine andere Krankheit gehabt habe. Sie log aus Scham und wollte nicht, dass ihr Mann von der Bulimie erfuhr. Danach konnte sie eine Woche lang nicht sprechen und weinte jeden Tag. Wie gross die Scham und damit die Hürde waren, sich ihrem Mann anzuvertrauen, wird hier deutlich. Heute habe sie keine Probleme mehr darüber zu reden, aber damals hatte sie einen Schock erlebt. Zu lange hatte sie die Essstörung verheimlicht. Es setzte ein Orientierungszusammenbruch ein, durch den sie vorübergehend handlungsunfähig wurde.

Lucinda Riva erkrankte im Jahr 2009 an einer schweren Depression. Die Dauer der Erkrankung schätzte sie auf ein Jahr. Die psychische Krankheit manifestierte sich in Form von Antriebslosigkeit, Niedergeschlagenheit und Sinnkrise. Ihr gelang es kaum noch, aus dem Bett aufzustehen. Sie hatte einen überhöhten Schlafbedarf. Ein ständiges Zittern und ein starker Gewichtsverlust waren ihre körperlichen Symptome. Sie wog nur noch 42 kg und beschreibt sich selbstablehnend und selbstverurteilend: „Ich fühlte mich damals hässlich. Ich sah mich an und dachte: ‚Ich bin so hässlich'“. Die Biographin sprach über Suizid in der akuten Zeit der Depression. Ihr Mann, der unterstützend an ihrer Seite stand, hatte Angst, dass sie sich etwas antun könnte. Da er neben seinem Studium bei der Post arbeitete, wollte er sie aber nicht alleine zuhause lassen. Seine zur Hilfe gerufene Mutter sowie ihre Kollegin, die Krankenpflegerin oder Therapeutin ist, stellten akuten Handlungsbedarf fest. Lucinda Riva konnte nicht mehr alleine bleiben. Hier waren es also die Angehörigen, die Unterstützung suchten, und auf diese Weise kam die Biographin auf die Kriseninterventionsstation (KIS) des Universitätsspitals in ihrem Wohnkanton. Dort wurde sie drei Wochen stationär aufgenommen. Als ein Psychiater eine Depression diagnostizierte, war sie nicht überrascht, sie hatte es schon gewusst:

> „Ich habe Erziehungswissenschaften studiert. Ich wusste, was eine Depression ist, aber wenn man darüber als Studentin über Depressionen liest, das ist eine Sache. Aber selber eine Depression erleben und fühlen, wie stark sich eine Depression auf einen Menschen auswirken kann, das ist was anderes. Das können nur Menschen nachvollziehen, die schon einmal eine Depression gehabt haben.“

Den Aufenthalt in der KIS beschreibt Lucinda Riva, die nach einem Jahr in der Schweiz noch nicht über ausreichende Deutschkenntnisse verfügte, wie folgt: „Das Problem war, dass ich die Ärzte und das Pflegepersonal im Spital nicht verstand. Sie meinten, ich solle aufstehen, aber ich wollte nur schlafen. Ich konnte nichts anderes tun. Ich schlief den ganzen Tag.“ Anschliessend ging Lucinda Riva sechs Monate lang in die Tagesklinik der Universitätsklinik für Psychiatrie und Psychotherapie. Die Depression wurde medikamentös mit Antidepressiva und psychotherapeutisch behandelt. Insbesondere die Kunsttherapie empfand Lucinda Riva als hilfreich. Sie erzählt, erst mit der Unterstützung einer spanischsprechenden Psychotherapeutin, zu der sie nach der tagesklinischen Behandlung zu Beginn zwei Mal wöchentlich, später einmal pro Woche und schliesslich jede zweite Woche ging, die wirksamste Hilfe erhalten zu haben; insbesondere, da die Psychotherapeutin mit Lucinda Riva persönliche Erfahrungen teilte: „Aber eigentlich half mir sehr, dass diese Psychologin mir sagte, dass sie selber an einer Essstörung gelitten hatte und auch eine Zahnbehandlung machen musste.“ Die

behandelnde Psychotherapeutin überwies sie zu einem anderen Zahnarzt, damit die Schäden der Essstörung behandelt werden konnten; eine Behandlung, die sehr kostspielig war. Doch die Beseitigung der sichtbaren Folgen ihres Ess-Brech-Verhaltens habe ihr zusätzlich sehr geholfen.

Auch wenn Lucinda Rivas Ehemann die akute Krankheitsphase der an Depression erkrankten Frau als belastend erlebte, bot er seine ganze Kraft auf, um sie zu unterstützen und zu begleiten. Er schenkte ihr Liebe, Geduld und Geborgenheit. Die Biographin berichtet, neben ihrem Mann auch von ihren Schwiegereltern liebevolle Zuwendung erhalten zu haben. Die Analyse der Interviews zeigt, dass Lucinda Riva zwar eine Ausnahme darstellt, da sie in der eingeheirateten Familie herzlich aufgenommen wurde, aber dennoch wie die Mehrheit der befragten Migrantinnen mit beruflichen und gesellschaftlichen Ablehnungserfahrungen konfrontiert war.

Die Auswirkung der Depression auf die Paarbeziehung wird weiter unten in Kapitel 12 thematisiert. Lucinda Rivas Eltern hingegen konnten ihre Erkrankung nicht annehmen. Gerade die Mutter hatte grosse Mühe mit der Akzeptanz der psychischen Erkrankung ihrer Tochter und warf ihr Einbildung vor. Lucinda Rivas Mutter zeigte in der Reaktion auf die Depression und Bulimie der Tochter Ähnlichkeit mit dem Verhalten von Leonor Castros Mutter. Auch sie reagierte mit Unverständnis und lehnte die ärztliche Diagnose ab: „Meine Mutter sagte, ich sei nicht krank. Als sie erfuhr, dass ich die Antidepressiva nahm, schrie meine Mutter, dass man mir Drogen gebe. Für nichts. Es ist unrealistisch für meine Mutter. Sie versteht meine Geschichte nicht." Vermutlich spielte auch hier die Angst vor dem Stigma eine Rolle. Möglicherweise versuchten beide Mütter durch das Leugnen und das Nicht-wahrhaben-Wollen eigene Schuldgefühle abzuwehren.

Die Intensität des Erlebens einer Depression wird in der nachfolgenden Darstellung sichtbar:

> „Wie tief man während einer Depression fallen kann, das ist unglaublich. Ich war so traurig, das ist schwer zu beschreiben. Ich fühlte mich so schlecht, dass ich sterben wollte. Ich kann fast nicht glauben, dass ich einen Weg aus der Depression gefunden habe und nun mit dir darüber reden kann. Ich hatte das Gefühl, dass ich mich wie in einem Loch befand. Das Problem bei einer Depression ist, dass du dich entscheiden musst, ob du in der Depression drin bleiben oder rauskommen willst. Ich fand Kraft im Gedanken, dass ich jung bin. Ich habe noch so vieles vor. Ich möchte doch noch Kinder bekommen und eine Arbeit finden. Ich kann mich nicht einfach so gehen lassen. Meine Schwester braucht mich, meine Eltern, mein Mann braucht mich. Das gab mir Kraft."

Lucinda Rivas Deutung der Depression: „Die Depression ist ein Schutzmechanismus."

Als ich Lucinda Riva bitte, mir zu erzählen, welche Bedeutung sie der Depression zuschreibt, antwortet sie auf der Basis ihrer biographisch-selbstreflexiven Auseinandersetzung mit der psychischen Erkrankung wie folgt:

> „Die Depression ist ein Schutzmechanismus, wenn einen zu starke Gefühle überkommen. Die Depression zeigt dir, dass du dein Leben akzeptieren musst. Es ist ein Zeichen, dass du Probleme hast, aber du kannst diese überleben, wenn du daran arbeitest und irgendwie eine Lösung findest. Ich glaube, dass eine Depression von vielen Problemen

kommt, denen du zuvor nicht die Wichtigkeit gegeben hast, die sie brauchten. Du denkst, dass sie nicht so wichtig sind und vergisst sie dann. Plötzlich sammeln sich die Probleme und dann explodiert es. Es braucht dann wenig und alles bricht hervor."

In diesem Zitat macht die migrierte Frau aus Ecuador deutlich, dass sie die Depression als Schutzfunktion der Seele versteht. Für Lucinda Riva macht eine Depression Sinn. Ihre Eigentheorie zeigt, dass erst das Annehmen der eigenen biographischen Erfahrungen eine Chance bedeutet, sich neu orientieren zu können.

Lucinda Rivas subjektive Krankheitstheorie

Auf die Frage, worauf die Depressionserkrankung zurückzuführen sein könnte, rekonstruiert die 28-jährige Lucinda Riva die Depression als ein multifaktorielles Geschehen:

> „Die Instabilität zuhause mit den Eltern. Aber auch die Migration meiner Mutter hat mich beeinflusst und die Migration meines Vaters, dass er aus Argentinien fliehen musste, seine eigene Lebensgeschichte, die Probleme, die er in Argentinien hatte. Und dann die Migration in die Schweiz, weil ich ohne Arbeit zu viel Zeit um nachzudenken hatte. Am Anfang fühlte ich mich gut in der Schweiz. Es war nicht so schlimm. Ich fühlte mich zwar alleine, aber es war nie so schlimm, dass ich es nicht aushalten könnte. Aber dann (...) ich hatte zu viel Zeit, weil ich nicht arbeitete. In Ecuador musste ich immer arbeiten, studieren, zuhause Sachen machen, ich war immer beschäftigt. In der Schweiz hatte ich zu viel Freizeit und konnte deshalb zu viel überlegen. Um einer Depression vorzubeugen ist es wichtig zu arbeiten, aktiv zu sein, Kurse zu besuchen, zu studieren, zu schreiben, Sport zu machen, aber ich machte nichts. Ich war den ganzen Tag alleine zuhause. Ich hatte zwar Deutschunterricht, aber der Kurs dauerte nur zwei Stunden pro Tag. Das war zu wenig. Als ich in die Schweiz kam und ich kein Deutsch konnte, war es eine schwere Zeit. Plötzlich fühlte ich mich dumm, weil ich die Sprache nicht konnte. Das empfand ich als eine grosse Belastung. Und ohne Arbeit war ich von meinem Mann abhängig. Ich war zu abhängig von meinem Mann und bis jetzt hat sich nichts geändert. Ich hasse dieses Gefühl der Abhängigkeit. Ich kann die Abhängigkeit bis heute nicht tolerieren. Meine Eltern fanden es schade, dass ich migrierte, weil die Chancen auf eine gute Arbeit in Quito besser waren. Es war nicht so, dass ich in Ecuador nichts hatte. Ich befand mich in einer guten Position als junge Frau. Damals fand ich das aber nicht so wichtig. Ich war sehr verliebt. Ich wollte nur mit meinem Mann zusammen sein. Ich dachte, dass ich eine Doktorarbeit schreiben könnte, falls ich keine Arbeit finden würde. Heute finde ich es viel wichtiger. Ich bereue, dass ich gute Arbeitsmöglichkeiten aufgegeben habe, da es in der Schweiz schwer ist etwas Ähnliches zu finden."

Die biographische Bedeutung der Depression erschliesst sich aus der bisherigen Erzählung, die die krankheitsauslösende Phase beschreibt. Lucinda Rivas Narration ist durch zwei lebensgeschichtliche Themen charakterisiert: Zum einen die familiären Probleme in Ecuador, zum anderen auf das Erleben des beruflichen Ausschlusses und die Folgen der Erwerbslosigkeit auf die Paarbeziehung in der Schweiz. Beide Themenkreise lassen Leidensprozesse erkennen. Es wird deutlich, dass eine Depression sowohl psychologische als auch soziale Faktoren auslösen. Die Biographin rekonstruiert ihre Familiengeschichte als eine Geschichte der Migration. Die Bedeutung des bio-

graphischen Themas Migration zeigt sich darin, dass die eigene Lebensgeschichte von den Migrationserfahrungen der Mutter und des Vaters geprägt ist. Die Mutter verliess Ecuador nach der Scheidung, um als Arbeitsmigrantin zwischen den USA und Ecuador zu pendeln und dadurch ökonomisch besser für die Familie sorgen zu können. Die Biographin erlebte im Alter von 16 Jahren die Migration der Mutter als einen schwerwiegenden Verlust der signifikantesten Bezugsperson in ihrem Leben. Ihr Vater und ihre Stiefmutter konnten den Verlust an Geborgenheit und Zuwendung offenbar nicht auffangen. Im Kommentar „Die Instabilität zuhause mit den Eltern" dokumentiert sich zugleich ihr Leiden an den elterlichen Beziehungsproblemen sowie an den Folgen der Scheidung. In dieser Zeit begann die Phase von unkontrolliertem Essen und Erbrechen. Vermutlich dominierten starke Gefühle von Verlassenheit, des Sich-Ungeliebt-Fühlens und Selbstablehnung ihre Innenwelt. Das übermässige Essen fungiert dabei als Kompensation, um einen seelischen Hunger zu stillen. Das Erbrechen entdeckt Lucinda Riva als Strategie, um nicht zuzunehmen. Sie spricht aber auch die traumatische Migrationserfahrung des Vaters an, der im Jahr 1983 im Alter von 25 Jahren vor der argentinischen Militärdiktatur nach Ecuador floh. Zuvor wurde ihr Vater inhaftiert, im Gefängnis gefoltert. Viele seiner Freunde wurden in dieser Zeit umgebracht. Es scheint, als bestimmen die schweren Traumatisierungen nicht nur das Leben des Vaters, sondern auch das seiner Tochter. Und schliesslich wird die eigene Migrationserfahrung thematisiert.

Indem Lucinda Riva ihre Leidensgeschichte mit den Migrationserfahrungen ihrer Eltern und der eigenen Migration verknüpft, wird deutlich, dass sie dem Thema Migration eine zentrale Rolle in ihrer Biographie einräumt. Gegen den Wunsch der Eltern, die ihr in der Schweiz weniger gute berufliche Zukunftschancen prognostizierten, migrierte die Biographin aus Liebe. Ihre berufsbiographische Planung lässt sich nach der Migration nicht wie erwartet umsetzen. Sie sieht sich mit unvorhersehbaren Barrieren konfrontiert. Es folgt eine enorme Enttäuschung aufgrund nicht eingelöster Hoffnungen an ihre Berufsziele. Ihre Erzählung verdeutlicht, dass die unsichere berufliche Zukunft innerhalb des Migrationskontextes mit einer krisenhaften Situation einherging, und sie bereut ihre Entscheidung migriert zu sein. Zu diesem Zeitpunkt bricht Lucinda Rivas Orientierung zusammen. Innerhalb eines Jahres empfindet sich die sehr gute, unabhängige Studentin als plötzlich „dumm" und abhängig. Selbstzweifel, Niedergeschlagenheit und Antriebslosigkeit charakterisierten ihren inneren Zustand. Die Komplexität ihrer Berufssituation und die gesellschaftlichen Bedingungen in der Schweiz scheint Lucinda Riva nicht zu erkennen, denn sie bezieht die auslösende Situation für die Depression retrospektiv besonders auf die viele Zeit, die sie zum Grübeln hatte. Sie stellt keinen Zusammenhang zu ihrer beruflichen Ausschlusserfahrung her. Die Analyse des Interviews aber verdeutlicht, dass die psychische Erkrankung neben familiären Problemen, auch im Kontext der Dequalifikation in der Schweiz und nicht alleine auf die viele verfügbare Zeit zurückzuführen ist.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Lucinda Rivas Depressionserkrankung während der Migration in den Kontext familiärer, politischer, gesellschaftlicher und beruflicher Zusammenhänge eingebettet ist. Die mehrfachen Verlusterfahrungen auf der persönlichen und beruflichen Ebene wirkten sich so tiefgreifend auf Lucinda Rivas Leben aus, dass die Verarbeitung schmerzhafter Erfahrungen eine biographische Arbeit erforderlich machte. Nach dem Abklingen der Depression entwickelte sie einen neuen Lebensentwurf. Als Bewältigungsstrategie des Berufsausschlusses

wählte sie den Weg, zurück an eine Schweizer Universität zu gehen, was zwar ihre Entwicklung von Selbstbestimmung und Selbstständigkeit vorantrieb und ihr Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein positiv prägte. Gleichzeitig wurde in ihrem Fall deutlich, dass ihr ein weiterer Bildungsabschluss keinen Zugang in den qualifizierten Arbeitsmarkt ermöglichte.

9.6 Kumulative berufliche Ausbildungen in der Schweiz als biographische Verarbeitungsweisen von Exklusion

In den untersuchten Erzählungen wird deutlich, dass mehrere qualifizierte Migrantinnen in der Schweiz eine berufliche Aus- und Weiterbildung als Weg im Umgang mit Dequalifizierung erkennen. So absolviert auch Valentina Navarro mehrere Ausbildungen, um beruflicher Exklusion entgegenzuwirken.

Die Biographin ist 37 Jahre alt, ist geschieden und lebt seit 13 Jahren in der Schweiz. Sie besitzt die C-Niederlassungsbewilligung. In Venezuela studierte sie Ingenieurwissenschaften, ohne das Studium abgeschlossen zu haben. In ihrem Herkunftsland arbeitete sie im Tourismusbereich. Nach der Migration fand sie zunächst eine Anstellung als Servicemitarbeiterin in der Gastronomie und als Promoterin. Der Wunsch, aus dem Niedriglohnsektor mit unregelmässigen Arbeitszeiten herauszukommen, zeigt sich an der Bereitschaft, sich zur Kindergartenassistentin ausbilden zu lassen. Ihre Aufstiegsorientierung wird zudem daran deutlich, dass sie nach einer weiteren Ausbildung als Kosmetikerin ein Fernstudium in Rechtswissenschaften an einer spanischen Universität begann. Das Studium gab sie schliesslich zu Gunsten einer KV-Ausbildung auf. Die kaufmännische Ausbildung begann sie allerdings erst nach ihrer Scheidung. Zum Zeitpunkt des Interviews befand sie sich in der Abschlussphase der KV-Nachholbildung. Valentina Navarro betont, für all ihre Weiterbildungen finanziell selber aufgekommen zu sein. Sie wollte aus ihren prekären Beschäftigungsverhältnissen herauskommen. Während ihrer Ehe unterstützte sie ihr Mann nicht in ihrem Vorhaben, eine qualifizierte Stelle zu finden:

> „Es war schwierig für mich, denn mein Mann verstand mich nicht. Ich fühlte mich überhaupt nicht verstanden. Ich konnte nicht so leicht eine Arbeit finden und wenn ich eine Arbeit fand, dann waren es unregelmässige Arbeiten, die schlecht bezahlt waren. Mein Mann und ich hatten häufige Diskussionen wegen meiner Arbeitssituation. Ich hätte gerne eine Weiterbildung machen wollen, doch er wollte mich nicht unterstützen. Alles, was ich hier gelernt habe, Deutschkurse, Kindergartenassistentin, Kosmetikerin mit Zertifikat, alles, was ich machte, bezahlte ich selber."

Viele der befragten Migrantinnen, die einzig in einer Schweizer Weiterbildung einen Ausweg aus ihrer beruflichen Sackgasse sahen, berichten, keine Unterstützung durch ihre Ehemänner erhalten zu haben. Auch für die Kosten eines Deutschkurses, der besonders wichtig für die Mehrheit der neuzugezogenen Frauen war, weigerten sich einige Ehemännern aufzukommen. Valentina Navarro führt die fehlende Unterstützung des Partners auf die Geschlechterungleichheit in binationalen Ehen zurück. Der Mann will aus der Sicht der Biographin die Frau in einer schwächeren Machtposition innerhalb der Beziehung halten:

„Ein Partner sollte seine Frau in ihren Projekten unterstützen. Mit der Zeit stellte ich aber fest, dass viele Männer ein Maskottchen haben möchten und keine Partnerin. Wenn sie die Unterschiede innerhalb der Beziehung bemerken, dann profitieren sie von der Situation. Sie möchten, dass eine Frau abhängig wird, aber gleichzeitig möchten die Männer, dass die Frau nicht zu viel Geld braucht. Es ist unlogisch, aber viele versuchen eine Frau als Maskottchen zu besitzen. Gewisse Frauen akzeptieren diese Situation, da sie aus einer Machismo-Gesellschaft kommen. Wenn da die Männer die Miete und das Essen bezahlen, dann ist er schon ein guter Mann. Aber inzwischen sind die Frauen in Lateinamerika emanzipiert. In der Schweiz wird von uns erwartet, dass wir alles machen, was uns die Männer sagen, weil wir aus Ländern mit weniger Kaufkraft stammen."

Flor Martinez: „Es war schrecklich, denn zuvor bist du jemand und plötzlich bist du niemand mehr."

Am Beispiel von Flor Martinez, 42-jährige Architektin aus Bucaramanga, Kolumbien, wird deutlich, dass ihr Weg nach beruflicher Erfüllung ebenfalls über mehrere abgeschlossene Ausbildungen in verschiedenen Schweizer Institutionen erfolgte. Flor Martinez ist ein typisches Beispiel für gut qualifizierte Migrantinnen, die von Dequalifizierung betroffen sind. Sie machte die Erfahrung, dass weder ihr Ausbildungstitel noch ihre Berufserfahrung anerkannt wurden. Ungewollt war sie mit beruflicher Umorientierung konfrontiert, die sich als eine Folge ihrer Migration rekonstruieren lässt. Als ich sie interviewte befand sie sich in der Abschlussphase eines vierjährigen Maltherapie-Studiums. Aufgrund zahlreicher Barrieren hatte sie für sich erkannt, dass sie neben ihrem Bildungstitel, den sie vor der Migration erworben hatte, als Bildungsinländerin grössere Chancen beim Aufbau einer Berufskarriere haben würde. Die Transformation ihres Berufsstatus war ein Prozess, der sich über mehrere Jahre erstreckte. Sie lernte hierbei Frustrationen auszuhalten und gleichzeitig entdeckte sie bei sich Ausdauer und Durchhaltevermögen.

Nachfolgend beleuchte ich zunächst die hohe Bedeutsamkeit des Faktors Erwerbsarbeit im Leben der Akademikerin. Flor Martinez ist mit einem Schweizer verheiratet, der als Kaufmännischer Angestellter tätig ist. Gemeinsam haben sie zwei Kinder, neun und sieben Jahren alt. Die Biographin lebt seit 20 Jahren in der Schweiz. Sie besitzt die Schweizer Staatsbürgerschaft. Das nachfolgende Zitat veranschaulicht Flor Martinez' Enttäuschung über die Nichtanerkennung ihrer Qualifikationen und den erschwerten Zugang zu qualifizierter Arbeit:

„Ich konnte hier nicht als Architektin arbeiten. Ich informierte mich, ob ich mit der Architektur weitermachen könne, doch ich stiess auf geschlossene Türen. Ich hätte von null anfangen müssen. Das ist sehr, sehr schwer für eine Person, die aus einem anderen Land kommt. Es war schrecklich, denn zuvor bist du jemand und plötzlich bist du niemand mehr. Du fängst bei null an. Das war ein Schock (...) Das war deprimierend. Aber gut, ich fing bei null an und lernte die Sprache und ja, so fing ich an."

Die Nichtanerkennung ihrer im Herkunftsland erworbenen Kompetenzen und der Eindruck, ihre beruflichen Erfahrungen seien nicht mehr einsetzbar, haben einen Einfluss auf ihr psychisches Wohlbefinden. Sie leidet offensichtlich unter der beruflichen Ausschlusserfahrung. Den Verlust ihrer beruflichen Identität verbindet die Biographin mit dem Gefühl ein „niemand" zu sein und dadurch keinen Wert zu besitzen;

ein Gefühl, das von vielen anderen Interviewpartnerinnen ebenfalls beschrieben wird. In Leonor Castros Fallrekonstruktion wurde die Bedeutung des Verlusts der berufsbiographischen Identität und die damit verbundene Kränkung exemplarisch und ausführlich dargelegt.

Ihren gelernten Beruf in der Schweiz nicht ausüben zu können, erlebt Flor Martinez als einen Schock, der sich in einem Gefühl der Niedergeschlagenheit ausdrückt. Die biographische Bedeutung des Schocks wird erst einige Jahre später mit dem Einsetzen einer negativen Verlaufskurve ein zentrales Thema. Vorerst besitzt Flor Martinez genügend Widerstandskräfte, um mit ihren Gefühlen der Ungewissheit über die berufliche Zukunft umzugehen und aus einer scheinbar ausweglosen Situation herauszukommen. Sie erkennt neben dem Spracherwerb die Notwendigkeit, sich in der Schweiz weiter auszubilden. Als Architektin fühlte sie sich zur beruflichen Umorientierung gedrängt. Sie suchte sich Arbeit in einer Teilzeitanstellung als Kinderbetreuerin in einem privaten Haushalt, um eine neue Ausbildung finanzieren zu können. Die Tätigkeit im geschlechtsspezifischen Dienstleistungssektor als Kinderbetreuerin wird auffällig oft durch die befragten Frauen ausgeübt. Diese Tätigkeit trifft offensichtlich in der Schweiz auf eine grosse Nachfrage. So waren nicht nur eine Architektin, sondern auch eine Juristin und eine Kauffrau als Nanny tätig. Zudem scheint Spanisch als Fremdsprache für Schweizer Kinder erwünscht zu sein. Neben der Kinderbetreuung sind der Reinigungssektor und die Pflege, so zeigt die Analyse der Interviews, weitere Arbeitsbereiche, in denen zugezogene Frauen angestellt werden.

Flor Martinez: „Ich hatte kein Geld, keine Arbeit und ich fragte mich: ‚Was habe ich aus meinem Leben gemacht?' Ich fiel in eine Depression."

Da Flor Martinez für sich keine beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten als Kinderbetreuerin erkannte, bemühte sie sich weiterhin eine qualifizierte Arbeit zu finden. Die Jahre vergingen, in denen die Hoffnung blieb und die Verzweiflung immer stärker wurde. Die Suche blieb erfolgslos. Ihre erworbene akademische Bildung fand keine Verwertung. Die Biographin erkrankte fünf Jahre nach der Einreise in die Schweiz im Alter von 28 Jahren an einer Depression. Die Folgen des beruflichen Ausschlusses auf die psychische Gesundheit der gut qualifizierten Kolumbianerin werden in dieser Textpassage evident:

> „Ich hatte kein Geld, keine Arbeit und ich fragte mich: ‚Was habe ich aus meinem Leben gemacht?' Ich fiel in eine Depression. Ich wusste damals aber nicht, dass ich eine Depression hatte. Ich weinte die ganze Zeit. Ich hatte keine Lust auf irgendetwas. Ich lag die meiste Zeit weinend, weinend, weinend im Bett. Und wenn du anfängst (…) Wenn du dieses innere Gefühl hast: ‚Du bist nichts wert' oder ‚Du erlebst etwas, das du nicht möchtest', das lässt einen noch tiefer in diesen Zustand der Depression fallen (…). Die schwierigsten Momente während der Depression waren meine Gedanken an Selbstmord (…). Aber das Schlimmste war (…), ich hatte keine Lust mehr auf das Leben. Ich konnte keinen Sinn mehr im Leben sehen (…). Als ich in die Schweiz ankam, war ich ein sehr offener Mensch, aber ich fühlte mich extrem einsam. Ich nahm zwar an Integrationsprojekten teil, aber ich fühlte mich trotzdem alleine. Wenn eine lateinamerikanische Frau in die Schweiz kommt, stellt sie bald fest, dass das Leben anders ist, als sie es sich vorgestellt hatte. Es ist sehr wichtig eine Arbeit oder ein Studium zu haben. Ich war aufgeschlossen, um in der Schweiz zu arbeiten oder zu studieren. Ich weiss nicht, ob die

> Schweiz etwas machen kann, aber es ist wichtig, dass der Staat sich bewusst ist, dass die Lebenssituation in der Migration nicht einfach ist. Die menschliche Komponente von Migration sollte stärker berücksichtigt werden. Die Migrantin oder der Migrant ist nicht nur hier um zu profitieren oder anderen die Arbeit wegzunehmen. Ich denke, dass die Depression auch mit der Tatsache verbunden war, dass ich damals als Migrantin sehr isoliert und sehr alleine war. Aber ich frage mich, ob es gut oder schlecht ist alleine zu sein. Denn das Alleinsein kann auch eine Möglichkeit bieten, gewisse Gefühle zu verarbeiten. Aber wenn jemand nicht genügend Kraft hat, kommt er nicht aus der Depression heraus oder nur sehr langsam. Es gibt unterschiedliche Arten mit einer Depression umzugehen. Die eine Person geht zum Psychotherapeut, die andere kehrt in ihr Heimatland zurück (…). Wichtig ist eine Lösung zu finden, sonst kann es im Suizid enden, schlimmstenfalls (…). Ich ging nie zu einem Psychiater, weil ich die Dinge immer alleine angehe. Ich lerne gerne. Ich bin eine Person, die autodidaktisch ist und deshalb gehe ich nicht zu ihnen. Ich sprach mit ein paar Freundinnen, aber nichts änderte sich. Die Depression blieb. Es ging mir schlecht, ich fühlte mich alleine. Ja, ich empfand Einsamkeit, Leere, eine Art Abgrund (…). Ich befand mich in einem Zustand, in dem ich mich kaum wiedererkannte. Nach aussen hin zeigte ich nicht mein Leiden, aber zuhause war es eine Misere."

Dieses Zitat dokumentiert die migrationsspezifischen Aspekte des Leidens der Migrantin aus Kolumbien. Deutlich ist, dass Flor Martinez ohne Berufsleben eine bedeutende Lebensorientierung fehlt. Neben der ökonomischen Situation mit dem geringen Einkommen leidet sie unter der fehlenden Teilhabe am sozialen Leben und an der Gesellschaft insgesamt. Die kolumbianische Architektin sieht zum Zeitpunkt der psychischen Erkrankung keine berufliche Zukunft mehr für sich. Ähnlich wie bei den anderen befragten Frauen ist die berufliche Perspektivlosigkeit in der Schweiz eine zentrale dramatische Erfahrung im Leben der Migrantinnen. Die Biographin präsentiert sich hier als Frau, die alle Hoffnungen auf ein erfülltes Berufsleben und sozialen Aufstieg begraben hat und ihre berufsbiographischen Entwürfe für gescheitert erachtet. Sie findet trotz erheblicher Anstrengungen keinen Einstieg im gut qualifizierten Arbeitsmarkt. Arbeit hängt für die Biographin mit Selbstwert und Anerkennung zusammen. Dies zeigt sich klar in der Aussage „Wenn du dieses innere Gefühl hast: ‚Du bist nichts wert'". Ohne Arbeit verliert sie, was ihr wertvoll ist, nämlich ihre berufliche Identität.

Aus emischer Perspektive verortet die Biographin die Depressionserkrankung in dem Kontext Arbeitsmarktexklusion und Folgen des Erwerbsausschlusses. Beides bedeutet für die Biographin emotionale und soziale Einsamkeit, Isolation und finanzielle Probleme. Eine Depression ist, wie schon bereits erläutert, ein multifaktorielles Geschehen. Gerade im Fall von Flor Martinez konnten wir im vorherigen Kapitel zu Rassismus sehen, dass die Biographin nicht nur unter beruflicher, sondern zusätzlich auch unter sozialem Ausschluss und rassistischer Diskriminierung leidet. Insgesamt lässt sich festhalten, dass Marginalisierungsprozesse und Ausgrenzungserfahrungen in den Migrationsbiographien der befragten Frauen dominant sind. Darüber hinaus spielen nicht erfüllte Erwartungen an eine egalitäre Beziehung zu ihrem Schweizer Ehemann eine Rolle für ihr psychisches Leiden, wie wir in Kapitel 12 sehen werden.

Die Migrantin aus Kolumbien, Flor Martinez, die seit 20 Jahren in der Schweiz lebt, dokumentiert ihr soziales Leiden, um verstanden zu werden. Sie appelliert an den

Schweizer Staat, dass MigrantInnen nicht nur als „ProfiteurInnen“ angesehen werden, die der lokalen Bevölkerung die Arbeit wegnehmen und dadurch mehr Schweizer Arbeitslose verursachen. Sie betont vielmehr, dass ein gesellschaftlicher Perspektivwechsel nötig ist, weg von einer Negativ-Wahrnehmung der Migrationsbevölkerung hin zu einer „menschlichen Komponente von Migration“. Im öffentlichen Diskurs über Migration sollte aus der Sicht der Biographin die Dimension Mensch stärker berücksichtigt werden.

Flor Martinez’ Erleben einer Depression zeigt Ähnlichkeit mit Leonor Castros Erfahrungen. Auch Flor Martinez beschreibt ein stark bestimmendes Gefühl der inneren Leere. Sie beschreibt die Phase ohne Lebensperspektive als ein „Leben am Abgrund“. Im obigen Zitat verdeutlicht die Migrantin aus Kolumbien ihre Auffassung, dass eine Depression mit Willen, Disziplin und Kraft alleine zu verarbeiten ist. Diese Haltung zeigt sich auch in ihrem Umgang mit der eigenen Depressionserkrankung. Die Selbstbehandlung von Depression ist auch bei anderen Studienteilnehmerinnen zu beobachten. Anzumerken ist, dass Flor Martinez einige Jahre nach der Depression als Strategie im Umgang mit Berufsausschluss eine Ausbildung als Maltherapeutin absolvierte, was einerseits als Mittel der Selbsterkenntnis sowie als Selbstheilungsstrategie gedeutet werden kann. Andererseits wurde sie durch das erfahrene Leid für das Leiden anderer Menschen sensibilisiert. Die gewählte Ausbildung zeigt das. Die komparative Analyse ergibt, dass auch andere Frauen aufgrund eigener leidvoller Erfahrungen anderen Menschen in schwierigen Lebenssituationen in Form sozialen Engagements unterstützend zur Seite stehen.

Flor Martinez’ Umgang mit Berufsausschluss: Drei neue Ausbildungen in der Schweiz

Die gut ausgebildete Migrantin entschied sich nach der Erkrankung an einer Depression für einen beruflichen Neubeginn. Sie absolvierte ein einjähriges Studium in Anthroposophie. Das Studium ermöglichte ihr keinen Einstieg ins Berufsleben. Die Wahl des Studiums war scheinbar weniger auf der Grundlage von berufsbiographischen strategischen Überlegungen der Biographin ausgelegt, als vielmehr auf den Wunsch nach persönlicher Weiterentwicklung. Nach den vergeblichen Versuchen von Flor Martinez in einem gut qualifizierten Arbeitsfeld Fuss zu fassen, fand sie Zugang zum Arbeitsmarkt im wenig qualifizierten Bereich. Sie arbeitete sieben Jahre lang als Kinderbetreuerin gleichzeitig in drei verschiedenen Privathaushalten im Teilzeitpensum. Im jeweiligen Haushalt kümmerte sie sich mehrere Stunden wöchentlich um die Kinder. In dieser Lebensphase begann sie die Grundlage für eine neue berufliche und finanziell unabhängige Existenz zu schaffen. Sie entschied mit Anfang 30 eine Kunstschule zu besuchen und schloss die Ausbildung nach drei Jahren erfolgreich ab. Sie fand somit einen Weg ihr kreatives Potential auszuleben, was ihr als Architektin verwehrt blieb. Es ging ihr psychisch besser, zudem gelang es ihr, einige ihrer Kunstobjekte an Interessierte in ihrem sozialen Umfeld zu verkaufen. Auch wenn sie nicht von ihrer Kunst leben konnte, fühlte sie sich wertgeschätzt. Die materielle Existenzsicherung war als Kindermädchen in mehreren Haushalten gesichert, aber auch Flor Martinez konstatiert fast wehmütig, dass sie in Kolumbien mit Hausangestellten aufwuchs und nun nach der Migration selber dieser Arbeit nachging.

Die zwei neuen Ausbildungen in Schweiz ermöglichten Flor Martinez weiterhin keinen Einstieg in die qualifizierte Erwerbstätigkeit. Aufgrund ihrer beruflichen Ex-

klusionserfahrungen gründete sie im Alter von 33 Jahren eine Familie. Die Zeit nach der Geburt ihrer zwei Kinder wurde zu einer schwierigen Phase für Flor Martinez. Sie fühlte sich alleine, überfordert in ihrem Mutterdasein und ihr fehlte die familiäre Unterstützung. Auch fand sie sich in der herkömmlichen Rollenverteilung nicht zurecht. Ihr Selbstverständnis einer emanzipierten, selbstständigen Frau, die sich über ihren Beruf definieren wollte, liess sich nur schwer mit einem traditionellen Lebensentwurf, der die permanente Übernahme der Erziehungs- und Betreuungsaufgaben der Kinder umfasste, in Einklang bringen. Das Gefühl, einzig die Rolle der Mutter und Hausfrau ausfüllen zu müssen, ohne Ausblick auf die Ausübung einer ausbildungsadäquaten Arbeit, war für die Biographin mit der Einschätzung verbunden, existentiell bedeutsame Lebensorientierungen zu verlieren. Im Interview kommt deutlich zum Ausdruck, dass sie in dieser Lebensphase erneut in eine biographische Krise fällt.

Als ihre Kinder in die Vorschule kamen, begann sie wieder mit der Arbeitssuche. Trotz langer Such- und Bewerbungsphase änderte sich ihre Beschäftigungssituation nicht und belastend blieb weiterhin, finanziell auf ihren Ehemann angewiesen zu sein. Das traditionelle Frauenbild, das der Ehemann auf die Biographin projizierte, beeinflusste sie bei der Stellensuche. So konstatiert Flor Martinez:

> „Die Schweizer Ehemänner sind oftmals Machos und sehr konservativ. Ich bin auch mit einem konservativen Mann verheiratet. Er ist zwar damit einverstanden, dass ich ausserhalb des Hauses arbeite, aber er möchte auch, dass ich mich die ganze Zeit um die Kinder kümmere, den Haushalt mache und wenig Geld brauche, damit er nicht viel ausgeben muss. Ausserdem kann man sich in der Schweiz keine Nanny leisten, wie es in Lateinamerika üblich ist. Ich möchte das gar nicht, aber ich möchte etwas erreichen können. Ich möchte mein berufliches und mein privates Leben miteinander vereinbaren, so dass meine Kinder sehen können, dass ihre Mutter arbeitet und sie wertgeschätzt wird."

In diesem Zitat zeigt sich, dass die Biographin nicht nur um einen Einstieg in den Arbeitsmarkt kämpfen, sondern sich auch gegen ihren Ehemann behaupten muss. Unabhängigkeit und berufliche Tätigkeit sind zentral im Leben der Akademikerin, doch der berufliche Ausschluss erzeugt ein eheliches Machtverhältnis, das sie in die Rolle der ökonomisch abhängigen Ehefrau drängt. Auch wenn Flor Martinez gerne Mutter ist und ihre Kinder liebt, zeigt sie sich mit der hierarchisch geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung innerhalb der Beziehung nicht einverstanden. Ihr Wunschbild ist ein egalitäres Verhältnis und eine partnerschaftliche Aufteilung der Familienaufgaben. Die gut qualifizierte Migrantin macht hier deutlich, dass sie sich nicht zwischen privaten und beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten entscheiden will, sondern beide Lebensbereiche – die eine Quelle persönlicher Zufriedenheit darstellen – miteinander vereinbaren möchte. Ihr Lebensziel ist ein erfülltes Berufs- und ein Familienleben.

Die Biographin kritisiert hier klar, dass ihr Mann von einer traditionellen Rollenverteilung ausgeht und sie alleine für die Familienarbeit zuständig macht. Flor Martinez' kategorisiert verallgemeinernd Schweizer Männer als „Machos und sehr konservativ", während sie sich als emanzipierte Frau präsentiert. Diese stark generalisierte und für allgemeingültig angesehene Erklärung bezeugt ihre Enttäuschung darüber, dass sich ihre idealisierte Vorstellung von europäischen Männern als Illusion entpuppte. Ihr Wunsch nach einer gleichberechtigten Partnerschaft bleibt offenbar

unerfüllt. Die schweizerisch-kolumbianische Ehe wird durch die an die Frau herangetragene alleinige Verantwortung für Haushalt und Erziehungsaufgaben auf eine harte Probe gestellt, an der die Beziehung zu scheitern drohte. Ähnlich wie Flor Martinez thematisiert auch ein nicht unbeträchtlicher Teil der befragten Migrantinnen aus Lateinamerika das Verhältnis der Geschlechter in den Interviews.

Daraus folgt, dass sich die familiäre Situation zusätzlich hemmend auf die Berufssituation auswirkt. Die Mutter von zwei Kindern bekundet die Schwierigkeiten, Arbeit und Kinderbetreuung miteinander zu vereinbaren. Dabei stellt die ausserhäusliche Kinderbetreuung ein finanzielles Problem für die Familie dar. Dennoch formuliert sie ihr berufliches Entwicklungsbedürfnis „etwas erreichen können" und vermisst ihren guten Beruf. Sie möchte sich nicht dauerhaft mit einer niedrigen beruflichen und zugleich sozialen Position zufriedengeben. Der Verlust des sozialen Ansehens und des Selbstbewusstseins sowie die ihr zugewiesene Rolle als Hausfrau und Mutter belastet sie sehr, so wie es der Fall bei vielen Migrantinnen ist.

Unzufrieden mit ihrem beruflichen Stillstand entschied sich Flor Martinez im Alter von 38 Jahren nochmals für eine berufliche Neuorientierung. 15 Jahre nach der Migration in die Schweiz nahm die Biographin ein neues Studium in Pädagogik auf. Nach einem Jahr wechselte sie die Studienrichtung und begann eine vierjährige Ausbildung in Maltherapie. Zum Zeitpunkt des Interviews befindet sich die 43-jährige Kolumbianerin in der Abschlussphase ihrer Ausbildung. Sie präsentiert sich in ihrer biographischen Erzählung als eine handlungsaktive Frau, die für ihre berufliche Integration und das Ausüben eines erfüllenden und anspruchsvollen Berufes mehrere Ausbildungen in Kauf nimmt.

Ablehnung psychiatrisch-psychotherapeutischer Unterstützung im Umgang mit der Depression

Im Folgenden lege ich Flor Martinez' Umgang mit der Depression dar. Sie lehnt den psychotherapeutischen Behandlungsweg deutlich ab. Damit bietet sie den maximalen Kontrast zu Leonor Castro, deren Erfahrungen mit psychiatrisch-psychotherapeutischer Behandlung in der Fallrekonstruktion illustriert wurden. Als ich Flor Martinez bat, mir detaillierter zu erzählen, warum sie keine fachliche Unterstützung in Anspruch nehmen wollte – dies obwohl sie zwei Wochen auf einer Kriseninterventionsstation verbrachte hatte – erzählt sie, ohne fremde Hilfe einen Weg aus der Depression finden zu wollen. Folgendes Zitat bringt diesen Umstand treffend zum Ausdruck:

> „Ich bin sehr stur. Ich will keine professionelle Hilfe. Ich will mir selber beweisen, dass ich es alleine schaffen kann. Ich denke, dass ich lernen muss, meine Vergangenheit anzunehmen, so wie sie ist und dass ich die Kraft in mir finden muss, um daraus zu kommen. Es muss möglich sein. Ich will alleine aus der Depression rauskommen. Ich spreche sehr wenig über meine Situation. Es ist mein Prinzip alleine damit umzugehen. Schon immer bin ich alleine mit den Dingen fertig geworden. Ich gehe nicht zum Psychotherapeuten, weil es für mich auch wie eine Modeerscheinung ist, dahin zu gehen. Ich möchte alleine herausfinden, wie ich aus diesem Zustand herauskomme, alleine."

Für die Biographin kommt also eine Psychotherapie auf keinen Fall in Frage. Sie sieht nicht ein, wie ihr mit fachlicher Unterstützung geholfen werden kann. Dabei argumentiert sie, alleine die Depression verarbeiten zu wollen. Sie hat erhebliche Wider-

stände gegen eine psychotherapeutische Behandlung, die sich in Form von Verweigerung, Trotz und Reserviertheit äussern. Gibt es noch weitere Motive? Ist es eine Frage des Stolzes, weshalb die kolumbianische Migrantin keine Fachperson im Umgang mit ihrer Depression aufsuchen möchte? Legt sie eine Depression als Charakterschwäche aus? Möchte sie sich nicht eingestehen, dass sie Hilfe braucht, weil sie sich selber nicht als „schwache" Person betrachten will? Denkt sie, dass starke Menschen nicht an Depression erkranken dürfen? Diese Fragen hatte ich mir gleich nach dem Interview notiert. Die Analyse zeigt aber, dass diese Annahmen nicht auf Flor Martinez zutreffen, sondern andere Faktoren relevant waren. Im Folgenden sollen weitere Erklärungen für das Ablehnen fachlicher Hilfe herausgearbeitet werden. Die kolumbianische Architektin hat in Bezug auf den Umgang mit einer Depression eine klare Haltung. Das Verarbeiten der psychischen Erkrankung hält sie ohne die Hilfe durch Professionelle für möglich:

> „Ich bin sehr verschlossen und introvertiert. Und was meine Qualität als ernste Person betrifft, ich denke viel nach und bin analytisch. Es gibt niemanden, mit dem ich reden kann und es fehlt mir auch niemand. Weisst du, die Menschen kamen schon immer zu mir und erzählten mir ihre Probleme. Mein Vater, der betrunken war, mein Bruder, der homosexuell ist (…). Ich entwickelte immer mehr die Fähigkeit des Zuhörens. Ich konnte mir nie vorstellen den Anderen meine Sachen zu erzählen, weil ich die Person war, die für andere da war, um ihnen zuzuhören. Und ich mache das auch heute mit der Kunsttherapie. Ich bin da und höre den Menschen zu. Und ich kann es mir nicht vorstellen zu einem Psychotherapeuten zu gehen und ihm meine Sachen erzählen. Ich weiss nicht (…) Der Grund für mein Schweigen während der Depression war der Schutz meiner eigenen Biographie. Ich wollte nie als Mensch im Mittelpunkt stehen. Nie. Und (…) das ist ein sehr intimer Teil, weisst du? Ich hatte nicht das Gefühl, dass, dass (…) zum Psychotherapeuten gehen und erzählen (…) ihm mein Leben erzählen, meine Probleme lösen würde. Deshalb studiere ich Kunsttherapie, weil durch die Kunsttherapie kann ich viel besser an meiner Problematik arbeiten, als wenn ich zu einem Therapeuten gehen würde. Ich fühle mich viel ernster genommen, wenn, wenn (…) das heisst, ich habe den Eindruck, dass wenn ich zu einem Therapeuten gehe (…) Er arbeitet den ganzen Tag mit Menschen (…) Warum solltest du für jemand etwas Besonderes sein? Das heisst, wenn ich mit jemandem spreche, dann muss jemand besonders sein. Und ich habe noch nie einen Psychotherapeuten gehört (…), also ich ging einmal zu einer Psychotherapeutin und ich hätte mit ihr sprechen sollen. Aber ich wusste nicht, wie ich mein Leben einer Person erklären kann, die ich nicht kenne, um meine Problematik zu verarbeiten. Es ist besser (…), mich überzeugt mehr die Biographiearbeit als die Arbeit eines Therapeuten. Die Biographiearbeit bedeutet, dass eine Person dir zuhört und mit dir zusammen die unterschiedlichen Etappen deines Lebens erarbeitet und das hilft dir, dich besser zu verstehen (…) Nein, mir halfen keine Menschen. Ich denke, was mir am meisten geholfen hat aus dem Ganzen raus zu kommen war (…) war (…) wie (…) ein Zustand der Hingabe, weisst du? Ein wenig (…) der religiöse Teil, ein wenig das Christentum studieren (…). Mir half das Leiden von Christus, das Leiden der Heiligen Maria und solche Sachen zu verstehen. Ja, mir half das Lesen spiritueller Bücher. Und die Zeit. Ich habe auch viele Antworten in der Anthroposophie gefunden. Im anthroposophischen Studium gibt es Biographiearbeit, Kunst und ähnliches. Der Mensch wird ganzheitlich gesehen. Daher

> sehe ich nicht den Grund, warum ich zu einem Psychotherapeuten gehen sollte, der nur den psychischen Aspekt sieht und mich nicht als ganzheitliches Wesen versteht."

In dieser Textpassage werden Flor Martinez' Vorstellungen über eine psychotherapeutische Behandlung selbst sowie ihre Vorstellungen über das Resultat der Behandlung deutlich. Diese Vorstellungen beeinflussen ihr Hilfesuchverhalten. Wie weiter oben schon erwähnt, argumentiert Flor Martinez zunächst damit, ein sehr in sich gekehrter Mensch zu sein und Mühe zu haben sich anderen anzuvertrauen. So reproduziert sie das in der Familie gelernte Muster des Schweigens und des selbstgewählten Rückzugs auch in Bezug auf eine Psychotherapie. Die Biographin hat kein Vertrauen in Hilfestellungen, weil sie es nicht gewohnt ist Hilfe zu bekommen. Dies erschwert die Vertrauensbildung zu einem Therapeuten enorm. Einen weiteren Grund für die Ablehnung von fachlicher Unterstützung sieht sie darin, keine Person zu sein, die über ihre Schwierigkeiten spricht. Sie weist darauf hin, dass sie ihre psychischen Probleme alleine durchlebt, ohne eine Therapie in Anspruch nehmen zu wollen. Die Biographin sieht keinen Nutzen und keine Hilfe in einer Psychotherapie. Die Biographin beschreibt ihre Erwartungen an eine Psychotherapie vage. Sie bringt ihre Zweifel zum Ausdruck, ob eine Hilfe denn wirklich möglich sei. Sie scheint schlechte Erfahrungen mit einer Psychotherapie gemacht zu haben. Mit dem nicht fertig ausgesprochenen Satz „Ich fühle mich viel ernster genommen, wenn (…)" äussert sie ihre Unzufriedenheit über eine Interaktion mit einer Fachperson. Ihre Vorstellungen über die Behandlung scheinen sich nicht erfüllt zu haben. Sie fühlte sich während der Behandlung nicht in ihrer Ganzheit wahrgenommen („nicht besonders"). Im Kontakt mit einer Psychotherapeutin gelang es Flor Martinez nicht, ihr Leid in Worte zu kleiden. In Flor Martinez' Krankseinskonzept zeigt sich, dass Leiderfahrungen, die sie stark prägten, für sie etwas zutiefst Persönliches sind. Diesen Teil ihrer Lebensgeschichte will sie sich nicht mit einem psychiatrisch-psychotherapeutischen Professionellen teilen. Nach welcher Dauer der Therapiekontakt aufgelöst wurde, führt die Biographin nicht aus. Sie ist der Überzeugung, dass eine Psychotherapie nicht zu einer Besserung ihrer Beschwerden führen kann und hält sie daher nicht für eine geeignete Behandlungsform. Auch wenn sie Kenntnis über die psychiatrisch-psychotherapeutische Behandlung als reflektierende, introspektive Methode hat, attribuiert sie den Fachpersonen eine Unfähigkeit, den Menschen ganzheitlich zu sehen zu. Dabei distanziert sie sich klar von der schulmedizinischen Behandlungsmethode und rekurriert auf alternative Methoden. Flor Martinez sieht eine Besserung ihres psychischen Wohlbefindens unter dem Aspekt der Zeit, Biographiearbeit und der Lektüre spiritueller Bücher, die ihr möglicherweise bei der Sinnsuche behilflich waren. Im Umgang von Leid und dem Erleben von Leid hat ihr die Auseinandersetzung mit der christlich-geprägten Perspektive geholfen. In diesem Zusammenhang bevorzugte sie eine Selbstheilung der Depression. Hierbei empfindet sie ihre Ausbildung in Kunsttherapie und ihr anthroposophisches Studium als nützlich. Zugleich aber zeugen die zahlreich abgebrochenen Sätze und Pausen im Redefluss von der emotionalen Brisanz, die das Thema aufweist.

Flor Martinez bringt in dieser Passage zum Ausdruck, ihr Vater habe seine schwierigen Lebensumstände mit erhöhtem Alkoholkonsum kompensiert. Aus der Erzählung geht hervor, dass der Vater die ökonomisch angespannte Familiensituation als belastend erlebte. Obwohl beide Eltern als Fabrikmitarbeiter in Bucaramanga, einer Stadt mit ca. 500'000 Einwohnern im Nordosten Kolumbiens, tätig waren, reichte das

Geld nicht aus, um die fünfköpfige Familie zu ernähren. Der öfters alkoholisierte Vater stand der Biographin deshalb nicht als verlässliche Bezugsperson zur Verfügung. Sie lernte früh, ohne die väterliche Unterstützung mit ihrer Lebenssituation zurechtzukommen. Ihr Vater war darüber hinaus gegenüber ihrer Mutter gewalttätig. Diese prägende Erfahrung aus ihrer Kindheit und Jugend, auf die ich in Kapitel 12 näher eingehen werde, erklärt nun auch die Aussage weiter oben: „Ich will mir selber beweisen, dass ich es alleine schaffen kann." Sie positioniert sich als Do-it-yourself-Typ, der gelernt hat sich alleine um sein Innenleben zu kümmern. Flor Martinez will sich selbstaktiv ihrem seelischen Leiden zuwenden und an ihrer eigentheoretischen Reflexion zeigt sich, dass die Inanspruchnahme von fachlicher Hilfe nicht in Frage kommt, weil sie gewohnt ist, ein Leben lang alleine zu kämpfen. Daher will sie alleine ihre Depression verarbeiten.

Die Biographin präsentiert sich insgesamt als Frau, die für andere sorgte und sich dabei wohlfühlte gebraucht zu werden. Von ihrer Familie wird sie als Ansprechperson wahrgenommen. Indem sie für andere da ist und sich um die Gefühle anderer kümmert, muss sie sich weniger mit ihren eigenen Gefühlen auseinandersetzen. In der Rolle der Helferin fühlt sie sich zudem bestätigt und wertgeschätzt. Diese Erfahrung lässt sich auch als weiterer Grund für ihre spätere Ausbildung zur Kunsttherapeutin deuten. Die aus der Kindheit entwickelte Strategie alles alleine zu machen, zeigt sich auch in ihrer Ablehnung formeller Unterstützung.

Die Depression als „Schmerz der Seele"

Flor Martinez führt weiter dazu aus, was die Depression für sie bedeutet und welchen Sinn sie ihr beimisst:

> „Ich denke, dass die Depression wie ein Schmerz der Seele ist, der dich aufweckt und erwachen lässt (…).Wenn man eine Person mit Depression beobachtet, was passiert? Sie zieht sich zurück, beruhigt sich, liegt und weint. Das sind alles Ausdrücke von (…) es ist wie (…) Nimm dir Zeit, das wird dich beruhigen. Lasse die Gefühle zu. Drücke aus, was du fühlst. Für einen selbst, denn während einer Depression ist man mit sich selber sehr ehrlich. Die Person zeigt sich, wie sie ist und wie es ihr geht. Ich denke, dass es gut ist (…), aber ab dem Moment, in dem die Depression immer mehr Raum einnimmt, in diesem Moment wird eine Punkt erreicht, bei dem der Mensch aufpassen muss, dass er sich nicht darin verliert. Die Person sollte dann versuchen eine Strategie zu finden, mit der sie rauskommen kann."

In einer Depression scheint Flor Martinez auch positive Seiten zu erkennen. Ihre Sinngebung erinnert an eine berühmte Aussage des Zürcher Psychoanalytikers Carl Gustav Jung, der gesagt haben soll: „Die Depression ist gleich einer Dame in Schwarz. Tritt sie auf, so weise sie nicht weg, sondern bitte sie als Gast zu Tisch und höre, was sie zu sagen hat" (zit. in Hell 2007: 17). Die Depression zeigte ihr tiefsitzende Schmerzen auf. Die Biographin begreift das Leiden an der Depression als einen Aufschrei. Sie wurde auf ihre seelische Not aufmerksam gemacht, die sie aufwühlte und innerlich bewegte („Ich denke, dass die Depression wie ein Schmerz der Seele ist, der dich aufweckt und erwachen lässt."). Im Umgang mit der Depression sind aus ihrer Sicht Rückzug, Ruhe, Selbstzuwendung, Gefühle zulassen und das Lösen von Gefühlsspannungen in Form von Weinen hilfreich. In ihrer eigentheoretischen Bilanzierung dokumentiert

sich die Depression als erforderlicher Weg, um Zugang zum Innersten zu finden, dabei sich selbst gegenüber ehrlich zu sein und sich weiterzuentwickeln. Flor Martinez beschreibt die psychische Erkrankung als eine sinnvolle Erfahrung, die sie veranlasste ihre bisherige Lebenshaltung zu überdenken und biographische Änderungen in ihrem Leben anzugehen.

9.7 Fehlende Erwerbsarbeit und finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann

Rosita Diaz kommt aus Popayan, einer Stadt im Südwesten Kolumbiens. Sie bezeichnet sich selbst als indigene Frau mit dunkler Hautfarbe. Zum Zeitpunkt der Einreise in die Schweiz ist sie mit 53 Jahren die älteste migrierte Frau in meinem Sample. Als ich sie im Jahr 2013 interviewte, lebte sie erst seit einem Jahr in einer Kleinstadt in der Deutschschweiz. Nach der Scheidung von ihrem ersten Ehemann lebte sie in Medellin, der zweitgrössten Stadt Kolumbiens. Hier wohnen auch ihre zwei erwachsenen Kinder, ein 33-jähriger Sohn und eine 23-jährige Tochter. Rosita Diaz absolvierte eine Marketing-Berufsausbildung und schloss zudem einen Bachelor im Bereich öffentliche Verwaltung in ihrem Herkunftsland ab. In Medellin arbeitete die Biographin als Sachbearbeiterin in der öffentlichen Verwaltung. Als sie ihren Mann im Jahr 2008 über Social Media im Internet kennenlernte, waren sie 49 Jahre und er 69 Jahre alt. Der Altersunterschied von 20 Jahren war für sie kein Problem. Nach zwei gescheiterten Beziehungen wünschte sie sich eine Beziehung zu einem Mann, der „reif“ sei, wie sie sagt. Ihr zweiter Ehemann ist Deutscher, der seinen Lebensmittelpunkt seit vielen Jahren in der Schweiz hat. Er war in der Schweiz selbstständig tätig, bevor er in die Rente ging. Er gehört der Mittelschicht an. Vor der Heirat führten sie eine mehrjährige Fernbeziehung und besuchten sich gegenseitig mehrmals im jeweiligen Land. Nach der Hochzeit zog Rosita Diaz zu ihrem Mann und sagt dazu: „Er fragte mich nicht, ob ich migrieren wollte. Es war wie selbstverständlich, dass ich nach der Hochzeit nach Europa kommen würde.“ Die Biographin erkrankte sechs Monate nach der Migration an einer Depression.

Um ihre finanzielle Selbstständigkeit zu bewahren, arbeitete sie als Reinigungskraft in einer Bar einer kubanischen Bekannten. Da ihr Mann kein Geld für Deutschkurse ausgeben wollte, brachte sich die Kolumbianerin die Sprache im Selbststudium bei. Die fehlende Bereitschaft der Ehemänner Sprachkurse zu bezahlen, lässt sich in mehreren Erzählungen der interviewten Frauen konstatieren.

Am Beispiel von Rosita Diaz wird deutlich, dass die Folgen von Arbeitsmarktexklusion bzw. die Zuweisung von schlecht bezahlten Stellen im Niedriglohnsektor eine finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann fördern.

> „Der Punkt ist, dass ich es gewohnt bin zu arbeiten. Ich bin eine sehr fleissige Frau. Ich arbeitete immer, so wurde ich von meiner Mutter erzogen. Alle meine Schwester arbeiten. Ich habe zwei Ausbildungen, eine in der öffentlichen Verwaltungsadministration und die andere in Marketing. Ich gab alles auf, weil ich total in meinem Mann verliebt war. Ich kam verliebt hierher. Mein Herz war voller Liebe für diesen Mann. Ich kam mit der Illusion (…), ich war eine verliebte Frau, die verblendet war (…). Mein Mann sagt, dass ich nur aufgrund seines Geldes hier bin. Aber es stimmt nicht. Ich fühle mich noch jung, ich möchte arbeiten. Ich möchte ihm beweisen, dass ich nicht an seinem Geld inter-

> essiert bin. Ich möchte in der Schweiz arbeiten, um selbstständig zu sein und meinen Kindern und meinen Eltern helfen zu können. Mein Mann bezahlt die Miete, die Krankenkasse etc., da es schwer ist eine Arbeit zu finden, wenn du nicht gute Sprachkenntnisse hast. Bis jetzt habe ich nur eine Arbeit als Putzfrau bekommen. Doch er wirft mir ständig vor, wieviel ich ihm koste, was er mir alles zahlen muss. Das empfinde ich als erniedrigend, vor allem weil ich in Kolumbien eine gut bezahlte Arbeit in der öffentlichen Verwaltung hatte. Hier muss ich zum ersten Mal in meinem Leben Toiletten putzen gehen, damit ich Geld verdienen kann (sie beginnt zu weinen). Ich lerne Deutsch und in Kolumbien hatte ich auch schon während fünf Monaten die Sprache gelernt, aber ich bin noch nicht so gut. Mein Mann sagt mir bloss, dass ich kein Talent habe die deutsche Sprache zu lernen, deshalb will er keinen Kurs bezahlen. Wie kann dir ein Mann so was sagen? Dass du kein Talent hast (…). Er sagt mir damit auf eine freundliche Art, dass ich dumm bin. Ich verstehe es nicht. Sein Verhalten ist sehr (…), ich weiss nicht (…) Wenn er in Kolumbien leben würde, dann würde ich mich mit ihm hinsetzen und ihm die Sprache erklären. Das wäre das Mindeste, was ich machen würde. Er aber macht es nicht mit mir (…). Ich kam mit einer anderen Vorstellung in die Schweiz. Ich dachte, dass ich einen anderen Typ Mann an meiner Seite hätte und (…) ich dachte, ich könnte eine gute Arbeit finden. Ich fühle mich so schlecht (…). Es ist sehr schmerzhaft, bitter und demütigend, wenn mein Mann mir sagt, dass ich nach Kolumbien zurückkehren kann, wenn es mir hier nicht passt oder wenn es mir nicht gut geht. Wo bleibt seine Unterstützung? Seine Zuneigung? Das alles kann eine Depression auslösen, oder?“[7]

Dieses Zitat zeigt mehrere Problemfelder, die sowohl im privaten wie auch im gesellschaftlichen Kontext liegen. Die Biographin macht hier deutlich, dass ihre Berufstätigkeit und die damit verbundene Autonomie und Selbstbestimmtheit schon immer einen zentralen Stellenwert in ihrem Leben einnahmen, was ihr bereits von ihrer Mutter vermittelt worden war. Die Schwierigkeiten der Arbeitssuche führt Rosita Diaz auf ihre mangelnden Deutschkenntnisse zurück. Die Frage, inwieweit und ob Rosita Diaz' Alter von 54 Jahren sowie ihre Herkunft aus Lateinamerika einen Einfluss auf die Anstellungschancen haben, kann hier nicht beantwortet werden.

Ihre gegenwärtige biographische Perspektive in Verbindung mit der Situation als finanziell abhängige Ehefrau erlebt sie als sehr belastend. Nicht nur im Leben von Rosita Diaz, sondern in fast allen Erzählungen nimmt die ökonomische Unabhängigkeit einen zentralen Stellenwert ein. Die Erfahrung, nicht über eigenes oder ausreichendes Einkommen zu verfügen, um ein selbstbestimmtes Leben zu führen, wird in den Biographien zahlreicher lateinamerikanischer Frauen als eine Beeinträchtigung ihres psychischen Wohlergehens präsentiert.

Mit dem Vergleich der Berufstätigkeit in ihrem Herkunftsland und dem Aufnahmeland wird die erfahrene Belastungssituation deutlich. Mit der Migration veränderte sich nicht nur die berufliche und finanzielle Situation, sondern auch ihre soziale Lage grundlegend.

Während mit der Ausübung ihres gelernten Berufes in Kolumbien eine massgebliche Lebenszufriedenheit verbunden war, bedeutet die Arbeit als Reinigungskraft in der Schweiz für Rosita Diaz eine Quelle der Unzufriedenheit. Darüber hinaus reicht

7 Das Interview mit Rosita Diaz führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

ihr Einkommen aus dieser Erwerbsarbeit in Teilzeit nicht aus für ein selbstbestimmtes Leben. Sie ist auf die finanzielle Unterstützung ihres Ehemannes angewiesen und nicht nur in dieser Passage, sondern im gesamten Interview ist die Beziehung zu ihrem deutschen Mann ein dominantes Thema. Aufgrund der finanziellen Abhängigkeit besteht eine starke Machtungleichheit zwischen ihr und ihrem Mann. Die Abhängigkeit in der binationalen Beziehung wiegt zusätzlich schwer, weil sie einen von ihrem Ehemann abhängigen aufenthaltsrechtlichen Status hat. Da sie noch nicht drei Jahre mit ihrem Mann in der Schweiz verheiratet war, hat sie keinen Anspruch auf eine eigenständige Aufenthaltsbewilligung. Das stellt eine weitere Belastung für die Biographin dar.

Auch in Rosita Diaz' Fall zeigt sich, dass der Ehemann sein Gefühl der Überlegenheit gegenüber seiner Frau offen manifestiert. Der Ehemann beschuldigt sie – ähnlich wie auch von anderen Interviewpartnerinnen geschildert – es nur auf sein Geld und seinen Status in der Schweiz abgesehen zu haben. Mit dieser Anschuldigung ignoriert ihr Mann nicht nur die Tatsache, dass sie für diese Liebesbeziehung die Herausforderung einer Migration auf sich nahm und dadurch ihren Beruf und ihr vertrautes Leben in Kolumbien aufgab, sondern vernachlässigt zudem, dass sie einer Arbeit in der Schweiz nachgeht und trotz geringen Einkommens zur Finanzierung des Lebensunterhalts beiträgt.

In der Passage wird deutlich, dass die Biographin den Vorwurf ihres Ehemannes ihn nur aus Profit und ökonomischen Überlegungen heraus geheiratet zu haben, als gravierend demütigend und erniedrigend erlebt. Somit ist sie in dieser binationalen Ehe mit ähnlichen Anschuldigungen konfrontiert wie auch Amalia Torres und andere Frauen aus Lateinamerika.

Auf der Suche nach Liebe, emotionaler Zuwendung und Akzeptanz bleibt Rosita Diaz die Erfahrung versagt, dass sich ihr Ehemann auf sie einlässt, auf ihre Bedürfnisse eingeht und ihre Gefühle erwidert. Die Biographin fühlt sich folglich nicht nur in ihrem Beziehungswunsch mit einem Europäer, sondern auch in ihrem Wunsch nach guter Arbeit betrogen. Das mehrmalige Betonen ihrer Liebe zu ihrem Mann verdeutlicht, wie stark die Auswirkungen der als unglücklich empfundenen Ehe das psychische Wohlbefinden der migrierten Frau tangieren. Es gelingt ihr in dieser Belastungssituation nicht, die negativen Erfahrungen im Kontext ihrer binationalen Ehe biographisch zu bewältigen. Im weiteren Verlauf wird sich die binationale Beziehung konfliktreich gestalten, wie wir an anderer Stelle sehen werden.

Aus der eigentheoretischen Reflexion der Biographin wird ersichtlich, dass die erniedrigenden und demütigenden Verhaltensweisen des Ehemannes sowie die finanzielle Abhängigkeit sich sehr belastend auf ihre Psyche auswirken. Auffallend ist Rosita Diaz' sprachliche Formulierung, um in einer selbstreflexiven Auseinandersetzung den Entstehungskontext der psychischen Erkrankung darzustellen: „Das alles kann eine Depression auslösen, oder?" Mit der unpersönlichen Ausdrucksweise, die einen generalisierenden Charakter aufweist, ist sie in der Lage über eine krisenhafte Erfahrung sprechen zu können. Hierbei nimmt sie nahezu eine emotional distanzierte Haltung ein. Die verbale Distanzierung lässt sich als Abwehr von belastenden migrationsspezifischen Erfahrungen deuten, die noch nicht biographisch bearbeitet sind. Mit dem Rückversicherungspartikel „oder" scheint sie sich vergewissern zu wollen, dass ich als Interviewerin ihre Eigenerklärung verstehe.

Es fällt auf, dass die Biographin die Ursachen ihrer Depressionserkrankung vorwiegend auf der Beziehungsebene situiert. Hierbei steht ihr Nicht-Verstehen von und ein Sich-herablassend-behandelt-Fühlen durch ihren Ehemann im Vordergrund, worauf sie mit Hilflosigkeit und emotional überfordert reagiert.

Die Ehe stellt im Leben der Migrantin eine zentrale Lebensorientierung auf der privaten Ebene dar; insbesondere die Situation berücksichtigend, alleine in der Schweiz zu sein, da alle ihre Bezugspersonen wie etwa ihre Kinder, Eltern und FreundInnen im Herkunftsland leben. In der Eigentheorie über die Krankheitsursachen bleiben gesellschaftliche Bedingungen und strukturelle Barrieren unerkannt. Als Migrantin ist sie von Dequalifizierung betroffen, weil ihre in Kolumbien erworbenen Abschlüsse sowie ihr professionelles Wissen wenig auf dem Schweizer Markt gelten. Obwohl sie der Landessprache noch nicht mächtig ist und sich im Lernprozess befindet, sollten nicht nur ihre Deutschkenntnisse gewichtet werden, sondern auch ihre anderen Sprachkenntnisse mehr Anerkennung auf dem qualifizierten Arbeitsmarkt finden. Die gelegentliche Reinigungsarbeit lässt sie zwar sich handlungsfähig fühlen, mit der Ausübung einer Berufstätigkeit, die weit unter ihrem Qualifikationsniveau liegt und ihr keine selbstständige Existenzsicherung erlaubt, ist sie zugleich in ihrer aktiven Selbstbestimmung und Handlungsfreiheit eingeschränkt.

Sie scheint unter der Mehrfachablehnung zu leiden, die auf der partnerschaftlichen, beruflichen und gesellschaftlichen Ebene stattfindet. Mit der Migration haben sich ihre Lebensbedingungen eher verschlechtert. Ihre Zukunftsentwürfe und Zukunftserwartungen im privaten und beruflichen Lebensbereich zerbrechen in dieser Lebensphase. Das Alleinsein, Getrenntsein von Familienangehörigen, fehlende Zugehörigkeitsgefühle in der Schweiz und das abwertende Verhalten ihres Ehemannes sowie Machtkämpfe in der Beziehung beeinträchtigen ihr Selbstwertgefühl. Aufgrund ihrer Berufssituation ist sie ökonomisch in ein starkes Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Ehemann versetzt. Hinzu kommen aufenthaltsrechtliche Abhängigkeiten, die sich nicht nur auf ihren Handlungsspielraum auswirken, sondern auch auf ihre psychische Gesundheit. Ein Überwinden von verlaufskurvenförmigen Lebenssituationen in der Anfangszeit der Migration findet nicht statt. Leidenserfahrungen dominieren das Leben der migrierten Frau. Durch die Häufung kritischer Ereignisse im Leben der Biographin entwickelt sie ein Gefühl des Überrollt-Werdens und des Weggeschwemmt-Werdens. Sie erlebt sich in dieser Lebensphase nicht mehr als Agierende, sondern nur noch als Reagierende. Hoffnungslosigkeit und Perspektivlosigkeit machen sich breit und es entsteht das Gefühl, nichts an der Situation ändern und keinen Einfluss auf sie nehmen zu können. Die vielfältigen migrationsspezifischen Erfahrungen lösen bei Rosita Diaz eine Depression aus. Die Analyse zeigt, dass die Migration in die Schweiz im Leben der Biographin einen Bruch darstellt, der sich in der Zweiteilung der erzählten Lebensgeschichte erkennen lässt.

9.8 Die Bedeutung von Erwerbsarbeit und psychisches Wohlbefinden

Ana Ortiz, eine Sport-, Freizeit- und Bewegungspädagogin aus Peru, fand nach mehrjähriger Arbeitssuche eine Stelle als Lehrerin in heimatlicher Sprache und Kultur (HSK) für spanischsprachige Kinder. Zuvor absolvierte sie einen Lehrgang als Leseanimatorin am Schweizerischen Institut für Kinder- und Jugendmedien. Zusätzlich

machte sie eine Weiterbildung zur Spielgruppenleiterin. Das folgende Zitat verdeutlicht den positiven Effekt, den der berufliche Einstieg in eine qualifizierte Arbeit für eine Migrantin aus einem Nicht-EU-Land aufweist:

> „Ich dachte, wenn ich wieder Lehrerin bin, dann bin ich hier jemand. Und dann bekam ich die Stelle als HSK-Lehrerin. Ich liebte diese Arbeit. Auch wenn ich nur ab und zu arbeiten konnte, habe ich es genossen. Die Arbeit war nicht so gut bezahlt, aber mir ging es nicht um das Geld. Mir ging es einfach darum wieder glücklich zu sein, so dass ich wieder aus dem Haus gehen konnte und dass, dass (...) ich wieder unterrichten konnte. Und ich bekam auch sehr gutes Feedback. Ich wurde immer sicherer und zuversichtlich, dass ich auch in Zukunft arbeiten könne und nicht nur Hausfrau bin."

Dieses Zitat verdeutlicht die biographische Relevanz von Erwerbstätigkeit der Biographin. Die Formulierung „wenn ich als Lehrerin arbeite, dann bin ich hier jemand", die die migrierte Frau verwendet, verweist auf ihren Wunsch nach sozialer Anerkennung. Die komparative Analyse zeigt, dass sie ähnlich wie die zwei lateinamerikanischen Migrantinnen aus den Falldarstellungen und auch wie die meisten anderen Studienteilnehmerinnen, mit der beruflichen Deklassierung zu ringen hat. Durch das Ausüben ihres angestammten Berufes „jemand zu sein", macht deutlich, wie sehr sie unter dem beruflichen Ausschluss gelitten hat. Ihr Leiden korreliert zugleich mit einer niedrigeren Position im gesellschaftlichen Prestige- und Statusraum im Vergleich zur bisherigen sozialen Position im Herkunftsland.

Ana Ortiz' Darstellung macht deutlich, welch positiven Effekt das Ausüben eines ursprünglich gelernten Berufes auf den psychischen Zustand hat. Ihre Zufriedenheit mit ihrem berufsbiographischen Verlauf führt sie darauf zurück, die in Peru erworbene Hochschulqualifikation und ihr professionelles Wissen verwenden zu können. Sie ist glücklich. Mit der Beschäftigung als Lehrerin steigt auch ihr Selbstwertgefühl. Die positiven Rückmeldungen bei der Arbeit wirken sich zusätzlich auf ihre Selbstachtung aus. Durch die Teilhabe am Arbeitsmarkt wird nicht nur ihr Selbstbewusstsein gestärkt, sondern sie entwickelt darüber hinaus neue berufliche Perspektiven. Erwerbsarbeit stellt neben der finanziellen Unabhängigkeit eine Ressource für ihre psychische Gesundheit dar. Bei der Arbeit fühlt sie sich wertgeschätzt. In der ausserhäuslichen Erwerbsarbeit findet sie Erfüllung, die sie neben ihrem „Mutter-Sein" bereichert.

9.9 Zusammenfassung

Die Arbeitserfahrung in der Schweiz wird in allen Erzählungen als ein relevantes biographisches Thema präsentiert. Es ist bemerkenswert, dass fast alle Migrantinnen (15 von 17 Frauen) von einer krisenhaften Phase der Erwerbslosigkeit in ihren biographischen Erzählungen berichten. Die interviewten Frauen führen an, dass sie unter der Nichtanerkennung ihrer Kompetenzen und ihres Wissens leiden. Aus den Interviews geht deutlich hervor, dass für das Auslösen einer Depression mehrere Faktoren verantwortlich sind. Als die befragten Migrantinnen psychisch erkrankten, befanden sich allerdings die meisten Frauen in dequalifizierten Arbeitspositionen oder waren ganz von einer Arbeitsmarktexklusion betroffen. Das ist auffallend.

Mit der fehlenden Anerkennung ihrer Ausbildungstitel und der beruflichen Abwertung nehmen sie in den meisten Fällen im gesellschaftlichen Prestige- und Statusraum im Vergleich zu ihrem Herkunftsland eine niedrigere soziale und berufliche Position ein. In der Schweiz ist die Mehrheit der befragten Frauen (13) von einem sozialen Abstieg betroffen. Zwei Migrantinnen erfahren einen sozialen Aufstieg und für zwei weitere Lateinamerikanerinnen bleibt der soziale Status unverändert.

Um am Arbeitsmarkt teilzunehmen, finden sich die meisten Interviewpartnerinnen mit einem beruflichen Abstieg ab und gehen einer Arbeit nach, die weit unter ihrer Qualifikation liegt. Es zeigt sich, dass neben einer ökonomischen Notwendigkeit, das Ringen um soziale Anerkennung, Wertschätzung sowie Akzeptanz dazu führt, dass die befragten Migrantinnen grosse Abstriche an ihren beruflichen Zielen hinnehmen, was ihre emotionale Befindlichkeit bestimmt.

Erwerbslosigkeit bzw. Arbeiten im Niedriglohnbereich sind oft mit einer materiellen Existenzunsicherheit für die Migrantinnen verbunden. Die finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann wird dadurch gefördert und das erschwert ein selbstbestimmtes Leben. Depressionserkrankungen im Kontext von fehlender Arbeitsmarktpartizipation sowie die Zuweisung von Putzstellen an Migrantinnen aus Lateinamerika, ohne Rücksicht auf ihr Qualifikationsniveau, sind auch im Zusammenhang mit den daraus resultierenden ökonomischen Schwierigkeiten zu verstehen.

10. Depression im Kontext von Armut und ökonomischen Schwierigkeiten

In den Fallrekonstruktionen von Amalia Torres und Leonor Castro wurde der Zusammenhang zwischen finanziellen Schwierigkeiten und belastetem psychischen Wohlbefinden verdeutlicht. Die komparative Analyse aller Interviews zeigt, dass von den 17 befragten lateinamerikanischen Migrantinnen rund zwei Drittel (12) von belastenden ökonomischen Problemen in der Schweiz berichten. Davon waren fünf mit Armut[1] konfrontiert, zwei weitere Frauen waren armutsgefährdet. Somit lebte ein Drittel der Frauen unter oder nahe an der Armutsgrenze. In den biographischen Erzählungen wird deutlich, dass Armut, finanzielle Schwierigkeiten und der Verlust ökonomischer Sicherheit persönliches und familiäres Leid zur Folge haben. Wie in zahlreichen Studien dargelegt wurde, gelten schwierige ökonomische Lebensbedingungen, ein geringes Einkommen und Armut als Risikofaktoren für die psychische Gesundheit. Der Soziologe Ueli Mäder (2007: 931) macht darauf aufmerksam, dass bei Armutsbetroffenen, die in ihrer Lebensgeschichte und ihrer aktuellen Lebenslage häufig mit höheren existentiellen und damit psychischen Belastungen konfrontiert sind, das Risiko, an einer Depression zu erkranken, erhöht ist. Die komparative Analyse der Interviews zeigt, dass 12 von 17 lateinamerikanischen Migrantinnen zum Zeitpunkt der Depressionserkrankung unter finanziellen Problemen litten.

1 An der Frage, wie „Armut" zu definieren ist, scheiden sich seit jeher die Geister. Obwohl es eine Vielzahl von Armutsbegriffen, -konzepten und -grenzen gibt, konnte sich bislang keine einheitliche Definition von Armut durchsetzen. Unter Armut versteht Ueli Mäder (2007: 931): „Armut bedeutet Mangel an sozialer Sicherheit. Sie findet inmitten des Reichtums statt. Betroffene erleben die Armut als Ausschluss." Mäder (2014: 1) spezifiziert, wenn er schreibt: „Betroffen ist, wer seine existenziellen Bedürfnisse kaum befriedigen kann. Dazu gehören genügend Mittel für den täglichen Bedarf: für das Essen, Wohnen und die Gesundheit. Ebenfalls wichtig ist der Zugang zu sozialen und kulturellen Einrichtungen. Kinder sollen ein Musikinstrument spielen dürfen, Eltern ab und zu ins Kino oder Theater gehen. Dies zumindest in reichen Ländern. In armen steht zunächst die materielle Existenzsicherung im Vordergrund." Die Bezeichnung Armut bezieht sich in dieser Arbeit nicht auf eine absolute Armut, sondern ich verwende sie dann, wenn sie die migrierten Frauen selbst zur Beschreibung ihrer Situation beizogen. Der Armutsbegriff ist somit in einem relativen Sinne zu verstehen und bezieht sich auf die subjektive Einschätzung des sozioökonomischen Status und die eingeschränkten Lebensbedingungen. Armutsbetroffene sind hier sowohl Alleinerziehende als auch verheiratete Frauen, die einer Teilzeitanstellung im Niedriglohnsektor nachgehen, wie wir weiter unten noch sehen werden.

In acht von zwölf Haushalten waren auch Kinder betroffen, die in Armut oder prekärem Wohlstand lebten. Wer nicht weiss, ob das Geld bis zum Monatsende reicht, ist einer Dauerbelastung ausgesetzt, die sich auf die psychische Gesundheit auswirkt. Bemerkenswert ist, dass diese 12 Frauen erst als Migrantinnen mit Armut und ökonomischen Schwierigkeiten konfrontiert wurden. Als ich die Biographinnen interviewte, lagen die finanziellen Sorgen bei sechs Frauen in der Vergangenheit, sechs Frauen setzten sich gegenwärtig mit diesen belastenden Lebensbedingungen auseinander.

Geldprobleme wirken sich stark auf die Paarbeziehung aus, was oft Streitgespräche nach sich zieht. Die 54-jährige Rosita Diaz aus Kolumbien begründet ihre Beziehungsprobleme mit ihrer finanziellen Abhängigkeit vom Ehemann, nachdem sie in den ersten Monaten nach der Migration noch keine Arbeit gefunden hatte. Rosita Diaz sah sich dem ständigen Vorwurf ausgesetzt, wie viel sie ihren Mann koste. Wiederkehrende Vorwürfe und abwertende Kommentare griffen ihr Selbstvertrauen an. Erst einige Monate nach der Einreise fand die gut ausgebildete Biographin eine Teilzeitanstellung als Reinigungskraft. Die Machtausübung des Ehemannes geht hier mit Rosita Diaz' Ohnmachtsgefühl einher:

> „Ich wollte neue Bettwäsche kaufen, die hübsch war. Es gab anschliessend einen grossen Streit mit meinem Mann, weil ich die Bettwäsche ohne ihn zu fragen gekauft hatte. Ich sagte, dass ich sie nicht nur für mich, sondern für uns beide gekauft hatte. Er hält mir immer vor, was er alles für mich zahlen muss, wie z.B. die Krankenkasse und solche Dinge. Diese ständigen Vorwürfe, wie viel er für mich zahlen muss (…) Das ist eine Form, um mich zu demütigen. Ich arbeitete noch nicht, daher sollte er mir doch helfen, oder? Aber was gibt er mir? Es schmerzt so sehr (weint), weil (…) er demütigt mich. Jeden Tag wirft er mir das vor. Jeden Tag höre ich, was er für mich zahlt. Deshalb wollte ich arbeiten gehen, so wie ich es immer tat."

Zahlreiche Untersuchungen verweisen auf den direkten Einfluss des Sozialstatus auf die psychische Gesundheit (Weiss 2003: 45). Wie mehrfach angesprochen, befindet sich die Mehrheit der befragten Frauen nach der Migration in der Schweiz in einer niedrigeren als der vor der Migration eingenommenen Position des sozialen Raumes. Fast in allen Biographien, die ich in dieser Studie untersuchte, waren berufliche Ausschlusserfahrungen ein zentraler Grund für finanziell belastende Lebensbedingungen.

Einige Mütter, die einer Tätigkeit im Niedriglohnsektor nachgingen, zogen sich aufgrund mangelnder kostengünstiger Kinderbetreuungsmöglichkeiten teilweise oder vorübergehend ganz aus dem Erwerbsleben zurück. Eine Scheidung, keine Unterhaltszahlung für gemeinsame Kinder, Verwitwung sowie Erwerbslosigkeit – sei es die eigene oder die des Ehemannes – lassen sich ebenfalls als Ursache für ökonomische Probleme identifizieren. Von Interesse ist ein zusätzlicher Aspekt, der sich aus der Analyse der Interviews ergeben hat. Drei Frauen gingen eine binationale Ehe ein, bei der die Ehemänner zum Zeitpunkt der Eheschliessung entweder Sozialhilfeempfänger waren oder sich in einer akuten prekären Lebenssituation befanden. Zum Zeitpunkt der Heirat, die nach den Eigenaussagen jeweils aus Liebe[2] stattfand, hatten die

2 Wie in Kapitel 4 dargelegt, ist Heirat der häufigste Migrationsgrund der befragten Studienteilnehmerinnen. Yvonne Riaño beschreibt Migrantinnen, die ihr Herkunftsland aus Liebe verlassen, als „love migrants" (Riaño 2003: 7). Die Humangeographin stellt hierzu fest: „The reason that convince this type

Frauen ein wesentlich höheres ökonomisches und kulturelles Kapital als ihre Ehemänner. Insgesamt wiesen fünf Migrantinnen im Vergleich zu ihren Ehepartnern ein höheres kulturelles Kapital auf. Der höhere Bildungsabschluss geht einher mit egalitären Geschlechtervorstellungen bei den befragten Frauen. Mit der binationalen Ehe bzw. infolge der Migration in die Schweiz verschlechterten sich für insgesamt 12 Migrantinnen aus Lateinamerika die sozioökonomischen Lebensbedingungen im Vergleich zu ihrer Situation im Herkunftsland. Deutlich ist hier, dass der Wunsch und das Bedürfnis nach Liebe und Wärme in einer ehelichen Beziehung im Kontrast zum vorherrschenden gesellschaftlichen und stigmatisierenden Diskurs über strategisches Heiraten von Migrantinnen aus Lateinamerika steht. Ähnlich wie in der biographischen Fallrekonstruktion von Amalia Torres, wird dieser Diskurs auch von anderen befragten Frauen thematisiert wie etwa von Rosita Diaz und Valentina Navarro (vgl. Kapitel 12).

Zum Zeitpunkt des Interviews hatten sechs Frauen aus der als ökonomisch schwierig oder arm zu bezeichnenden Einkommenslage herausgefunden. Sechs weitere Biographinnen befanden sich nach wie vor in einer schwierigen ökonomischen Situation. Davon waren zwei Migrantinnen immer noch von Armut betroffen. Darüber hinaus gab es zwei finanziell prekäre und zwei von Armut betroffene Haushalte, in denen Kinder aufwuchsen. Insgesamt drei Haushalte waren Einelternfamilien.

Während der Interviews der lateinamerikanischen Migrantinnen war keine von ihnen von der Sozialhilfe abhängig. Vier Frauen, die in Phasen ihres Lebens in der Migration von Armut betroffen waren, erhielten zum Überbrücken einer finanziellen Notsituation Sozialhilfe. Gemeinsam ist diesen vier Migrantinnen, dass sie Sozialleistungen nur vorübergehend bezogen. Welche Bedingungen führten dazu, dass diese vier Migrantinnen staatliche Hilfe erhielten? Davon betroffen waren zwei alleinerziehende Mütter mit jeweils zwei Kindern, die nach der Scheidung von ihren Ehemännern, einem Schweizer und einem Österreicher, keine bzw. nicht ausreichende Alimente und Kinderzulagen bekamen. In der rekonstruierten Biographie am Fallbeispiel von Amalia Torres wurden das Erleben von Armut und die Abhängigkeit von der Schweizer Sozialhilfe als lateinamerikanische Migrantin detailliert aufgezeigt. Im anderen Fall war die zweifache Mutter, Leticia Domingo, Anwältin aus Peru, ebenfalls nach ihrer Scheidung von Armut betroffen und auf die Sozialhilfe angewiesen. Die migrierte Sport-, Freizeit- und Bewegungspädagogin aus Peru, Ana Ortiz, Mutter von sechs Kindern, musste auf die staatliche Unterstützung zurückgreifen, da nur ihr Mann einer Erwerbsarbeit nachging. Auf diese zwei letztgenannten Fälle gehe ich nachfolgend näher ein. Ein besonderer Fall schliesslich war Catalina Morales aus Mexiko, die einen Schweizer heiratete, der zum Zeitpunkt der Eheschliessung Sozialhilfeempfänger war. Der Vater von zwei Kindern war nach der Scheidung seiner ersten Ehe mit einer Schweizerin aufgrund von einer Langzeitarbeitslosigkeit in die Sozialhilfe geraten. Durch die Liebesheirat verschlechterte sich Catalina Morales' ökono-

of migrant to leave her country or to permanently stay abroad are a combination of love, gender and economic factors. Migration is not her priority but she realizes that in order to have common lives with the person she loves she needs to consider migration. Her professional skills are in many cases middle- to high level. The main channel of migration is her partner. According to the main reason for migration, we call this group ‚love migrants'" (Riaño 2003: 7).

mische Lebenslage markant. Alle vier Migrantinnen konnten sich von der Sozialhilfe lösen, als sie Zugang zum Arbeitsmarkt fanden.

Die fünfte Migrantin, die ebenfalls erst nach der Einreise in die Schweiz mit Armut konfrontiert wurde, ist Sofia Garcia, 44 Jahre alt. Die Juristin aus Kolumbien und Mutter von drei Kindern war, wie weiter oben gezeigt, von einer erheblichen Dequalifizierung betroffen, so wie die Mehrheit der Studienteilnehmerinnen. Sie war in der Niedriglohnbranche als Kinderbetreuerin tätig. Nachdem sie verwitwet war wandelte sich die prekäre ökonomische Lebenssituation plötzlich in Verarmung. Sofia Garcia lebte unter diesen schwierigen Lebensbedingungen, als ich sie interviewte. Die Biographin erzählte, besonders darunter zu leiden, ihren drei Kindern nicht mehr die Freizeitbeschäftigungen bieten zu können, die sie vor dem Tod des Ehemannes gewohnt waren. So legte der verstorbene Mann Wert darauf, dass die Kinder in der Schweiz Skifahren lernten, Englisch- und Schwimmkurse besuchten und am Sonntag gemeinsame Ausflüge machten. Als verwitwete Alleinerziehende, deren Lohn kaum für die Existenzsicherung ausreichte, konnte sie kein Geld mehr für viele Freizeit-Aktivitäten aufbringen. Sie vermisste das Geld, das sie in Kolumbien als Juristin verdiente und wäre gerne in Konzerte oder ins Theater gegangen. Dennoch war sie einige Male im Theater, weil sie Gratis-Karten geschenkt bekam. Sie liebte es, mit ihren Kindern in Museen zu gehen, wenn es am ersten Sonntag des Monats einen Gratistag gibt. Sie merkte an: „Die Bücher sind so teuer in der Schweiz. Zum Glück gibt es hier die XY-Bibliothek[3]."

Im Folgenden wird der Fokus auf die Erfahrung von Armut und Depression im Kontext der Migration gerichtet. Ich möchte diesen Zusammenhang an zwei Beispielen verdeutlichen. Wie erleben migrierte Frauen aus Lateinamerika das Leben am oder unter dem Existenzminimum und welche Auswirkungen hat dies auf ihre psychische Gesundheit? Die biographischen Erzählungen von Ana Ortiz und Leticia Domingo, zwei gut qualifizierten Migrantinnen aus Peru, machen deutlich, wie Geldprobleme und die soziale Lage den psychischen Gesundheitszustand beeinflussen. Darüber hinaus zeigen ihre Schilderungen, wie stark die Auswirkungen von finanziellen Schwierigkeiten sich bei ihnen in psychischen und physischen Symptomen manifestierten. Die Folgen von Armut führen in beiden Fällen zu Depression. Auch an dieser Stelle ist nochmals zu betonen, dass Depressionen durch viele Faktoren ausgelöst werden und Armut kein monokausaler auslösender Faktor für die psychische Erkrankung im Leben der Migrantinnen ist. Dennoch gehört er zu den besonders belastenden Faktoren, wie im Folgenden verdeutlicht wird.

10.1 Folgen familiärer Einkommensarmut

Ana Ortiz: „Aber ich hatte nicht nur eine Depression, sondern ich war auch sorgenkrank."

Am Beispiel des Interviews mit der 53-jährigen Lehrerin aus Peru, Ana Ortiz, lässt sich aufzeigen, dass im Kontext von Einkommensarmut eine biographische Krisenphase erfolgte. Ihr Fall dient exemplarisch für das Erleben von Einkommensarmut. Die Biographin war im Jahr 1982 in die Schweiz eingereist. Zwei Jahre später heiratete sie einen Mann spanisch-argentinischer Herkunft, der in der Schweiz aufgewachsen

3 Der Name der Stadtbibliothek wurde anonymisiert.

war. Ihr Mann hatte die Kunstgewerbeschule besucht. Nach dem Abschluss wurde er Kunstmaler. Als das erste Kind geboren wurde, begann Ana Ortiz' Ehemann in einer Fabrik zu arbeiten. Die in Peru ausgebildete Lehrerin war hingegen von erheblichen Schwierigkeiten beim Zugang zum Arbeitsmarkt betroffen. Ihre beruflichen Qualifikationen wurden in der Schweiz nicht anerkannt und abgewertet. Wie schmerzhaft es für Ana Ortiz war, keine Stelle zu finden, wurde bereits ausführlich weiter oben dargestellt. Aufgrund ihrer fehlenden beruflichen Perspektiven zum damaligen Zeitpunkt übernahm der Ehemann die finanzielle Familienverantwortung, während sie für die Familien- und Hausarbeit zuständig war. Während ihr Mann diese Arbeitsteilung guthiess, sah sie sich in der klassischen Frauenrolle eher gefangen. Wie schon an anderer Stelle festgehalten, kann auch in diesem Fall die Familiengründung als biographische Antwort auf berufliche Ausschlusserfahrung verstanden werden. Innerhalb von sieben Jahren bekam das Ehepaar sechs Kinder. Ana Ortiz' Familie war von Einkommensarmut betroffen. Obwohl ihr Mann einer Vollzeitanstellung in einer Fabrik nachging, reichte der Lohn nicht aus, um die Lebenshaltungskosten der Familie zu decken. Als die 32-jährige Peruanerin an einer Depression erkrankte, lebte sie seit zehn Jahren in der Schweiz. Erinnernd vergegenwärtigt sich die Mutter von sechs Kindern die prägende Erfahrung, unter dem Existenzminimum leben zu müssen. Diese Erfahrung markierte für die migrierte Frau den Beginn von mannigfaltigen Schwierigkeiten, die mit einer psychischen und physischen Leidenszeit verbunden sind. Die nachfolgende Passage verdeutlicht die erhebliche biographische Bedeutung, die diese Armutserfahrung für sie hat:

> „In der Zwischenzeit hatten wir grosse Geldprobleme bekommen. Ich wurde richtig krank. Ich bekam eine Depression. Aber ich hatte nicht nur eine Depression, sondern ich war auch sorgenkrank. Wir mussten Sozialhilfe als Unterstützung beantragen. Ich machte den Schritt, weil mein Mann dagegen war. Er wollte nicht unterstützt werden. Er wollte für seine Familie alleine aufkommen und sorgen. Aber ich war sorgenkrank (…), ich war so sorgenkrank geworden (…). Damals konnte ich nicht einmal mehr reden, da ich kaum Luft hatte, ich hatte Atemnot (…). Es braucht schon Mut, um zum Sozialamt zu gehen. Niemand kann sich vorstellen, was für eine Kraft man braucht, um nur diesen Schritt zu machen. Aber es ist mir gelungen, weil ich darüber sprechen konnte, weil ich mich mitteilen konnte und weil die Sozialarbeiterin selber merkte, dass es mir schlecht ging. Ich konnte nichts mehr meistern, den Haushalt (…) Ich war immer wieder krank, ich hatte Erkältungen und Grippe, immer wieder, das lag nicht nur an der körperlichen Schwäche, sondern dass ich Depressionen hatte und darum das Immunsystem geschwächt war. Ich hatte Migräne, das hatte ich nie zuvor gehabt, das kannte ich in meinem Leben nicht und Rückenschmerzen (…). Und ich war so traurig, dass ich nicht einmal mehr essen konnte, ich war total dünn geworden. Ich hatte keine Kraft mehr, ich wollte immer nur schlafen (…). Mit all dem musste ich mich durchkämpfen, denn ich ging nicht so schnell zum Arzt. Damals war die Krankenversicherung nicht gesetzlich eine Pflicht[4], deshalb hatten wir keine. In Peru ging ich nur selten zum Arzt. Selten. Du musst dir vorstellen, ich kam als gesunder Mensch hierher, ich war fast nie krank, ich war die Gesündeste der Familie, und hier erlebte ich Depressionen, und das war für

4 Erst 1994 wurde das Obligatorium in der Krankenversicherung für alle in der Schweiz lebenden Personen eingeführt (Bundesamt für Sozialversicherungen 2006).

mich (…), ich wusste ja kaum (…), ich wusste kaum, was eine Erkältung war, weil ich in Peru immer so gesund war. Und wenn ich darüber nachdenke (…) Ich habe einen starken Charakter und einen starken Willen. Ich hätte nie gedacht, dass ich eine Depression haben könnte (…). Ich merkte damals, dass ich langsam anfing zu spinnen[5], das merkte ich selber. Ich dachte, was ist los mit mir? Vor allem konnte ich mit niemandem reden und war nur am Heulen. Wenn mein Mann heimkam, verstand er das nicht. Ich aber hatte eine Depression, wo ich wirklich an einem Punkt in meinem Leben war, an dem ich dachte, ich kann nicht mehr länger hier sein (…). Ich hatte keine Freude mehr, keine Freude mehr (…) Ich hatte keine Freude mehr an meinen eigenen Kindern. Ich sah nur die Arbeit. Ich konnte mich niemandem anvertrauen und darüber sprechen. Ich durfte aber nicht aufgeben. Ich dachte immer daran, was mir meine Mutter gesagt hatte, dass es einen Gott gibt und man soll Hoffnung haben. Mein Schweizer Papa[6] war ein gläubiger Mann, aber konfessionslos. Er hörte mir zu und sagte, ich solle nicht aufgeben. Kinder seien ein Geschenk des Himmels, die auch Kraft geben. Ja, meine Depression hängt mit meiner Migrationserfahrung zusammen (…). Aber ich bin nicht die Einzige. Ich arbeite heute im sozialen Bereich und sehe das auch bei anderen Migrantinnen. Und ja, ich war damals sehr froh, dass uns die Behörde unterstützte, dass ich den Mut hatte, mit der Sozialarbeiterin zu reden. Sie sagte, dass wir schon seit Langem Anspruch auf Unterstützung gehabt hätten. Sie merkte, dass das Geld, das mein Mann verdiente, nicht für eine achtköpfige Familie ausreichte und dass sechs Kinder wirklich viel Mühe machten und (…) für ein halbes Jahr hatten wir eine Haushaltshilfe, die die Sozialbehörde bezahlte, bis es mir besser ging. Es war aber nicht einfach. Das geht an die Seele, von der Sozialhilfe abhängig zu sein (…). Aber die Sozialarbeiterin merkte, dass ich mir Mühe gab, uns von der Sozialhilfe zu lösen. Ja, das Einzige, was zählte, war eine Stelle zu finden und von der Sozialhilfe wegzukommen. Und als ich dann eine Arbeit fand und arbeiten durfte, blühte ich richtig auf. Meine Sozialarbeiterin gratulierte mir sogar, wie schnell ich etwas gefunden hatte."

Die soziale Ebene der Depression zeigt sich in Ana Ortiz' Krankheitserfahrung deutlich. Andauernde finanzielle Sorgen und materielle Unsicherheit führten zu einer extremen Belastungs- und Überforderungssituation. Die permanente materielle Unsicherheit wirkte sich dabei psychisch destabilisierend aus. Die schlechte ökonomische Lage und Krankheit werden im subjektiven Erleben der migrierten Frau eng miteinander verknüpft. In ihrer biographisch-selbstreflexiven Auseinandersetzung führt sie Geldprobleme als Erklärung von selbstwahrgenommener Ursache der psychischen Erkrankung an. Mit der Formulierung „sorgenkrank" werden Ana Ortiz' Überlegungen zum Entstehungskontext der Depression eindrucksvoll veranschaulicht. Für die Biographin bedeuten die finanziellen Sorgen nicht nur eine starke Belastung, sondern sie drücken derart auf die Seele, dass sie sie psychisch krank machen. Durch die mehrmalige Wiederholung des Wortes „sorgenkrank" werden ihr Leid und ihre seelische Not im Zusammenhang mit finanziellen Schwierigkeiten deutlich. Kummer macht

5 Die umgangssprachliche abwertende Formulierung „spinnen", die die Biographin auf Schweizerdeutsch benutzt, um ihren Eindruck, nicht recht bei Verstand zu sein, auszudrücken, wird auch von anderen Migrantinnen verwendet, allerding mit der spanischen Bezeichnung „loca".

6 Ana Ortiz bezieht sich hier auf einen Schweizer Mann, der für sie eine grosse Unterstützung war. Sie sieht in ihm eine Art „Ersatzvater in der Migration" (vgl. Kapitel8).

krank, so die Einstellung der Peruanerin. Zugleich unterstreicht sie mit dieser Formulierung ihre Existenzängste, die das Migrationsleben zum damaligen Zeitpunkt prägten. Der Terminus „sorgenkrank" lässt sich zusammenfassend als eine Metapher rekonstruieren, mit der die migrierte Frau aus Peru ihre damalige soziale, ökonomische und berufliche Lage beschrieb. Auffällig an dieser Stelle ist, dass Ana Ortiz selber die Erkrankung an einer Depression im Zusammenhang mit struktureller und sozialer Ungleichheit kontextualisiert.

Als Mutter war sie aufgrund der verzweifelten wirtschaftlichen Lage so besorgt, die Grundbedürfnisse ihrer Kinder nicht mehr decken zu können, dass sie Angst verspürte. Angst, die sie daran hinderte, sich positiv in die Zukunft zu projizieren; Angst, die hoffnungslos machte; Angst, die lähmend wirkte. Sie hatte keine Kraft mehr, täglich zu kämpfen. Für Ana Ortiz trifft in dieser Lebensphase zu, was Ueli Mäder (2011: 13-14) über die Auswirkung von Armut auf die Gesundheit der Betroffenen und auf das psychische Wohl armutsbetroffener Kinder geschrieben hat: „Aussichtslosigkeit raubt den Atem". Es scheint so, als schnürten auch ihr die Geldsorgen die Luft ab, was ihr Leiden an Atemnot dokumentiert. Die Wortwahl „kaum Luft" haben kann auch als Ausdruck eines Mangels an Handlungsfähigkeit im Kontext von Einkommensarmut gedeutet werden, was wiederum Angst, Überforderung und Stress hervorruft. Die Analyse des Interviews mit Ana Ortiz zeigt, dass ökonomische Schwierigkeiten bei einer verdichteten Problemlage zu psychischen und psychosomatischen Erkrankungen führten. Wie schwierig dieser Lebensabschnitt gewesen sein muss, zeigt sich auch daran, dass sie beim Erzählen immer wieder Pausen einlegt bzw. mitten im Satz ins Stocken gerät.

Aus der biographischen Erzählung lässt sich rekonstruieren, dass bei der Biographin die Depression dann auftrat, als verschiedene gesellschaftliche, migrations- und schichtspezifische Faktoren zusammenwirkten. In den vorangegangenen Kapiteln wurden bereits die subjektiven Erfahrungen von Ana Ortiz mit Rassismus, wahrgenommener Diskriminierung und nachrangigem Arbeitsmarktzugang illustriert. Diese Erfahrungen waren mit einem hohen Leidensdruck verbunden, die sie psychisch vulnerabel machten. Die prekäre Einkommenssituation der Familie verstärkte ihre Verwundbarkeit. Neben dem Leben unter dem Existenzminimum, das mit sozialer und materieller Deprivation einhergeht, lassen sich aus der biographischen Erzählung zudem fehlende soziale Unterstützung im Umgang mit ihren Kindern, das Gefühl von Alleinsein und permanente Überforderung als psychisch krankmachende Bedingungen rekonstruieren. Die kumulierten kritischen Lebensereignisse und Belastungen waren Mitauslöser der Depression.

Die in prekären ökonomischen Verhältnissen lebende Biographin war im Jahr 1992 nicht krankenversichert, da damals noch keine Versicherungspflicht vorlag. Auf Nachfrage erzählt sie, dass sie Arztbesuche vermied, da sie es sich nicht leisten konnte bzw. medizinische Behandlung so lange hinauszögerte, bis es nicht mehr anders ging. Hier wird deutlich, dass zum damaligen Zeitpunkt Krankheit für Ana Ortiz auch eine ökonomische Krise bedeutete, was den Zusammenhang von Armut und Inanspruchnahme von medizinischer Versorgung verdeutlicht. So zeigt sich in dieser Studie, dass einige an Depression erkrankte Migrantinnen aus finanziellen Gründen auf medizinische und psychologische Leistungen verzichteten. Aufgrund ihrer Einkommenssituation wählten sie eine hohe Franchise aus, um bei den monatlichen Prämien Einsparungen vornehmen zu können. Somit hätte eine Psychotherapie im Zusammenhang

mit einer zu hohen Franchise wie auch aufgrund des Selbstbehalts im Umfang von 10 % eine zusätzliche finanzielle Belastung bedeutet; Kosten, die damals nicht mehr tragbar waren. Mäder et al. (2006: 80) halten hierzu fest, dass gemäss den Daten der Schweizerischen Gesundheitsbefragung Frauen mit niedrigem Einkommen seltener eine ambulante ärztliche Behandlung beanspruchen als Frauen mit höherem Einkommen; dies, obwohl Frauen der untersten Einkommensgruppe den grössten Anteil an der Bevölkerung mit Gesundheitsproblemen ausmachen.

In ihrer Ausweglosigkeit wandte sich Ana Ortiz gegen den Willen ihres Ehemannes an die Sozialbehörde. Die Biographin betonte wiederholt, dass ihr Mann die Sozialhilfe resolut ablehnte. Zu interpretieren wäre hier, dass der Ehemann aus Scham auf die Unterstützung der Sozialhilfe verzichten wollte. Er schämte sich, weil er Schuld empfand, dass er nicht in der Lage war, alleine für die Familie aufzukommen. Denkbar wäre daher auch, dass er die Inanspruchnahme staatlicher finanzieller Hilfe als persönliches Versagen betrachtete. Das Gefühl, als Familienvater versagt zu haben, hätte in ihm ein Gefühl der Demütigung hervorgerufen, was einen Angriff auf seinen Selbstwert bedeutet hätte. Die Mutter von sechs Kindern widersetzte sich dem Wunsch ihres Mannes und ersuchte Hilfe. Auch wenn es nicht leicht war, gelang es der Biographin dennoch, offen über ihre finanziellen Sorgen mit der Sozialarbeiterin zu sprechen. Die in sehr prekären Umständen lebende Familie erhielt daraufhin von der Sozialhilfe ökonomische Unterstützung, um die Engpässe zu überbrücken.

Ana Ortiz scheint, im Unterschied zu Amalia Torres, positive Erfahrungen mit der Sozialhilfe gemacht zu haben. Die an Depression erkrankte Peruanerin befand sich in einer schwierigen Lebenssituation. Sie war besonders verwundbar. Darüber hinaus war die Biographin mit sechs kleinen bzw. schulpflichtigen Kindern alltäglichen Herausforderungen ausgesetzt, die im Kontext der Einkommensarmut und fehlender sozialer Unterstützung, zu einer erheblichen Belastung führten. Welcher Alltagsüberforderung Ana Ortiz ausgesetzt war, die tagsüber Haus- und Familienarbeit alleine bewältigen musste, wurde durch die Sozialarbeiterin erkannt. Sie stellte der Familie eine Haushaltshilfe zur Verfügung. Die Sozialarbeiterin scheint auf Ana Ortiz' Gefühl der Aussichtslosigkeit mit Verständnis und Empathie reagiert zu haben. Die Biographin fühlte sich in ihrer materiellen Not und seelischen Orientierungslosigkeit ernst genommen. Das zeigt sich darin, dass die Biographin mehrmals die Ausdrucksweise „sie merkte" verwendet. Die erlebte Akzeptanz und das Verständnis durch die Mitarbeiterin einer staatlichen Institution stärkte sie vermutlich.

Auch wenn die Sozialhilfeabhängigkeit als eine emotionale Belastung empfunden wurde, was sie mit der Formulierung „an die Seele geht" ausdrückt, konnte sie dennoch wieder Hoffnung schöpfen, eine Art innere Zuversicht, dass sich die Lage verändern kann. Möglicherweise hatte die empathische Haltung der Sozialarbeiterin gegenüber der überforderten Mutter eine emotional unterstützende Funktion. Aus der Erzählung geht hervor, dass aus Ana Ortiz' Verzweiflung ein Gefühl der Ohnmacht entstand. Sie sah sich nicht in der Lage, ihre Situation zu ändern und konnte nur „heulen". Ihre Verzweiflung lässt sich als Strategie deuten, sich vor einem Schmerz zu schützen; ein Schmerz der Einsamkeit; ein Schmerz darüber, sich im Stich gelassen zu fühlen. Sie konnte ihre Sorgen mit niemandem teilen. Ihr Mann scheint für ihr Bedürfnis nach Sicherheit und Geborgenheit wenig Verständnis gehabt zu haben. Als sich die Biographin in ihrer Verzweiflung überwinden konnte und zur Sozialhilfe ging, fand sie in der Sozialarbeiterin einen Menschen, mit dem sie offen über ihre Probleme sprechen

konnte. Die Biographin fühlte sich durch die erfahrene Empathie in ihrem Leid angenommen, getröstet und erleichtert. Eine zentrale Bedeutung – so scheint es mir – nimmt im Leben der Migrantin aus Peru die erfahrene soziale Anerkennung ihres Leids ein; eine Erfahrung, die zum damaligen Zeitpunkt heilsam wirkte. Die ökonomische Unterstützung durch die Sozialhilfe, die emotionale Zuwendung durch die Sozialarbeiterin sowie die konkrete Hilfe im Haushalt trugen dazu bei, so scheint es mir, dass die Biographin einen Weg aus der Depression fand. Denkbar wäre, dass durch das Nachlassen der akuten Existenzängste und der Hilfe im Haushalt, verbunden mit der stetigen emotionalen Unterstützung ihres „Schweizer Papas", sich Ana Ortiz mehr Zeit für sich selbst, für ihre Genesung und für die Arbeitssuche nehmen konnte.

Die Peruanerin Ana Ortiz konstatiert ferner im obigen Zitat, dass sie sich zum Zeitpunkt der Migration in die Schweiz in einer sehr guten gesundheitlichen Verfassung befand.[7] Bemerkenswert ist, dass sie in der selbstreflexiven Auseinandersetzung die Depressionserkrankung sozialen Problemen im Migrationsleben zuschreibt. Auch andere Frauen aus dem Sample rekonstruieren einen deutlichen Zusammenhang zwischen ihren Lebensbedingungen in der Migration und einer Depression. Es gelingt Ana Ortiz dadurch, im Unterschied zu vielen Studienteilnehmerinnen, die Ursachen der Depressionserkrankung in einem gesellschaftlichen und nicht einzig in einem individuellen Kontext zu interpretieren. Die Biographin führt an, aufgrund ihrer Berufstätigkeit im sozialen Bereich beobachtet zu haben, dass auch andere Migrantinnen von Depressionserkrankungen betroffen waren.[8] Durch den Vergleich mit anderen Migrantinnen gelangte sie zur Erkenntnis: „Aber ich bin nicht die Einzige". Diese Erfahrung hatte möglicherweise eine entlastende Wirkung, was zu einer vermehrten Akzeptanz der eigenen psychischen Krankheit führte. Eine weitere Erklärung könnte sein, dass sie mit der Feststellung „Ja, meine Depression hängt mit meiner Migrationserfahrung zusammen" Bezug auf mein Forschungsthema nahm.

Aufgrund des vorliegenden Materials kann nicht gesagt werden, wie lange die Bezugsdauer der Sozialhilfe war. Deutlich ist aber, dass die Sozialhilfeabhängigkeit eine vorübergehende Phase im Lebenslauf von Ana Ortiz darstellte. Die von Einkommensarmut betroffene Peruanerin präsentiert sich in diesem Zitat nicht als passives Opfer äusserer Umstände, sondern zeigt sich vielmehr als handlungsaktive Frau, die einerseits die Kraft fand und sich überwinden konnte, Hilfe beim Sozialamt einzuholen. Andererseits zeigt sich ihre Handlungsmacht darin, dass sie nach dem Abklingen der Depression alles daransetzte, eine Stelle zu finden, um wieder wirtschaftliche Selbstständigkeit zu erlangen. Im letzten Teil der Textpassage formuliert sie: „Ja, das

7 In der Literatur wird im Zusammenhang mit der geringeren Mortalität von MigrantInnen im Vergleich zur einheimischen Bevölkerungsgruppe vom „healthy migrant effect" gesprochen (Weiss 2005: 13). Dies deutet auf einen Selektionsmechanismus hin, dass nur besonders gesunde MigrantInnen sich zur Migration entschliessen (Weiss 2005: 155). In Abgrenzung zum „healthy migrant" wird vom „exhausted migrant" gesprochen (Bolzman et al. 2000). Dieser Begriff beschreibt die gesundheitliche Situation älterer MigrantInnen, die aufgrund ihrer meist belastenden Arbeitsbedingungen und der Marginalisierungserfahrungen der Vergangenheit physisch und oft auch psychisch in schlechterer Verfassung als der Bevölkerungsdurchschnitt sind (Bollini und Siem 1995: 825).

8 Als ich sie interviewte, leitete Ana Ortiz einen Quartiertreffpunkt für MigrantInnen. Gleichzeitig engagierte sie sich stark in Form von freiwilliger Arbeit für die Anliegen von Menschen mit Migrationshintergrund. Dabei wird sie in der lateinamerikanischen Community ihres Wohnorts als Ansprechperson wahrgenommen und gilt insgesamt als Schlüsselperson.

Einzige, was zählte, war eine Stelle zu finden und von der Sozialhilfe wegzukommen." Hierdurch veranschaulicht sie, wie bedeutsam es für die in einer prekären Situation lebende Peruanerin ist, eine Arbeit zu finden. Die biographische Relevanz von Erwerbstätigkeit für Ana Ortiz, wie an anderer Stelle bereits deutlich wurde, zeigt sich zudem darin, dass sie „aufblühte", wie sie selber konstatiert, als sie eine Teilzeitstelle als Mitarbeiterin einer Spielgruppe fand. Die Gruppe wurde vorwiegend von Migrantenkindern besucht. Mit dem Ausüben dieser Tätigkeit veränderten sich die wirtschaftlichen Lebensbedingungen und die Familie konnte sich aus der Sozialhilfeabhängigkeit lösen. Die ausgeübte Tätigkeit entsprach zwar nicht ihrer ursprünglichen Qualifikation, doch sie lässt sich als Einstieg in die qualifizierte Arbeit rekonstruieren, die einige Jahre später erfolgte. Neben dieser Erwerbstätigkeit machte Ana Ortiz im Laufe der Jahre mehrere Weiterbildungen, um mit einem schweizerischen Abschluss ihre Chancen auf dem qualifizierten Arbeitsmarkt zu erhöhen. Im Alter von 53 Jahren ist sie zum Zeitpunkt des Interviews Co-Leiterin eines Quartiertreffpunkts für MigrantInnen. Das Ausüben ihres Berufes erfüllt sie sehr. Sie beschreibt das Erreichen beruflicher Ziele an anderer Stelle wie folgt: „Jetzt habe ich das erreicht, was ich machen wollte. Es macht mich glücklich."

Ana Ortiz' Umgang mit Depressionserkrankungen

Im Zitat fällt auf, dass die Biographin von Depressionen in der Mehrzahl spricht. An anderer Stelle führt sie aus, insgesamt drei Mal im Kontext ihrer Migrationserfahrungen an einer Depression erkrankt zu sein. Die peruanische Migrantin, die im Jahr 1982 migrierte und beim Zeitpunkt des Interviews seit 31 Jahren in der Deutschschweiz lebt, erkrankte psychisch in den Jahren 1984, 1992 und 2005. Rückblickend bewertet sie die zweite Depressionserkrankung im Jahr 1992, die hier ausführlich analysiert wurde, als die schlimmste. Treten im Leben wiederholt depressive Episoden auf, wird, so Hell (2015: 17), von einer rezidivierenden depressiven Störung gesprochen. Die 32-jährige Mutter von sechs Kindern hatte in dieser biographischen Krisenphase ihre Lebensfreude und ihren Lebensmut verloren und hegte Suizidgedanken. Ihre erste Depressionserkrankung im Alter von 24 Jahren im Jahr 1984 fand im Kontext fehlender soziale Unterstützung statt (vgl. Kapitel 11). Die dritte Erkrankung an einer Depression im Jahr 2005 ereilte die Biographin nach zwei hintereinander erfolgten Skiunfällen ihrer beiden Töchter im Schullager, wobei eine im Alter von 14 Jahren schwerwiegend verletzt wurde. Wie gravierend die beiden Unfälle für die damals 45-jährige Mutter waren, wird im folgenden Textabschnitt deutlich:

> „Der erste Unfall hatte mich sehr geprägt. Ich war am Durchdrehen. Als wir das Telefon bekamen, dass auch Juanita im Spital war, dann war ich nicht mehr ich selber. Ich flippte aus (...). Ich bekam wieder die Depression und ich musste wieder mit allem kämpfen. Ich fiel immer tiefer in die Depression rein. Ich konnte nicht mehr arbeiten gehen. Mein Mann sagte, ich solle arbeiten gehen, es ginge doch nicht, dass ich nur zuhause bleibe und spinne. Dann dachte ich, dass ich es doch schaffen muss, alles unter einen Hut zu bringen (...). Ich musste in der Beziehung mit meinem Mann viel schlucken, bis ich explodierte. Mir ging es nicht gut mit den Nerven und dann (...) haben wir beschlossen, uns in Frieden zu trennen, Ende 2005, vor Weihnachten."

Die Schilderung macht deutlich, dass die dritte Depression nach einer emotionalen Überforderung, eingerahmt von einer instabilen Ehe, erfolgte. Nach 21 Jahren trennte sich das Ehepaar. Hiermit sollte kurz das rezidivierende Element in Ana Ortiz' Depressionserkrankung verdeutlicht werden.

Angesprochen auf den Umgang mit der Depression führt Ana Ortiz aus, dass sich die professionelle Unterstützung in ihrem psychischen und physischen Leiden auf das Aufsuchen ihres Hausarztes beschränkte. Die Biographin lehnte eine medikamentöse Behandlung der Depression ab. Ihr Arzt leitete sie nicht an FachärztInnen oder PsychotherapeutInnen weiter. Eine psychotherapeutische Behandlung hätte sie damals ohnehin abgelehnt, zum einen aus ökonomischen Gründen, zum anderen aus ihrer Abwehr gegenüber Fachpersonen für psychische Gesundheit. Diese begründete sie damit, ihre Schwester, die während eines grossen Erdbebens in Peru in einem Lift eingeschlossen war, habe einen psychischen Schock erlitten und sei danach psychiatrisch und psychotherapeutisch behandelt worden. Ana Ortiz berichtet darüber: „Sie war lange in Behandlung mit Psychiatern und Psychologen, und weil ich gesehen habe, dass sie mit vielen Medikamenten vollgestopft wurde, wollte ich das nicht. Deshalb hielt ich nicht viel von Psychiatern und Psychologen." Sie lehnte also eine psychiatrisch-psychotherapeutische Behandlung ab, vorgeblich aus Angst vor Medikamenteneinnahme. Über die Abwehr ärztlicher Inanspruchnahme aus ökonomischen Gründen hinaus, scheint auch Ana Ortiz, wie auch die Berichte vieler anderer Interviewteilnehmerinnen zeigen, Angst vor der Stigmatisierung psychisch Kranker, geprägt durch ihre Erfahrungen in Peru, zu haben. Damit könnte auch das rigorose Ablehnen ihres Ehemannes von psychiatrisch-psychotherapeutischer Unterstützung im Zusammenhang stehen. Ana Ortiz findet, wie viele andere Studienteilnehmerinnen auch, in ihrem Glauben eine Hilfe im Umgang mit der Depression.

10.2 Keine Erwerbstätigkeit, kein Einkommen und Krankwerden

Leticia Domingo ist eine Anwältin aus Lima, Peru. In ihrem Herkunftsland war sie zusätzlich in der Politik tätig. Zum Zeitpunkt des Interviews ist die Biographin 60 Jahre alt, lebt seit 22 Jahren in der Schweiz, ist seit zehn Jahren geschieden und hat die C-Niederlassungsbewilligung. Sie ist Mutter von Zwillingen, die 20 Jahre alt sind und das Gymnasium besuchen. Als sie Anfang der 90er Jahre im Alter von 37 Jahren eine Freundin in der Schweiz besuchte und Ferien machte, lernte sie ihren zukünftigen Ehemann kennen und lieben. Zwei Jahre später, im Jahr 1992, migrierte sie im Alter von 39 Jahren infolge einer binationalen Ehe in die Schweiz. Die Akademikerin heiratete einen Mann, der 14 Jahre älter ist, die österreichische Staatsangehörigkeit hat und im Alter von 15 Jahren alleine in die Schweiz kam. Ihr Mann, ein Witwer mit zwei Töchtern aus erster Ehe (16 und 22 Jahre alt), war als Lagermitarbeiter tätig. Die finanzielle Situation des Ehepaares war von Anfang an sehr angespannt. Während Leticia Domingo Sprachkurse besuchte, war sie zugleich auf Stellensuche. Trotz aktiven Bemühens gelang es ihr nicht, in der Schweiz eine qualifizierte Erwerbsarbeit zu finden. Als Anwältin aus einem Drittstaat versuchte sie vergeblich, sich innerhalb ihres eigenen Arbeitsfeldes zu etablieren. Ihr peruanischer Hochschulabschluss und die mehrjährige Berufserfahrung wurden nicht anerkannt.

Im Kontext ihrer beruflichen und sozialen Position in der peruanischen Hauptstadt sagt sie: „Ich war sehr stolz, in dem Sinn, dass ich als Anwältin wichtige Fälle bearbeiten durfte und viel Geld verdiente." Mit ihrer biographischen Selbstpräsentation als finanzielle autonome und berufstätige Frau verweist sie auf den hohen Status und das Prestige, die sie in der Position als erfolgreiche Anwältin in Peru innehatte.

In der Anfangszeit als Neuzugezogene erlebte sich Leticia Domingo erstmalig als finanziell abhängige Frau von einem Mann:

> „Ich fand keine Arbeit und so war ich immer alleine zuhause. Man kann sagen, dass ich von meinem Mann in unserem eigenen Zuhause verlassen wurde, weil er kaum da war. Er kaufte mir nicht einmal dieses Abonnement, also, ich wusste damals gar nicht, dass es Abonnemente gab, weil (...) er gab mir kein Taschengeld. Das war ein grosser Schock für mich, weil ich immer mein eigenes Geld zur Verfügung hatte, da ich immer gearbeitet habe. Und ja, dann wurde ich krank. Ich hatte Tinnitus."[9]

Aus der Erzählung geht hervor, dass sich mit der Migration in die Schweiz ihre berufliche und sozioökonomische Position deutlich veränderte. Die bestehende Abhängigkeit von ihrem Mann erlebt sie als „grossen Schock". Sie ist ohne Erwerbsarbeit und selbstständiges Einkommen in ihren Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt. Die Anfangszeit ihres Migrationslebens ist von Einsamkeit gekennzeichnet. Als Anwältin aus einem Drittstaat war sie mit einer marginalisierten Situation im Arbeitsmarkt konfrontiert. Ihr fehlte der soziale Austausch, der mit einer Berufstätigkeit verbunden ist. Gemeinsam ist mehreren Migrantinnen, dass sie sich in der ersten Migrationsphase zusätzlich von ihren Ehemännern alleingelassen fühlen. In dieser Zeit können die Biographinnen nicht auf ein bestehendes soziales Netzwerk zurückgreifen, sie sind neben der Arbeitsmarktexklusion auch von sozialer Isolation betroffen, oft gepaart mit prekären finanziellen Verhältnissen.

Leticia Domingo erkrankte in den ersten Monaten nach der Migration an einem Tinnitus. Ihr behandelnder Hausarzt leitete sie zu einem spanischsprachigen Psychotherapeuten weiter. Die Behandlung lehnte sie allerdings aus Angst vor einer möglicherweise zu intimen Arzt-Patientinnen-Beziehung ab, denn sie hatte von einer Vergewaltigung einer Klientin durch ihren Psychotherapeuten gehört. Das kann aber auch so gedeutet werden, dass die Biographin zu diesem Zeitpunkt nicht an die Wirksamkeit einer psychotherapeutischen Behandlung glaubte.

Schwangerschaftsabbruch im Kontext finanzieller Not

Als Leticia Domingo einige Monate nach der Migration im Alter von fast 40 Jahren schwanger wurde, wollte ihr Mann eine Abtreibung. Es folgt eine dichte Beschreibung darüber, wie sie diese Erfahrung erlebte:

> „Es war sehr schwierig, als ich merkte, dass mein Mann nicht die Person war, in die ich mich verliebt hatte, weil (...), bevor ich hierherkam, sprach ich sehr deutlich mit ihm. Ich sagte ihm, dass ich Mutter werden möchte, eine Familie haben möchte, so wie ich eine sehr schöne Familie in meinem Land habe, und ich fragte ihn natürlich, ob er sich

9 Das Interview mit Leticia Domingo führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

in einer angemessenen finanziellen Situation befand, um eine Familie zu gründen. Er stimmte allem zu und beantwortete meine Frage mit einem Ja. Mit der Zeit stellte ich aber fest, dass dies nicht der Fall war. Als ich schwanger wurde, wollte er, dass ich abtreibe. Das war schrecklich für mich (…). Das liegt zwar in der Vergangenheit, und ich mag eigentlich nicht darüber reden, aber da du diese Arbeit machst, erzähle ich dir das, mit der Absicht, dass (…) Du bist eine Forscherin mit menschlichen Qualitäten, die den Wunsch hat, eine gute Doktorarbeit zu machen, um Anderen zu helfen, und ich bin sicher, dass du eine gute Arbeit machen wirst (…). Ich erzähle es dir, damit man sieht und sich das nicht wiederholt, dass eine Frau so sehr leiden muss (…), dass eine Frau so sehr gedemütigt wird. Sogar die Tiere (…), sogar die Tiere können ihre Nachkommen behalten, aber eine Frau (…) Weisst du, dass eine Frau ihr Kind nicht behalten darf, das machte mich sehr traurig (sie fängt an zu weinen). Entschuldigung (…) Nun gut, und dann weinte ich den ganzen Tag, auch auf der Strasse (…). Ich glaube an Gott, und das gab mir Kraft. Die Kraft (…) Ohne diesen Glauben hätte ich nicht mehr weitergewusst. Und dann, nachdem er wollte, dass ich abtreibe und ich mir darüber klar wurde, dass ich ganz alleine war, entschied ich mich dazu, nicht zum Arzt zu gehen. Die Zeit verging. Eins, zwei, drei, vier, fünf Monate waren verstrichen und als ich meine ‚Mamá' anrief (…) Ich hatte gar kein Geld um anzurufen, da er mir keines gab. Aber das Positive im Negativen war, dass er viel Alkohol trank und die Flaschen (…), also, mit dem Flaschenpfand hatte ich genug Geld, um meine ‚Mamá' anzurufen. Sie sagte zu mir, dass ich zum Arzt gehen muss. ‚Nein Mami', sagte ich, ‚ich kann nicht zum Arzt gehen. Ich bin hier ganz alleine und er will, dass ich abtreibe. Was, wenn er sich mit dem Arzt einigt? Und wenn ich warte, dann kann man mich nicht mehr zwingen abzutreiben.' Meine Mutter war sehr um mich besorgt. Und dann, als ich im fünften Monat war, ging ich zum Arzt. Sie machten eine Untersuchung und der Arzt sagte mir, dass das Baby krank war (…). Und dann, mit diesem Schmerz und weil ich mich alleine fühlte, war ich es diejenige, die entschied, abzutreiben (…). Mit ganz viel Schmerz (…) musste ich es machen (weint).“[10]

Aus der biographischen Erzählung geht klar hervor, dass der Schwangerschaftsabbruch eine tiefgreifende emotionale Krise auslöste. Erst die spätere Analyse des Interviews zeigte, dass die angespannte finanzielle Lebenssituation der Hauptgrund für den Abtreibungswunsch ihres Mannes war. Doch zunächst fühlt sich Leticia Domingo extrem getäuscht. Im ersten Satz beschreibt sie das Gefühl der Ernüchterung bezüglich ihrer Ehe. Leticia Domingo hatte andere Erwartungen und nach der Migration stellte sie schnell fest, dass ihr Mann diese nicht erfüllte. Sie sehnte sich nach Familienglück mit einem zuverlässigen Partner. Vor der Ehe vergewisserte sie sich, dass ihr berufstätiger Mann Kinder in die gemeinsame Lebensplanung einbezog und dass genügend Einkommen für eine Familiengründung vorhanden war. Die Biographin erkennt aber kurze Zeit nach ihrer Ankunft in der Schweiz, dass ihr Mann eine andere Vorstellung von Beziehung hatte. Er besteht auf der Abtreibung, sie fühlt sich

10 Kennengelernt habe ich die Biographin Anfang 2014, als sie die Anlaufstelle für MigrantInnen aufsuchte, in der ich als Sozialberaterin tätig war. Bevor ich Leticia Domingo interviewte, hatte ich sie im Rahmen der Sozialberatung bei finanziellen Problemen und in sozialen Fragen unterstützt und begleitet. Leticia Domingo hätte Anrecht auf Sozialhilfe gehabt, aber sie machte diesen Anspruch nicht geltend, wie wir weiter unten sehen werden. Ich unterstützte sie zudem in meiner Freizeit, indem ich sie beispielsweise zu Budgetberatungsstellen begleitete, um zu übersetzen.

in ihrem Bedürfnis nach einer eigenen Familie betrogen und von ihrem Mann hintergangen. Deutlich ist, wie schmerzhaft die Erfahrung für sie war, eine erwünschte Schwangerschaft abbrechen zu müssen. Der Schwangerschaftsabbruch lässt sich im Leben von Leticia Domingo als ein einschneidendes und gravierendes Lebensereignis rekonstruieren.

Inhaltlich ist auffallend, dass die Erzählerin in dieser Textpassage nicht auf die ökonomischen Gründe des Ehemannes für eine Abtreibung eingeht. Sie äussert keine direkte Kritik an ihrem Mann, aber indirekt, indem sie darauf hinweist, keine andere Frau sollte einer ähnlich leidvollen Situation ausgesetzt sein. In ihrer Ausdrucksweise ist zu erkennen, welche Verachtung sein Verhalten bei ihr auslöst. Mit der Aussage „ich mag eigentlich nicht darüber reden" grenzt sie sich vom Erlebten ab, die Erinnerung daran ist zu schmerzhaft. Sie unterbricht ihre Schilderungen aus der Vergangenheit, indem sie einen erzählerischen Einschub macht und dabei wieder auf die Gegenwartsebene kehrt, wenn sie sagt: „Aber da du diese Arbeit machst, erzähle ich dir das". Das versachlichende „das", wohinter sich der Schwangerschaftsabbruch verbirgt, zu dem sie sich letztlich gedrängt fühlte, verhüllt das Erleben einer tiefen Kränkung.

Leticia Domingo erzählt ihre Geschichte mit immer leiser und zittrig werdender Stimme, bis sie schliesslich beim Vergleich ihrer Erfahrungen mit der Tierwelt weint. Der Vergleich mit Müttern im Tierreich, die ihren Nachwuchs behalten können, während sie als Frau nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit ein Kind austragen darf, bringt ihre Verzweiflung und Not auf den Punkt. Zu einer Abtreibung gedrängt zu werden wird als eine entmenschlichende und demütigende Erfahrung beschrieben. Obwohl das Ereignis zum Zeitpunkt des Interviews 21 Jahre zurückliegt, ist es immer noch stark emotional belegt und belastet die Biographin dauerhaft. Sie scheint ihre Gefühle der Ohnmacht, der Wut und der Scham über die Demütigung, zur Abtreibung gedrängt worden zu sein, bis heute nicht gänzlich aufgearbeitet zu haben.

Doch lässt sie sich nach Selbstaussage nicht zu der Abtreibung „zwingen", was auch mit ihrer katholischen Erziehung und Prägung in Zusammenhang stehen könnte. In ihrer Mutter fand Leticia Domingo aber eine emotionale Stütze, die ihr einen Rückhalt bot, sich dem Druck ihres Ehemannes zu widersetzen.

Erst als die Biographin erfährt, dass ihr Kind krank ist, trifft sie die schwierige Entscheidung abzutreiben. Um welche Krankheit es sich beim Kind handelt, ist unklar. Es ist davon auszugehen, dass Leticia Domingo zum damaligen Zeitpunkt in einem Zustand der Desorientierung, der mit einem Gefühl der Ausweglosigkeit und emotionalen Überforderung einherging, keine Möglichkeit für das Austragen eines kranken Kindes sah. Neben den mangelnden finanziellen Mitteln des Ehepaares, die offensichtlich Beziehungsprobleme verursachten, war sie alleine, ohne Familienangehörige, in der Schweiz. Sie hatte keine wichtigen Bezugspersonen an ihrer Seite, die sie auf eine emotionale, soziale und ökonomische Art und Weise hätten unterstützen können. Vermutlich blieb ihr auch aufgrund sprachlicher Defizite und fehlenden Wissens der Zugang zu Beratungsstellen verwehrt, wo sie in einer emotionalen Notlage Unterstützung gefunden hätte. Ihre Entscheidung zum Abbruch der Schwangerschaft begründet sie selber mit, „weil ich mich alleine fühlte." Es sind insofern nicht nur individuelle, sondern auch gesellschaftliche und migrationsspezifische Bedingungen, die Leticia Domingos Entscheidung abzutreiben, beeinflussten.

Sprachlich bildet sich ihr schmerzhaftes Erleben des Schwangerschaftsabbruches durch die Verwendung vieler Adjektive ab. So bewertet sie die damalige Erfahrung

mit „schrecklich“, „sehr schwierig“, „sehr traurig“ und „ganz alleine“. Die zahlreichen abgebrochenen Sätze und langen Pausen verdeutlichen, wie hochgradig belastend die Schilderungen dieser Lebensphase für sie sind. Es scheint, als fielen ihr keine angemessenen Begriffe ein, um ihre Gefühle auszudrücken. Mit den Worten „mit diesem Schmerz“ und „ganz viel Schmerz“ umkreist sie den Augenblick, als sie erfährt, dass ihr Kind krank ist und sie die Entscheidung zur Abtreibung trifft. Die Erinnerung daran ruft möglicherweise (verdrängte) Gefühle wie Schuld, Scham, Reue und Trauer hervor. Ihr Weinen drückt ihr Leid aus.

Armutserfahrung in der Migration

Leticia Domingo berichtet weiter, trotz ehelicher Schwierigkeiten sei eine Scheidung nicht in Frage gekommen. Sie begründet es damit, dass ihre Mutter, eine streng gläubige Katholikin, dagegen war und auch ihr eigener starker Glaube dagegen steht. Sie ergänzt ihre Ausführungen, indem sie hinzufügt: „In meinem Land lässt man sich nicht scheiden“. So wird hier deutlich, dass die befragte Peruanerin aus religiösen Gründen in einer zerrütteten Beziehung ausharrte.

Betrachten wir nun weitere sozioökonomische Aspekte, wie z.B. das Leben am Existenzminimum, was als Einflussfaktor auf die Erkrankung an einer Depression gesehen werden kann. So wird aus der Erzählung der Biographin deutlich, dass sie die permanenten Geldsorgen als starke psychisch belastend empfindet, was sich auf ihr Wohlbefinden auswirkt.

Als die Biographin im Alter von 41 Jahren erneut schwanger wurde, erzählte sie ihrem Ehemann zunächst nichts davon. Sie erwartete Zwillinge. Die Kinder waren beide gesund. Als ihr Mann von der Zwillingsschwangerschaft erfuhr, verlangte er, dass sie nur ein Kind bekomme und das andere abtreiben lasse. Sie widersetzte sich ihm vehement. Sie war entschlossen, beide Kinder auszutragen, auch wenn dies bedeutet hätte, die Verantwortung für die Zwillinge alleine zu übernehmen. Nach der Geburt der Kinder blieb sie einige Jahre zuhause und kümmerte sich um die Familien- und Hausarbeit.

Die finanziellen Schwierigkeiten prägten das Familienleben. Mitte der 90er Jahre bedeutete das Sammeln und Zurückbringen von Pfandflaschen eine wichtige zusätzliche Einnahmequelle für Leticia Domingo, wodurch sie ihren Kindern bestimmte Lebensmittel kaufen konnte, die sie sich sonst nicht leisten konnten. Sie beschreibt eindrücklich an alltäglichen Dingen, wie sich Armut in ihrem Leben als Migrantin manifestierte. So erzählt sie, ihr habe manchmal das Geld dazu gefehlt, sich Damenbinden zu kaufen. Ihr Mann suchte im Umgang mit den schwierigen ökonomischen Lebensbedingungen immer mehr Halt im Alkohol. Ausführlich thematisiert die Biographin, wie sich das Trinkverhalten des Mannes auf die Familie auswirkte. Die Einkommenssituation der Familie mit nur einem Gehalt war prekär und erschwerend kam hinzu, dass Leticia Domingos Ehemann viel Geld für seinen Alkoholkonsum ausgab. Darüber hinaus war er sehr eifersüchtig und wollte sie in ihrem sozialen Leben einschränken. Die Probleme in der Beziehung wurden immer gravierender mit heftigen Streitereien. Die Mutter von zwei kleinen Kindern litt vor allem darunter, dass ihr Mann nicht nur sie, sondern vor allem ihre Kinder anschrie. Sie bricht in Tränen aus als sie darüber spricht. Sie schildert, wie ihr Mann familiäre und erzieherische Verpflichtungen stark vernachlässigte. Er hielt die Biographin dafür zuständig, denn in seiner Interpretation habe sie schliesslich die Kinder haben wollen. Sie war kom-

plett auf sich alleine gestellt, ohne Hilfe. Obwohl ihr bereits seit der ersten Schwangerschaft die Verantwortungslosigkeit des Ehemannes bewusst war, wandte sie sich an einen Facharzt der Abteilung für Psychosomatik eines Universitätsspitals, um ihre Ehe zu retten. Hier wurde sie aufgrund psychosomatischer Beschwerden behandelt, die sie erneut entwickelt hatte. Erst an Tinnitus litt sie nun unter Asthma. Die starken Asthmaanfälle bezeichnet sie selber als einen „nervöse[r]n Husten", der ihr die Luft zum Atem nahm. Sie konnte kaum noch sprechen. Die damalige schwer zu ertragende Lebenssituation – so mein Eindruck – verschlägt ihr den Atem und die Sprache. Auch wenn Asthma eine chronische Erkrankung mit einer Entzündung und daraus folgender Verengung der Atemwege ist, so ist hinlänglich belegt, dass psychosoziale Faktoren diese Erkrankung auslösen bzw. verschärfen können (Morschitzky und Sator 2015: 73). Vermutlich wurden Leticia Domingos Gefühle wie Existenzängste, Wut, Verzweiflung und Ohnmacht verdrängt bzw. erhielten nicht ausreichend Raum und drückten sich somit in Form von Asthmaanfällen aus. Ihr Mann wollte mit niemandem reden. Aus seiner Sicht bestand kein Bedarf, weil es keine Probleme gab. Die Probleme mit Alkohol und in der Beziehung blieben allerdings bestehen.

Leticia Domingo erzählt, dass die Zwillinge ihr Lebensinhalt waren. Die Liebe zu ihnen ermutigte sie, in der Beziehung auszuharren und zu kämpfen. Sie betonte mehrmals im Interview, vor den Zwillingen nicht schlecht über den Vater gesprochen zu haben. Ihre Kinder liebten ihren Vater. Sie wollte nicht, dass ihre Kinder unter der konfliktreichen Paarbeziehung litten und hielt sie aus den Streitigkeiten mit dem Ehemann heraus. Im Gegenteil, sie nahm ihn in Schutz und erklärte sein Verhalten mit seiner lieblosen Kindheit.

Als die Kinder etwas älter waren, fand Leticia Domingo eine Teilzeitstelle als Verkäuferin im Detailhandel. Die Geldprobleme bestimmten immer noch das Leben der Familie. Als ihr Vater starb konnte sie einerseits aus finanziellen Gründen nicht an der Beerdigung in Lima teilnehmen. Andererseits hätte sie während ihrer Abwesenheit keine Betreuung für ihre Kinder gehabt, da sich ihr Mann nicht alleine um die Kinder kümmern wollte. Die ehelichen Konflikte eskalierten und Leticia Domingo zog die aus ihrer Sicht notwendigen Konsequenzen. Neun Jahre nach der Eheschliessung entschied sich die damals 48-jährige Frau dazu, sich von ihrem Mann zu trennen. Ohne soziale und familiäre Unterstützung schafft sie es, sich aus einer für sie als extrem belastenden Beziehung zu lösen. Gewohnt, in der Ehe sich alleine um die Zwillinge zu kümmern, verfügte sie über die notwendige Sicherheit und die Handlungserfahrungen, um als alleinerziehende Frau für ihre Kinder zu sorgen. Die Ehe habe nie richtig funktioniert, resümiert die Biographin aus der Retrospektive. Sie zog mit ihren Kindern aus der gemeinsamen Wohnung aus, aber mit dem Ende der Ehe war ihre lebensgeschichtliche Planung in Bezug auf ein Familienleben gescheitert.

Depression im Kontext von Armut

Mit der Trennung veränderte sich nochmals abrupt und dramatisch die finanzielle Lage der Akademikerin. Sie war als alleinerziehende Mutter von siebenjährigen Zwillingen mit einer akuten finanziellen, familiären, sozialen und emotionalen Belastungssituation konfrontiert, die viele Parallelen zur Geschichte von Amalia Torres aus der ersten Fallrekonstruktion aufweist. Nicht die Trennung vom Ehemann, sondern die damit einhergehenden ökonomischen Schwierigkeiten lassen sich als Hauptbelastungserfahrung rekonstruieren. Als sie ihre finanziellen Probleme nach der Trennung

schildert, bricht sie in Tränen aus. Ihr Lohn als Teilzeitangestellte in einem Grossbetrieb und die Alimente reichten nicht für die Existenzsicherung. Die Statusveränderung der Biographin, die durch die Migration und die Scheidung hervorgerufen wurde, ging mit einer Sozialhilfebedürftigkeit einher. Leticia Domingo präsentiert sich mit ihrer Entscheidung, die eheliche Beziehung aufzulösen, und durch das Aufsuchen des Sozialamtes in einer existentiell bedrohlichen Lebenssituation als eine handlungsaktive Frau. Gleichzeitig steht sie ihrer finanziellen Situation ohnmächtig gegenüber. Armut in der Migration – so meine Einschätzung – raubt Leticia Domingo die Handlungsmacht. Das Einholen staatlicher Hilfe trotz Berufstätigkeit lässt sich im Leben der Anwältin als ein einschneidendes Erlebnis rekonstruieren. Aus der Sicht der Biographin bedeutet Migration nicht nur privaten, sondern auch wirtschaftlichen Misserfolg. Als Leticia Domingo in die Schweiz kam, hätte sie nie erwartet, vorübergehend auf die Unterstützung von der Sozialhilfe angewiesen sein zu müssen. Ihre Scham, in dieser Lebensphase Sozialleistungen beziehen zu müssen, ist deutlich spürbar. Die Analyse zeigt, dass diese Lebensphase mit einer relevanten biographischen Krise einherging.

Leticia Domingo erinnert sich im Weiteren, als Anwältin in Lima gut verdient zu haben. Ihre belastende und entbehrungsreiche Lebenssituation – nach der Scheidung sowie gegenwärtig – kontrastiert ihr damaliges Leben als erfolgreiche berufstätige Frau in Südamerika. Leticia Domingos Damals-Heute-Vergleich dokumentiert ihr Leiden an den zahlreich erlebten Verlusterfahrungen auf ökonomischer, beruflicher, sozialer und familiärer Ebene. Als sie die Scheidung einreichte, hatte sie keine sozialen Beziehungen in der Schweiz, auf die sie sich in dieser Lebensphase hätte stützen können. Möglich wäre, dass sich die Biographin schämte aufgrund der erlittenen Demütigung im Rahmen der konflikthaften binationalen Ehe sowie der ökonomischen Lebenssituation. Um nicht als Opfer von ihrem sozialen Umfeld wahrgenommen zu werden, zog sie sich sozial zurück. Daher erhielt sie keine adäquate emotionale Unterstützung. Emotionalen Rückhalt erhielt sie einzig von ihrer Mutter per Telefon, wenn sie es sich leisten konnte sie anzurufen. Drei Jahre später, im Jahr 2004, kam das Scheidungsverfahren zu einem Abschluss.

In der Folgezeit richtete die Biographin verstärkt ihre gesamte Lebensenergie auf das Wohl ihrer zwei Kinder, die in der Schule Verhaltensauffälligkeiten zeigten. Als berufstätige Mutter war sie alleine für das Familienleben verantwortlich. Die Schwierigkeiten, ohne Unterstützung für die schulpflichtigen Kinder sorgen zu müssen, werden in dieser komplett neuen Lebenssituation besonders akzentuiert. Drei Jahre lang gelang es der Alleinerziehenden, ihren belastenden Lebensalltag zu bewältigen. Doch die Mehrfachbelastung zehrte an ihren Kräften. Leticia Domingo war im Alltag dauerhaft überfordert, die Alltagsbewältigung fiel ihr zunehmend schwerer. In dieser Lebensphase wirkte sich die akute finanzielle und familiäre Belastungssituation auf ihre psychische Gesundheit aus. Die als krisenhaft erlebten Lebensumstände, die auf die 52-Jährige einwirkten, begünstigten das Auslösen der Depression im Jahr 2005.

Für die Biographin resultierte die Depression aus einer Überforderung als Alleinerziehende im Zusammenwirken mit Geldproblemen. Die Analyse zeigt, dass sich neben finanziellen Problemen und fehlender sozialer Unterstützung, die Depressionserkrankung im Zusammenhang mit Dequalifizierung und beruflicher Ausschlusserfahrung kontextualisieren lässt. Aus der selbststrukturierten Erzählung lässt sich rekonstruieren, dass Leticia Domingos Migrationsbiographie massgeblich

durch Leiderfahrungen bestimmt ist, die primär mit ihrer ökonomischen Lage in der Schweiz zusammenhängen. Ihre Beziehungsprobleme lassen sich vorwiegend auf die prekären Lebensbedingungen zurückführen. Auch in anderen Erzählungen werden die Folgen von Armut und finanziellen Schwierigkeiten für die migrierten Frauen aus Lateinamerika sichtbar.

„Man muss stark sein und man muss den Teufel verjagen." – Leticia Domingos subjektive Krankheitstheorie

Die Biographin schildert detailliert und zugleich emotionsgeladen, als sie im Alter von 52 Jahren bemerkte, dass etwas anders war bzw. „etwas nicht stimmte". Aus dem nachfolgenden Zitat wird Leticia Domingos Krankseinskonzept erkennbar:

> „Ich war im XY-Laden[11] am AA-Platz und plötzlich hatte ich das Gefühl, dass es ein Erdbeben gab. Ich schaute die Menschen um mich herum an, doch alle liefen normal herum. Dann merkte ich, dass ich es war, die schwankte. Ich bekam Angst, weil sich alles bewegte. Dann sagte ich: ‚Nein, das akzeptiere ich nicht.' Ich glaube an Gott und sofort sagte ich mir: ‚Ich bin gesund, bei den heiligen Wunden Jesu Christi.' Ich schrie dies in mir drinnen, ohne es laut auszusprechen, sonst hätte man gedacht, dass ich verrückt sei. In mir drinnen sagte ich es (…). In der Kirche sagt man, dass man stark sein soll. Man muss stark sein und man muss den Teufel verjagen. Ich verjagte ihn und schrie in mir drinnen: ‚Ich bin gesund, ich bin gesund.' Plötzlich beruhigte sich alles. Für mich war der Kontakt zu Gott die grösste Hilfe, weil (…) sonst wäre ich heute in einer Psychiatrie, den ganzen Tag am Schlafen."

Leticia Domingo hielt die Erkrankung an einer Depression – 13 Jahre nach der Migration in die Schweiz – zunächst für etwas Unerklärbar-Fremdes. Die Depression kommt aus der Sicht der Biographin als etwas Nicht-Antizipiertes und Übermächtiges in ihr Leben hinein. Die Peruanerin zeigt sich vom Eintreten der Depression überwältigt.

Hier wird deutlich, dass die Biographin zunächst nicht erkennt, ihr veränderter Zustand könnte psychische Ursachen haben, sondern sie bringt ihn in Zusammenhang mit religiösen Konzepten, ähnlich wie Selena Cruz. Sie wusste nicht, wie ihr geschah. Deshalb redete sie nicht darüber. Zum damaligen Zeitpunkt gelang es ihr nicht, ihren Gesundheitszustand mit einer Depression in Verbindung zu bringen. Hervorstechend ist in diesem Zitat die Formulierung „Teufel". Leticia Domingo führt, wie auch Selena Cruz, ihr Unwohlsein direkt auf den Einfluss des Teufels zurück. Ihre Befindlichkeit sieht sie möglicherweise als Folge von Sünde und Schuld, denn sie liess als Katholikin eine Abtreibung vornehmen. Alles Leiden deutet sie nun als Strafe. Mit diesem Erklärungsmodell kann ihr seelisches Leiden erträglich und gelindert, aber nicht bearbeitet werden. Ihre Wahrnehmung und Deutung der Depression verdeutlicht fehlendes Wissen über psychische Erkrankungen. Leticia Domingo und Selena Cruz, beide aus Peru, sind die einzigen Interviewteilnehmerinnen, die im Kontext der Depressionserkrankung vom Teufel sprechen. In dieser Ausdrucksweise wird nicht nur die religiöse Erziehung deutlich, sondern es scheint, dass in diesem christlich-re-

---

11 Der Name eines grossen Detailhandelsunternehmens in der Schweiz und der Ort, wo sich das Geschäft befindet, wurden maskiert.

ligiösen Rahmen eine psychische Krankheit dem Teufel attribuiert wird. Dennoch gilt es anzumerken, dass Religion als Thema in vielen biographischen Erzählungen breiter gefasst wird.

Obwohl Leticia Domingos Krankheitserleben nicht der biomedizinischen Sichtweise entsprach, wählte sie eine biomedizinische Behandlung. Im Umgang mit ihrem Leiden begab sich die Anwältin auf die Suche nach professionellen psychotherapeutischen Behandlungsmöglichkeiten. Der Erkrankung an einer Depression stand sie ambivalent gegenüber. So versteht Leticia Domingo die Depression zwar als Krankheit, gleichzeitig verknüpft sie aber Krankheit mit Schuld in einem religiösen Kontext. Leticia Domingo sowie auch andere Studienteilnehmerinnen navigieren zwischen unterschiedlichen Bedeutungen und entsprechenden Hilfesuchverhalten sowie Behandlungsmethoden.

Die Biographin liess sich auf Empfehlung eines Facharztes für Psychosomatik auf eine Behandlung der Depression mit einer spanischsprechenden Psychotherapeutin ein. Die Biographin erkannte, dass ihre Gesundheitsprobleme psychische Ursachen hatten. Sie war bereit, sich mit ihrer inneren Gefühlswelt auseinanderzusetzen und eine Psychotherapie zu machen. Im Unterschied zu Selena Cruz sah sie ein, dass eine Therapie ihr helfen könne. Die gesprächstherapeutische Behandlung erfolgte ohne Einnahme von Antidepressiva. Zugleich war das religiöse Bezugssystem eine feste und Halt gebende Grösse im Leben der Biographin.

Um ihre Chancen und diejenige ihrer Kinder auf eine Schweizer Einbürgerung nicht zu gefährden, löste sie sich einige Jahre später von der Sozialhilfe, obwohl sie auf die finanzielle Hilfe weiterhin Anrecht gehabt hätte. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Leticia Domingo, damals 60 Jahre alt, erwerbslos, nachdem sie vorher in der Reinigungsbranche tätig war. Ihre Lebenssituation ist prekär und sie lebt mit ihren Kindern am Existenzminimum. Für ihre beiden Söhne, die das Gymnasium besuchen, erhält sie aufgrund der Altersrente der AHV ihres 14 Jahre älteren Ex-Ehemannes eine Kinderrente.

10.3 Zusammenfassung

Es ist hinlänglich belegt, dass ein Zusammenhang zwischen Armut und Gesundheit besteht. Die biographischen Erzählungen dokumentieren, dass sowohl verheiratete als auch alleinerziehende Mütter von existenziellen Sorgen betroffen sein können. Wer nicht weiss, ob das Geld am Monatsende ausreicht, um die Kinder zu versorgen und für das eigene Leben finanziell aufzukommen, ist enorm belastet. Bei Migrantinnen, die über einen längeren Zeitraum am Existenzlimit leben, erzeugt die existentielle Bedrohung ein erhebliches Leiden. Das Migrationsspezifische ist dabei, dass einige Migrantinnen unter einer latenten Angst leiden, aufgrund ihrer ökonomischen Lage die Aufenthaltsgenehmigung in der Schweiz zu verlieren. Persönliche Ängste und Nöte im Zusammenspiel mit dem Gefühl, in einer finanziellen Not ganz auf sich alleine gestellt zu sein, trotz möglicher staatlicher Unterstützung, können zum Auslöser für eine Verlaufskurve des Erleidens im Leben der Migrantinnen werden. Die unmittelbare und sofortige Hilfe von Angehörigen – und nicht nur in finanzieller Hinsicht – wird in solchen belastenden Situationen in der Schweiz vermisst, was den Leidensdruck erheblich erhöht. Die Analyse der Interviews zeigt weiter, wie ökonomische

Schwierigkeiten bei einer Verdichtung von Problemlagen zu psychischen und psychosomatischen Erkrankungen führten. Am Beispiel von Ana Ortiz und Leticia Domingo zeigte sich deutlich der Zusammenhang von sozioökonomischen Bedingungen und Depression. Der Weg in die schlechte finanzielle Lage ist in beiden Fällen mit familiärer Einkommensarmut und erschwertem Zugang zum Arbeitsmarkt verknüpft. Trotz guter Qualifikation ist die Teilhabe an gut bezahlter Erwerbsarbeit mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Von mehreren migrierten Frauen in dieser Untersuchung werden ökonomische Belastungen und Existenzsorgen im Migrationsleben als eine zentrale Ursache für das Entstehen ihrer Depression gesehen. Neben dem Leben am Existenzminimum, das mit sozialer und materieller Deprivation einhergeht, sind die Biographinnen zudem weiteren Belastungssituationen ausgesetzt, die eine Depression begünstigen können und in dieser Untersuchung herausgearbeitet werden. Als psychisch krank machende Belastungen lassen sich das Gefühl von Perspektivlosigkeit bezüglich des Zuganges zur qualifizierten Berufswelt, Erfahrungen von Rassismus und Diskriminierung im öffentlichen und privaten Bereich, schlechte Erfahrungen mit Behörden sowie die Angst als Nicht-EU-Angehörige vor einer Ausweisung, fehlende soziale Unterstützung, das Gefühl von Alleinsein und permanente Überforderung rekonstruieren. Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass insbesondere die drei letzten Einflussfaktoren nicht migrationsspezifisch sind und daher als Auslöser für eine Depression auch auf Schweizerinnen in ökonomischer Not zutreffen. Es ist die Kumulation zahlreicher kritischer Lebensereignisse und schwieriger sozialer Lebensbedingungen im Migrationsleben, die bei den Frauen aus Lateinamerika eine Depression auslösen.

Nachdem ich die Auswirkungen von finanziellen Problemen auf die psychische Gesundheit von Migrantinnen aufgezeigt habe, möchte ich im Folgenden darlegen, wie fehlende soziale Unterstützung das seelische Wohlbefinden der Befragten beeinträchtigt.

11. Depression im Kontext von fehlender sozialer Unterstützung

Die ausführlich dargestellte exemplarische Biographie von Amalia Torres verdeutlichte, dass fehlende soziale Unterstützung in akuten Belastungssituationen wie etwa bei der Kinderbetreuung im Alltagsleben der erwerbstätigen Alleinerziehenden mit dem Entstehen einer Depression zusammenhängt. Auch andere Erzählungen zeigen die negativen Auswirkungen von fehlender sozialer Unterstützung in schwierigen Lebensphasen auf den psychischen Zustand. In Leonor Castros Fallrekonstruktion liessen sich zudem die Folgen mangelnder sozialer Unterstützung im Umgang mit einer Depression sowie in der Krankheitsverarbeitung im Leben der Migrantin aufzeigen.

Die Forschungsliteratur ist sich darin einig, dass soziale Unterstützung eine wichtige Ressource darstellt, die gerade in schwierigen Lebenssituationen eine besondere Bedeutung erlangt. Gemäss dem Medizinsoziologen Aaron Antonovsky (1997: 16), der den Begriff Salutogenese massgeblich prägte, gehört die soziale Unterstützung zu den generalisierten Widerstandsressourcen. Darunter versteht er Faktoren, die in Situationen aller Art die Verarbeitung von Stressoren erleichtern und mit einem Spannungszustand umgehen helfen, wodurch sie sich positiv auf die gesundheitliche Widerstandsfähigkeit einer Person auswirken. Soziale Unterstützung weist hierbei direkte und nicht nur puffernde Effekte bei der Abwehr von Krankheit auf (Antonovsky 1997: 123) Die Psychologen Fydrich und Sommer (2003: 80) betonen ebenfalls den engen Zusammenhang zwischen sozialer Unterstützung und psychischem Wohlbefinden bzw. Belastung durch psychische Symptome. Sie heben dabei Untersuchungen hervor, die positive Zusammenhänge zwischen sozialer Unterstützung und psychischer Gesundheit, positivem Selbstwertgefühl, günstigerem Verlauf bei psychischen Erkrankungen und günstigerer Krankheitsverarbeitung herstellen konnten. Als Beispiel negativer Auswirkungen benennen sie Depressivität, die mit geringer sozialer Unterstützung in Verbindung gebracht wird.

Der Soziologe Bernhard Badura grenzt soziale Unterstützung auf gesundheitliche Aspekte ein, indem er sie definiert als:

> „Fremdhilfen, die dem einzelnen durch Beziehungen und Kontakte mit seiner sozialen Umwelt zugänglich sind und die dazu beitragen, dass die Gesundheit erhalten bzw. Krankheiten vermieden, psychische oder somatische Belastungen ohne Schaden für die Gesundheit überstanden und die Folgen von Krankheiten bewältigt werden“ (1981: 157).

Badura bezieht sich hierbei auf psychosoziale Hilfen in nicht-professionellen Beziehungen, die Menschen in ihrem sozialen Umfeld geben oder erhalten können. Damit sind soziale Netzwerke eine zentrale Quelle, aus der sich unterstützende Beziehungen ergeben (Weiss 2005: 50). Soziale Unterstützung kann gemäss House (1981: 39) in Form emotionaler Unterstützung (durch vertrauensvolle Beziehungen, in denen persönliche Probleme besprochen werden können), instrumenteller Unterstützung (durch praktische und materielle Hilfeleistungen), informationaler Unterstützung (durch die Vermittlung und Bereitstellung von Wissen und Informationen) und bestätigender Unterstützung (dazu zählen Transaktionen der Wertschätzung, Anerkennung und Bestätigung einer Person, die z.B. zur Steigerung des Selbstwertgefühls beitragen) erfolgen.

Meine Ergebnisse zeigen, dass die Existenz sozialer und emotionaler Beziehungen als grosse Unterstützung erlebt wird, was das Wohlbefinden der befragten Migrantinnen entscheidend beeinflusst. Die protektive Wirkung stabiler sozialer Netze ist Alma Ruiz, der 52-jährigen Kindergärtnerin aus Argentinien, bewusst:

> „Eine Krise ist immer überwindbar, sofern sich die betroffene Person auf andere einlässt. Wir bilden ein soziales Gewebe, in dem wir uns alle behaupten. Wenn jemand kein Netz hat, verliert sich dieser Mensch. Weil (…) der Mensch hat dann keine Unterstützung und kann selber niemanden unterstützen. Dadurch wird der Mensch sehr geschwächt. Die Person entkräftet sich in ihrer Ganzheit, was sehr schmerzhaft ist. Auch die Gesellschaft wird darunter leiden."

Die Biographin nimmt einen Zusammenhang zwischen sozialer Unterstützung und Gesundheit wahr. Ein Mangel an sozialen Kontakten und das Fehlen sozialer Unterstützung führen aus ihrer Sicht nicht nur zu einem individuellen schlechten Wohlbefinden, sondern beeinflussen die gesamte Gesellschaft.

In allen biographischen Erzählungen ist die besondere Relevanz sozialer Beziehungen im Leben der lateinamerikanischen Frauen gut erkennbar. Dies ist gewiss keine spezifische Besonderheit der Lebensgeschichten der befragten Migrantinnen, sondern liesse sich an jeder beliebigen Lebensgeschichte rekonstruieren. Das Migrationsspezifische aber ist, dass die Einreise in die Schweiz für die Frauen aus Lateinamerika mit einem Verlust von sozialen Stützen und sozialen Beziehungsnetzen einherging. Nahezu alle Biographinnen hatten bei ihrer Ankunft in der aufnehmenden Gesellschaft kein soziales Netzwerk, da die Mehrheit der interviewten Frauen infolge einer binationalen Ehe in die Schweiz kam, während ihre Familienangehörigen und engen Bezugspersonen im Herkunftsland blieben. Ihre sozialen Beziehungen waren aufgrund der geographischen Distanz von Familie und Verwandten zunächst auf ihren Lebenspartner beschränkt. Eine Ausnahme bildeten zwei Frauen, die bei der Einreise auf soziale Beziehungen zurückgreifen konnten.[1]

1 Die Kolumbianerin Sofia Garcia hatte eine Freundin in der französisch sprechenden Schweiz. Miranda Lopez aus Guatemala konnte sich auf die Verwandten des Ehemannes, vor dem sie aber geflüchtet war, in der Zeit nach der Einreise stützen. Doch als sie ihnen schilderte, dass sie in Guatemala ein von häuslicher Gewalt geprägtes Leben führte, wurde ihr eine weitere Hilfe in der Schweiz verwehrt. So berichtet Miranda Lopez, in dieser Zeit eine Kolumbianerin kennengelernt zu haben, der sie ihre Erfahrungen als Undokumentierte erzählen konnte. Diese bot ihr an, ihr zu helfen und lud sie ein, bei ihr zu

11.1 Verfügbare soziale Unterstützung

In den biographischen Erzählungen der migrierten Frauen lässt sich ein unterschiedlicher Erfahrungshorizont bezüglich ihrer sozialen Beziehungen im Migrationsleben erkennen. So wird deutlich, dass es Frauen gibt, die relativ stabile soziale Kontakte haben, auf die sie zurückgreifen können, während andere Biographinnen eher über ein kleines Unterstützungsnetzwerk in der Schweiz verfügen. Im Leben einiger Lateinamerikanerinnen hatte die Erkrankung an einer Depression zusätzlich zur Folge, dass bestehende Kontakte verloren gingen, da sie sich von ihrer sozialen Umwelt zurückzogen. Ob sich eine Migrantin sozial unterstützt fühlt, hängt aber nicht nur von der Anzahl sozialer Kontakte ab, sondern vielmehr von deren Qualität. Die Mehrheit der Frauen berichtet, dass sie sich in alltäglichen Anforderungssituationen wenig unterstützt fühlte. Gerade in Notsituationen ist die engere Familie im Herkunftsland von besonders grosser Bedeutung. Mit der Familie fehlt die wichtigste und vertrauenswürdigste Ressource, die eine gesundheitserhaltende Wirkung aufweist. Die räumliche Distanz stellt jedoch eine schwer überwindbare Hürde für eine praktische Hilfe im Alltagsleben dar. Die in Lateinamerika verbliebenen Familienmitglieder, die in der Regel wichtige psychosoziale Aufgaben im alltäglichen Leben übernehmen, können über die Distanz nicht die gleiche Funktion mit vergleichbarer Qualität wie im Herkunftsland erfüllen. So können die befragten Migrantinnen in Momenten von Not und Leid nicht auf die unmittelbare familiäre Hilfe zählen. Selbstverständlich gibt es zwar auch Probleme und Konflikte zwischen den befragten Migrantinnen und ihren Eltern, doch im Hinblick auf Erfahrungen von Ausschluss, Benachteiligung und Rassismus im Migrationsleben, stellt die Familie im Herkunftsland eine Konstante dar, die ihnen das Gefühl sozialer Zugehörigkeit, Annahme und Wertschätzung vermittelt. Die Erzählungen machen deutlich, dass das psychische Wohl von Migrantinnen in Belastungssituationen aufgrund mangelnder bzw. fehlender sozialer Unterstützung leidet.

11.2 Quellen sozialer Unterstützung in der Migration

Als Unterstützungsquellen im Alltag der befragten Migrantinnen werden in erster Linie Ehemänner, FreundInnen, Bekannte, NachbarInnen, Schwiegereltern und im akuten Krankheitsfall extra eingereiste enge Familienmitglieder aus Lateinamerika genannt. Neben diesen informellen UnterstützerInnen führen einige Frauen professionelle Unterstützung z.B. durch SozialarbeiterInnen und -beraterInnen, ärztliche und psychiatrisch-psychotherapeutische Fachpersonen an. Zudem erhielten einige Frauen emotionalen Rückhalt aus Glaubensgemeinschaften und Gruppen für Mütter.

---

wohnen. Als ihr diese Frau nach kurzer Zeit Verdienstmöglichkeiten im Sexgewerbe vorschlug, verliess sie umgehend die gemeinsame Wohnung. Kurz darauf lernte Sofia Garcia eine Kubanerin kennen, ein „Engel", wie sie sie nennt, die ein ähnliches Schicksal in ihrer Anfangszeit in der Schweiz erlebte hatte. In einer Wohnungsnotsituation konnte sie auf die Hilfe der Frau aus Kuba zurückgreifen, die ebenfalls die Erfahrung von häuslicher Gewalt durch ihren Mann gemacht hatte. Die Biographin erhielt eine vorübergehende Übernachtungsmöglichkeit, gefolgt von einer Unterstützung bei der Wohnungssuche. Miranda Lopez' erfahrene Solidarität innerhalb der lateinamerikanischen Community stellt in der vorliegenden Untersuchung eine Ausnahme dar.

Betrachten wir nun detailliert, von wem die befragten Migrantinnen soziale Unterstützung in der Schweiz erhalten. Zum Zeitpunkt des Interviews bezeichneten sieben von zehn verheirateten Migrantinnen ihren Ehemann als ihre wichtigste Bezugsperson in der Schweiz. Die anderen zehn Frauen befanden sich entweder nicht mehr in einer Paarbeziehung oder sie stellten ihren Mann nicht als emotionale Stütze und Ansprechperson dar, vor allem, wenn sie nicht in einer zufriedenstellenden Beziehung lebten. Somit ist die Qualität und nicht allein die Existenz einer Beziehung wichtig, ob sich eine Migrantin vom Ehemann unterstützt fühlt. In den Erzählungen der Frauen, die sich in keiner Partnerschaft befinden, nehmen FreundInnen eine bedeutsame Rolle in ihrem Leben als Migrantinnen ein. Aber auch für verheiratete Migrantinnen nehmen FreundInnen eine zentrale Position ein. Für eine Migrantin war die soziale und emotionale Unterstützung eines Mannes, den sie liebevoll „Schweizer Papa" nennt, zusammen mit seiner Ehefrau zu einer Art Ersatzfamilie in der Migration geworden. Einige Frauen, die sich weder familiär, noch freundschaftlich unterstützt fühlten, schilderten, dass sie in erster Linie professionelle Hilfe erhielten. Die Fachpersonen wie etwa PsychotherapeutInnen wurden von diesen Frauen als positiv unterstützend bewertet. Eine Frau gab an, sich gegenwärtig von ihrer Dozentin für Kunsttherapie angenommen zu fühlen, was auch als eine Art von Unterstützung verstanden werden kann. Aber in akut schwierigen Lebensphasen war sie auf sich alleine gestellt. Im Gegensatz dazu beschrieben zwei Lateinamerikanerinnen, dass sie auf keine soziale Unterstützung in der Schweiz zurückgreifen konnten.

Mehrere Frauen berichten, neben emotionaler auch finanzielle Unterstützung bei Engpässen oder in ökonomischen Notsituationen von ihren Eltern erhalten zu haben. Diese von Faist (2010: 78) als „reverse remittances"[2] bezeichnete finanzielle Unterstützung war auch in beiden Fallrekonstruktionen von Amalia Torres und Leonor Castro gut erkennbar. Von allen befragten Frauen gaben wiederum zwei Migrantinnen im Interview an, Geld in ihr Herkunftsland zu schicken, um ihre Mütter finanziell zu unterstützen. Die Rücküberweisungen fanden statt, um einer erkrankten Mutter in Venezuela sowie einer betagten und an Alzheimer erkrankten Mutter in Kolumbien ökonomisch zu helfen.

Ana Ortiz: „Aber die Depression begann, weil ich niemanden hatte, der mich unterstützte."

Obwohl die meisten Lateinamerikanerinnen mindestens eine Vertrauensperson in ihrem Leben in der Migration angeben, fühlen sich viele von ihnen in Phasen hoher Anforderungen, Belastungen und vielleicht auch verstärkt bei psychischen Erkrankungen wenig sozial unterstützt. Ihnen fehlen soziale Beziehungen, die nicht nur emotionale Unterstützung, sondern ganz konkrete Hilfe beim Bewältigen alltäglicher Probleme bieten. Im Herkunftsland konnten sie in verschiedenen Lebenssituationen auf die praktische Unterstützung durch Familienangehörige bauen. Das kann beispielsweise in Alltagssituationen sein, wie etwa bei der Kinderbetreuung oder im eigenen Krankheitsfall bzw. dem der Kinder. In der Schweiz hingegen entfallen diese Unterstützungsleistungen. Insbesondere für Migrantinnen, die von Einkommensarmut betroffen und/oder alleinerziehend sind, hat verwandtschaftliche soziale Unterstützung einen sehr hohen Stellenwert. Keine engen Beziehungen in der Aufnahmegesellschaft

2 Die Rücküberweisungen werden auf Englisch als Remittances bezeichnet.

zu haben bedeutet für sie den Verzicht auf vielfältige Hilfe- und Unterstützungsleistungen im Alltag. Die Biographinnen können diese Formen von Hilfe häufig nicht von ihren FreundInnen und Bekannten einfordern. Sie erwarten von ihnen weniger praktische Unterstützung im Alltag als vielmehr emotionale Unterstützung.

Bei Migrantinnen, deren Lebensgeschichten hohe Belastungen aufweisen, wirken sich somit nicht nur mangelnde materielle, sondern auch fehlende soziale Ressourcen (Familie, nahe Bezugsperson, Freundeskreis) negativ auf die psychische Gesundheit aus. Hinzu kommt, dass gerade in Momenten, in denen man sich schlecht fühlt, das Gefühl von Einsamkeit verstärkt erlebt wird. Nach der rekonstruierten Lebensgeschichte von Amalia Torres wird auch im Fall von Ana Ortiz ein Zusammenhang zwischen fehlender sozialer Unterstützung und einer Erkrankung an einer Depression deutlich. Ana Ortiz war 25 Jahre alt, als sie Mitte der 80er Jahre, knapp drei Jahre nach der Migration, zum ersten Mal mit fehlender sozialer Unterstützung konfrontiert war. In der Schweiz hatte sie keine Familienangehörigen oder Verwandte, worunter sie sehr litt:

> „Als das erste Kind auf die Welt kam, empfand ich diese Erfahrung ganz ohne Hilfe als schlimm. Ich fühlte mich einsam. Da mein Mann arbeitete, war ich auf mich alleine gestellt. In der kleinen Wohnung konnte ich mit niemandem reden. Ich sprach kaum Deutsch damals, das war schwer und den ganzen Tag kümmerte ich mich alleine um das Kind, denn ich hatte keine Unterstützung. Ich vermisste meine Mutter, meine Geschwister und ich konnte es mir nicht leisten nach Peru zu fliegen, da ich kein Geld hatte. Ich hatte niemanden an meiner Seite, der mir hätte Ratschläge geben können. Niemanden, der mir helfen konnte. Ich hatte den Eindruck verrückt zu werden. Das Baby weinte sehr viel und ich wusste nicht, was ich machen sollte. Langsam fiel ich in das Loch der Depression. Ich war innerlich langsam am Sterben, ich hatte die Freude am Leben verloren, obwohl ich so glücklich verheiratet war und meinen Sohn hatte. Die Phasen wurden schlimmer. Ich konnte nicht mehr alles meistern wie sonst. Kind, Haushalt, die Sprache und der Druck und alle Dinge kamen zusammen. Ich fühlte mich einfach wie eine Analphabetin (…). Ich fühlte mich nicht mehr selbstständig und ich sagte zu mir: ‚Ich bin doch gebildet, ich schloss ein Studium in Peru ab, ich bin Lehrerin.‘ Und ja (…), ich kam gar nicht mehr aus der Depression raus, ich kam wirklich nicht raus. Ich musste dann Hilfe holen. Weisst du, stell dir mal vor, ich brachte das Kind auf die Welt, mein Mann ging arbeiten, ich musste stillen. Mit dem Stillen klappte es aber nicht, das Kind weinte und ich sass auf dem Boden und war am Weinen, weil ich nicht wusste (…) wie soll das Kind gebadet werden? Theoretisch wusste ich alles, aber in der Praxis (…) das Kind baden und ich hatte Angst, dass das Kind ertrinkt, wenn ich den Kopf wasche (…). Es war für mich eine grosse Überforderung, weil ich niemanden hatte (…) Ich dachte, niemand interessiert sich für mich. Ich hatte keine Hilfe, denn wenn man ein Kind bekommt, ist es wichtig, die Mamá zu haben oder sonst jemand an deiner Seite, die Schwester oder Nachbarin, das ist egal, Hauptsache du hast jemand, weil das ist die erste Erfahrung als Mutter, die du machst. Ich hatte niemanden. Die Isolation hat mich auch krank gemacht. Aber die Depression begann, weil ich niemanden hatte, der mich unterstützte. Ich konnte mit niemanden reden. Wenn es schon damals solche Frauentreffpunkte gegeben hätte, wie es sie heute gibt, dann wäre ich aus dem Haus gegangen und dort hingegangen, denn du musst aus der Wohnung raus, auch wenn du ein Kind hast. Wenn du merkst, dass du so traurig bist und dich fragst, warum bin ich nicht

glücklich, dann musst du Hilfe holen. Zu meiner Zeit sprach man nicht viel von Depressionen, heute hingegen schon."

Am Ender dieser langen Passage wird ein Kernstück der subjektiven Erkrankungserklärung der migrierten Peruanerin aufgeführt: „Aber die Depression begann, weil ich niemanden hatte, der mich unterstützte." Schauen wir uns aber ihre Eigentheorie genauer an. Ana Ortiz' Schilderungen verdeutlichen die wichtige Bedeutung sozialer Beziehungen für Bewältigungsprozesse bei biographisch relevanten Erlebnissen wie etwa in der Zeit nach einer Geburt. Die Biographin bringt hier klar zum Ausdruck, dass die migrationsbedingte geographische Trennung zwischen der Biographin und ihren Familienangehörigen in Momenten, in denen sie sich von Belastungssituationen überwältigt fühlte, schwer zu ertragen war. Insbesondere bei der Geburt ihres ersten Kindes vermisste sie die praktische Hilfe und emotionale Unterstützung ihrer Mutter oder einer anderen engen Vertrauensperson stark. Als nahestehende Personen, mit denen sie über sehr persönliche Probleme sprechen konnten, nannten auch andere Interviewpartnerinnen enge Familienangehörige in der Herkunftsregion, insbesondere die eigene Mutter. Trotz räumlicher Distanz wurde die uneingeschränkte emotionale Unterstützung der Mutter als unersetzbar beschrieben. Darüber hinaus gibt es weitere Bezugspersonen aus den jeweiligen sozialen Netzwerken in Lateinamerika, auf die sie zurückgreifen können. So spielen neben der Mutter, auch der Vater, die Schwester und der Bruder eine zentrale Rolle im Umgang mit Problemen. Bei ihnen können sie sich aussprechen, sie helfen ihnen bei der Reflexion ihrer Situation in der Migration oder sind einfach mit einem offenen Herzen für sie da. Am Anfang war das kostspielige Telefonieren das wichtigste Kommunikationsmittel zwischen den Migrantinnen und ihren Familienmitgliedern in Lateinamerika. Später folgte die Kommunikation via Internet wie etwa per Skype und anderen sozialen Medien wie Facebook, WhatsApp und weiteren Instant-Messaging-Diensten, was einen häufigeren Austausch mit den Familienmitgliedern im Herkunftsland ermöglichte. Aber auch der Kontakt zu FreundInnen und Bekannten in Lateinamerika konnte so aufrechterhalten und gepflegt werden. Die sozialen Medien nehmen insofern heute eine zentrale emotionale Funktion im Leben der Migrantinnen ein. Aber auch das Reisen ins Herkunftsland, das inzwischen leichter finanzierbar ist, trägt zum Aufrechterhalten tragfähiger Beziehungen zu Familie, Verwandten und FreundInnen bei.

Die Tatsache, dass Ana Ortiz ohne Hilfe aus dem sozialen Umfeld in einer subjektiv als schwer empfundenen Lebensphase auskommen musste, belastete sie sehr. Zum damaligen Zeitpunkt gab es ihren „Schweizer Papa" noch nicht unterstützend in ihrem Leben. Die Biographin fühlte sich verlassen, weil sie ihre Herkunftsfamilie vermisste. Durch das Fehlen eines persönlichen sozialen Netzes im Alltag erfuhr die Biographin keine Entlastung in einer als belastend erlebten Situation. Die fehlende soziale Unterstützung machte ihr offensichtlich schwer zu schaffen, da sie nicht nur in dieser Textpassage, sondern im Laufe des gesamten Interviews immer wieder die lokale Abwesenheit enger Bezugspersonen in ihrem Leben als Migrantin thematisiert. Das häufige Wiederholen dieses Aspekts macht die biographische Bedeutung noch evidenter. Während ihr Leben in Peru vom Zusammenleben in einer Familie geprägt war, in der sie und ihre vier Geschwister nicht nur praktische Hilfe erhielten, sondern auch emotionale Unterstützung erfuhren, fühlt sie sich in der Schweiz sehr einsam. Fehlende Unterstützung gebraucht sie in diesem Textabschnitt synonym für

„ganz ohne Hilfe", „auf mich alleine gestellt", „alleine", „ich hatte keine Unterstützung", „niemanden an meiner Seite", „weil ich niemanden hatte", „ich hatte keine Hilfe", „ich hatte niemanden". Im Hinblick darauf, dass in den 1980er Jahren Flugreisen zwischen dem europäischen und amerikanischen Kontinent sowie auch Telefongespräche teuer waren, war der Kontakt zur Familie auf ein Minimum reduziert.[3] Die Erfahrung fehlender sozialer Unterstützung in Verbindung mit Einsamkeitsgefühlen lässt sich daher als eine bedeutsame biographische Erfahrung im Leben der lateinamerikanischen Migrantin rekonstruieren.

Die Geburt ihres ersten Sohnes bedeutete für Ana Ortiz einen Wendepunkt im Leben. Die Biographin, die erst kürzlich aus Peru in die Schweiz migriert war, musste eine enorme Anpassungsleistung auf mehreren Ebenen erbringen. Sowohl sie als auch die meisten befragten Migrantinnen aus Lateinamerika berichten, die Anfangszeit als besonders schwierig und herausfordernd erlebt zu haben. Die Interviews mit lateinamerikanischen Frauen zeigen aber, dass das Fehlen an sozialen Kontakten und engen Vertrauenspersonen nicht nur in der ersten Phase der Migration mit starken Einsamkeitsgefühlen verbunden ist, sondern sich durch ihr Migrationsleben hindurchzieht. Die Folgen mangelnder sozialer Beziehungen in der Migration sind soziale und emotionale Einsamkeit, die von vielen Studienteilnehmerinnen als besonders problematisch beschrieben wird. Das hebt das Unterstützungspotenzial von Sozialbeziehungen besonders hervor. Ohne soziale Beziehungen müssen sich die befragten Migrantinnen häufig alleine durchschlagen und haben kaum Chancen auf Hilfe, es sei denn sie sind über die Möglichkeiten von sozialberaterischer Unterstützung für MigrantInnen informiert.

Da ihr Ehemann tagsüber einer Erwerbsarbeit in einer Fabrik nachging, war Ana Ortiz alleine für die Betreuung des Neugeborenen zuständig. Die Biographin positioniert sich als Frau, die sich mit der Situation alleine gelassen fühlt. Hilfe von der Seite des Ehemannes war am Abend und an den Wochenenden vorhanden. Aus den Interviews geht hervor, dass in mehreren Fällen für verheiratete Migrantinnen, aber vorwiegend für geschiedene Migrantinnen mit kleinen Kindern, wenig familiäre Unterstützung durch den Ehemann gegeben war. Der Mangel an Unterstützung durch den Partner wird dabei als Belastung wahrgenommen. Neben unzureichender partnerschaftlicher Unterstützung vermissten insbesondere erwerbstätige Mütter, die darüber hinaus auch den Grossteil der in der Familie anfallenden Arbeiten leisteten, häufig die praktische Hilfe durch enge Familienangehörige wie beispielsweise bei der Kinderbetreuung oder bei Bring- und Abholdiensten zum Kindergarten oder zur Schule. Darüber hinaus fehlten den Biographinnen weitere Unterstützungsleistungen, wie zum Beispiel für die Kinder zu kochen oder die Übernahme von Hausaufgabenhilfe, Betreuung der Kinder im Krankheitsfall oder im Fall einer eigenen Erkrankung. Auch Übernachtungsmöglichkeiten der Kinder bei Familienangehörigen wurden vermisst.

Das Bedürfnis nach sozialer Unterstützung ist nicht nur auf schwerwiegende Lebensereignisse beschränkt, sondern häufig wünschten sich viele Frauen auch bei der Begleitung auf Ämter unterstützt und bei der Haus- und Familienarbeit entlastet zu werden, so wie sie es im Herkunftsland gewohnt waren. Ausserdem wurde die Ver-

3 Die Biographin berichtet, dass sie aufgrund ihrer finanziellen Situation erst 19 Jahre nach der Migration im Jahr 2001 das erste Mal Peru wieder besuchte. Dafür musste sie 2'500.- CHF, das ersparte Geld für eine Einbürgerung aufbrauchen, sagt sie.

einbarkeit von häuslicher und ausserhäuslicher Arbeit ohne Hilfe als eine Belastung im Hinblick auf die zeitlichen Ressourcen erwähnt. Die Zeitknappheit hatte oft zur Folge, dass die Frauen kaum Ruhe und Zeit für ihre eigenen Bedürfnisse aufbringen konnten.[4] Dabei hätte Zeit für Entspannung, Zeit für sich selber zu einem verbesserten Wohlbefinden beigetragen. Zudem berichten erwerbstätige Mütter mit Kleinkindern von grossen Schwierigkeiten mit der ausserhäuslichen Kinderbetreuung, wie ich schon an mehreren Stellen ausführte. Aus den Erzählungen von Teilzeit-Erwerbstätigen im Niedriglohnsektor geht hervor, dass aus ihrer Sicht zu wenig bezahlbare Betreuungsangebote vorhanden sind. Ein Mangel an sozialen Beziehungen im Migrationskontext bedeutet darüber hinaus, dass sich die Organisation der Kinderbetreuung auf privater Basis als schwierig gestaltet. Aufgrund der geringeren Anzahl der persönlichen Kontakte zu Verwandten, Bekannten und NachbarInnen und insbesondere aufgrund des Mangels an engen Beziehungen im familiären Bereich, anders als bei Schweizerinnen, erfahren die Mehrheit der befragten Migrantinnen wenig Unterstützung bei der Betreuung der Kinder.

Als Neo-Mutter hatte Ana Ortiz wenige ausserhäusliche Kontakte. Für die junge Mutter stand vor der Migration die Partizipation im öffentlichen Raum in Lima im Zentrum. Als nun in der Schweiz erwerbslose Lehrerin war sie plötzlich auf den häuslichen Raum beschränkt, wodurch sie schwer soziale Beziehungen aufbauen konnte; eine Erfahrung, die auf viele Studienteilnehmerinnen zutrifft. Das niedrige Familieneinkommen und die beengte Wohnsituation trugen schliesslich dazu bei, dass Ana Ortiz die erste Zeit nach der Migration als schwierig erlebte. Zudem litt die Biographin unter rassistischer Abwertung enorm, wie weiter oben schon beschrieben wurde. Darüber hinaus war sie in der Anfangszeit der Migration mit hohen Anforderungen und Belastungen konfrontiert, wodurch sie sich überfordert fühlte. Ihre bisherigen Bewältigungsmöglichkeiten griffen nicht mehr. Mit den Worten „alle Dinge kamen zusammen“ bringt sie zum Ausdruck, sich durch ihre Lebensumstände belastet und durch die Kumulation der Probleme gelähmt gefühlt zu haben. Ana Ortiz’ Schilderungen verdeutlichen, dass ihre neue Rolle als Mutter und die damit einhergehende Elternverantwortung mit dem Gefühl des Alleinseins verknüpft waren, was schliesslich zu einer Krise führte; eine Krise, die durch die Summe von Alltagswidrigkeiten, sozioökonomischer Benachteiligung, Alltagsrassismus und fehlender Unterstützung bedingt war.

Gerade in Zeiten von grossen Herausforderungen sind Familie, Freunde und Nachbarschaftsbeziehungen eine enorme Stütze. Sie können neben dem praktischen Beistand, auch Geborgenheit, Trost und Schutz geben. Die Erfahrung, im Bedarfsfall keine oder nicht genügend Unterstützung zu erhalten, verstärkt bei Ana Ortiz sowie bei anderen Studienteilnehmerinnen die Gefühle von Einsamkeit und Isolation im Mi-

4 Sechs Migrantinnen, von denen fünf Mütter von Kleinkindern und schulpflichtigen Kindern sind, schildern, dass sie erst nach der Depression gelernt hätten, verstärkt auf ihre Bedürfnisse zu achten, Yoga- bzw. Pilateskurse zu besuchen oder Spaziergänge in der Natur zu machen. Was auffällt ist, dass fünf von diesen sechs Frauen keine Geldsorgen hatten. Die Ausnahme bildet Sofia Garcia, die trotz finanzieller Probleme nach einem Aufenthalt in einer Klinik einen achtsameren Umgang mit sich selber gelernt hatte, wie wir weiter unten sehen werden. Insgesamt kann festgehalten werden, dass Gesundheitsvorsorge wie etwa Entspannungskurse und Sport in Fitnesszentren etc. Geld kosten, die sich nicht alle Biographinnen leisten können.

grationsleben. An Ana Ortiz' Fall kann gezeigt werden, dass diese biographische Erfahrung eine Auswirkung auf ihre seelische Gesundheit hatte („Die Isolation hat mich auch krank gemacht."). Zudem trägt das damalige Gefühl der Biographin, sich nicht mitteilen zu können, zur psychischen Instabilität bei.

Ana Ortiz schildert deutlich, dass ihr die praktische Unterstützung und der emotionale Rückhalt der eigenen Mutter nach Geburt ihres ersten Kindes fehlten. Ihr Bedürfnis nach einer engen Bezugsperson, von der sie hätte Rat bei Unsicherheiten, wie etwa bei der Säuglingspflege, erhalten können, ist gross. Mit den Worten „Es war für mich eine grosse Überforderung, weil ich niemanden hatte" bringt sie ihre Not auf den Punkt. Sie musste als Migrantin auf die Hilfe naher Vertrauenspersonen verzichten. Sie wusste nicht, an wen sie sich wenden solle. Vermutlich hatte die migrierte Frau aus Peru Mitte der 1980er Jahre keine Kenntnis über mögliche Elternberatungsstellen, um von deren Unterstützungsangeboten zu profitieren. Wahrscheinlich war zum damaligen Zeitpunkt das Angebot für MigrantInnen noch nicht so umfangreich wie heute. Insgesamt geht aus der Analyse der Interviews hervor, dass oft Informationsdefizite über Beratungsangebote bestehen. Darüber hinaus wird in diesem Fall deutlich, dass es vor knapp 30 Jahren keine Quartiertreffpunkte für MigrantInnen mit Kindern gab, in denen sie sich hätten aufgehoben fühlen können.

Das Fehlen eines nahen sozialen Umfelds in Form von Eltern, Geschwistern und weiteren engen Familienmitgliedern wirkt sich bei der Verarbeitung belastender Lebensereignisse und anspruchsvoller Alltagssituationen wiederum negativ auf das Selbstwertgefühl aus. Insbesondere Migrantinnen, die sich sozial und beruflich ausgeschlossen fühlen, leiden unter dem Gefühl, niemandem wichtig zu sein („Ich dachte, niemand interessiert sich für mich"). Durch das Gefühl, auf sich alleine gestellt zu sein, steigt der Leidensdruck in dieser Belastungssituation.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass fehlende soziale Unterstützung in kritischen Lebensphasen im Migrationsleben einen entscheidenden Risikofaktor für die psychische Gesundheit darstellt. Darüber hinaus war das Familieneinkommen gering und die Migrantin selbst nicht erwerbstätig. Die Biographin hatte den Einstieg in das Berufsleben zum damaligen Zeitpunkt noch nicht geschafft. Während sie in Peru eine qualifizierte berufliche Position innehatte, die mit einer eigenständigen Existenzsicherung einherging, war ihr Leben in der Schweiz vorerst auf die häusliche Sphäre beschränkt. Ana Ortiz bringt hier zum Ausdruck, die materielle Abhängigkeit und das Nichtausüben ihres Berufes als Lehrerin habe sie als Vertiefung des Identitätsbruches empfunden. Sie fühlte sich unselbstständig und verlor zunehmend an Selbstvertrauen. Im negativen Zusammenspiel von ökonomischen und sozialen Faktoren nahm die Vulnerabilität der lateinamerikanischen Migrantin weiter zu.

In Ana Ortiz' biographischer Erzählung werden die fehlenden Beziehungen und Netzwerke deutlich, die aus der Sicht der migrierten Frau aus Peru zur Entstehung von Depression beitragen. Mit der Aussage „langsam fiel ich in das Loch der Depressionen" bringt Ana Ortiz bildhaft ihr Gefühl zum Ausdruck, auf die hohe Belastungssituation sei der freie Fall ins Nichts erfolgt. Auch andere Migrantinnen greifen auf die Metapher eines Lochs zurück, um ihre Erfahrungen im Erleben einer Depression zu beschreiben. Ana Ortiz' Bewertung der Krankheitserfahrung im ersten Lebensjahr des Kindes lautet: „Ich war langsam innerlich am Sterben, ich hatte die Freude am Leben verloren, obwohl ich so glücklich verheiratet war und meinen Sohn hatte". Ohne soziales Unterstützungsnetz konnte sie in Zeiten der Überforderung keine Entlastung

erfahren. In diesem Kontext interpretiert die Biographin die Krankheitsursachen der ersten von insgesamt drei Depressionserkrankungen innerhalb der 31 Jahre ihres Lebens als Migrantin. Ana Ortiz beschreibt, ihr sei es in dieser schwierigen Lebensphase gelungen, Hilfe bei ihrem Hausarzt zu holen. Sie präsentiert sich hier nicht als Frau, die passiv-erleidend wartet, sondern aktiv wird, um sich helfen zu lassen. Wie weiter oben schon erwähnt wurde ihre Fähigkeit sich Menschen zu öffnen, um sich Unterstützung zu holen, mit dem Aufsuchen der Sozialhilfe sichtbar. Auch machte die Biographin weder eine Psychotherapie noch nahm sie Antidepressiva zur Behandlung der Depression, da sie grosse Vorbehalte gegen beide Behandlungsarten hatte.

11.3 Auswirkung fehlender sozialer Unterstützung bei der Einreise mit Kleinkindern

Eine analysierte und fallübergreifende Gemeinsamkeit im Sample ist, dass insbesondere Frauen, die schwanger und/oder mit kleinen Kindern in die Schweiz migrierten und sich nicht unterstützt fühlten, einer erhöhten Vulnerabilität ausgesetzt sind, in der Anfangszeit der Zuwanderung psychisch zu erkranken. Dies trifft in dieser Studie auf drei Frauen zu: Amalia Torres, Marketingfachfrau und Eventmanagerin aus Venezuela, 29 Jahre alt bei der Einreise in der Schweiz, migrierte als Schwangere mit einem 14-monatigen Kleinkind; die Anwältin Isabela Vega, aus Kolumbien und 32 Jahre alt bei der Migration in die Schweiz, hatte ein dreijähriges Kind und einen drei Monate alten Säugling; Sol Alvarez, Coiffeuse, auch aus Venezuela und 24 Jahre alt bei Einreise in die Schweiz, hatte ein zweijähriges Kleinkind und ein zwei Monates altes Baby. Die Vorbereitungszeit für die Migration war bei allen drei Frauen mit erheblichem Stress verbunden, da sie die Migrationsvorbereitungen als schwangere Frau bzw. unmittelbar nach einer Geburt treffen mussten und sich neben dem Umzug in ein neues Land auch um ein Säugling und Kleinkind zu kümmern hatten. Ebenfalls bei allen drei Migrantinnen setzte in der Anfangszeit in der Schweiz schnell ein Gefühl der emotionalen Überforderung ein, was von Überbelastung begleitet wurde und mit fehlender sozialer und familiärer Unterstützung gekoppelt war. Die migrierten Frauen, die Säuglinge und kleine Kinder zu versorgen hatten, bekundeten grosse Mühe, sich in der Anfangszeit der Migration zurecht zu finden, insbesondere mit der Einsamkeit, während die Partner ihrem Beruf nachgingen oder ins Militär mussten. So erzählt Sol Alvarez, ähnlich wie Amalia Torres, dass sich der Ehemann in den ersten acht Monaten nach der Einreise in der Schweiz kaum zuhause aufhielt, da sie zu viert in einer 40-Quadratmeter-Wohnung lebten. Der Ehemann erlebte diese Wohnsituation als zu beengend und flüchtete in die Arbeit. Sol Alvarez blieb mit den zwei Kleinkindern alleine zuhause. Sie beherrschte die deutsche Sprache noch nicht. Sie war auf sich alleine gestellt, ohne Unterstützung im Alltag und ohne emotionalen Halt, da sie bis auf ihren Mann niemanden kannte. Isabela Vega, die in grosszügigeren Wohnverhältnissen lebte, fühlte sich auch in der ersten Phase nach der Migration tagsüber einsam und alleine mit den Kindern überfordert. Die Sprachkenntnisse spielten bei ihr keine zentrale Rolle, da sie bereits hervorragend Deutsch sprach, als sie in die Schweiz kam. Sie hatte ein deutschsprachiges Privatgymnasium in Kolumbien besucht. Auf ihre Erfahrungen gehe ich in Kapitel 12 näher ein.

Die Entscheidung zu migrieren wurde bei Amalia Torres, Sol Alvarez und Isabel Vega aus beruflichen Gründen bzw. aufgrund von Jobangeboten für die Ehemänner in der Schweiz getroffen. Der Migrationsgrund war demnach bei diesen drei Lateinamerikanerinnen in erster Linie durch den Wunsch, ein gemeinsames Familienleben weiterzuführen, charakterisiert. In der Schweiz erkrankten sie in den ersten Jahren nach der Migration an einer Depression. Den Migrantinnen fehlten Familienangehörige, die ihnen in Zeiten äusserster Belastung emotionale Unterstützung wie Zuspruch, Trost und Wärme spenden, aber ihnen auch praktische Hilfe anbieten konnten. Die geographische Distanz zwischen den Migrantinnen und ihren Familienmitgliedern stellte eine grosse Barriere dar, die Hilfeleistungen im Alltag unmöglich machte. Gerade Alleinerziehende, aber auch verheiratete Migrantinnen mit Kleinkindern, deren Betreuungsaufwand am grössten ist, haben in schwierigen Lebensphasen oft das Gefühl, auf sich selber gestellt zu sein. Die Fallrekonstruktion von Amalia Torres sowie andere biographische Erzählungen machten deutlich, dass das Gefühl andauernder Überforderung in Alltagssituationen oft im Zusammenhang damit steht, nicht auf soziale Unterstützung zurückgreifen zu können. Sieben Migrantinnen, d.h. knapp ein Drittel der 17 befragten Frauen, erkrankten in den ersten fünf Jahren nach der Migration in der Schweiz. Ich führe dies hier an, um zu betonen, dass wahrgenommene soziale Unterstützung insbesondere in der Anfangszeit nach der Migration, die mit ausserordentlichen Anforderungen für die Migrantinnen verbunden ist, eine wichtige Rolle spielt.

11.4 Soziale Beziehungen in der Migration

In beiden Fallrekonstruktionen sowie in anderen Erzählungen wurde erkennbar, dass sich Migrantinnen aus Lateinamerika oftmals von Mitgliedern der Familie, in die sie hineingeheiratet hatten, abgelehnt fühlten. Ein Gegenbeispiel ist Lucinda Riva, 28 Jahre alt, aus Ecuador, die mit einem gleichaltrigen Schweizer verheiratet ist. Sie erzählt, sich von ihren Schwiegereltern angenommen, wertgeschätzt und unterstützt gefühlt zu haben, vor allem als sie an einer Depression erkrankte. Das Paar, das einige Jahre zusammen in Quito, in der Hauptstadt Ecuadors, gelebt hatte, bevor es in die Schweiz kam, erhielt in der Anfangszeit praktische Hilfe in Form von finanzieller Unterstützung durch die Eltern des Mannes, weil das Familieneinkommen des jungen Paares nicht ausreichte. Das Geld zahlten sie später teilweise zurück. Während die Erziehungswissenschaftlerin aus Ecuador von beruflichem Ausschluss betroffen war und sich daher für ein zweites Studium in der Schweiz entschied, schrieb sich ihr Mann bei der Einreise in die Schweiz als Student an der Universität ein. Darüber hinaus ging er zusätzlich einer Teilzeitarbeit nach. Beim Zeitpunkt des Interviews war ihr Mann ein Doktorand.

In vielen Erzählungen der befragten Frauen wurde die Bedeutung von Freundschaften im Migrationsleben hervorgehoben. Bei manchen Migrantinnen erweiterte sich in der ersten Phase der Migration schnell der Bekanntenkreis innerhalb der lateinamerikanischen Community. Es scheint, als könne bei einigen Migrantinnen das ethnische Netzwerk den seelischen Schmerz auffangen, den sie aufgrund des Ablehnungsverhaltens durch Mitglieder der Aufnahmegesellschaft erfahren.

Die Narrationen von Amalia Torres und Sol Alvarez, aber auch von anderen Frauen, zeigten, dass sie Schwierigkeiten hatten, den Kontakt zu Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft zu finden. Während einige der Interviewpartnerinnen ihre lateinamerikanische Herkunft und die damit verbundene Negativ-Wahrnehmung ihrer Person als Grund für die Schwierigkeiten, Freundschaften mit Schweizerinnen zu schliessen, angaben, nannten manche von ihnen Schweizerinnen als wichtige Bezugspersonen in ihrem Leben; insbesondere dann, wenn sie sich von lateinamerikanischen Freundinnen verraten fühlten. Andere Frauen wiederum bekundeten Schwierigkeiten, sich im Freundeskreis des Ehemannes wohlzufühlen, was sie auf ihre geringen Deutschkenntnisse zurückführten.

Soziale Beziehungen stellen eine wichtige Ressource dar, die insbesondere in schwierigen Lebenssituationen eine besondere Bedeutung erlangen. Die Mehrheit der befragten Frauen aus Lateinamerika nimmt bei der Inanspruchnahme von Unterstützung eine Unterscheidung zwischen familiären und freundschaftlichen Beziehungen vor. Mehrere Migrantinnen erzählen, sich zwar innerhalb dieser Community zu bewegen, aber Unterstützungsleistungen in erster Linie von der Familie und nicht von der Gemeinschaft in Anspruch genommen zu haben. Die eher schwachen Beziehungen zu Bekannten und NachbarInnen in der Schweiz ersetzen nicht die enge Verbundenheit zu Familienangehörigen und nahestehenden FreundInnen, bei denen die Hemmschwelle geringer ist, um Hilfe zu bitten bzw. Hilfe zuzulassen. Am Beispiel von Sofia Garcia aus Kolumbien werde ich Unterstützungsbarrieren verdeutlichen.

Mit wenigen Ausnahmen erwähnten alle befragten Migrantinnen Kontakte zu SchweizerInnen am Arbeitsplatz oder in der Nachbarschaft. Intensive Freundschaftsbeziehungen zwischen den Biographinnen und der lokalen Bevölkerung kamen vor, wurden aber weniger oft genannt. Einige Frauen berichten, vorwiegend eng mit anderen Migrantinnen aus Lateinamerika befreundet zu sein, weil sie Schwierigkeiten hatten, mit SchweizerInnen Freundschaften zu schliessen (das zeigt auch Amalia Torres' Fallrekonstruktion). Obwohl mehrere Migrantinnen den Umgang mit Mitgliedern der lokalen Bevölkerung suchten, fühlten sie sich zurückgewiesen. Die subjektiv erlebte Kontaktverweigerung von Angehörigen der Aufnahmegesellschaft wurde in einzelnen Fällen als eine Form ethnischer Diskriminierung wahrgenommen. Die befragten Frauen fühlten sich in diesem gesellschaftlichen Kontext sowohl Landsleuten als auch anderen LateinamerikanerInnen sowie spanischsprechenden Zugezogenen verbunden, da sie sich über ähnliche Erfahrungen in der Migration austauschen konnten. Der Anteil der engen Bezugspersonen, die aus demselben Herkunftsland kommen, ist bei vielen Migrantinnen hoch. Die Bedeutung der engen Vertrauensbeziehung in Form von emotionaler Unterstützung und Zuwendung war im Fall von Amalia Torres und Valentina Navarro, beide aus Venezuela, gut erkennbar. Für Amalia Torres fungiert ihre beste Freundin als eine echte Ersatzfamilie in der Schweiz. Enge Freundinnen, so wird in mehreren Erzählungen deutlich, tragen zum Wohlbefinden der Migrantinnen bei. Indem sich die Biographinnen gegenseitig unterstützen, fühlen sie sich psychisch gestärkt. Andere Frauen lebten eher zurückgezogen, kannten nur ein oder zwei Personen, ohne eine starke Bindung zu ihnen zu haben. Schliesslich gab es Frauen, die keine wirklich nahestehende Vertrauensperson hatten, mit denen sie über ihre persönlichen Probleme sprechen konnten. Migrantinnen, die über keine Vertrauensbeziehung in ihrem sozialen Netz verfügen, erhalten deutlich weniger praktische wie auch emotionale Unterstützung.

Einzelne vermieden Kontakte zu Lateinamerikanerinnen mit der Begründung, schlechte Erfahrungen gemacht zu haben, da zu viel getratscht und gelästert wurde. Dadurch wurden zentrale Aspekte auf zwischenmenschlicher Ebene wie etwa Vertrauen und Zuverlässigkeit unterminiert. Ihre Erwartungen an Unterstützung wurden enttäuscht, was in einigen Fällen zu sozialem Rückzug führte. Ein Mangel an sozialen Kontakten ging mit einem Gefühl von emotionaler Einsamkeit einher. Die 53-jährige Rosita Diaz aus Kolumbien, die erst seit einem Jahr in der Schweiz lebte, als ich sie interviewte, erzählte, sie habe zwar schnell Bekanntschaften mit Frauen aus Lateinamerika geschlossen, diese seien aber schwache Beziehungen, da sie von Misstrauen gekennzeichnet sind. Ihre schlechten Erfahrungen mit Lateinamerikanerinnen, die aus ihrer Sicht keine Geheimnisse für sich behalten können und zusätzlich zu einer starken Belastung beitragen, beschreibt sie so:

> „Ich hoffte, eine Lösung zu finden, indem mir jemand zuhört. Aber niemand schweigt. Wenn ich mich einer Freundin anvertraue, dann besteht die Gefahr, dass sie weitererzählt, was ich ihr sagte. Das ist häufig so bei Lateinamerikanerinnen. Sie tratschen und dann wissen alle alles. Deshalb wollte ich eine Person aufsuchen, wie z.B. eine Psychologin, der ich mich anvertrauen könnte. Eine Person, die neutral ist und das Anvertraute nicht weitererzählt. Aber mein Mann wollte das nicht. Er sagte, dass Psychologen sich mit seinem Geld nur bereichern wollen."

Rosita Diaz erlebte einen Vertrauensbruch, als eine Freundin ihre persönlichen Erfahrungen weitererzählte. Sie beschreibt, insgesamt vom Verhalten einiger Freundinnen enttäuscht gewesen zu sein, wodurch sich die positive Wirkung sozialer Unterstützung in Form von gemeinsamen Gesprächen zur Belastung entwickelte. Die nicht erwerbstätige Migrantin führt an, dass sie sich professionelle Unterstützung suchen wollte, doch ihr Ehemann weigerte sich die Kosten einer Psychotherapie zu übernehmen. Nicht-Inanspruchnahme psychotherapeutischer Behandlung aufgrund finanzieller Probleme bzw. fehlende finanzielle Ressourcen als Zugangsbarriere für die Inanspruchnahme fachlicher Hilfe zeigen sich an diesem Beispiel, aber auch bei anderen Interviewteilnehmerinnen.

Rosita Diaz litt darunter, keine stützende Beziehung gehabt und sich von ihrem Mann ungeliebt und alleine gelassen gefühlt zu haben. Kommt dann hinzu, im Migrationskontext Freundinnen nicht vertrauen und sich auf niemanden in seinem Leben in der Schweiz verlassen zu können, dann kann sich das Übermass an psychischer Belastung krank machend auswirken, wie wir an anderer Stelle sehen werden.

11.5 Depression aufgrund fehlender familiärer Unterstützung

Sofia Garcia: „Wir sind ganz alleine hier."

Einige der befragten Frauen hätten die Möglichkeit, in ihrem sozialen Umfeld Hilfeleistungen zu ersuchen, was ihnen aber oft sehr schwer fällt. Schauen wir uns dazu ein Beispiel an. Im Fall von Sofia Garcia, Anwältin aus Kolumbien, zeigt sich deutlich, wie negativ sich fehlende familiäre Beziehungen in akuten Krisenphasen auf das psychische Wohl auswirken. Ihr Ehemann, ebenfalls ein Rechtsanwalt aus Kolumbien, war 56 Jahre alt, als ihm ein bösartiger Hirntumor mit schlechten Prognosen diagnostiziert

wurde. Die unerwartete Konfrontation mit der schwerwiegenden Diagnose des Mannes im Sommer 2010 war für die Biographin ein einschneidendes und schmerzhaftes Lebensereignis, das sie tief in ihrem Inneren erschütterte. Dieses schwerwiegende Erlebnis führte zu einer krisenhaften Entwicklung. Zehn Monate bevor ihr Mann im Dezember 2011 starb, erkrankte die Biographin im Alter von 42 Jahren an einer Depression. Damals lebte sie seit 13 Jahren in der Schweiz. Die Mutter von drei Kindern, die zum Zeitpunkt der Depression zehn, sieben und drei Jahre alt waren, schildert im Folgenden eingehend, wie sie die Zeit nach der Krebsdiagnose ihres Ehemannes bis zur eigenen psychischen Erkrankung ohne soziale Unterstützung erlebte. Als sie davon erzählt, beginnt sie zu weinen:

> „Ich musste alles alleine machen (…) Wir haben keine Verwandten hier, die uns hätten helfen können. Wir sind ganz alleine hier (…) und (…) und ein Jahr lang musste ich alles alleine machen. Wir haben gute Freunde, aber ich dachte, dass ich alles alleine machen könne. Aber ein Jahr später, das war (…) im Februar 2011, da habe ich eine (…), eine Krise bekommen. Eine Woche vorher hatte ich eine Psychiaterin angerufen und diese Frau hatte mir einen Termin für einen Mittwoch gegeben und am Dienstag, ein Tag vorher, konnte ich nicht mehr (…). Und eine Freundin von mir, die im Kantonsspital arbeitete, brachte mich zur KIS[5], diese Abteilung dort, und ich bekam sofort einen Platz (…). Es war eine Depression (…) und ich konnte nur eine Woche bleiben. Und Javier[6] war auch schon in der Klinik, er hatte schon die zweite Operation gehabt. Und dann musste ich die KIS verlassen, weil das nur für einen Kurzaufenthalt ist. Ich bekam danach einen neuen Platz in der A-Klinik in XX-Stadt. Und es war sehr schön, weil ich da (…), ich hatte Frieden, ich konnte viel lesen, das war super schön. Und die Freundin, Hanna, hat die Kinder auf drei Familien verteilt, die selber Kinder hatten. Und (…) und ungefähr sechs Familien im Quartier organisierten alles für die Kinder, das war super schön. Sie hatten eine Excel-Tabelle für die Kinder gemacht. Da stand z.B. das Programm von Diego drin, wer bringt Diego wohin, wer holt Diego ab, wo findet das Mittagessen der drei Kinder statt, weil sie wollten, dass die drei Kinder die meiste Zeit zusammenbleiben. Und ja, sie haben alles per E-Mail gemacht (…). Und ich war eine Woche in dieser KIS und zwei Wochen in der Klinik. Ich konnte nicht länger bleiben wegen den Kindern, denn sie fragten immer: ‚Wann kommst du wieder nach Hause, Mami?'"

Sofia Garcia beginnt ihre Schilderung mit dem Verweis, dass sie allein den familiären Alltag bewältigen musste. Die Aussage „keine Verwandte hier" und „ganz alleine hier" verdeutlicht ihr Gefühl, wie alleine sie sich zum damaligen Zeitpunkt in der Schweiz gefühlt haben muss, da ihr – mit Ausnahme ihrer Freundin – keine nahestehenden Bezugspersonen in dieser kritischen Lebensphase zur Verfügung standen. Sie vermisste neben den alltagsbezogenen Hilfeleistungen durch familiäre Angehörige insbesondere die emotionale Nähe zu Familienmitgliedern. Die Wiederholung des Wortes „alleine" dokumentiert klar, dass sich die Migrantin aus Kolumbien ohne die Unterstützung von engen Familienmitgliedern oder Verwandten multiplen Belastungen ausgesetzt sah, die aus ihrer Teilzeitanstellung im Niedriglohnsektor, der Kinderbetreuung und der Bewältigung des Familienalltags resultierten. Ohne Verwandte vor

5 KIS ist die Abkürzung von Kriseninterventionsstation.

6 Die Namen des Ehemannes, der Kinder wie auch der Freundin sind maskiert.

Ort liess sich die zu tragende Last in dieser schwierigen Lebenslage nicht auf verschiedene Schultern verteilen.

Das Zerbrechen an der Krisensituation bringt die Biographin in enge Verbindung mit der fehlenden sozialen Unterstützung ihrer Herkunftsfamilie. Sofia Garcia erzählt, dass sie und ihr Mann zwar enge Beziehungen zu FreundInnen hatten, die für sie da waren. Aber sie erlebte keine intensive soziale Unterstützung im Alltagsleben, so wie es ihre Herkunftsfamilie in Kolumbien hätte bieten können. Darüber hinaus überforderte sie ihr Gefühl, für das Wohlergehen ihrer drei Kinder alleine verantwortlich zu sein. Die finanziellen Schwierigkeiten der Familie erschwerten zusätzlich das Leben der Biographin. Dazu kamen die Sorgen und Ängste um ihren erkrankten Ehemann, um den sie sich zuhause kümmerte und den sie emotional unterstützte. Das Bangen und das latente Hoffen zugleich, dass der Tod ihres geliebten Mannes nicht eintreten möge, raubten ihre Kräfte. Die Aussicht auf einen unwiederbringlichen und schwerwiegenden Verlust in ihrem Leben, lässt sie in ihrem gesamten Denken, Handeln und Fühlen erstarren. Ihre persönliche Stabilität war eng an ihre Beziehung zu ihrem Mann geknüpft, da sie ohne Verwandte in der Schweiz lebten. Die Kumulation sozialer, familiärer und ökonomischer Probleme rief eine negative Endlosschleife hervor, die nur schwer wieder zu durchbrechen war. Durch die lebensbedrohliche Krankheit des Ehemanns war sie verletzlich, geschwächt und wenig belastbar. Dadurch geriet ihr inneres Gleichgewicht stark ins Schwanken. Ihre persönlichen Ressourcen reichten nicht mehr aus, um der andauernden Belastungssituation ohne soziale Unterstützung standzuhalten.

Mit den Worten „konnte ich nicht mehr" drückt Sofia Garcia deutlich ihr Gefühl der Erschöpfung und des Überbelastetseins aus. Der psychische Druck, der auf ihr lastete, war enorm. Die Analyse der Erzählung zeigt, dass die Depressionserkrankung von Sofia Garcia im Kontext mit einer länger andauernden Überforderungssituation und fehlender familiärer Unterstützung verortet werden kann. Finanzielle Sorgen und die Angst vor der Zukunft, als Mutter von drei Kindern, ohne enge Familienangehörige und ohne familiäre Unterstützung in der Schweiz, für die Alltagsanforderungen alleine zuständig sein zu müssen, löste ein Gefühl der Ausweglosigkeit aus. Es kam daraufhin zu einer Art innerer Erstarrung, und die Erkrankung an einer Depression ist auf die Kombination aus belastenden Lebensereignissen und Vulnerabilität zurückzuführen.

Im letzten Abschnitt der Passage verweist die migrierte Frau aus Kolumbien auf die umfassende Unterstützung, die sie während des Aufenthaltes auf der Kriseninterventionsstation und anschliessend in der Klinik durch ihre Freundin und ihre NachbarInnen erlebt hat. Warum Sofia Garcia erst dann, im akuten Krisenfall, auf die Unterstützung ihres sozialen Umfelds zurückgegriffen hat, wird weiter unten dargelegt.

Sofia Garcias Krankheitserfahrung

Neben der Depression litt die Biographin auch unter einer Angststörung und Tinnitus, die durch die psychische Überbelastung und den subjektiv erlebten Stress verursacht wurden. Sie schildert ihre Erfahrung mit dem Tinnitus vor dem Klinikaufenthalt wie folgt: „Der Tinnitus war schlimm. So schlimm, dass ich nicht mehr schlafen konnte. Ich schlief manchmal im Tram, von einer Endstation zur anderen. Da es im Tram laut war, störte mich dort der Tinnitus nicht so sehr." Aufgrund der Schlafstörungen,

die im Zusammenhang mit dem Tinnitus aufgetreten waren, wurden ihr durch die behandelnden Fachpersonen auch Schlafmittel verschrieben. Ihr seelisches Leid äusserte sich zudem körperlich in Form von Atemnot. Ihr Gefühl, nicht mehr atmen zu können, beschreibt sie so: „Ich konnte nicht mehr atmen, das war schlimm. Ich öffnete mitten im Winter überall die Fenster und hielt meinen Kopf immer an der frischen Luft, um das Gefühl zu haben, Luft zu bekommen."

Der geschützte Rahmen der Kriseninterventionsstelle sowie der anschliessende Klinikaufenthalt dienten der Biographin als Rückzugsort, wie ihre Aussage „ich hatte Frieden" verdeutlicht. Zur Ruhe zu kommen und sich etwas Gutes tun, wie etwa Zeit zum Lesen zu haben, empfand Sofia Garcia als wohltuend oder Zitat: „super schön". Es scheint, als habe sich hier ihr psychischer und körperlicher Zustand stabilisiert und verbessert. Die Therapie in der Klinik umfasste Gespräche, die Einnahme von Medikamenten (Antidepressiva und Schlafmittel) und körperliche Aktivitäten in Form von Spaziergängen. Die Biographin merkt an, anfänglich grosse Bedenken wegen der Medikamenteneinnahme gehabt zu haben, aus Angst davon abhängig zu werden. Diese Angst wird von mehreren Migrantinnen geteilt. In Gesprächen mit den behandelnden Fachpersonen wurden Sofia Garcia die Wirkungsweise von Antidepressiva und Schlafmittel erklärt, woraufhin sie sich für die Einnahme der Medikamente entschied. Nach dem Aufenthalt in der Klinik setzte sie ihre Behandlung fort und begann eine Psychotherapie bei einer Psychiaterin aus Chile. Die Psychotherapie auf Spanisch habe ihr sehr geholfen. Die Depression wurde also in Kombination aus Psychotherapie und Antidepressiva behandelt. Die Antidepressiva nahm sie insgesamt 18 Monate lang ein, die Schlaftabletten nur vorübergehend. Zur Psychotherapeutin ging sie am Anfang der Erkrankung einmal pro Woche, zum Zeitpunkt des Interviews einmal pro Monat, d.h. 20 Monate nach der Diagnose der Depression in der KIS.

Unterstützungsbarrieren: „Ich dachte, ich kann alles."

Ähnlich wie im rekonstruierten Fall von Amalia Torres dachte Sofia Garcia anfänglich ebenfalls, sie könne alles alleine schaffen. Obwohl Nachbarschaftshilfe vorhanden war, fragte die gut vernetzte Migrantin nicht aktiv um Unterstützung an. Es scheint, als hätte sie nur durch die Unterstützung naher Familienangehöriger eine bedeutsame Entlastung in dieser Krisensituation empfunden. Die soziale Unterstützung, die Sofia Garcia besonders über ihre Freundin und mehrere NachbarInnen erhält, ist erst nach der psychischen Krise gross. Die Familien aus der Nachbarschaft waren sowohl lateinamerikanischer wie auch schweizerischer Herkunft. Erst auf Nachfrage führt Sofia Garcia aus, warum sie in dieser belastenden Lebensphase zunächst keine Unterstützung im Freundeskreis ersuchte:

> „Mit der Depression wollte mir mein Körper sagen, dass ich überlastet war, total, total, weil (…) ich dachte, ich kann alles. Ich habe nie jemanden angerufen und gefragt: ‚Kannst du mir helfen?' Nichts, nichts, ich habe zu viel selber gemacht, ich habe immer gearbeitet und war mit den Kindern zusammen, ich habe auch nie gefragt, kannst du mal auf die Kinder aufpassen. Jetzt aber habe ich gelernt zu fragen."

Sofia Garcias Zitat dokumentiert, dass die Depression ihr eine Botschaft vermittelte, die sie zu hören wusste. Mit der Depressionserkrankung folgt bei der Biographin ein Neubewerten des Themas „Hilfe holen". Vermutlich zog sich die Biographin in Phasen

von Überforderung und sozialem Stress, der laut Weiss (2005: 44) aus Alltagsbelastungen und einschneidenden Lebensereignissen entsteht, immer mehr in sich zurück. Wie schon weiter oben beschrieben, wäre es der migrierten Frau einfacher gefallen, Familienangehörige um Unterstützung zu bitten, statt im Freundeskreis um Hilfe zu bitten. Demnach ist fehlende soziale Unterstützung nicht nur auf mangelnde soziale Beziehungen zurückzuführen. Auffallend ist, dass Sofia Garcia Unterstützungsbarrieren in ihrer eigenen Person sieht („ich dachte, ich kann alles"). Die Biographin war mehrfachbelastet durch den erkrankten Ehemann, die Kinder, den Haushalt und ihren Beruf. Aus ihrem Wunsch, alles alleine machen zu können, und ihrem Unvermögen, sich unterstützen zu lassen, stösst sie an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit. Die Gründe, warum es ihr schwerfiel, um Hilfe zu bitten, oder warum sie vorhandene soziale Unterstützung nicht nutzen konnte, lassen sich nur interpretieren. Möglich wäre, dass ihr Selbstwertgefühl aufgrund des Nichtausübens ihres Berufes als Anwältin in der Schweiz, gepaart mit andauernden Geldsorgen und rassistischer Abwertung, bereits gesunken ist. Die Bitte um Hilfe könnte ihr Gefühl verstärken, nicht gut genug zu sein. Sie möchte sich selber und anderen beweisen, auch ohne Unterstützung auskommen zu können, um nicht als schwach oder unfähig betrachtet zu werden. Eine weitere Interpretation wäre, dass sie niemandem zur Last fallen oder in der Schuld eines anderen stehen möchte, der kein Familienangehöriger ist. Heute habe sie gelernt, Unterstützung bei verlässlichen Personen anzufragen, um einer Überforderung vorzubeugen, sagt sie am Ende des Zitats.

Sofia Garcia erzählt weiter, dass sie kurz vor dem Tod ihres Mannes auch professionelle Unterstützung von der Krebsliga erhielt. Als sich ihr Mann in einem Palliativzentrum befand, organisierte die Krebsliga eine Kinderbetreuung und eine Haushaltshilfe beim Schweizerischen Roten Kreuz, damit sie Zeit mit ihrem Mann verbringen konnte. Die Krebsliga übernahm darüber hinaus die Kosten bzw. den Selbstbehalt, der aufgrund einer psychotherapeutischen Begleitung ihrer drei Kinder anfiel, um ihnen einen adäquaten Umgang mit dem Tod des Vaters zu ermöglichen. Für die erhaltene freundschaftliche und professionelle Unterstützung nach der Depressionserkrankung ist die Biographin enorm dankbar.

11.6 Mangelnde soziale Unterstützung während der Depression

Zwölf Frauen waren zum Zeitpunkt der Depressionserkrankung verheiratet. Fünf Migrantinnen lebten nicht in einer Partnerschaft, als sie psychisch erkrankten. Davon war eine Frau verwitwet und vier waren geschieden (drei davon alleinerziehend). Sechs Frauen nannten ihren Ehepartner als Hauptunterstützenden während der Erkrankung an einer Depression. Die anderen sechs verheirateten Migrantinnen, die an Depression litten, berichten, dass sie eher wenig emotionale Unterstützung durch den Ehemann erlebten. In den Erzählungen zeigte sich, dass sowohl die Lebenspartner wie auch enge Angehörige nicht immer mit Verständnis auf die Depressionserkrankung der Befragten reagierten. Oftmals war diese Reaktion auf Unwissenheit oder auf emotionale Überforderung zurückzuführen. So sagt Ana Ortiz aus Peru zum Unverständnis ihres Mannes gegenüber ihrer Depressionserkrankung Folgendes:

„Die Depression ist ein Teufelskreis, weil (…) ich war viel alleine. Ich konnte nicht mit jemanden reden. Und wenn mein Mann nach der Arbeit müde nach Hause kam, hatte er keine Lust mir zuzuhören. Ich erzählte ihm, wie es mir ging, aber es brachte nichts. Mein Mann konnte einfach nicht verstehen, warum ich so traurig war. ‚Dir fehlt nichts. Du hast doch alles. Dir fehlt es nur an Wille', sagte er. Er hat einfach immer wieder gesagt, dass wenn man genügend Essen und Kleider hat, ist das ein Grund zum Glücklichsein. Aber das ist einfach nur theoretisch. Er konnte nicht verstehen, er konnte nicht nachfühlen, was in mir vorging. Mein Mann verstand mein Leiden nicht, er war ja in der Schweiz geboren. Er wusste einfach nicht was machen. Und (…) ich fand das einfach nur traurig, weil (…) ich hatte eine Depression, wo ich wirklich nicht mehr weiterwusste."

Die Depression wird vom Ehemann fast schon als eine Charakterschwäche ausgelegt, indem er seiner Frau mangelnden Willen zuschreibt. Darüber hinaus impliziert seine Aussage „wenn man genügend Essen und Kleider hat, ist das ein Grund zum Glücklichsein" einen unterschwelligen Vorwurf in der Art: „Du hast doch alles, du musst dankbar sein, reiss dich einfach mal zusammen". Doch der Biographin fehlt es nicht an Willen, ihre Niedergeschlagenheit zu überwinden, sie kann nicht. Gerade daran erkennt man die Schwere einer Depression. Ob die Biographin in diesem Zusammenhang Schuldgefühle oder Selbstzweifel entwickelte, weil ihr das Sich-Zusammenreissen nicht gelang, lässt sich nicht eindeutig sagen. Aber das Unvermögen des Mannes, sich in ihre Situation einzufühlen, macht ihr Leiden eher noch schlimmer. Ihr hätte das Verständnis ihres Mannes geholfen. Offensichtlich hat der Ehemann von Ana Ortiz Mühe zu akzeptieren, dass es seiner Frau psychisch schlecht geht.

Sofia Garcia aus Kolumbien beschreibt eine Erfahrung mit ihrem Mann, die aufzeigt, wie er die Diagnose Depression als ein Stigma erlebt:

„Mein Mann wollte nicht, dass die Leute wissen, dass ich in der A-Klinik war. Heutzutage haben viele Leute Depressionen, aber niemand spricht darüber. Das ist wie ein Stigma (…). ‚Javier, das ist ganz normal', sagte ich. Dann sagte er: ‚Ich weiss nicht, warum du krank bist, weil (…) du kennst doch meine Krankheit.' Und auch die Kinder sollten nicht wissen, dass ich krank bin. Er fragte mich: ‚Wie willst du den Kindern diese Krankheit erklären?' Also, ich fand es nicht schlimm meinen Kindern zu sagen, dass ich eine Depression habe. Ich fand das wie ein Stigmatisierung der Depression. Dann begann ich mit den Leuten über meine Depression und meinen Aufenthalt in der A-Klinik zu reden. ‚Ah ja, ich hatte auch einmal die Depression gehabt', sagte eine Frau. ‚Du?', fragte ich. ‚Ja.' Und dann sagte sie, dass sie in einer anderen Klinik gewesen war. ‚Was? Du hattest auch eine Depression? Das wusste ich nicht.' Die Leute sprechen nicht darüber. Das ist wirklich wie ein Tabu, das ist unglaublich. Ich denke, die Leute sprechen nicht offen über die Depression aus Angst. Für mich ist es ganz normal, ganz normal. Das ist wie jede andere Krankheit."

Die Passage zeigt, dass Sofia Garcias Ehemann ihr mit Unverständnis begegnet, da sie nicht krank aussieht. Die Biographin war für ihren Mann da, wenn er sie brauchte. Im umgekehrten Fall, wenn sie eine Schulter zum Anlehnen oder ein offenes Ohr brauchte, konnte er wenig Verständnis aufbringen. Auffallend ist, dass der Mann offen über seinen Hirntumor sprechen durfte, während er die Erkrankung seiner Frau an einer Depression lieber verschwiegen hätte, aus Angst, sie könnte stigmatisiert werden oder

gar als verrückt gelten. Möglicherweise hatte er auch Angst, seiner Frau könnten die Kinder entzogen werden. Die Biographin bekundet allerdings keine Angst vor einer Stigmatisierung und weist einen offenen Umgang mit der psychischen Erkrankung auf. Insgesamt, so zeigt sich, hatten die Hälfte der befragten Migrantinnen (9 von 17) eine aufgeschlossene Haltung gegenüber ihrer Depressionserkrankung. Im Kontrast zu dieser Offenheit im Umgang mit einer Depression belegen andere Interviews, dass die psychische Erkrankung oft mit Schamgefühlen verbunden war. So erzählt Veronica Rodriguez aus Mexiko, 52 Jahre alt, Heilpädagogin, Mutter von zwei Kindern, dass sie sich dafür schämte, unter einer Depression gelitten zu haben. Als sie sich in der akuten Phase der Depression befand und sie es geschafft hatte, ihre Kräfte zu mobilisieren, um einkaufen zu gehen, versteckte sie sich hinter einem Regal im Lebensmittelgeschäft, als sie eine Nachbarin sah. So wollte sie Fragen nach ihrem Wohlergehen aus dem Weg gehen. Die Biographin wollte keine Frage wie etwa „Wie geht es Ihnen?" mit einem „gut" beantworten, denn dies wäre ihr wie eine Lüge vorgekommen. Gleichzeitig konnte sie dieser Nachbarin nicht sagen, wie elend sie sich fühlte. Darüber hinaus befürchtete sie, dass ihr gesamtes soziales Umfeld von ihrer Depression Kenntnis bekommen könnte. Veronica Rodriguez' sozialer Rückzug und ihr Verstecken vor Begegnungen scheinen hier von der Angst vor einer Stigmatisierung angetrieben zu sein. Sie schämte sich, an einer Depression erkrankt zu sein. Sie schämte sich dafür, dass ihr Mann sie für eine andere Frau verlassen hatte. Sie schämte sich vor ihren zwei Kindern für das Scheitern ihrer Ehe. Sie schämte sich dafür, mit Mitte 40 psychisch erkrankt und ohne Beziehung, ohne Arbeit und ohne Geld zu sein. Sie schämte sich dafür, sich als Versagerin auf privater und beruflicher Ebene zu fühlen. Sie schämte sich dafür, aus ihrer Sicht ihren Alltag nicht mehr richtig organisieren zu können. Sie schämte sich dafür, permanent weinen zu müssen. Um nicht mit ihrer Scham konfrontiert zu werden, zog sie sich zurück, versteckte sich.

11.7 Auswirkung einer Depression auf die binationale Beziehung

Ist der Ehemann die einzige Bezugsperson in der Schweiz im Leben der Biographinnen, trägt er oft die gesamte Unterstützungsarbeit alleine, wie in Leonor Castros Fall sichtbar wurde. Die Belastung für den unterstützenden Lebenspartner kann sehr gross sein. Insbesondere bei der Depressionserkrankung eines Lebenspartners kann sich der andere emotional überfordert fühlen, was sich auch auf die Beziehung auswirkt. Die 28-jährige Erziehungswissenschaftlerin Lucinda Riva aus Ecuador erzählt, ihren Ehemann als eine grosse emotionale Stütze und wichtigen Gesprächspartner während der Depressionserkrankung erlebt zu haben. Bei Lucinda Riva wie auch bei Leonor Castro veränderte sich aufgrund der Depressionserkrankung ihr jeweiliges Beziehungsleben grundlegend. Die Folgen der psychischen Erkrankung auf die Beziehung beschreibt Lucinda Riva wie folgt:

> „Mein Mann erhielt wenig Unterstützung im Umgang mit meiner Depression. Seine Eltern standen ihm zwar zur Seite, aber das reichte nicht. Er fühlte sich sehr für mich verantwortlich. Er war deshalb lange Zeit nicht wie mein Mann, sondern wie mein Vater. Er kontrollierte, dass ich aufstand, weil ich die ganze Zeit schlief, genug ass etc., so wie sich ein Elternteil gegenüber seinem Kind verhält, aber nicht wie ein Ehemann. Für

eine Beziehung ist ein solches Verhalten gefährlich, das kann die Beziehung zerstören. Als ich wieder gesund war, konnte er die Rolle ‚Ich bin für alles verantwortlich, ich mache alles' nicht mehr weiter ausüben. Er führte sich immer noch wie ein Vater auf (…). Er hatte eine paternalistische Rolle eingenommen. Für mich war es schwierig, da ich inzwischen gesund war und er dies nicht so richtig gemerkt hatte. Er hatte Angst, dass ich erneut an der Depression erkranken könnte. Für die Beziehung war die Depression sehr schlecht (…). Ich fühlte mich als Frau nicht mehr attraktiv. Ich fühlte mich eher wie ein kleines Mädchen für ihn. Auch die Sexualität war innerhalb der Beziehung schlecht. Wir hatten keinen Geschlechtsverkehr während mehr als einem Jahr. Dieses eine Jahr mit der Depression machte unsere Beziehung instabil. Wir haben uns auseinandergelebt. Jetzt versuchen wir die Beziehung wieder so hinzubekommen, wie sie vor der Depression war, aber das ist nicht so einfach. Wir hatten uns einmal sehr stark geliebt. Wir sind immer noch für einander da, aber mein Mann übernimmt zu viel Verantwortung innerhalb der Beziehung. Das führt dazu, dass ich mich zwar beschützt fühle, aber ich kann nicht selber Initiative ergreifen. Ich befinde mich in einer Phase, in der ich Angst habe weiter zu gehen. Ich denke, dass mein Mann von mir erwartet, dass ich wie eine normale Frau aus der Schweiz bin. Aber das ist nicht möglich, weil ich erstens aus Lateinamerika komme und zweitens habe ich eine andere Lebensgeschichte, andere Erfahrungen als Migrantin, die mich anders sein lassen als die Frauen, die er kennt."

Hier ist evident, dass die Depressionserkrankung eine Abhängigkeit vom Ehemann und einen Verlust von Selbstständigkeit bewirkte. Während der Depression schichteten sich Problempotentiale auf, die sich nach dem Abklingen der Depression zu einer Problemgemengelage in der Beziehung ausweiteten, was die Ehe destabilisierte. In vielen Biographien wird von den Folgen der Depression auf die Beziehung und von den oft damit einhergehenden sexuellen Problemen in der Partnerschaft berichtet. Auch Lucinda Rivas Ehemann erlebte die Erkrankung als eine Krisensituation. Sorge und Angst um seine Frau sowie Ungewissheit, wie es mit der Beziehung weitergeht, bestimmten sein Leben. Er fühlte sich zum damaligen Zeitpunkt hilflos. Lucinda Riva macht deutlich, dass aus ihrer Sicht ihr Mann ebenso fachliche Unterstützung während ihrer Krankheitsphase gebraucht hätte. Fehlende oder mangelnde Angehörigenberatung bei Depressionen erweist sich in mehreren Erzählungen als ein Problem. So war der Ehemann im Umgang mit der Depression seiner Frau zu stark auf sich alleingestellt. Die Biographin fühlte sich ausserstande, Aufgaben in der Hausarbeit zu übernehmen. Der Ehemann musste deshalb unvermeidbar die Verantwortung für die Organisation des Alltagslebens übernehmen. So lasteten die Alltagspflichten einzig auf seinen Schultern. Er war es während der Dauer der Depression seiner Frau gewohnt, den familiären Alltag zu bewältigen und sich um das Wohl seiner Frau zu kümmern. Nach dem Abklingen der Depression fiel es ihm offensichtlich schwer, sein starkes Verantwortungsgefühl der Beziehung gegenüber abzulegen. Die Depression hat Spuren in der Beziehung hinterlassen, ja sogar die Beziehung verändert. Der Psychiater Daniel Hell (2007: 87) verweist darauf, dass Depressionen in Paarbeziehungen eine Eigendynamik entwickeln, die von den direkt Betroffenen schwer zu fassen ist. Allerdings lösen sich, so Hell (2007: 100) weiter, die wenigsten Beziehungen während einer Depression auf. Deutlich ist in allen Interviews dieser Untersuchung ebenfalls, dass keine Ehe an der Depression zerbrach, aber sich beide Partnern sehr anstrengen mussten, um die Beziehung aufrechtzuerhalten.

Interessant am Ende des Zitats ist die Distinktionsperspektive, die Lucinda Riva einnimmt. Sie führt an, ihr Mann habe eine Ehefrau herbeigesehnt, die wie „eine normale Frau aus der Schweiz" sei. Damit deutet sie an, dass er sich möglicherweise eine Frau wünschte, die ihn mit weniger belastenden Erfahrungen konfrontiert. Lucinda Riva positioniert sich selbst als Mensch, der „anders" ist, um sich ihre biographischen Erfahrungen zu erklären. In der Rekonstruktion ihrer „Andersartigkeit", die sie an ihrer Herkunft aus „Lateinamerika", ihrer „Lebensgeschichte" und ihren „Erfahrungen als Migrantin" festmacht, und sie so von Schweizerinnen unterscheidet, lässt sich ihre subjektive Krankheitstheorie erkennen. Es scheint, als verorte sie die Erkrankung an einer Depression im Kontext von migrationsbiographischen und familiären Zusammenhängen.

11.8 Funktion der Familienangehörigen im Herkunftsland als zentrale Unterstützende der Migrantinnen während ihrer Erkrankung

Neben dem Ehemann stellten für die Mehrheit der Frauen aus Lateinamerika Familienmitglieder im Herkunftsland eine wesentliche Unterstützung im Umgang mit der psychischen Erkrankung dar. Die befragten Frauen schildern, dass sie vor der Migration bei Problemen auf die Hilfe aus ihrem familiären Umfeld in Lateinamerika zählen konnten. Die 30-jährige Mutter von zwei Kindern, Sol Alvarez, meint: „In Venezuela wusste ich, sollte ich ein Problem haben, könnte ich sofort zu meiner Mutter oder meiner Schwester gehen. In der Schweiz aber war ich alleine, ich konnte niemanden anrufen." Die Selbstverständlichkeit, sich sowohl in kleineren Alltagsbelastungen als auch in Dauerbelastungen auf Nahestehende verlassen zu können, besteht aufgrund der physischen Entfernung von Familienangehörigen in der Migration nicht mehr.

Aus den Schilderungen der befragten lateinamerikanischen Migrantinnen geht insgesamt hervor, dass der Herkunftsfamilie in Belastungssituationen eine höhere Bedeutung im Vergleich zu Kontakten mit FreundInnen, Bekannten und NachbarInnen beigemessen wird. Der Stellenwert der Familie wird in den Unterstützungsleistungen deutlich, die vorwiegend innerhalb der Herkunftsfamilie geleistet werden. Einige Frauen berichten, enge Familienangehörige wie etwa die Mutter, der Vater oder Geschwister seien für einige Wochen oder gar Monate in die Schweiz gekommen, um die Biographinnen in Situationen von Überforderung zu unterstützen. Rund ein Drittel der Studienteilnehmerinnen gibt an, dass sie sich im Falle einer Depressionserkrankung auf die Unterstützung der Eltern oder enger Familienmitglieder verlassen konnten, die aus Lateinamerika herbeieilten. Flor Martinez aus Kolumbien erinnert sich: „Das Leben allein mit zwei kleinen Kindern in der Schweiz war sehr schwer, denn niemand konnte mir helfen. Meine Mutter kam für ein paar Monate in die Schweiz, um mir zu helfen, als ich die Depression hatte."

11.9 Auswirkung einer Depression auf die Kinder

Miranda Lopez: „Alles was wir waschen, sind Pyjamas. Deine Pyjamas."

Zwölf von 17 befragten Migrantinnen haben Kinder, die sie als ihren Lebensinhalt bezeichnen. Die Kinder geben ihnen Lebensmut und helfen ihnen, nicht aufzugeben. Zwei Mütter mit Suizidgedanken, Isabel Vega, 33 Jahre alt, aus Kolumbien, und Sol Alvarez, 30 Jahre alt, aus Venezuela, gaben an, sich nur wegen ihrer Kinder nicht das Leben genommen zu haben. Die Kinder werden aber in schwierigen Lebenssituationen nicht als eine emotionale Stütze präsentiert; möglicherweise, weil sie vorwiegend Minderjährige sind oder die Mütter ihren Kindern nicht zur Last fallen möchten. Die Ausnahme bilden zwei Kinder im Teenager-Alter von zwei Migrantinnen. Veronica Rodriguez kommt aus Mexiko und hat zwei Kinder. Sie berichtet, dass ihr ältester Sohn ihr unterstützend zur Seite stand. Er kümmerte sich nach der Schule um den jüngeren Bruder, als sie sich in der akuten Phase der Depression befand. Die geschiedene Frau erhielt durch ihn praktische Hilfe im Alltag: „Ich hatte keine Energie mehr, die Sachen zu machen und dann hat z.B. Oliver angefangen am Abend zu kochen, weil ich plötzlich keine Fantasie mehr hatte, was ich kochen könne oder was ich machen müsse." Miranda Lopez, aus Guatemala, ist verheiratet, Mutter von zwei Kindern aus erster Ehe. Während der erwachsene Sohn im Herkunftsland lebt, lebt ihre jüngere Tochter bei ihr. Die Biographin erzählt, dass sie sich von ihrer Tochter emotional unterstützt fühlte, und misst dieser Beziehung eine existentielle Bedeutung bei: „Meine Tochter und ich haben eine sehr enge Beziehung, sie ist alles für mich, meine Unterstützung, mein Halt, meine Seele". Im Anschluss an diesen Satz beschreibt Miranda Lopez emotional sehr dicht und unter Tränen, wie ihre damals 13-jährige Tochter merkte, dass Miranda Lopez „anders" war als sonst und die Mutter damit konfrontierte. Im folgenden Zitat wird deutlich, wie die Tochter ebenfalls unter der Depression der Mutter leidet.

> „An gewissen Tagen war das einzige Vergnügen mit geschlossenen Türen und Fenstern zu schlafen. Ich schaltete das Telefon aus. Alles wurde ausgeschaltet. Ich hatte kein Interesse für niemanden, ich kümmerte mich um nichts mehr. Mein Blick war wie verloren (...). Ich gab aber meiner Familie gegenüber vor, dass es mir gut ging und täuschte Zufriedenheit vor, bis alle aus dem Haus waren. Da ich nicht arbeitete, schloss ich mich danach im Haus ein, kehrte zurück ins Bett und wollte von nichts mehr wissen. Ich wollte von der Welt nichts mehr wissen. Ich stand nur auf als ich wusste, dass meine Tochter nach Hause kommt. Ich wollte nicht, dass sie mich wie tot sieht. 15 Minuten bevor sie aus der Schule kam, stellte ich den Wecker, stand auf und öffnete die Fensterläden und die Fenster. Ich kämpfte wach zu bleiben. Ich wollte meiner Familie zeigen, dass es mir gut geht. Bis eines Tages etwas vorfiel (...). Ich war gerade dabei die Wäsche zusammen mit meiner Tochter zu waschen. Sie sagte plötzlich zu mir, dass sie traurig sei. Sie könne mich nicht mehr so sehen. Ich sagte zu ihr, dass sie sich keine Sorgen machen solle, mir gehe es gut. Daraufhin zeigte meine Tochter auf die Wäsche und sagte: ‚Schaue dir die Wäsche an. Alles was wir waschen sind Pyjamas. Deine Pyjamas. Du ziehst gar keine Kleider mehr an. Du ziehst nur noch Pyjamas an.' Ich hatte es gar nicht bemerkt. Erst jetzt wurde es mir bewusst. Dann schrie mich meine Tochter an und sagte: ‚Du hast deine Mutter verloren, weil sie gestorben ist. Ich verliere meine Mutter, weil sie traurig ist. Ich habe auch das Gefühl, dass ich keine Mamá habe.' Ich antwortete ihr, dass ich auf mich aufpassen würde. Dann sagte sie: ‚Ich bin zwar mit dir zusammen, aber du bist

nicht du selber. Du täuschst nur vor, dass es dir gut geht. Ich sehe dich an, deine Augen strahlen nicht, du bist nicht dieselbe Person. Früher hast du dich geschminkt, du hast dich hergerichtet, warst glücklich, hattest Energie.' Ich schämte mich (...). Es tat mir so leid, dass sie mich so sah. Mein Mann fragte mich, ob ich nicht zu einer Psychologin gehen wolle, da es so nicht mehr weitergehen könne. Mein Verhalten beeinträchtige nicht nur mich, sondern die ganze Familie, sagte er."

So wie Miranda Lopez wollen auch die anderen Mütter ihre Kinder nicht belasten und versuchen deshalb, die Depression zu verheimlichen. Die Aussagen der Biographinnen zeigen, dass ältere Kinder sich für ihre jüngeren Geschwister oder erkrankten Mütter verantwortlich fühlen oder gar in Elternrollen schlüpfen. Gleichzeitig wird hier die Bedürftigkeit der Kinder deutlich. Besonders eindrucksvoll ist, wie Miranda Lopez die Verzweiflung der Tochter schildert („Ich verliere meine Mutter, weil sie traurig ist."). Trotz grosser emotionaler Verbundenheit und Liebe zwischen den Müttern und ihren Kindern scheint es, als erhielten die Kinder keine uneingeschränkte Aufmerksamkeit. Die beiden Mütter sind aufgrund ihrer Depression nicht ausreichend ansprechbar für ihre Kinder. Die Kinder erleben von ihren Müttern nicht die nötige Zuwendung und konkrete Hilfestellung. Veronica Rodriguez bringt beispielsweise ihr Unvermögen, für ihre Kinder zu kochen, mit der Formulierung „keine Fantasie" zum Ausdruck. Aufgrund der Depression war die Biographin mit sich und ihren Bedürfnissen beschäftigt, was eine Einschränkung der Fürsorge und Erziehung ihrer beiden Kinder zur Folge hatte. In der Mehrheit der Erzählungen zeigt sich, dass die Auswirkung der eigenen Depression auf die Kinder nur angedeutet und wenig ausgeführt wird. Vermutlich spielen hier Schuld- und Schamgefühle eine relevante Rolle.

Die Kinder der zwölf Migrantinnen-Mütter waren alle minderjährig, bis auf eine Ausnahme. Neben Miranda Lopez hatte auch Rosita Diaz zwei erwachsene Kinder in Kolumbien, mit denen sie via Social Media und Telefongespräche in engem Kontakt stand. Es lässt sich erkennen, dass Kinder für psychisch Erkrankte oft ein emotionaler Rückhalt sind, aber keine Fachpersonen ersetzen können. In den meisten Fällen bei den an Depression erkrankten Migrantinnen mit minderjährigen Kindern war die familiale Unterstützung durch den Ehemann gegeben, und zwar unabhängig davon, ob sie verheiratet oder geschieden waren. Aber auch einige Eltern aus Lateinamerika eilten im Krankheitsfall der Frauen in die Schweiz, so dass stets ein verlässlicher Elternteil oder ein enges Familienmitglied für die Kinder da war. Auf Freundinnen sowie auf Nachbarschaftshilfe konnte in wenigen Fällen ebenfalls zurückgegriffen werden.

Im Kontrast zur fehlenden Unterstützung und zum mangelnden sozialen Netz in schwierigen Lebensumständen steht die Erfahrung von einigen Frauen, die ein hohes Mass an ausserfamiliärer Unterstützung und Solidarität erlebten. So berichtet die Architektin Flor Martinez, dass eine ihr wohlgesinnte Schweizerin die Ausbildung zur Kunsttherapeutin finanzierte. Sie hatte diese Frau kennengelernt, als sie darüber verzweifelte, dass das Familieneinkommen nicht ausreichte, um eine Ausbildung zu bezahlen. Ihre eigenen Eltern hatten ebenfalls nicht die finanziellen Mittel, sie zu unterstützen. Die Erfahrung von Solidarität war ihr neu, wie sie sagt: „Ich hatte so was nie zuvor in der Schweiz erlebt." Aber nicht nur Flor Martinez, sondern auch anderen Migrantinnen wurden Hilfeleistungen von sozial engagierten Menschen angeboten, wie bereits im Fall von Ana Ortiz dargelegt, die grosse Unterstützung durch ihren „Schweizer Papa" erfuhr.

11.10 Zusammenfassung

Fallübergreifend gilt, dass die Verfügbarkeit eines sozialen Netzwerks und das Zusammenwirken von Unterstützungsleistungen auf familiärer, freundschaftlicher und professioneller Ebene für das psychische Wohlbefinden von Bedeutung ist. Ein Mangel an sozialen Beziehungen und fehlender Zugriff auf soziale Unterstützung in Belastungssituationen beeinflussen hingegen massgeblich die psychische Gesundheit der befragten Migrantinnen. Soziale Kontakte und die Existenz sozialer Unterstützung weisen somit eine gesundheitsrelevante Dimension auf. Einige Migrantinnen gaben an, sich in der Schweiz primär familiär (z.B. durch den Ehemann) unterstützt gefühlt zu haben. Andere wurden vorwiegend durch Freunde unterstützt, und einige wenige Frauen schilderten, dass sie in erster Linie professionelle Hilfe erhielten. Im Gegensatz zu diesen Frauen beschrieben einige Lateinamerikanerinnen, dass sie nicht auf soziale Unterstützung zurückgreifen konnten. Nahezu alle Migrantinnen gaben an, die familiäre Unterstützung der in Lateinamerika verbliebenen Familienmitglieder in Alltags- und vor allen Dingen in Notsituationen vermisst zu haben. Bei Migrantinnen, deren Lebenssituation durch eine hohe Anzahl von Belastungsfaktoren gekennzeichnet ist, begünstigt fehlende soziale Unterstützung die Entwicklung einer Depression. Insbesondere bei länger anhaltenden Lebenskrisen ist die Verfügbarkeit sozialer Unterstützung und Verlässlichkeit von Hilfeleistungen von grosser Bedeutung. Bei mehrfachbelasteten Migrantinnen, die sich trotz Erwerbsarbeit in einer prekären Lebenssituation befanden und deshalb besonders verletzlich waren, führte das Fehlen sozialer Unterstützung oft zu Überlastung und schliesslich zur Depression, was sich am Beispiel von Ana Ortiz, Sofia Garcia und Amalia Torres deutlich rekonstruieren liess.

12. Depression im Kontext einer binationalen Ehe

Der Anteil der binationalen Eheschliessungen ist in den letzten Jahrzehnten in der Schweiz gestiegen. Von allen im Jahr 2016 eingegangenen Ehen waren 36.3 % binational (Bundesamt für Statistik 2017). Binationale Beziehungen stellen in der Schweiz eine Lebens- und Familienform mit wachsender Bedeutung dar. Binationale Ehen sind entgegen der häufigen Annahme nicht scheidungsanfälliger als mononationale. Stellt man die Zahl der Schweizer Scheidungen (17‘028) und der Schweizer Eheschliessungen (41‘646) im Jahr 2016 einander gegenüber, ergibt sich eine Scheidungsrate von 40.9 %. Eine ähnliche Scheidungsrate von 39.9 % lässt sich bei binationalen Scheidungen (5‘962) im Verhältnis zu den binationalen Eheschliessungen (14‘946) im Jahr 2016 feststellen (Bundesamt für Statistik 2017). Wie bereits in Kapitel 4 ausgeführt wurde, migrierte die Mehrheit der in der vorliegenden Arbeit befragten Migrantinnen in die Schweiz aufgrund einer Liebesbeziehung zu einem Mann. Dabei sind 16 von 17 Frauen aus Lateinamerika eine binationale Ehe eingegangen. Zehn Frauen sind oder waren mit einem Schweizer verheiratet, fünf Frauen mit einem Europäer (Deutschland, Österreich und Spanien) und zwei Migrantinnen (eine Guatemaltekin und eine Kolumbianerin) jeweils mit einem Mann aus Kolumbien. Von allen Studienteilnehmerinnen führt also nur eine Frau aus Kolumbien eine Ehe mit einem Mann aus demselben Herkunftsland.

Die meisten Paare (zehn) lernten sich im Herkunftsland der Frau kennen und lieben, wie es auch im Fallbeispiel von Amalia Torres aufgezeigt wurde. Die zukünftigen Ehemänner befanden sich entweder auf Geschäftsreise, machten einen Sprachaufenthalt, waren Touristen oder hatten eine feste Anstellung in Lateinamerika. Drei Frauen, die als Arbeitsmigrantinnen kamen, lebten bereits in der Schweiz, als sie ihren zukünftigen Mann kennenlernten, was die Fallrekonstruktion von Leonor Castro verdeutlichte. Zwei weitere Frauen lernten ihren Mann in der Schweiz als Touristinnen kennen (eine verliebte sich in einen Landsmann und die andere in einen Mann aus Österreich, der aber als Jugendlicher in die Schweiz gekommen war). Eine Frau war aufgrund einer Liebesbeziehung mit einem Schweizer migriert, doch die Beziehung hielt nicht. Kurz bevor sie in ihr Herkunftsland zurückkehren wollte, lernte sie ihren späteren Ehemann in der Schweiz kennen. Eine Migrantin schliesslich war vor ihrem gewalttätigen Mann in die Schweiz geflüchtet, wo sie ihren zukünftigen zweiten Mann, einen Mann aus Kolumbien, heiratete.

Sechs Frauen lebten einige Jahre mit ihrem Partner zusammen in Lateinamerika. Sieben Lateinamerikanerinnen, die ihren Mann entweder in ihrem Herkunftsland

oder in der Schweiz kennengelernt hatten, führten zunächst eine Fernbeziehung über einige Jahre hinweg, bevor sie heirateten und in die Schweiz kamen. Einige wenige Frauen entschieden sich in relativ kurzer Zeit nach dem Kennenlernen für eine Eheschliessung. So lernten sie den Partner erst während der Ehe besser kennen. Vier Migrantinnen lebten bereits in der Schweiz, als sie ihrem zukünftigen Mann begegneten. Auffallend ist, dass diejenigen Frauen, die mit ihren Partnern zuerst in Lateinamerika zusammengelebt hatten, häufig berichten, ihr Mann habe sich nach der Migration in die Schweiz sehr verändert.

Als ich die Migrantinnen aus Lateinamerika interviewte, waren zehn Frauen verheiratet, fünf geschieden und zwei verwitwet. Die zehn verheirateten Frauen befanden sich in unterschiedlich langen Ehen. Die Dauer der Ehen variierte von zwei bis zu 23 Jahren. Der Durchschnittswert dieser bestehenden Ehen betrug 12.5 Jahre. Die durchschnittliche Dauer der Ehe von den fünf geschiedenen Frauen betrug 15 Jahre. Die kürzeste dieser geschiedenen Ehen hielt sechs Jahre bei einer Beziehungsdauer von insgesamt zehn Jahren. Die längste Ehe hingegen dauerte 23 Jahre. Die durchschnittliche Länge einer dann geschiedenen binationalen Ehe ist relativ hoch, was in Kontrast zur gängigen Annahme steht, Lateinamerikanerinnen würden oft nur aus aufenthaltsrechtlichen Gründen eine Ehe mit einem Schweizer eingehen. Sich für die Heiratsmigration zu entscheiden, erfolgte nicht aufgrund ökonomisch prekärer Lebensbedingungen im Herkunftsland oder aufgrund mangelnder Alternativen. Eine binationale Ehe stellte für viele Biographinnen auch keine wirtschaftliche Verbesserung dar; im Gegenteil. Wie schon erwähnt, erlebten 13 von 17 Migrantinnen aus Lateinamerika durch die Migration in die Schweiz einen Statusverlust. In ihrem Herkunftsland hatten die qualifizierten Frauen eine Erwerbsarbeit und eine sichere ökonomische Basis.

Binationale Paare sind mit ähnlichen Konflikten und Problemen konfrontiert wie mononationale Paare. Die Unterschiede liegen aber in den Schwierigkeiten und Herausforderungen, die im Kontext von Migrationsprozessen und überhöhten Erwartungen für binationale Paare auftreten können. Die biographischen Erzählungen der befragten Migrantinnen aus Lateinamerika verdeutlichen unterschiedliche Erfahrungen in ihren binationalen Ehen. Einige der migrierten Frauen leben in einer harmonischen, zuverlässigen und liebevollen Beziehung. Andere lateinamerikanische Migrantinnen berichten von Eheproblemen im Zusammenhang mit einer seit Langem währenden Unzufriedenheit infolge eines unausgewogenen Machtverhältnisses in der binationalen Beziehung. Manche von ihnen thematisieren Konflikte in der binationalen Partnerschaft, die sie auf fehlenden Respekt und mangelndes Verständnis sowie auf rassistische Abwertungserfahrungen zurückführen.

Bei den 15 mit einem Europäer verheirateten Biographinnen liessen sich in ihren binationalen Ehen geschlechtsspezifische Schwierigkeiten, die sich in der Folge von Migration ergeben, rekonstruieren. Dabei ermöglichte die biographieanalytische Perspektive, die Erwartungen, Idealisierungen und enttäuschten Hoffnungen der jeweiligen Ehen darzustellen. Aus den Erzählungen geht hervor, dass sich die Lateinamerikanerinnen die Heirat eines Schweizers bzw. Europäers in den meisten Fällen als egalitäre Beziehung vorstellten, und sie versuchten durch die Migration ihrem Wunsch nach Geschlechtergleichstellung in der Ehe näher zu kommen. Viele Frauen stellten spätestens bei der Familiengründung fest, dass ihre Ehemänner eine „traditionelle Geschlechterrollenvorstellung“ hatten. Ihnen wurde die Rolle als Mutter zu-

gewiesen, die für Haus- und Erziehungsaufgaben zuständig ist. Nicht nur in Amalia Torres' Fallrekonstruktion, sondern auch in vielen anderen Erzählungen wird deutlich, dass der Ehemann für eine traditionelle Aufgabenteilung der Geschlechter steht, bei der in erster Linie die Frau ihre Erwerbstätigkeit den familiären Bedürfnissen anpassen soll. Einige Migrantinnen thematisieren eine Depressionserkrankung im Kontext asymmetrischer Machtverhältnisse, die vor allem in der Anfangszeit nach der Migration ihre binationalen Beziehungen belasteten.

12.1 Machtverhältnisse im Rahmen einer binationalen Beziehung

Das Leiden von Rosita Diaz im Zusammenhang mit der unterschiedlichen Verteilung von Macht in ihrer binationalen Ehe wurde schon an anderer Stelle ausgeführt (vgl. Kapitel 9). Das Ungleichgewicht zwischen beiden Ehepartnern tritt hier wegen Rosita Diaz' fehlender Erwerbsarbeit und der damit finanziellen Abhängigkeit von ihrem Mann auf. Die binationale Beziehung zu ihrem zweiten Mann ist das dominante Thema ihrer biographischen Erzählung. Zum Zeitpunkt des Interviews ist die 54-jährige Frau aus Kolumbien seit dreieinhalb Jahren mit einem Deutschen verheiratet, der Jahrzehnte lang als selbstständiger Heizungsinstallateur in der Schweiz tätig war, bevor er in Rente ging. Vor der Hochzeit führten sie eine einjährige Fernbeziehung, mit häufigem telefonischem Kontakt und mehrmaligen Besuchen des Partners in Kolumbien. Rosita Diaz besuchte ebenfalls ihren künftigen Ehemann einmal vor der Hochzeit in Europa. Beide Eheleute gingen ihre zweite Ehe ein und beide hatten jeweils zwei erwachsene Kinder aus einer vorherigen Beziehung.

Die Biographin berichtet, ihr Mann habe sie nicht gefragt, ob sie migrieren wolle, sondern sei davon ausgegangen, sie wolle selbstverständlich nach der Heirat nach Europa kommen. Die Biographin war glücklich, den Mann ihres Lebens getroffen zu haben. Obwohl es ihr schwer fiel, ihre Kinder und engen Familienangehörigen zurückzulassen, sagte sie einem gemeinsamen Leben in Europa aus Liebe zu, in der Hoffnung auf eine glückliche Beziehung. In diesem Kontext weist Yvonne Riaño (2015: 46) darauf hin, dass „Liebe" besonders bedeutsam ist, um die Biographien von Frauen zu verändern und ihre Migrationsprojekte zu prägen.

Rosita Diaz' Eltern gehörten der Mittelschicht in Popayan an, einer Stadt im Süden Kolumbiens. Ihr Vater war Baumeister, ihre Mutter kümmerte sich um die gemeinsamen sechs Kinder und den Haushalt. Rosita Diaz, die zweitälteste Tochter, gibt an, dass ihr Vater ihre Mutter schlug. Das gewalttätige Verhalten ihres Vaters prägte sie sehr, und sie betont, dass sie deshalb mit dem Wunsch nach einer stabilen Beziehung aufwuchs. Innerhalb des gesamten Samples berichten zwei Migrantinnen, Rosita Diaz und Flor Martinez, dass sie in einem Familienhaushalt aufwuchsen, in dem die Mutter Opfer häuslicher Gewalt war, wenn der Vater zu viel getrunken hatte. Die befragten Frauen erlebten die Gewalt gegen ihre eigene Mutter mit und wurden so selber Opfer häuslicher Gewalt, indem sie diese hörten, sahen, miterlebten. Sowohl die Peruanerin als auch die Kolumbianerin lebten in ihrer Kindheit in prekären finanziellen Verhältnissen. Durch den Alkoholkonsum versuchten die Väter ihren schwierigen Lebensbedingungen zu entfliehen. Es überrascht nicht, dass diese beiden Frauen bei der Partnerwahl stark vom Wunsch nach einer gleichberechtigen Geschlechterbeziehung geleitet waren. Mit einem Schweizer bzw. Europäer erhofften sie sich eine Beziehung,

die auf Zuverlässigkeit, gegenseitiger Achtung und Liebe basiert. Auch in Miranda Lopez' Narration, die vor der physischen Gewalt ihres Mannes floh, zeigt sich, dass für die Ehe mit ihrem zweiten Mann das Bedürfnis nach einer „sehr liebevollen, respektvollen, harmonischen und friedlichen" Beziehung gross war.

Kommen wir wieder auf Rosita Diaz' Erfahrungen zurück. Ihr Ehemann hatte eine kleine Firma zusammen mit seinen zwei Söhnen in der Schweiz, seinen Wohnsitz aber im deutschen Grenzgebiet. Die Biographin migrierte ein Jahr nach der Heirat in Kolumbien nach Deutschland. Nach acht Monaten Ehe in Baden-Württemberg beschloss ihr Mann, den Lebensmittelpunkt wieder in die Schweiz zu verlegen. Auch dies entschied er allein und fragte nicht nach Einverständnis seiner Frau. Als ich Rosita Diaz interviewte, lebte sie seit einem Jahr in der Schweiz. Ihre Aufenthaltsdauer in der Schweiz zum Zeitpunkt der Depressionserkrankung war sechs Monate.

Rosita Diaz: „Du bist meine Putzfrau und ich bin dein Chef" – Depression im Kontext asymmetrischer Machtverhältnisse

Eine grosse Unzufriedenheit infolge eines unausgewogenen Machtverhältnisses in der Beziehung markiert die Anfangszeit nach der Migration. Rosita Diaz' Beziehung zu ihrem Mann ist durch Abwertung und Demütigung geprägt. Sie erzählt mir, wie sehr sie sich von ihrem Mann missachtet fühlt. Die Machtposition des Ehemannes veranschaulicht die 54-jährige Frau aus Kolumbien, die bis zu ihrer Migration in die Schweiz berufstätig und ökonomisch unabhängig war, wie folgt:

> „Ich kam mit einer anderen Vorstellung in die Schweiz. Ich dachte, dass ich einen anderen Mann geheiratet hatte. Ich hatte gar nicht den Wunsch, nach Europa zu kommen. Ich kam mit der Illusion nach Europa, eine erwachsene Beziehung zu haben, die entspannt und sorglos wäre, um mein Leben hier zu machen und glücklich zu sein. Aber das war nicht der Fall (…). Er hat mich getäuscht und hintergangen. Mein Mann sagte mir eines Tages: ‚Du bist meine Putzfrau und ich bin dein Chef.' Ich war so überrascht, dass ich nur antworten konnte, dass ich keinen Chef habe, dass ich mein eigener Chef sei. Ich verstand, dass ich die Ehefrau war, und klar, putzen gehört dazu (…) ich putzte, putzte, putzte die ganze Woche. Aber warum verhält er sich auf diese Weise mir gegenüber? Das ist sehr hart, ich verstehe es nicht (…). Ich bin eine Illusionistin. Ich dachte, dass ich der Liebe begegnet sei. Ich dachte, dass ich echte Gefühle antreffen würde. Dabei bin ich auf Gleichgültigkeit, Verrat und Heuchelei gestossen. Das tut weh und lässt einen schlecht fühlen (…). Er denkt, dass ich dumm sei, nicht gebildet, eine indigene Mentalität habe, aber ich studierte an der Universität öffentliche Verwaltungsadministration und arbeitete für den Staat. Ich frage mich immer wieder, warum er mich geheiratet hat. Ich kam verliebt hierher, wir hatten vorher schon geheiratet und ich verliess meine Familie. Warum behandelt mich mein Ehemann so, der mich angeblich lieben sollte? Ich fühle mich von ihm sehr abgelehnt. Das schmerzt mich sehr (…). Er sagte, dass er mich aus Liebe geheiratet hat, aber warum verhält er sich so? Ich denke, dass er mich mag, aber nicht als Ehefrau, sondern als Wegbegleiterin, als jemand, der ihm Gesellschaft leistet. Warum kehrst du nicht zurück nach Hause, wenn du so leidest, könnte man mich fragen. Weil (…) bevor ich ihn kennenlernte (…), das was ich jetzt erlebe, diese Kultur, kannte ich zuvor nicht. Wäre ich nie hier gekommen, hätte ich mir nie gewünscht hier zu sein. Aber jetzt bin ich hier, bleibe und kämpfe (…) ich muss

kämpfen. Ich will stark sein und ihm beweisen, dass ich nicht sein Geld brauche und es selber schaffen kann."

Und an anderer Stelle:

„Als ich Deutsch lernen wollte, wurde er wütend, wenn ich ihn etwas fragte. Wenn er Fernsehen schaute, wolle er nicht gestört werden, sagte er. Ich solle ihn am besten nichts fragen. Er fragte mich nichts. Er war trocken und gleichgültig mir gegenüber. Es war schrecklich, schrecklich, schrecklich (…). Ich habe noch nie zuvor so viel Gleichgültigkeit erlebt (…). Ich hatte grossen Stress. Ich merkte, dass etwas mit mir passierte. Ich konnte meine Gedanken nicht ordnen, war die ganze Zeit am Grübeln, war sehr verwirrt (…). Ich fühlte mich nicht gut. Ich hätte lernen müssen (…) Ich hatte Deutsch-Prüfungen, aber ich konnte nicht. Ich schämte mich, dass ich nicht verstand (…), dass ich ihn nicht verstand. Ich wusste nicht, was ich gerade am Erleben war. Ich fühlte mich neu hier, konnte die Sprache nicht und wusste nicht, was ich machen sollte. Mein Mann sagte immer wieder, ich sei nur wegen seinem Geld in der Schweiz. Ich interessiere mich nicht für sein Geld. Hätte ich nur das Geld gewollt, hätte ich mich in Kolumbien prostituieren können oder dort gleich einen reichen Mann finden können. Er ist sehr beleidigend. ‚Ich gebe dir Geld, und was gibst du mir?', fragte er mich. Er weiss, dass ich nicht viel habe und wenig verdiene. Das einzige, was ich anbieten kann, ist meine Liebe, meine Zuneigung, meine Innigkeit. Ist das nichts wert? Sein Verhalten ist so kalt und berechnend. Das verursachte mir viel Leid (…). Ich bin seine Ehefrau, aber ich kenne nicht meine Rechte. Ich interessiere mich nicht für seine Arbeit, seine Firma, aber ich möchte wissen, was ich als Ehefrau für Rechte habe. Er gibt mir als Ehemann nicht genug Geld. Er ist Rentner. Ich weiss nicht, wie hoch seine Rente ist oder wie seine Finanzen sind. Ich bin ausgeschlossen, ich habe keine Informationen über seine Finanzen, ich weiss es nicht (…). Er sagte mir, dass er 4'000.- CHF pro Monat an Rente habe. Aber ich weiss nicht, ob er lügt oder die Wahrheit sagt. Ich habe nie etwas gesehen. Ich weiss nicht, wie viel ein Mann hier bekommt. Er hat eine Firma mit seinen Kindern. Er sagt mir, dass ich nur wegen seines Geldes kam. Aber welches Geld? Wir haben gar nicht so viel. Ich hatte mehr, als ich in Kolumbien alleine lebte."

Und:

„Ich habe nur Schmerz, Bitterkeit und Demütigung erfahren. Dieser Mann hat mich sehr gedemütigt. Ich verstehe nicht, was wir für eine Beziehung haben (sie weint). So wie er mich behandelt, wie er mich demütigt, muss ich denken, dass er sehr einsam sein muss. Er sollte Hilfe suchen (…). Aber ich will nicht so sehr darüber nachdenken, denn ich kam hierher in der Absicht glücklich zu sein. Innerlich habe ich zu viel gelitten, ich erlebte sehr schwierige Momente. Aber Gott ist gross, ich bat ihn, mir zu helfen. Und ich ging zu einer Psychologin wegen dieser schwierigen Beziehung. Mir ging es so schlecht, ich hatte so viel Stress, dass ich krank wurde. Mir tat physisch alles weh, der Körper (…) und auch emotional ging es mir sehr schlecht. Ich kümmerte mich nicht mehr um mich selber. Wenn ich ältere Fotos von mir anschaute, dann sah ich, wie sehr ich mich verändert hatte. Meine Heiterkeit war weg, ich fühlte mich frustriert. Ich fühle mich so schlecht, so schlecht (…) ich fühle mich wie eine lebendige Tote. Es ist wie als Roboter zu leben. Du musst zwar essen, aber dein Leben ist nichts wert. Dein Leben hat keinen Sinn (…).

> Das Leben hat so keinen Sinn, keinen Wert. Ach, ich weiss nicht, wie ich es sagen soll (…), ich weiss nicht, ich weiss nicht (…). Ich wollte aus dieser Krise rauskommen. Mein Mann sagte mir, dass ich nur lügen würde, dass ich gar nicht krank sei. Er sagte mir, dass Frauen aus Lateinamerika oft sagen, dass sie krank seien, damit der Mann ihnen Geld gibt. Was für ein unfaires Spiel (…), das ist psychische Gewalt. Ich rief meine Tochter an. Sie meinte, ich solle heimkehren, ich sei nicht in der Schweiz, um zu leiden, um Stress zu haben.“[1]

Rosita Diaz bringt in diesen langen, emotional aufgeladenen Textpassagen zum Ausdruck, dass sie in dieser binationalen Ehe viel Leid erfuhr. Die finanzielle Abhängigkeit von ihrem Mann, die mit der Nichtanerkennung ihrer kolumbianischen Ausbildung und ihrer Berufserfahrungen zusammenhängt, bringt deutlich ein Ungleichgewicht und Machtunterschiede in der Beziehung hervor. Sie fühlte sich von ihrem Ehemann gedemütigt, beschämt und vor allem ohnmächtig. Rosita Diaz hat von ihrem Mann mehr menschliche Qualitäten erwartet, als sie die Ehe mit ihm einging. Die schmerzliche Enttäuschung darüber, dass er nicht über die ihm zugeschriebenen Kompetenzen als Ehemann verfügt, ist deutlich spürbar. Ihre Verzweiflung und Ratlosigkeit zeigt sich im mehrfachen Betonen, sich das Verhalten ihres Mannes ihr gegenüber nicht erklären zu können („Ich frage mich immer wieder, warum er mich geheiratet hat“). Die Frau aus Kolumbien befand sich noch in der Anfangszeit der Migration, die mit vielfältigen Schwierigkeiten einhergeht. So war sie etwa mit hohen Anpassungsanforderungen konfrontiert, verfügte noch nicht über ein soziales Netz, fühlte sich alleine in einem neuen Umfeld, vermisste ihre Kinder und engen Familienangehörigen. Ausserdem war die indigene Herkunft der Migrantin aufgrund ihrer dunklen Haare und dunklen Hautfarbe erkennbar und sie somit aus Schweizer Sicht einer sozialen Gruppe angehörig, die als „anders“ gekennzeichnet wird. Sie sah sich mit Ablehnungs- und Abwertungserfahrungen aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit nicht nur in der aufnehmenden Gesellschaft, sondern auch in der Ehe konfrontiert; eine Erfahrung, die auch in Amalia Torres’ biographischer Rekonstruktion deutlich wurde. Gerade in der sensiblen Anfangszeit hätte Rosita Diaz aber von ihrem Mann emotionale Unterstützung, Einfühlungsvermögen und Verständnis für ihre veränderte Lebenssituation gebraucht. Das Getrenntsein von Vertrautem und von geliebten Menschen, das Aufgeben ihres Berufes, was mit einem Verlust ihrer ökonomischen Autonomie einherging, und der damit verbundene Statusverlust, wurden ihr in dieser ersten Zeit nach der Migration in vollem Umfang bewusst. Diese Phase war mit einem grossen Verlust- und Trennungsschmerz verbunden, der erst noch verarbeitet werden musste. Darüber hinaus war sie mit dem Erwerb einer neuen Sprache beschäftigt. Wie aus der Erzählung zu entnehmen ist, beeinflusste ihr psychischer Zustand die Aneignung der neuen

1 Im Anschluss an das Interview bat mich die Biographin um eine Beratung. Als Sozialberaterin konnte ich auf viele ihrer Fragen eingehen. Zusätzlich machte ich sie auf eine binationale Beratungsstelle für Frauen aufmerksam, da sie unbedingt wissen wollte, welche Rechte sie als Hausfrau hier in der Schweiz habe. Als wir bei der Beratungsstelle anriefen, um einen Termin für ein Beratungsgespräch zu vereinbaren, wies mich die Juristin daraufhin, dass sie kein Spanisch spreche. Rosita Diaz bat mich, sie zu belgeiten und zu übersetzen, da ihre Deutschkenntnisse für ein Beratungsgespräch als Neuzugezogene noch nicht ausreichten. Auch nach dem Gespräch mit der Juristin, die ihr mitteilte, dass sie als Hausfrau auf ca. 500.- CHF frei verfügbares Geld Anspruch habe, bat sie mich, ihr bei diversen Anliegen behilflich zu sein, was ich in Form von sozialem Engagement auch tat.

Sprache markant. Die Sprache ihrer binationalen Beziehung war Deutsch. Daher war diese binationale Ehe von einem sprachlichen, aber auch ökonomischen und sozialen Ungleichgewicht geprägt. Während Rosita Diaz bemüht war, Deutsch zu lernen, verfügte ihr Mann mit Deutsch als Muttersprache über eine sprachliche Überlegenheit. Zumindest in der ersten Zeit nach der Migration war sie aufgrund ihrer mangelnden Sprachkenntnisse auf ihren Mann angewiesen. Insbesondere bei Behördengängen, beim Erledigen administrativer Aufgaben, wie etwa mit der Krankenkasse, und bei schriftlichen Bewerbungen wird diese sprachbedingte Abhängigkeit vom Mann sichtbar. So wird sie sich unterlegen gefühlt haben, was sich negativ auf ihr Selbstwertgefühl ausgewirkt hat. Darüber hinaus fühlt sich die Biographin in ihrem migrationsbedingten Verlustschmerz nicht verstanden und wahrgenommen. Es scheint, dass in dieser Partnerschaft Probleme in der Kommunikation und Verständigung vorhanden sind, die nicht einzig auf die mangelnden Sprachkenntnisse der Biographin zurückzuführen sind, sondern vielmehr auf die fehlende Bereitschaft ihres Mannes zur Kommunikation.

Die binationale Ehe stand von Beginn an vor zahlreichen Herausforderungen, die im Bereich Geschlechterungleichheit und divergierender Rollenverständnisse zu verorten sind. Auch wenn hinter Rosita Diaz' Aussage „Ich verstand, dass ich die Ehefrau war, und klar, putzen gehört dazu (…) ich putzte, putzte, putzte die ganze Woche" ein traditionelles Rollenverständnis der Frau steht, so hatte sie nicht erwartet, auf diese Rolle reduziert zu werden. Zudem musste sich die migrierte Frau aus Kolumbien mit grossen Schwierigkeiten und Hindernissen bei der Arbeitssuche auseinandersetzen. An anderer Stelle wurde erwähnt, dass sie eine Teilzeitanstellung in der Reinigungsbranche gefunden hatte. Dennoch warf Rositas Diaz' Ehemann ihr ständig vor, nur auf seine Kosten zu leben. Die Biographin fühlt sich aufgrund ihrer finanziellen Situation ausgeliefert und verzweifelt. Sie weiss kaum etwas über die Einkommenssituation ihres Mannes und entwickelt eine existentielle Angst, die auf ihre schwache ökonomische Basis in der Schweiz zurückzuführen ist. Gleichzeitig zeigt sich in Rosita Diaz' biographischer Selbstdarstellung, dass sie sich nicht als Opfer positionieren will, sondern als Handelnde. Sie will sich aus ihrer Ohnmacht befreien und sich wieder ermächtigt fühlen: „Ich muss kämpfen. Ich will stark sein und ihm beweisen, dass ich nicht sein Geld brauche und es selber schaffen kann." In dieser Aussage drückt sich Rosita Diaz' Bedürfnis nach Selbstbestimmung und Autonomie aus, das nur durch ein eigenes Erwerbseinkommen zu erreichen ist.

Während der emotional anspruchsvollen Eingewöhnungsphase erweist sich der Ehemann von Rosita Diaz, der ihre Hauptbezugsperson ist, nicht als Stütze. Im Gegenteil, er wird als ein Mann präsentiert, der eine patriarchalisch besetzte Denkweise und ein ethnisches Überlegenheitsgefühl aufweist und sich nicht davor scheut, seine Frau herabzusetzen. Rosita Diaz schildert, sich in der Beziehung fast täglich mit der Zuschreibung „dumm" konfrontiert zu sehen. Sie verweist mit der Formulierung „Er denkt, dass ich dumm sei, nicht gebildet, eine indigene Mentalität habe" auf sein Gefühl der Superiorität hin. Die Biographin verdeutlicht hiermit, von ihrem Mann als minderwertige „Ausländerin indigener Herkunft" betrachtet zu werden. Seine Ehefrau abzuwerten, so scheint es mir, heisst für den Ehemann sich selber aufzuwerten. Rosita Diaz stellt in der biographischen Erzählung eine ungleiche Ressourcenverteilung zwischen ihrem Mann und ihr fest. Dieses asymmetrische Machtverhältnis in der Ehe erzeugt in ihr einen Schmerz der Demütigung und der Ungerechtigkeit. An dieser

Stelle möchte ich nochmals betonen, dass es mir nicht darum geht, die in den Erzählungen präsentierten Ehemänner als „Täter“ und die migrierten Frauen als „Opfer“ in einer binationalen Ehe zu portraitieren. Interessant wäre hier, auch die Männer nach ihren Erfahrungen in der binationalen Beziehung zu befragen, um so die Perspektive aller Beteiligten zu rekonstruieren und nicht nur die eine Seite zu Wort kommen zu lassen. Da ich mich in der vorliegenden empirischen Arbeit aber für die Leidenserfahrungen von Migrantinnen aus Lateinamerika interessiere, steht hier ihr subjektives Erleben im Vordergrund.

Der Mann von Rosita Diaz hat ein konservatives Rollenverständnis. Die Analyse legt die Annahme sehr nahe, dass er die Biographin eher als kostengünstige Bedienstete sieht denn als gleichwertige Ehepartnerin. Diese Annahme belegt seine erniedrigende und sexistische Aussage: „Du bist meine Putzfrau und ich bin dein Chef“. Im Rollenverständnis des Ehemannes wird deutlich, dass er Rosita Diaz sowohl als Frau diskriminiert als sie auch als Migrantin wegen ihrer lateinamerikanischen Herkunft abwertet. Ihr Mann befindet sich aufgrund seiner finanziellen Ressourcen in einer machtvolleren Position innerhalb dieser binationalen Ehe. Seine Machtposition ist ihm klar bewusst und er nutzt diese aus. Er missbraucht seine Macht und demütigt damit seine Frau. Die Biographin ist – wie andere Studienteilnehmerinnen auch – innerhalb einer binationalen Partnerschaft mit ethnischen Zuschreibungen als lateinamerikanische Migrantin konfrontiert. Ihr Selbstwertgefühl muss aufgrund der gesellschaftlichen Bedingungen und der Konfliktsituation in der binationalen Paarbeziehung viel aushalten. Die Kolumbianerin ist durch die herabsetzende Haltung ihres Ehemannes tief gekränkt und leidet darunter. Ähnliche Beziehungsprobleme innerhalb einer binationalen Ehe sprach auch Amalia Torres an. Dass Abwertungserfahrungen im Privatbereich als eine starke psychische Belastung erlebt werden, konnte auch in ihrer detaillierten Fallrekonstruktion dargelegt werden. Aber auch andere Studienteilnehmerinnen thematisierten vergleichbare Erfahrungen von Abwertung in ihrer binationalen Ehe aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit. Erfahrungen von rassistischer Herabsetzung – innerhalb einer Beziehung oder gesellschaftlich bedingt – haben einen starken Einfluss auf das Selbstbild der befragten Migrantinnen. Dies wiederum verunsichert sie in Interaktionen mit ihrem sozialen Umfeld.

Wie wir weiter oben in Kapitel 10 sehen konnten, leidet Rosita Diaz stark unter der finanziellen Abhängigkeit von ihrem Mann, der ihr ständig vorwirft, was er für sie alles bezahlen muss. Darüber hinaus hat sie als Neuzugezogene niemanden an ihrer Seite, mit dem sie sich über ihre Sorgen und Nöte austauschen kann. Ohne enge Bezugspersonen in der Schweiz und aufgrund eines fehlenden sozialen Netzwerks wird ihr Gefühl von Einsamkeit verstärkt. In den ersten Jahren ist die migrierte Frau aus Kolumbien nicht nur finanziell, sondern auch in Bezug auf den Aufenthaltsstatus von ihrem Ehemann abhängig. Bei jedem Streit mit ihrem Mann ist sie der existentiellen Angst ausgesetzt, ihr Aufenthaltsrecht in der Schweiz verlieren zu können. Diese Mehrfachabhängigkeit stellt eine weitere psychische Belastung für die Biographin dar. An einer anderen Stelle im Interview beklagt die Biographin zudem, ihr Mann habe sich ihr gegenüber nicht nur emotional, sondern auch sexuell entfremdet. Sie erklärt sich das damit, dass er eine andere Frau haben muss. Die ungleich geprägte Konstellation in der Ehe sowie die finanzielle Abhängigkeit, gepaart mit subtilen Formen emotionaler Gewalt, indem er ihr ständig vorwirft, ihn aus Profit und ökonomischen Interessen heraus geheiratet zu haben, löst eine emotionale Krise bei der

Migrantin aus. Sie scheint nicht mehr die Kraft zu haben, die ständigen verbalen Angriffe ihres Mannes abwehren zu können. Mit der erlebten Demütigung geht auch ein Verlust ihres Selbstwertgefühls einher. Aus der biographischen Rekonstruktion ergibt sich, dass Rosita Diaz ihre Beziehungsprobleme innerhalb der binationalen Ehe als Grund für die Depression sieht. Die Frau aus Kolumbien beschreibt ein Gefühl der Sinn- und Wertlosigkeit, als sie an einer Depression erkrankte. Mit den Worten „eine lebendige Tote“ und „wie als Roboter“ drückt die Biographin ihr Gefühl des inneren Abgestorbenseins deutlich aus. Sie erlebte sich als emotional erstarrte Frau, die kaum handlungsfähig war.

Auffallend im gesamten Interview ist, dass die migrierte Frau indigener Herkunft, die aus einem städtischen Umfeld Kolumbiens stammt, kaum die Bezeichnung Depression verwendet, um über ihre psychische Erkrankung zu sprechen. Viel häufiger greift sie auf den Begriff „Stress“ zurück. Es scheint, als hafte dem Wort Depression eine Art Tabu an und als fiele es der Biographin leichter, ihre Krankheitserfahrungen zu schildern, indem sie eine gängige und weniger stigmatisierende Bezeichnung wie „Stress“ wählt. Dieser Begriff kann hier auch als eine Kombination aus „psychischem und sozialem Stress“ verstanden werden, der ihr seelisches und soziales Leiden in ihrem Leben in der Migration dokumentiert.

Rosita Diaz' Umgang mit einer Depression

Die Biographin berichtet an anderer Stelle, von ihrer Frauenärztin auf eine spanischsprechende Psychologin aus Venezuela aufmerksam gemacht worden zu sein. Zuvor hatte sie eine Selbstmedikation für ihr psychisches Leiden in Form von Naturheilmitteln vorgenommen, die ihr in einer Apotheke empfohlen wurden. Aufgrund ihres ausgeprägten Leidensdruckes suchte sie aber auch professionelle Hilfe auf:

> „Die Frauenärztin hatte mir gesagt, dass ich Hilfe brauche. Deshalb empfahl sie mir diese Psychologin. Aber ich ging nur drei bis vier Mal zu ihr, denn mein Mann wollte nicht, dass ich zu ihr ginge. Er wollte nicht, dass ich eine Therapie mache, da ich nicht krank sei und die Psychologin mich deshalb nicht behandeln könne. Die Psychologin würde sich nur an mir bereichern, da ich nichts habe und dies mit seinem Geld, da er sie bezahlen müsse.“

Da Rosita Diaz einen Ausweg aus ihrer schwierigen Lebenssituation suchte, nahm sie professionelle Hilfe in Anspruch. Da Krankenkassen nur teilweise eine Psychotherapie finanzieren bzw. eine Kostenbeteiligung in Form von Franchise und Selbstbehalt verlangen, konnte die Biographin aufgrund fehlender finanzieller Ressourcen das psychotherapeutische Angebot nicht nutzen. Es bleibt unklar, ob die Behandlungs- und Therapieleistungen in diesem Fall über die Grundversicherung hätten abgerechnet werden können. Auch ist unklar, ob die oben erwähnte Psychologin eine Weiterbildung in Psychotherapie absolviert hat oder ob sie eine Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie ist.[2] Das ist relevant für die Übernahme der Behandlungskosten. Schein-

2 Das Bundesamt für Gesundheit (2018) hält fest, dass ärztliche Psychotherapie unter gewissen Voraussetzungen vergütet wird. Nur von ÄrztInnen durchgeführte Psychotherapie zählt zu den Pflichtleistungen. Nichtärztliche PsychotherapeutInnen können die Psychotherapie nur im Rahmen der delegierten Psychotherapie durchführen, (d.h. die psychotherapeutische Behandlung durch einen von

bar musste die Biographin diese Kosten selbst bezahlen und verfügte über keine Zusatzversicherung, die die Kosten ganz oder teilweise hätte übernehmen können. Ihre ökonomische Abhängigkeit führte dazu, dass sie weder einen Deutschkurs fortsetzen noch die Psychotherapie weiterführen konnte, da ihr Mann nicht bereit war, die anfallenden Sprachkursgebühren und Therapiekosten zu übernehmen. Die Biographin, die in Kolumbien studiert hatte und jahrelange Berufserfahrung aufwies, konnte in der Schweiz nur eine Teilzeitarbeit als Reinigungskraft auf Stundenlohn-Basis finden. Ihr Lohn reichte nicht aus, um selbstständig für alle Kosten aufzukommen und sie musste daher die Psychotherapie abbrechen. Auch hier lässt sich die Zahlungsverweigerung des Mannes als Aufrechterhaltung seiner Macht deuten, denn eine „psychisch gesunde Migrantin, die deutsch spricht", leistet mehr Widerstand und lässt sich weniger gefallen. In ihrem Glauben findet die an Depression erkrankte Rosita Diaz schliesslich Kraft. Darüber hinaus besucht sie eine lateinamerikanische MigrantInnengruppe, die sich einmal pro Woche trifft zum gemeinsamen Austausch. Das Zugehörigkeitsgefühl zu dieser Gruppe empfindet Rosita Diaz auch als Hilfe.

12.2 Migrationsprojekt aus Liebe

Isabela Vega: „Ich habe wirklich auf mein ganzes Leben verzichtet, für diese Idee, dass es meinem Mann besser geht und er sich wohler fühlt."

Isabela Vega, 33 Jahre, Rechtsanwältin, spezialisiert auf Handels- und Steuerrecht, aus Bogota, Kolumbien, hat zwei Kinder und lebte seit sechs Monaten in der Schweiz, als ich sie interviewte. Ihre Eheerfahrungen stehen in starkem Kontrast zu denen von Rosita Diaz. Isabela Vega erzählt, dass sie sich von ihrem Mann geliebt und geachtet fühlt. Sie erlebte nie eine rassistische Abwertung oder Beleidigung in ihrer deutsch-kolumbianischen Beziehung aufgrund ihrer ethnischen Herkunft. Schauen wir uns Isabela Vegas Erfahrungen im Kontext einer binationalen Ehe genauer an. Die Biographin entschied sich bewusst, ihr zweites Kind in Bogota, in der Hauptstadt Kolumbiens, auf die Welt zu bringen, bevor sie mit ihrem drei Monate alten Mädchen und ihrem dreijährigen Sohn ihrem Ehemann in die Schweiz folgte. Ihn, einen Deutschen, hatte sie knapp fünf Jahre vor der Migration in die Schweiz in ihrem Herkunftsland kennengelernt. Er arbeitete als Ökonom im internationalen Finanzbereich in der Hauptstadt Kolumbiens. 2014 verlor er seine Stelle. Der unerwartete Stellenverlust wirkte sich auf sein psychisches Wohlbefinden aus. Obwohl Isabela Vega als Anwältin die Existenz der Familie hätte sichern können, wollte ihr Mann ohne Arbeit nicht mehr in Kolumbien bleiben. Zu diesem Zeitpunkt stellte sich für das binationale Ehepaar die Frage nach einer Migration nach Europa. Ihr Mann wies eine ausgeprägte Auslandsorientierung auf. Er war in Deutschland geboren und aufgewachsen, hatte in den Niederlanden sein Masterstudium absolviert, arbeitete danach mehrere Jahre in der Schweiz und später in Kolumbien. Seine Arbeitslosigkeit in Kolumbien frustrierte ihn sehr und er begann sich europaweit zu bewerben. Als ihm sein ehemaliger Schweizer Arbeitgeber, für den er bereits fünf Jahre zuvor in einer deutschsprachigen Kantonshauptstadt

einem Arzt oder einer Ärztin angestellten [nichtärztlichen] Psychologen oder Psychotherapeuten in den Praxisräumen dieses Arztes oder dieser Ärztin und unter deren Aufsicht und Verantwortlichkeit) durchführen (BAG 2018).

gearbeitet hatte, erneut eine gute Stelle im Finanzwesen anbot, sagte er sofort zu. Da sich Isabela Vega bereits im letzten Drittel der Schwangerschaft befand und berufstätig war, beschlossen sie, sie solle erst nach der Geburt des zweiten Kindes nachreisen.

Während ihr Mann zunächst alleine in eine Kantonshauptstadt der Deutschschweiz reiste und neben dem Arbeitsbeginn eine Wohnung für die Familie organisierte, kümmerte Isabela Vega sich um den Umzug nach Europa. In dieser anstrengenden prämigratorischen Phase konnte sie auf die Unterstützung ihrer Mutter, ebenfalls Ökonomin, zählen. Zu ihrem Vater, einem Ingenieur, hatte Isabela Vega seit der Scheidung der Eltern wenig Kontakt und begründet dies mit seinem machistischen Verhalten ihrer Mutter gegenüber. Das Ablehnen eines solchen Verhaltens bringt sie wie folgt zum Ausdruck:

> „Ich habe mir immer einen Mann vorgestellt, der nicht wie man Papa ist. Das war die grösste Erwartung an einen Partner, und mit Stefan[3] habe ich das geschafft. Ansonsten hatte ich nicht viele Erwartungen an meinen Mann. Ich bin einfach meinem Herz gefolgt. Ich wusste, er war der richtige."

Indem sie ihrem europäischen Partner im Gegensatz zu ihrem kolumbianischen Vater, als Vertreter einer Macho-Ideologie, ein „nicht-patriarchales" Verhalten zuschreibt, hebt die Biographin deutlich den von ihr empfundenen Kontrast zwischen den zwei Männern hervor. Dadurch kritisiert sie implizit die im Herkunftsland vorherrschenden patriarchalen Strukturen. Die Idealisierung eines Europäers als Partner kann nach Riaño (2015: 49) als persönliche Strategie gedeutet werden, um die Geschlechterrollen innerhalb der Paarbeziehung neu zu definieren. Liebe ist somit mit der Vorstellung einer egalitären Geschlechterbeziehung verbunden. Wie die meisten der befragten Frauen erhoffte sich also auch Isabela Vega durch das Eingehen einer Verbindung mit einem europäischen Mann eine gleichberechtigte Beziehung.

Isabela Vegas Mann flog zur Geburt des zweiten Kindes für einige Tage nach Kolumbien. Drei Monate nach der Geburt und nach dem Kündigen ihrer Stelle, die sie neun Jahre in einer Anwaltskanzlei innehatte, wurde sie von ihrer Mutter in die Schweiz begleitet. Die Mutter wollte ihr in den ersten Wochen nach der Migration bei der Versorgung der beiden Kleinkinder zur Seite stehen. Als die Mutter nach vier Wochen nach Bogota zurückkehren musste, fühlte sich die Biographin mit der neuen Lebenssituation in der Schweiz überfordert und einsam. Obwohl sie über gute Deutschkenntnisse verfügte, war ihr soziales Netz noch klein.

> „Als meine Mutter ging, brach für mich die Welt komplett zusammen. Ich war total traurig, ich fing an zu weinen, ich wusste nicht, was mit mir los war. Auf einmal war ich alleine mit zwei Kindern zuhause. Es war sehr anstrengend. Und (...) wir hatten einen grossen Streit, Stefan und ich (...). Er hat mich einfach nicht verstanden. Ich hätte ein bisschen Aufmerksamkeit von ihm gebraucht."

Die damals 32-jährige Anwältin erkrankte in den ersten Monaten nach der Migration psychisch. Als sich ihre Depression wieder aufzuhellen begann, fand sechs Monate nach der Erkrankung das Interview bei ihr zuhause statt. Als ich sie im Frühjahr 2015

3 Der Name des Ehemanns, Stefan Müller, wurde maskiert.

interviewte, war sie in psychotherapeutischer, nicht-medikamentöser Behandlung. Für die Behandlung der Depression wählte Isabela Vega eine besondere Form, wie wir noch sehen werden: Die in die Deutschschweiz migrierte kolumbianische Frau machte eine Psychotherapie via Skype mit einer in Kolumbien lebenden Psychotherapeutin. In den folgenden Textpassagen schildert die Biographin, wie sie die Anfangszeit als Migrantin in der Schweiz erlebte:

> „Der ehemalige Chef von Stefan und seine Freundin, eine Psychologin, waren einmal bei uns zum Essen eingeladen. Sie fragte mich: ‚Was gibt es hier [in der Schweiz] für dich?' Diese Frage hat mich sehr betroffen gemacht. Ich konnte ihr nicht antworten. Ich konnte auf der Vernunftsebene sagen: ‚Hier ist es sicherer als in Kolumbien. Die Kinder haben bessere Möglichkeiten, ja, die Chancen sind später für die Kinder und für die Familie besser.' Also, vernünftig konnte ich alles beantworten. Aber dann hat sie nachgehakt und wieder die Frage gestellt: ‚Für dich, was gibt es für dich in der Schweiz?' Also, ich sagte: ‚Nein, ich weiss es nicht, weil (…), ich habe alles aufgegeben. Ich habe auf meinen Beruf, auf meinen tollen Job verzichtet, weil ich Anwältin bin und ich kann mein Beruf nur in Kolumbien ausüben. Ich habe alles aufgegeben, um mit meinem Mann und den Kindern zusammen zu sein. Für Stefan ist die Familie ganz wichtig, ich aber habe auf meine ganze Familie, meine Freunde in Kolumbien verzichtet, ich habe wirklich auf mein ganzes Leben verzichtet, für diese Idee, dass es meinem Mann besser geht und er sich wohler fühlt. Ich wusste, dass diese Entscheidung eine grosse Anstrengung von mir erfordert und dass viel von mir erwartet würde, aber so, wie ich mich damals gefühlt habe (…), ich habe plötzlich gefühlt, dass ich sterben wollte. Das war einfach zu viel für mich. Ich dachte: ‚Das kann ich nicht, das schaffe ich nicht, ich muss auf beide Kinder aufpassen, ich bin alleine, dann muss ich die Wohnung schön und sauber halten, alles putzen, alles waschen.' Ich habe aber nicht Jura studiert, um die ganze Zeit zu waschen und zu putzen. Dann habe ich auch meine Putzfrau vermisst, weil in Kolumbien hatte ich eine Putzfrau. Sie kam von Montag bis Samstag und zwar von 06.00 bis 18.00 Uhr. Sie hat alles gemacht, alles geputzt, alles gekocht, alles gereinigt, alles gewaschen, alles gebügelt. Ja, und sie hat auch die Kinder fertig gemacht. Das hast du in der Schweiz nicht. Auch nicht, wenn beide arbeiten. Das ist nicht die Realität hier. Ich sagte meinem Mann, ich fühle mich so schlecht. Er war nicht verständnisvoll. Er verstand nicht, was mit mir los war. Es gab oft Streitereien. Stefan sagte mir irgendwann mal: ‚Hey, du meckerst die ganze Zeit. Ich gehe auch jeden Tag zur Arbeit, was auch nicht gerade mein Traumjob ist und ich gebe das ganze Geld aus, um dir das Leben zu ermöglichen, was du (…), also, was du deiner Meinung nach verdient hast.' Da sagte ich: ‚Was? Ich war selbstständig in Kolumbien. Ich hatte eine Arbeit. Ich brauche jetzt nicht einen Mann, der mir sagt, dass ich sein Geld ausgebe. Wenn wir das so anfangen müssen, dann gehe ich zurück nach Kolumbien. Dort kann ich sofort wieder arbeiten. Was soll ich denn jetzt hier anfangen? Ich habe zwei kleine Kinder.' Ich habe mich wirklich schlecht gefühlt. Ich habe nur geweint, geweint, geweint, geweint und geweint. Ich habe viel mit Stefan gestritten, ich habe schnell gemerkt, dass (…) Ich hatte auch Angst, weil die Gefühle so stark waren und ich nie zuvor so was gehabt hatte. Ich bin rausgegangen, um zu weinen. Ich bin gelaufen, gelaufen, gelaufen und ich konnte nicht aufhören zu weinen. Und so ein Gefühl hatte ich noch nie gehabt in meinem Leben, ich wollte wirklich nicht mehr leben (…). Ich wollte nicht mehr leben und ich konnte nicht aufhören das zu denken und zu weinen. Dann habe ich mir auch selber gesagt: ‚Ich muss stärker als das [die De-

> pression] sein. Ich habe zwei kleine Kinder zuhause. Jetzt bin ich nicht mehr alleine. Ich muss jetzt für andere kämpfen.‘

Und an anderer Stelle:

> „Oh, ich vermisse meinen Job, ich vermisse eine Struktur zu haben, zur Arbeit zu gehen und nicht nur Windeln wechseln. Es ist schön zuhause, es ist schön mit den Kindern, aber ich bin nicht nur (…), ich will nicht nur daran denken, ob ich Nahrungsmittel einkaufen muss oder ob ich schon Abfallmarken gekauft habe. Ja, also, ich bin nicht nur das. Ich vermisse meinen Job ganz extrem. Es war mir bewusst, dass ich nicht als Anwältin hätte arbeiten können. Wie gesagt rational, aber nicht emotional (…). Und dann auf einmal abhängig von meinem Mann zu sein (…). Vielleicht liegt es auch an meinem Background, weil meine Mamá immer das Geld nach Hause brachte. Stefan sagt mir nicht (…), er hat mir sofort eine Kreditkarte gegeben und sagte: ‚Nimm dir das Geld, das du brauchst.‘ Natürlich muss ich aufpassen, aber er ist nie kontrollieren gekommen und sagte, das ist mein Geld. Aber ich möchte schon gerne, wenn er z.B. Geburtstag hat, wissen, dass ich dieses Geschenk mit meiner Arbeit bezahlt habe. Auch wenn ich mir etwas leisten will, z.B. eine Jacke, Hose oder Schmuck, egal, will ich wissen, dass ich das ich mit meinem Geld gekauft habe. Ich will nicht abhängig sein. Und auch für meinen Kopf ist es wichtig, andere Menschen zu sehen, eine Routine zu haben und ein Einkommen zu haben. Nicht nur, weil wir das Geld brauchen, sondern weil es auch für mich wichtig ist. Ich vermisse es analytisch zu denken.“

Und:

> „Ja, auf einmal war alles zu viel (…). Zu viel hatte sich geändert und zu schnell. Aufhören zu arbeiten, auf einmal war ich ohne Job, nicht mehr unabhängig, ein neues Baby, also, zwei kleine Kinder zuhause, eine neue Wohnung, ein neues Umfeld (…), neue Gewohnheiten, ein ganz neues Leben, alles neu (…) und das Ganze dann noch in einem anderen Land. Und auch wenn ich die Sprache spreche, es ist aber eine andere Sprache. Es ist schon schwer, dieses Schweizerdeutsch, das macht mir schon Mühe, weil (…) ich spreche Deutsch, aber ich muss immer wieder sagen ‚Hochdeutsch bitte‘ (…). Und ja, das ist viel, das alles verdauen zu müssen. Ich wusste nicht, dass es in der Schweiz so schwer sein würde (…). Und dann dieses traurige Gefühl, dieses Sterbenwollen, also, das war so tief. Ich konnte nicht aufhören zu weinen, weinen, weinen und ich konnte nicht aufhören zu denken, ich will sterben, ich will sterben, ich will sterben. Es war wie ein Loch. Ich habe so eine Leere gespürt. So wie: ‚Und jetzt? Das ist meine Realität. Was soll ich jetzt damit anfangen? Ich muss alles von Null anfangen, alles neu aufbauen.‘ Also, dieses Gefühl, das ich hatte (…), sterben zu wollen, das hat mir wirklich Angst gemacht. Da war ich fast nicht mehr vernünftig, da habe ich fast meinen Kopf verloren (…). Und dann, zum Glück, habe ich immer viel geredet. Ich bin jemand, der immer über die Dinge spricht, nichts verschweigt. Eine Tante von mir, die ist auch nach Italien gezogen, hat mir gesagt: ‚Hey, vielleicht wäre es nicht schlecht Hilfe aufzusuchen.‘“

An diesem Beispiel wird das Ineinandergreifen unterschiedlicher Themen deutlich. Die Anfangszeit der Migration in der Schweiz erlebt Isabela Vega als eine krankheitsauslösende Situation. Erst als die Mutter abreiste, die ihr entlastend beim Umzug

in die Schweiz behilflich war, wird Isabela Vega bewusst, dass sie mit zwei kleinen Kindern alleine auf sich gestellt ist, während ihr Mann zur Arbeit geht. Sie hatte keine soziale Unterstützung. Als berufstätige Frau und Mutter war sie es in Kolumbien gewohnt, auf Hilfe im Alltag zählen zu können. In der Schweiz traf sie auf eine veränderte Situation und musste auf eine Haushaltshilfe und Kinderbetreuerin aus finanziellen Gründen verzichten. In dieser ersten Phase der Migration wurde sie sich der Tragweite der Veränderungen in ihrem Leben deutlich bewusst, was mit schmerzhaften Trennungs- und Verlusterfahrungen verbunden war.

In Isabela Vegas binationaler Ehe herrscht nach der Migration ein Ungleichgewicht, das sich auch in mehreren anderen Erzählungen zeigt. Im Zentrum der Migrationsentscheidung des binationalen Paares stand die Erwerbsmöglichkeit des Ehemannes in der Schweiz, ähnlich wie auch in Amalia Torres' Fallbeispiel. Sich für die Schweiz zu entscheiden, verdeutlicht die Gewichtung von beruflichen Prioritäten innerhalb der binationalen Ehe. Dabei erweist sich das Stellenangebot des Mannes in einer internationalen Firma als massgebend für die Wahl des gemeinsamen Lebensmittelpunktes. Die Biographin thematisiert deutlich ihren Wunsch, ein gemeinsames Leben mit ihrem Ehemann und den Kindern an einem Ort aufrechzuerhalten. Für die Familie ist sie bereit ihr Herkunftsland zu verlassen und ihre Berufstätigkeit aufzugeben. Somit verzichtet sie auf ihre Berufsziele, um ihrem Ehemann die Fortsetzung seiner Karriere zu ermöglichen. Während sie „alles aufgegeben" hat – wie sie mehrmals betont – und sich ein neues Leben in einem fremden Land aufbauen muss, kehrt ihr Mann in ein vertrautes Leben in Europa zurück, ohne einem vergleichbaren Anpassungsdruck ausgesetzt zu sein. Diese divergierenden biographischen Erfahrungen stellen die binationale Beziehung gleich von Anfang an vor grosse Herausforderungen.

Die Biographin scheint sich vor der Migration in Bezug auf ihre beruflichen Partizipationsmöglichkeiten als kolumbianische Anwältin am Schweizer Arbeitsmarkt ausreichend informiert zu haben. Sie ist sich im Klaren darüber, als Anwältin über einen Abschluss zu verfügen, der länderspezifisch ist. In der Schweiz kann sie nicht unmittelbar in ihrem angestammten Beruf tätig sein, trotz guter Sprachkenntnisse. Gerade in reglementierten Berufsfeldern wie Recht ist es unerlässlich, als Anwältin aus einem Nicht-EU/EFTA-Staat zuerst eine kantonale Anwaltsprüfung zu absolvieren, die an zahlreiche Bedingungen u.a. der Anerkennung des Studiums, einer einjährigen Berufserfahrung in der Rechtspflege des jeweiligen Wohnkantons sowie an nicht unerhebliche Kosten geknüpft ist. Das Überwinden dieser Hürden, um Zugang zum nationalen Arbeitsmarkt zu finden, ist als zweifache Mutter nicht unwesentlich.

Obwohl Isabela Vega von vornherein mit Schwierigkeiten rechnete, werden ihr die Folgen ihrer Migrationsentscheidung erst bewusst, als sie sich in der Rolle als Mutter und Hausfrau und nicht mehr als berufstätige und unabhängige Akademikerin erlebt („Oh, ich vermisse meinen Job, ich vermisse, eine Struktur zu haben, zur Arbeit zu gehen und nicht nur Windeln wechseln."). Statt Wertschätzung und soziale Anerkennung für ihre Arbeit zu bekommen, sieht sie sich mit Erwerbslosigkeit konfrontiert, was mit einem beruflichen und persönlichen Status- und Identitätsverlust verbunden ist. Im Unterschied zu vielen der befragten Frauen bleibt Isabela Vegas bisheriger Lebensstandard nach der Migration weitgehend erhalten. Für die Biographin stellt das Nichtausüben ihres Berufes als Anwältin in finanzieller Hinsicht kein Problem dar, da die materielle Existenz der Familie mit dem Gehalt des Ehemanns gut abgesichert ist. Die Folgen der Erwerbslosigkeit machen sich bei Isabela Vega – sowie bei den meis-

ten befragten Migrantinnen – am Verlust ökonomischer Autonomie bemerkbar. Die Bedeutung ihrer finanziellen Unabhängigkeit lässt sich auch vor dem Hintergrund ihres familiären Herkunftskontextes rekonstruieren. Sie und ihre zwei Jahre jüngere Schwester wuchsen bei einer berufstätigen Mutter auf, die schon vor ihrer Scheidung die finanzielle Familienverantwortung übernahm. Während ihre Mutter als Ökonomin in einem grossen deutschen Unternehmen in Bogota erfolgreich war und die Rolle der „female breadwinner" (vgl. Bloemen und Stancanelli 2007) einnahm, beschreibt die Biographin ihren Vater als erfolglosen Ingenieur, der kein Geld nach Hause brachte, viel trank, eifersüchtig, besitzergreifend und ein Macho war. Die Erfahrungen ihrer Mutter prägten Isabela Vegas Einstellung zur Berufstätigkeit und Autonomie. Die mit der Erwerbslosigkeit einhergehende finanzielle Abhängigkeit von ihrem Mann und die fehlende Möglichkeit, ihren Beruf auszuüben, bewirken ein asymmetrisches Machtverhältnis innerhalb der Beziehung. Keine Arbeit und kein eigenes Einkommen bedeuten einen gravierenden Einschnitt in der bisherigen Lebensorientierung von Isabela Vega. Das setzt ihr stark zu. Das Akzentuieren von egalitären Verhältnissen innerhalb einer ehelichen Partnerschaft und den Wunsch, die Eigenständigkeit auch nach der Migration bewahren zu können, haben fast alle befragten Frauen aus dem Sample gemeinsam. Insgesamt wird deutlich, dass Isabela Vega die Sicherheit in der Schweiz schätzt. Sie scheint allerdings erst nach der Migration in der Schweiz zu realisieren, beim Versuch eine Familie und ein berufliches Weiterkommen zu vereinbaren, auf unerwartet hohe Hürden zu stossen und von der neuen Lebenssituation emotional überfordert zu sein. Die Analyse zeigt, dass diese Phase mit einer relevanten biographischen Krise einherging.

In der Darstellung der Biographin wird ein weiterer Aspekt sichtbar, der strukturelle Handlungseinschränkungen von berufstätigen Frauen mit Kindern verdeutlicht. Als Angehörige der oberen Mittelschicht war es in ihrem Herkunftsland üblich, eine Haushaltsangestellte zu haben, die sich auch um die Kinder kümmerte. Diese Unterstützung in der Familienarbeit ermöglichte der Biographin, auch mit Kindern eine eigene berufliche Karriere zu verfolgen. In der Schweiz ist sie nicht nur mit beruflicher Exklusion, sondern auch mit mangelnden bezahlbaren Kinderbetreuungsangeboten konfrontiert; ein Umstand, der sich für Frauen als erschwerend erweist, die neben Kindern eine berufliche Karriere verfolgen möchten.

Insgesamt zeigt sich die Biographin aber sehr zufrieden mit ihrer binationalen Ehe. Isabela Vega hebt die emotionale Nähe in ihrer Partnerschaft hervor. Sie beschreibt ihren Mann als jemanden, der liebevoll ist, aber auch zupackt und Familienarbeit mitübernimmt. So kümmert er sich beispielsweise abends nach der Arbeit um die Kinder, während sie das Abendessen zubereitet. Obwohl sie mit ihrem Mann in Kolumbien eine egalitäre Beziehung aufbauen konnte, findet sich Isabela Vega aber nach der Migration in die Schweiz in einem „traditionellen" Geschlechterarrangement wieder. Während ihr Ehemann die Versorgerrolle einnimmt, wird der kolumbianischen Ehefrau die Rolle der Mutter und Hausfrau zugesprochen. Ein solches Rollenverständnis entspricht allerdings nicht ihrem Selbstbild einer finanziell autonomen und beruflich erfolgreichen Rechtsanwältin.

Deutlich bringt sie ihren Wunsch nach einer eigenen Berufstätigkeit zum Ausdruck. Isabela Vega ist unzufrieden mit ihrer neuen Lebenssituation als abhängige Ehefrau und unerfüllt aufgrund der klassischen Rollenverteilung. Der hohe Stellenwert der Erwerbsarbeit im Leben der migrierten Frau ist auch mit dem Bedürfnis nach

beruflichen Kontakten, nach Abwechslung, Wertschätzung, Anerkennung ihrer beruflichen und sozialen Identität, Sinnerfüllung, einem Gefühl der Zugehörigkeit und gesellschaftlicher Partizipation verbunden. Sie erhoffte sich in der Schweiz Familien- und Erwerbsarbeit kombinieren zu können, so wie in ihrem Herkunftsland. Durch die Migration erfährt ihr kulturelles Kapital eine Entwertung. Diese Erfahrung tangiert ihr Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen.

Yvonne Riaño (2015: 55-56) beschreibt, dass im Zuge einer Migration aus Liebe Konstruktions- und Rekonstruktionsprozesse von Geschlechtlichkeit stattfinden, und dabei hat Gender einen Einfluss auf die Migrationsmuster. Die Unterschiede, die Gesellschaften zwischen Männern und Frauen hinsichtlich idealer Geschlechterrollen konstruieren, haben eine direkte Auswirkung auf die Migrationsentscheidung von „love migrants“ sowie auf ihre Möglichkeiten, sich in ihrem Zielland beruflich zu integrieren. Riaño (2015: 55-56) verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass internalisierte geschlechterspezifische Rollennormen sowohl bei lateinamerikanischen Frauen als auch bei ihren Schweizer Ehemännern erklären können, warum vorrangig Frauen ihr Herkunftsland verlassen und nicht umgekehrt. In diesem Kontext entsteht nach der Migration oft die paradoxe Situation, dass Frauen aus Lateinamerika ihre Unzufriedenheit mit den vorherrschenden Geschlechterverhältnissen in der Herkunftsgesellschaft zum Ausdruck bringen. Gleichzeitig aber reproduzieren sie bei einer Migration aus Liebe „traditionelle“ Geschlechterrollen, indem sie ihrem Ehemann folgen, ihre eigene Karriere hintanstellen und der beruflichen Karriere des Mannes mehr Gewicht geben. Frauen finden sich dabei in einem Kampf zwischen neuen und traditionellen Liebesidealen wieder. Es kann die These gewagt werden, so Riaño (2015: 55-56), dass Migration aus Liebe sowohl als eine Möglichkeit verstanden werden kann, um sich gegen „traditionelle“ Geschlechterrollen zu wehren, als auch als eine Art, diese zu akzeptieren und zu bewahren, um der Liebe willen.

Den meisten Frauen in binationalen Beziehungen dieser Studie ist gemeinsam, dass sie zur Zeit der Migrationsentscheidung den Arbeitsmöglichkeiten des (zukünftigen) Ehemannes mehr Priorität gaben als der eigenen beruflichen Laufbahn. So wie im Fall der Rechtsanwältin Isabela Vega entschied sich die Mehrheit der gut ausgebildeten Lateinamerikanerinnen, ihre gute Arbeitsstelle und berufliche Zufriedenheit aufzugeben, um ihrem Partner in die Schweiz zu folgen, wo sie ihrem Beruf nicht nachgehen konnten. Sich für ein Leben in der Schweiz zu entscheiden, war mit der Hoffnung auf eine egalitäre Partnerschaft verbunden. Dabei bestimmte der Wunsch nach einem gemeinsamen Ehe- und Familienleben und Berufstätigkeit massgeblich das Migrationsprojekt, ohne aber nach der Migration mit einer verschlechterten Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit zu rechnen. Wie weiter oben im Kapitel 9 deutlich wurde, waren viele gut qualifizierte Lateinamerikanerinnen von beruflicher Exklusion, Erwerbslosigkeit, Dequalifizierung, Überqualifizierung und Karriereeinbussen betroffen. Ihre Berufstätigkeit passten sie dabei oft den familiären Bedürfnissen an. Es zeigt sich, dass mit dem Priorisieren der beruflichen Karriere des Ehemannes die Zuständigkeit von Frauen für die Bewältigung der häuslichen Pflichten und der Betreuung ihrer Kinder erneut festgeschrieben wird.

Ungleiche berufliche Erfüllung

In die Bewertung biographisch relevanter Erfahrungen, die mit der Migrationsentscheidung zusammenhängen, flicht Isabela Vega ihre Vorstellung über die Entstehung einer Depression ein. Die Entscheidung zur Migration war eine Risikoentscheidung, die Isabela Vega bewusst traf, somit eine Entscheidung für Unsicherheit. In der Schweiz musste sie Formen der Unsicherheitsbearbeitung und -bewältigung finden, die ihr neue Sicherheiten und Gewissheiten bieten könnten. Mit der Aussage „Ich wusste nicht, dass es in der Schweiz so schwer sein würde“ verdeutlicht sie, dass sie sich ein anderesLeben nach der Migration vorgestellt hatte.

In ihrem eigentheoretischen Erklärungsmodell zeigt sich, dass sie für ihre Ehe mit einem Europäer bereit ist, das eigene Land zu verlassen. Für das Zusammenleben mit ihrem Mann und den Kindern gibt sie ihre berufliche Karriere als Rechtsanwältin in Kolumbien auf und nimmt eine Trennung von ihrem sozialen und familiären Umfeld in Kauf. Obwohl die Biographin nicht explizit Geschlechterrollen („Frauen folgen ihren Ehemännern“) innerhalb der binationalen Beziehung für die Migrationsentscheidung heranzieht, veranschaulicht sie mit der Aussage „Ich habe wirklich auf mein ganzes Leben verzichtet, für diese Idee, dass es meinem Mann besser geht und er sich wohler fühlt“, die berufliche Verwirklichung ihres Mannes stärker zu gewichten als ihre eigene berufliche Erfüllung. Die Entscheidung zur gemeinsamen Migration in die Schweiz bedeutet für Isabela Vega, karrieremässige Einbussen hinzunehmen, was auf ein verinnerlichtes geschlechtsspezifisches Rollenbild bei beiden Eheleuten hindeuten könnte. Nach der Migration ist Isabela Vega mit einem traditionell geprägten Geschlechterarrangement konfrontiert; ein Umstand, den sie durch den Wunsch nach einer egalitären Beziehung mit einem Europäer vermeiden wollte. Mit der Migration aus Liebe hat sie sich selbst in die schlechtere Position versetzt und muss sich nun mit Berufsausschluss und ökonomischer Abhängigkeit auseinandersetzen. In Isabela Vegas Selbstdarstellung wird die Migration als biographischer Bruch beschrieben: „Ich muss alles von Null anfangen, alles neu aufbauen“. Ihr Mann bringt nach Selbstaussage der Biographin wenig Verständnis für ihre migrationsbedingte Situation auf.

Auch wenn sie sich der hohen Anstrengung bewusst war, die eine Migration von einem Menschen verlangt, ist bei diesem gemeinsamen Migrationsprojekt mit ihrem Mann in erster Linie sie diejenige, die die sich am meisten im Bereich Familie und Beruf anpassen muss. Es fällt ihr in dieser Lebensphase schwer, sich einen neuen, positiven Lebensentwurf zu konstruieren. Fehlende soziale und berufliche Anerkennung beeinflussen zusätzlich das Selbstbild der stark berufsorientierten Biographin, was sich zusätzlich negativ auf die psychische Gesundheit auswirkt.

Psychotherapie via Skype mit einer in Kolumbien lebenden Therapeutin

Als Auslöser für die Depression führt die Biographin die vielfältigen biographischen Veränderungen nach der Migration an, die zu schnell aufeinander folgten. Wie oben bereits erwähnt fehlten ihr ihr soziales Netz, ihre berufliche Tätigkeit und finanzielle Autonomie sowie eine berufliche Perspektive. Für die Biographin ging ohne das Ausüben ihres Berufes eine zentrale Sinnquelle verloren. In Kolumbien hatte sie darüber hinaus Hilfe bei der Hausarbeit und Kinderbetreuung, was sie als berufstätige Mutter als sehr entlastend erlebte. Mit den zahlreichen und rasanten Änderungen in ihrem Leben, so scheint es, verlor sie einen emotionalen Halt und Stabilität. Es traten Situationen von Überforderung verbunden mit Hoffnungs- und Ausweglosigkeit auf. Sie

verdeutlicht somit aus ihrer subjektiven Sicht einen Zusammenhang zwischen Verlusterfahrungen auf persönlicher, sozialer und beruflicher Ebene und psychischem Krankwerden. Die vielfachen Verlustereignisse wirkten sich einschneidend auf Isabela Vegas Identität und Leben aus. Ihre Formulierung „Ich wollte wirklich nicht mehr leben“ und „Ich konnte nicht aufhören zu weinen, weinen, weinen und ich konnte nicht aufhören zu denken, ich will sterben, ich will sterben, ich will sterben. Es war wie ein Loch. Ich habe so eine Leere gespürt“ dokumentieren, welch grosses Leid die Depression für die Biographin bedeutet. Von ihrem Mann erhielt sie wenig empathische Resonanz für ihr migrationsbedingtes Verlust- und Trennungserleben („Er war nicht verständnisvoll. Er verstand nicht, was mit mir los war“).

Die Biographin fühlte sich oft kraft- und antriebslos. Hinzu kam ein andauerndes Gefühl der Überforderung mit einem Säugling und einem Kleinkind, um die sie sich tagsüber alleine kümmerte. Isabela Vega kommt in ihrer Lebensgeschichte an einen Punkt, an dem sie aufgrund einer anhaltenden Niedergeschlagenheit und Antriebslosigkeit Suizidgedanken entwickelte. Sie fühlte die Ambivalenz, einerseits sterben zu wollen, andererseits als Mutter für ihre Kinder dasein zu müssen („Ich muss stärker als das [die Depression] sein. Ich habe zwei kleine Kinder zuhause. Jetzt bin ich nicht mehr alleine. Ich muss jetzt für andere kämpfen“). Als sie erkannte, dass ihr seelisches Leiden ihr Lebensgefühl bestimmte, wurde ihr klar, rasch reagieren und professionelle Hilfe einholen zu müssen. Als Neuzugezogene kannte sie kaum das Schweizer Gesundheitssystem. Zudem war es für sie enorm wichtig, sich in ihrem psychischen Zustand mit einer Fachperson in ihrer Muttersprache ausdrücken zu können, auch wenn sie die deutsche Sprache gut beherrschte. Sie brauchte in dieser Lebenssituation schnelle Hilfe von einer spanischsprechenden Fachperson und wandte sich in ihrer Not an eine kolumbianische Psychotherapeutin mit Praxis in Bogota. Sie kannte diese Therapeutin, da diese ihr bereits als 16-Jährige im Umgang mit der Scheidung ihrer Eltern geholfen hatte. Nach der Kontaktaufnahme und einem ersten Gespräch vereinbarten Isabela Vega und die Therapeutin eine Online-Therapie. Die psychotherapeutische Behandlung fand einmal wöchentlich via Skype statt. Isabela Vega ist die einzige der befragten lateinamerikanischen Migrantinnen, die eine Psychotherapie mittels Online-Sitzungen mit einer Fachperson macht, die ihren Wohnsitz nicht in der Schweiz hat. In der nachfolgenden Passage begründet sie ihre Entscheidung, professionelle Hilfe auf diesem Weg einzuholen:

> „Ich machte die Erfahrung, dass es nicht einfach ist, hier einen Therapeuten zu finden. Aber ich kannte diese Psychotherapeutin in Bogota. Ich schrieb ihr, dass es mir schlecht ging, dass ich in der Schweiz lebte, und fragte sie, ob sie die Möglichkeit hätte, mich per Skype zu treffen. Ich habe ihr alles erzählt, und sie sagte: ‚Das ist eine Depression. Ich gehe nicht davon aus, dass du Medikamente nehmen musst. Kontaktiere mich jederzeit, wenn du dich schlecht fühlst, und ja, du brauchst eine Therapie.‘ Es hat mich dann super gefreut, dass ich mit dieser Therapeutin, mit der ich mich so gut verstand, wieder eine Therapie machen konnte. Und jetzt mit der heutigen Technologie ist das einfach. Und dann haben wir angefangen, uns einmal die Woche zu treffen, um 21 Uhr, wenn die Kinder schon schliefen. Das ist noch eine gute Zeit in Kolumbien wegen der Zeitverschiebung. Und da treffen wir uns über Skype. Ich bin im Pyjama normalerweise (…). Ich habe schnell entdeckt, dass ich Hilfe brauchte. Und ich denke, das war super, die Möglichkeit gehabt zu haben, wieder mit ihr eine Psychotherapie machen zu können,

weil sie mich kennt, sie kennt meine Geschichte, sie kennt meine Probleme oder meine (…) ja, meine Sachen. Ich denke, ich habe mir mit dieser Therapie auch Geld und Zeit gespart. Ich habe mich wohl mit ihr gefühlt, da ich sie schon kannte und (…) es war auch in meiner Sprache. In der eigenen Sprache zu sprechen und sich so ausdrücken zu können, das ist auch (…) Also, wenn man so emotional ist wie ich, dann muss man nicht mehr so viel denken, wie man etwas auf Deutsch sagen muss, sondern es kommt einfach raus. Die Therapie hat mir super viel geholfen. Ich mache mit dieser Therapie weiter, aber das löst immer wieder eine Diskussion mit Stefan aus. Er meint, dass ich zu viel Geld für die Therapie ausgebe. ‚Ich bin der einzige, der jetzt verdient', sagt er. Ich habe ihm dann gesagt: ‚Höre mal, das ist jetzt etwas, das ich nicht mit dir verhandeln werde. Das ist meine Gesundheit. Ich fühle, dass ich diese Therapie noch brauche. Es geht mir viel besser, ich gebe auch mein Bestes, um mich hier anzupassen. Aber ich brauche noch ein bisschen, um das alles zu (…) Ich bin ja auch in einer schlechten Jahreszeit gekommen, genau für den Winter. Das hilft auch nicht gerade so.' ‚Ja, gut, aber wann wird die Therapie aufhören?', fragt er dann. ‚Sie wird aufhören, wenn sie aufhören muss. Ich weiss es nicht.' Aber ich bin jetzt auch nicht jemand, die die ganze Zeit schlecht über sie denkt und meint, dass sie mit mir nur ein Geschäft machen will. Nein, weil so baut man auch nicht eine Beziehung auf und v.a. nicht mit jemandem, der eine Therapeutin ist. Dann habe ich ihm vorgeschlagen: ‚Informiere dich besser, was eine Therapie ist. Und ja, wenn du willst, erzähle einfach einem Therapeuten, was ich habe.' Und es war auch wichtig, meinem Mann zeigen zu können: ‚Guck mal, eine Freundin von Ana[4] forscht ganz genau zu einem Thema, das auch mich betrifft. Ich bin nicht die einzige, und es ist nicht so einfach für Frauen wie mich.'"

Aus der Erzählung geht hervor, dass das Aufsuchen einer professionellen Unterstützung in der Schweiz eine Hürde bedeutete, die auf Isabela Vegas Unkenntnis des lokalen Gesundheitssystems zurückzuführen ist. Als die Biographin schnell Hilfe brauchte und nicht wusste, an wen sie sich wenden sollte, erinnerte sie sich an eine Psychotherapeutin in Kolumbien, die ihr schon einmal geholfen hatte. Die Biographin betrachtet die Auswahl der Psychotherapeutin als ausschlaggebend für die Qualität der therapeutischen Beziehung und die damit verbundene Interaktion. Sie fühlte sich damals bei dieser Fachperson aus Kolumbien aufgehoben („wohl"). Isabela Vega erlebte die Beziehung zur Psychotherapeutin als unterstützend, die Psychotherapie war sehr hilfreich („die Therapie hat mir super viel geholfen") bei der Verarbeitung der psychischen Erkrankung. Eine wichtige Rolle spielte dabei die gemeinsame Sprache, sowohl im wörtlichen wie auch im übertragenen Sinn. Obwohl die Biographin als einzige der befragten Migrantinnen bereits bei ihrer Einreise in die Schweiz hervorragend Deutsch sprach, gab ihr die Psychotherapie auf Spanisch ein Gefühl von Sicherheit. Sie konnte auf Spanisch über schmerzhafte biographische Erfahrungen („Sachen") sprechen, die bereits in der Muttersprache schwer zu beschreiben sind. Sie fühlte sich verstanden und angenommen. Die gute Beziehung zwischen Isabela Vega und der Psychothera-

4 Ana Mendez ist eine gemeinsame Freundin von Isabela Vega und mir, die ebenfalls aus Kolumbien stammt. Ana Mendez kam nach dem Abschluss des Gymnasiums in Bogota in die Schweiz, um zu studieren. Wir lernten uns während des Soziologie-Studiums an der Universität Basel kennen. An Ana Mendez' Junggesellinnen-Feier im Jahr 2015 lernte ich Isabela Vega kennen. Nachdem wir uns unterhalten hatten und sie von meiner Forschung erfuhr, bot sie mir von sich aus an sie zu interviewen.

peutin trug aus der Sicht der Biographin wesentlich dazu bei, dass positive Veränderungen in ihrem Gefühlsleben auftreten konnten. Eine wichtige Voraussetzung für diesen Wandlungsprozess war ihr Vertrauen in die therapeutische Beziehung. Mit der Aussage „ich habe mir mit dieser Therapie auch Geld und Zeit gespart" schreibt sie der kolumbianischen Fachperson hohe therapeutische Kompetenzen zu, die den zeitlichen und finanziellen Aufwand minimieren. Gleichzeitig unterstreicht die Biographin, dass die Vertrauensbeziehung sich positiv auf das Behandlungsergebnis auswirkt. Sie ist deshalb bereit, die anfallenden Kosten der Psychotherapie selbst zu tragen. Unklar ist, ob die Biographin bei der Krankenkasse überhaupt eine Anfrage der Kostenübernahme gestellt hat. Im Unterschied zu einigen der befragten Migrantinnen wie etwa im Fall von Rosita Diaz, die aus Kostengründen gezwungen waren, ihre Psychotherapie abzubrechen, erlaubt es Isabela Vegas ökonomische Lage, die Behandlung aus eigener Tasche zu bezahlen. Die Biographin erachtet die Ausgaben für ihre Gesundheit als sinnvoll.

Für ihren Mann hingegen ist die Notwendigkeit einer solchen Therapie schwer nachzuvollziehen und er tut sich noch schwerer mit dem finanziellen Aspekt der Therapie, die Behandlungskosten sogar selber zahlen zu müssen. Insgesamt erweckt die Reaktion des Ehemannes den Eindruck, dass er die Diagnose Depression nicht leicht akzeptiert. Unbeeindruckt davon widersetzt sich die Biographin vehement den Einwänden ihres Mannes hinsichtlich des Nutzens einer Therapie. Dieser Punkt sei nicht verhandelbar, macht sie deutlich. Ihr Mann solle sich mehr über das Thema Depression informieren, so könne aus der Sicht der Biographin auch eine Verbesserung in der Beziehung eintreten. Es scheint, als ärgere sich Isabela Vegas Ehemann über die Erkrankung seiner Frau, wodurch sie sich aber in ihrem subjektiven Leiden durch ihren Mann herabgesetzt fühlt. Sie reagiert auf diese Entwertung, indem sie ihn darauf aufmerksam macht, zu ihrem Leiden werde sogar geforscht. Ihre Reaktion kann als ein Sich-bestärkt-Fühlen gedeutet werden. Sie verweist darauf, nicht die Einzige zu sein, die in der Migration von einer Depression betroffen ist, es also somit nicht etwas „Aussergewöhnliches" ist, sondern jede bzw. jeden treffen kann. Der Hinweis auf die vorliegende Forschungsarbeit lässt sich auch so interpretieren, dass sie sich durch mein Interesse an ihrer Lebensgeschichte in ihrem Leiden ernst genommen fühlt.

In der weiteren Erzählung schildert Isabela Vega die Diskussionen mit ihrem Mann bezüglich der Kosten und dem Nutzen einer Psychotherapie und der Aktivitäten wie etwa einem Trainingsunterricht mit Baby, die ihrem Wohlbefinden aber dienlich sind:

> „Ja, du hast Geld für die Rückbildung ausgegeben und für die Buschigruppe und dann für Fit Dank Baby. Also, Buschigruppe hat 90 CHF gekostet, Fit Dank Baby hat ca. 200 CHF, das andere 260 CHF, wir sprechen also von knapp 600 CHF innerhalb von sechs Monaten. Habe ich zu viel ausgegeben, um andere Leute kennenzulernen und mich anzupassen? Ich denke nicht. Und wenn mir die Psychotherapie hilft, dann (…) Ich habe ja auch selber verdient und in Kolumbien Geld gespart und wenn ich das so ausgeben will, dann gebe ich es so aus. Ich zahle für die Therapie 270'000 Pesos pro Stunde. Mit dem heutigen Wechselkurs sind das ungefähr 100 CHF. Aber Stefan versteht nicht, warum ich eine Therapie mache. Er kommt aus einer perfekten Familie, er hatte nie psychische Probleme, er hatte nie das Bedürfnis, einen Psychotherapeuten aufzusuchen. Und ja, dann fällt es ihm schwer, das zu verstehen. Er respektiert es zwar total, aber er ist sehr (…), wie heisst das (…), er muss immer nachfragen, immer wieder fragen: ‚Ist das wirklich

nötig? Warum ist das wichtig? Was bringt dir die Therapie?‘ Dann nervt er sich (lacht). ‚Ja, du musst Vertrauen haben. Ja, ich habe meinen Weg gefunden und ich denke, ich brauche wirklich diese Hilfe‘, sagte ich. Dann meint er: ‚Aber du siehst gut aus.‘ ‚Ja, ich bin wirklich dabei, mein Bestes zu geben. Vielleicht sieht man mir äusserlich nicht an, dass es mir nicht gut geht, aber ich muss die ganze Zeit Sachen verarbeiten. Im meinem Kopf bin ich die ganze Zeit Sachen am Verarbeiten und am Verstehen. Und das merkst du nicht.‘ Natürlich gibt es dann Diskussionen. Und (…) er ist ein bisschen stur und ich auch (lacht). Ich mache weiter, auch wenn es ihm nicht passt, das ist egal. Ich weiss, ich brauche die Therapie.“

Am Fall von Isabela Vega lässt sich beispielhaft zeigen, wie der Ehemann mit Unverständnis auf ihre Strategie im Umgang mit einer Depression reagiert. Eine Reaktion, die mehrere Ehemänner der befragten Migrantinnen zeigten, wie wir bereits sehen konnten. Das fehlende Verständnis für Isabela Vegas Depression ist zum einen darin begründet, dass sich ihr Mann die Entstehung und die Ursachen der Krankheit nicht erklären kann. Darüber hinaus hält er fest, die Krankheit sei äusserlich nicht erkennbar. Das bedeutet aber nicht, dass sie nicht existiert. Der Schein einer Person hat wenig damit zu tun, wie es in ihrem Inneren aussieht. Obwohl die Biographin nach möglichen Erklärungen für seine Haltung gegenüber einer Depression bzw. seine Vorbehalte gegenüber einer Psychotherapie sucht und sie sich ihm gegenüber verständnisvoll zeigt, widersetzt sie sich seiner Einstellung. Im Gegenteil, sie setzt eigene Handlungsakzente und trifft eigene Entscheidungen bezüglich ihrer Gesundheit.

Aus der Erzählung geht hervor, dass die Wucht, mit der die Depression in Isabela Vegas Leben trat, gross war. Im Rahmen einer Psychotherapie gelingt es der Biographin, schmerzhafte und kränkende Erlebnisse aufzuarbeiten. Sie macht die Erfahrung, dass die Depressionserkrankung mit Hilfe einer Fachperson etwas ist, das aktiv und achtsam von ihr selbst bearbeitet werden kann. Die Haltung, die Isabela Vega zu ihrer Erkrankung einnimmt, zeigt, dass sie sich der Depression nicht (mehr) ausgeliefert fühlt. Sie wird nicht mehr von ihren Gefühlen überrollt. Vielmehr erlebt sie sich als handlungsfähige Frau, die im Bewältigen ihres Alltagslebens nicht mehr eingeschränkt ist. Sie nimmt zudem an Aktivitäten teil, die ihr physisch und psychisch guttun. Gleichzeitig knüpft sie dabei als neuzugezogene Migrantin neue Kontakte. Obschon Isabela Vega als Anwältin in Kolumbien selber ihr Geld verdiente und über Erspartes verfügt, muss sie sich für die Finanzierung einer Online-Behandlung mit einer Psychotherapeutin aus Kolumbien rechtfertigen, auch wenn sie in diesem Fall nicht auf ihren Mann angewiesen ist.

Unterstützungshilfen im Umgang mit Überforderungssituationen und Depression

Wie aus der Erzählung zu entnehmen ist, korrelierte die Anfangszeit nach der Migration für die damals 32-jährige Mutter eines Säuglings und eines Kleinkindes mit einer starken Überforderungssituation. Isabela Vega, die in dieser Lebensphase an einer Depression litt, schildert, dass sie eigenaktiv im Internet nach Unterstützungsmöglichkeiten für Mütter mit Kleinkindern suchte und fündig wurde. Bei ihrer Recherche stiess sie auf die Mütter- und Väterberatung in ihrem Wohnort. Im Umgang mit der Depression thematisiert die Biographin neben der positiven Erfahrung mit der Psy-

chotherapie mittels Skype auch die Erfahrung von Inklusion bei Treffpunkten für Mütter mit Kindern als wichtigen Aspekt in der Krankheitsverarbeitung:

„Ich habe schnell herausgefunden, dass es hier in XY-Stadt eine Mütter- und Väterberatung gibt. Da habe ich auch mit einer Frau gesprochen, was man alles mit einem kleinen Baby machen kann. Sie hat mit mir über Rückbildungsgymnastik und über Fit Dank Baby gesprochen. Das ist wie Aerobic mit Baby. Sie hat mit mir auch über eine Buschigruppe gesprochen. Ich habe mich überall angemeldet. Das war auch schön in der Buschigruppe. Diese Buschigruppe, die von der Mütter- und Väterberatung geleitet wird, ist eine Gruppe von Müttern, die Babies zur gleichen Zeit bekommen haben. Und dann treffen sich die Mammis mit den Babies zusammen und sprechen z.B. wann sie zu essen anfangen, wie sie schlafen, wie man die erste feste Nahrung macht, Babymassage etc. Man spricht viel. Man hat viel Kontakt mit anderen Müttern. Es war eine kleine Gruppe. Wir waren nur fünf Mütter. Es war schön, da habe ich ein paar nette Frauen kennengelernt. Wir sprachen viel zusammen, oft gingen wir in den Zoo oder am XY-Fluss entlang laufen. Das war wichtig, um Kontakt zu anderen Frauen zu bekommen und auch um zu merken, dass es für Schweizer Frauen nicht anders ist. Sie sind auch am Jobsuchen. Sie fragen sich auch, wie mache ich es jetzt, wenn das Kind krank wird, wie kann ich ein Teilzeit-Job finden etc. Das sind auch alles Frauen mit einer guten Ausbildung. Sie waren es sich einfach bewusst, dass es so sein würde. Wenn man aus Lateinamerika kommt, ist es einem nicht bewusst, dass das Leben so sein wird, weil (…) man hat dort ganz viel Hilfe zuhause und hier nicht. Also, in der oberen Schicht zumindest. In der unteren Schicht leisten sich die Frauen auch keine Putzfrau. Und (…) in deinem eigenen Land kannst du in deinem Beruf arbeiten. Und ja, dann war auch die Rückbildung wichtig, weil ich da Sport machte. Das hat mir auch geholfen. Es war cool ein Angebot zu haben, wo man das Baby mitnehmen konnte. Ich habe auch Spaziergänge mit anderen Müttern gemacht. Das war speziell für Mütter mit Kinderwagen. So hat man Spaziergänge mit Kinderwagen gemacht und geatmet, also Atemübungen gemacht (…). Da habe ich zwei andere Mütter kennengelernt. Das war schön. Da trifft man andere Frauen, vielleicht nicht aus Lateinamerika, aber das war für mich nicht so wichtig. Für mich war es wichtiger, dass sich Kulturen mischen, andere Schweizerinnen kennenzulernen. Und ja, da habe ich diese Frauen kennengelernt, die ihre eigene Geschichte hatten. Die eine war eine alleinerziehende Mutter, die sich die Eizellen durch eine Samenspende befruchten liess, weil sie Mammi sein wollte. Die andere hatte eine krasse Fehlgeburt im sechsten Monat. Sie musste ein totes Baby gebären. Es war wichtig für mich diese Geschichten zu hören, als eine Art Therapie. Wir hatten alle unsere Geschichten, unsere Gründe für unser Leiden, unsere Vergangenheit, unabhängig davon, woher wir kamen. Das Gemeinsame war, dass wir Frauen und Mütter waren. Solche Sachen zu hören hilft auch, um zu merken, ich bin nicht die einzige (…), ich bin in dieser Welt nicht alleine mit Problemen. Ich bin nicht die einzige, die leidet oder die einkaufen oder putzen oder waschen muss, während zuhause das Kind krank ist. Also, wir alle haben etwas. Ich habe auch in dieser Buschigruppe gesagt, dass ich mich schlecht fühlte. Beim nächsten Treffen mit der Gruppe fragten sie mich, was ich machen würde, weil (…) man sah mir an, dass es mir schlecht ging. Ich sagte, ich habe eine Therapie angefangen und sie freuten sich alle für mich. Das ist gut und wichtig zu merken, dass es nicht schlecht ist, eine Therapie zu machen. Ich weiss, dass ich nicht verrückt bin, nur weil ich jetzt eine Therapie mache. Es ist einfach eine Hilfe, die ich mir leisten kann. Und ja, neben der Therapie hat es mir ge-

holfen, dass ich mich mit anderen Müttern aus der Buschigruppe austauschen konnte und dass ich die deutsche Sprache spreche. Das hilft viel."

Zwei zentrale Aussagen dieser langen Textpassage sind, dass die regelmässigen Treffen mit anderen Müttern sowie der Austausch von leidvollen Erfahrungen für Isabela Vega bedeutsame Stützen im Bewältig von schwierigen Lebenssituationen darstellen. Aus dem Zitat geht auch Isabela Vegas Eigeninitiative, Hilfe zu suchen, hervor. Im Unterschied zu Amalia Torres und Sol Alvarez, die auch mit einem Baby und Kleinkind in die Schweiz kamen, aber bei der Einreise nicht der deutschen Sprache mächtig waren, konnte sich Isabela Vega gut auf Deutsch verständigen. Diese Sprachkenntnisse waren bei der Suche nach Unterstützung von zentraler Bedeutung. Die Teilnahme an den Gruppentreffen ist Ausdruck aktiver Selbsthilfe. In der Buschigruppe kommt sie mit Frauen in Kontakt, die sich ebenfalls mit schmerzhaften und belastenden Aspekten ihrer Lebensgeschichte auseinandersetzen. Das persönliche Leid konnte in der Gruppe geteilt werden. Wie wohltuend das Gemeinschaftsgefühl erlebt wird, konnte bereits in Amalia Torres' Biographie dargelegt werden. Beide Migrantinnen fanden in einer „Wir-Gemeinschaft" – die eine in einer Gruppe für Mütter und die andere in einer religiösen Gruppe – während einer schwierigen Lebensphase emotionale Unterstützung und Halt; eine Erfahrung, die auch von anderen Studienteilnehmerinnen z.B. in MigrantInnenorganisationen geteilt wurde.

Mit der Wiederholung des Satzes „ich bin nicht die einzige" verdeutlicht Isabela Vega eine wichtige persönliche Erkenntnis, dass sie mit ihren Schwierigkeiten als erwerbslose Mutter nicht ganz alleine dasteht. Das Sich-vergleichen-Können hilft ihr. In dieser Gruppe fühlt sich Isabela Vega aufgehoben, verstanden und zugehörig. Hierbei stehen weniger die Herkunft der Frauen als vielmehr ähnliche Alltagsprobleme mit Kindern im Vordergrund. Beim Vergleich mit anderen Frauen aus der Gruppe erwähnt Isabela Vega zunächst die gemeinsamen Schwierigkeiten im Privat- und Berufsleben. Sie berichtet über ähnliche Sorgen als Mütter, Arbeitsuchende und die anfallenden Vereinbarkeitsprobleme von Erwerbs-, Haus- und Versorgungsarbeit. Bei diesem Vergleich bleibt allerdings unberücksichtigt, dass die erwerbslosen Teilnehmerinnen der Buschigruppe über Schweizer Abschlüsse verfügen, während die Biographin mit ihrem in Kolumbien erworbenen Bildungstitel und ihrer Berufserfahrung einer unterschiedlichen Wertung von Qualifikation in der Schweiz ausgesetzt ist. Somit ist sie im Unterschied zu den Schweizer Frauen mit einer zusätzlichen Barriere beim Arbeitsmarktzugang konfrontiert. Isabela Vega betont aber auch die Unterschiede. Interessant ist, dass sie ihre migrationsspezifischen Erfahrungen sowohl an der fehlenden Haushaltsunterstützung als auch an ihrer beruflichen Exklusion als Rechtsanwältin festmacht („in deinem eigenen Land kannst du in deinem Beruf arbeiten"). Als eine zentrale Differenz unterstreicht sie zudem, egal, wie gut sich eine Frau auf die Migration vorbereite, könne sie die biographische Bedeutung einer Migration und die damit verbundene Tragweite der Lebensveränderung nicht im Voraus erkennen.

Ein weiterer positiver Effekt der Müttertreffen besteht in dem Gefühl, sich nicht verrückt zu fühlen. Obwohl die Biographin gegenüber ihrem Mann die Psychotherapie stark verteidigt und einen offenen Umgang mit ihrer Depressionserkrankung pflegt, lässt sich am Ende des Zitats dennoch eine gewisse Angst identifizieren, als „verrückt" abgestempelt zu werden („Ich weiss, dass ich nicht verrückt bin, nur weil ich jetzt eine Therapie mache"). Das Hilfesuchen bei der Beratungsstelle für Eltern, die sozialen so-

wie körperlichen Aktivitäten lassen sich somit als eine aktive Strategie im Umgang mit einer Depression rekonstruieren.

Auf die Frage, welche Bedeutung Isabela Vega der Depression zuschreibt, illustriert sie auf der Basis einer biographisch-selbstreflexiven Auseinandersetzung einen für sie wichtigen Lernprozess:

> „Ich hatte die Möglichkeit, mich besser kennenzulernen und (…) wie sagt man das auf Deutsch? Concentrarse mas en el interior que en el exterior y aprender a como alimentar el alma?[5] Weil (…), was ich bis jetzt mit der Therapie gelernt habe, ist, dass ich sehr darauf konzentriert war, was im Aussen passierte. Mein Job, mein Geld und meine (…) ja, alles, was im Aussen war. Aber ich habe mich nie wirklich um mein Inneres gekümmert. Mein (…), also die Therapeutin spricht von meinem inneren Kind, das Mädchen in mir und dass ich wichtig bin und ich mich selbst gut um mich kümmern muss. Ich bin nicht nur die Anwältin oder die Mutter oder die Ehefrau, sondern ich bin auch Isabela und ja (…), ich muss mir auch selbst Wert geben. Also, ohne Isabela könnte alles andere nicht gehen. Und wenn man sich nicht auf sein Inneres konzentriert, dann gibt es viele Sachen, die dich davon ablenken, was wirklich wichtig ist. Wenn ich mit Jura nicht weiter machen kann, ok, das macht Isabela nicht weniger wertvoll. Ich muss dann einfach etwas finden, was für mich wichtig ist. Das kann ich auch als eine Chance sehen. Eine Möglichkeit, um etwas anderes machen zu können, was ich schon immer machen wollte. Ich bin sehr an Psychologie interessiert. Ich könnte studieren, die Universität hier in XY besuchen. Ich weiss, das ist ein Prozess und ich gebe mir einfach Zeit. Ich konzentriere mich zunächst einmal darauf, wieder gesund zu werden, mich gut einzuleben und (…) mich wohl zu fühlen. Wenn das gut ist, dann wird der nächste Schritt kommen. Jetzt noch nicht, das ist noch nicht die Zeit."

Es wird deutlich, dass mit der Psychotherapie eine Bearbeitung ihres Erleidensprozesses in Gang gesetzt worden ist. Isabela Vega veranschaulicht in diesem Zitat, wie sie die Depression sinnhaft in ihr Leben einzuordnen versucht. Mit der Unterstützung ihrer Psychotherapeutin mittels Skype wird sie sich über ihre eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen klar. Dabei erschliessen sich ihr neben gesellschaftlichen auch psychologische Faktoren als Krankheitsursachen. In ihrer Selbstdeutung betrachtet sie das Verfolgen gesellschaftlich anerkannter Ziele wie Berufserfolg, Geld und äusseres Ansehen als Ablenkungs- und Verdrängungsmechanismen, um sich nicht mit ihrer inneren Gefühlswelt auseinandersetzen zu müssen. Diese Eigentheorie erinnert an die von Leonor Castro, die ihr Ego, ihre Selbstbezogenheit und Eitelkeit als Fehler in ihrer bisherigen Lebensführung kennzeichnete. Beide migrierten Frauen, die vor der Migration beruflich erfolgreich waren, hinterfragen nach einer durchlebten Depression ihre Wertvorstellungen. Hier fällt auf, dass durch den Fokus auf innere Bedingungen strukturelle Bedingungen ausser Acht gelassen werden. Diese Herangehensweise verhüllt meines Erachtens die Furcht vor dem Gefühl, in der Migration nichts wert zu sein. Sie versuchen einen adäquaten Umgang mit der eigenen Lebenssituation zu finden, damit diese nicht so unerträglich bleibt. Es entsteht der Eindruck, als sei es leichter, sich selber und die eigene Einstellung zum Leben zu hinterfragen, als auf-

5 Ich übersetze ihr den Satz mit „sich mehr auf das Innere als auf das Aussen konzentrieren und lernen, wie man die Seele nährt".

grund des Verlusts der berufsbiographischen Identität rückwirkend die Migration an sich in Frage zu stellen. Dies scheint für das eigene Selbstkonzept möglicherweise zu bedrohlich. Eine andere Lesart für ihre eigentheoretische Bilanzierung wäre, mit der Psychotherapie einen Wandlungsprozess ausgelöst zu haben. Die Biographinnen verleihen auf diese Weise der Depression einen Sinn auf dem Weg zur Selbstentfaltung, die tatsächlich einen Weg ins Neue darstellt.

Für Isabela Vega erweisen sich die Inanspruchnahme professioneller Hilfe, die Entwicklung von Freizeitaktivitäten mit ihrem Baby, der Aufbau sozialer Kontakte und das sich Umsehen nach emotionaler Unterstützung in der Müttergruppe als hilfreich im Umgang mit der Depression. Darüber hinaus lassen sich das bewusste Zuwenden zu den eigenen Gefühlen, die Aufarbeitung seelischer Wunden und ein achtsamer und liebevoller Umgang mit sich selbst als weitere Verarbeitungsstrategien identifizieren. Isabela Vega versteht ihre Depressionserkrankung insofern als eine Chance, sowohl in der Innen-, als auch in der Aussenwelt etwas zu verändern, was als eine weitere Art der Bewältigung gedeutet werden kann.

Die Depression gibt Isabela Vega den Anstoss, neue Eigenschaften zu entwickeln, Fähigkeiten zu aktivieren und neue Möglichkeiten zu entdecken. Gemeinsam mit ihrem Mann verfügt sie über die finanziellen Mittel, sich komplett beruflich neu zu orientieren. Der Wunsch, ein Psychologiestudium zu absolvieren, lässt sich dahingehend deuten, dass sie einzig durch das Ergreifen einer neuen Berufsausrichtung einen Ausweg aus der Erwerbslosigkeit sieht. Die Strategie der Requalifizierung wird – wie schon gezeigt – im Umgang mit Arbeitslosigkeit und Berufsausschluss sowie bei der Aufrechterhaltung des Selbstwertgefühls von mehreren Migrantinnen gewählt. Neben dem Aneignen weiteren kulturellen Kapitals sichert ein zusätzlicher Schweizer Abschluss auf Tertiärebene allerdings keine Arbeitsmarktteilhabe zu, wie im Fall von Lucinda Riva ersichtlich wurde.

12.3 Depression im Kontext von Beziehungsproblemen

Zum Zeitpunkt des Interviews war die Argentinierin Alma Ruiz 53 Jahre alt und erst einige Monate zuvor an einer Depression erkrankt. Den auslösenden Moment für die psychische Erkrankung führt Alma Ruiz darauf zurück, dass sie und ihre 13-jährige Tochter gleichzeitig krank wurden und sie in dieser Zeit auf keine soziale Unterstützung zurückgreifen konnte:

> „Das Gefühl, keine Unterstützung zu bekommen, niemanden zu haben, der mir hilft oder mir etwas bringt, ist sehr schwierig gewesen. Ich fühlte mich hilflos. Ich fühlte mich sehr schlecht (…). Ich konnte nicht zur Arbeit gehen, und ich musste selber Ersatz für mich suchen. Und dann war auch meine Tochter krank. Ich fühlte mich sehr erschöpft (…) und ich hatte einen tiefen Blutdruck. Ich konnte nicht mehr kochen, aber das musste auch gemacht werden. Meiner Tochter musste ich sagen, dass sie Medikamente einnehmen muss, aber sie verweigerte diese zu nehmen. Ich war besorgt, aber ich hatte einfach keine Kraft sie in dem zu begleiten (…). Es entstand eine Familiendiskussion mit meinem Ehemann. Danach fühlte ich mich sehr bedrückt, sehr erschöpft. Es kostete mich viel Kraft zu streiten, denn normalerweise unterhalten wir uns ruhig. Ja, wir haben Probleme in der Beziehung bekommen (…). Die Sprache ist ein grosses Problem für

mich. Die Sprache wirkt sich auf viele anderen Themen aus, aber das grösste Problem ist (…) Also, die Sprache ist auch sehr mit dem Thema Beziehung, partnerschaftliche Beziehung verbunden. Die Sprache ist für mich der Beginn eines Themas, das sich nicht abschliessen lässt. Die Sprache ist erst dann als Thema überstanden, wenn ich meine Beziehung auf eine Ebene führen kann, die entspannt und entkrampft ist, d.h. dass ich auf die Sprache ohne jegliche Hemmung und Schwierigkeiten zurückgreifen kann. Also, wenn ich ungehemmt und ohne Angst vor Schikane die Sprache gebrauchen kann. Und das ist fast unmöglich (…). Wenn man ein Kind hat, kommt schnell die Frage der Erziehung auf. Die Erziehung ist das Produkt der Kultur. Ich habe als Lehrerin eine zu rigide Vorstellung oder eine zu lateinamerikanische Vorstellung, wie die Erziehung sein sollte. Ich war mir immer sehr darüber im Klaren, was die Erziehung betrifft. In der Praxis muss man feststellen, dass wenn zwei Kulturen aufeinandertreffen, muss man mit seinem Partner lernen auszuhandeln, aber auch zu vermitteln. Man muss flexibel sein, offen sein, um gewisse Dinge anzunehmen. Es ist eine tägliche Arbeit. Wenn du z.B. nicht mit etwas einverstanden bist (…), dann denkst du, das kann nicht sein. Dann beginnt die Krise. Man muss permanent an der Beziehung arbeiten, sonst häufen sich die Probleme. Wenn die Kinder heranwachsen, kommen andere Seiten zum Vorschein. Die Forderungen eines Kindes an seine Eltern wachsen auch. Das Kind fordert ebenfalls mit seiner Kultur etwas ein. Warum ist es so und nicht anders? Das Kind aus zwei Kulturen wirft Fragen auf. Das ist gerade mein Moment, meine Krise, wo ich mich befinde.“

In Alma Ruiz’ Migrationsbiographie summieren sich eine Vielzahl an Belastungsfaktoren, die sie vorwiegend auf der Beziehungsebene lokalisiert. Die Kindergärtnerin situiert den auslösenden Moment der Erkrankung an einer Depression im Kontext fehlender sozialer Unterstützung und des Alleinseins. Ihre gesamte Familie lebt in Argentinien und von der Familie des Ehemannes fühlt sie sich nicht angenommen. Als sie zuhause ein krankes Kind hatte, sie selber krank wurde und keinerlei Hilfe bekam, stellte sich bald ein Gefühl der Überforderung, der Verunsicherung und der Unzulänglichkeit ein. Um welche Krankheit es sich handelt, führt die Biographin nicht aus. Aber genau in dieser Lebenssituation vermisste sie den dringend benötigten Rückhalt durch die eigene Familie, die aber in Argentinien war. Sie fühlte sich auf sich alleine gestellt. Ihr Mann wird in dieser Lebensphase nicht als unterstützende Person präsentiert. Die Doppelbelastung durch ausserhäusliche und häusliche Arbeit sowie Kindererziehung wirkten sich negativ auf ihren Gesundheitszustand aus.

Zu der schwierigen gesundheitlichen Situation von Alma Ruiz treten die schon zuvor bestehenden Schwierigkeiten in der binationalen Beziehung stärker hervor. Die Biographin leidet unter den Spannungen in der Ehe. Aus der Erzählung geht hervor, dass die lang währende Beziehungskrise mit ihrem Mann, einem Physiker aus der Schweiz, ihre ganze Kraft absorbiert. Kennengelernt hatte sie ihren Mann vor damals 24 Jahren in einem Underground Theater in Buenos Aires. Er bereiste nach Abschluss seines Studiums Südamerika. Sie beschlossen dann, gemeinsam die südamerikanische Reise fortzusetzen. Nach einer kurzen Fernbeziehung heirateten sie. Die berufstätige Biographin migrierte später aus Liebe in die Schweiz.

In Alma Ruiz’ biographischer Eigentheorie zu den Gründen der Erkrankung zeigt sich, dass sie die Depression im Kontext von Beziehungsproblemen in einer binationalen Ehe und in einer Verdichtung von Problemlagen einbettet. Finanzielle Probleme hat das Paar nicht, allerdings wird die Kindererziehung als grosses Konfliktfeld

dargestellt. Alma Ruiz thematisiert Probleme, die sich aus ihrer Sicht aus „kulturellen Unterschieden“ ergeben, ohne diese zu spezifizieren. In ihrer Erzählung bleibt sie insgesamt vage. Sie schildert kaum konkrete Probleme oder Situationen, mit Ausnahme von Erziehungsfragen. Aber auch hier bleibt sie eher auf einer abstrakten Beschreibungsebene. Sie rekurriert in der Darstellung der Paarprobleme auf Differenzen in den Wertvorstellungen bezüglich der Kindererziehung. Erwähnt werden soll an dieser Stelle, dass unterschiedliche Erziehungsstile auch bei Eltern mononationaler Beziehungen anzutreffen sind. Insofern können divergierende Erziehungsvorstellungen nicht ausschliesslich auf Kulturdifferenzen zurückgeführt werden. Bei den Streitereien um die Kindererziehung geht es darum, was das Paar der eigenen Tochter mit auf den Weg geben will. Alma Ruiz bringt dabei ihre eigene Sozialisation und damit auch spezifische Aspekte ihrer Herkunftskultur zum Ausdruck. Die Biographin sieht in der Kindererziehung die Wiedergabe der eigenen Lebenseinstellungen und -erfahrungen und damit grosse Unterschiede zwischen ihrem Mann und sich selbst. Ihres Erachtens prägt die Kultur die Erziehung, weshalb sie die unterschiedlichen Erziehungsstile als „kulturelle Unterschiede“ deutet („Die Erziehung ist das Produkt der Kultur“). Alma Ruiz musste bestimmte Vorstellungen über die Erziehung eines Kindes verwerfen, die sie nach Selbstaussage als Lehrerin und Lateinamerikanerin entwickelt hatte und die zuvor orientierend für ihr Leben waren. Weitere kulturelle Differenzen sieht Alma Ruiz hinsichtlich der Adoleszenzphase ihrer Tochter, die im Teenageralter ist. Die Verunsicherung besteht darin, wie sich ihre Tochter in einem argentinisch-schweizerischen Umfeld orientieren und identifizieren wird. Zum Wohle des Kindes zeigt sich Alma Ruiz in der Erziehung des Kindes kompromissbereit und stellt ihre Anschauungen zurück. Die aber dadurch entstandene Unzufriedenheit scheint sich auf die Ehe auszuwirken. Alma Ruiz stellt zu diesem Zeitpunkt ihre Beziehung in Frage. Die Darstellung der Biographin verdeutlicht gleichzeitig, wie bedeutsam die Beziehung zu ihrem Mann ist, die wichtigste Bezugsperson in der Schweiz, und wie sie aufgrund von Beziehungsproblemen aus der Balance gerät.

Ferner greift die migrierte Frau in ihrer Erzählung erneut den Aspekt Sprache auf. Alma Ruiz’ Sprachhemmung, von der sie betroffen ist, lässt sich als ein migrationsbiographisch relevantes Thema rekonstruieren, das sich markant auf diverse Lebensbereiche auswirkt. Wie weiter oben bereits ausgeführt, leidet sie unter einer grossen Sprechhemmung. Sie betont dabei mehrmals die Bedeutung der Sprache auch innerhalb der Beziehung. Die Problematik „Sprache“ lässt sich zudem als Thema der binationalen Beziehung benennen. Mit der Migration in die Schweiz vor damals 23 Jahren, erlebte sie eine Verunsicherung, die sich nicht nur auf die Sprachbeherrschung zurückführen lässt. Mit dem Satz: „Also, wenn ich ungehemmt und ohne Angst vor Schikane die Sprache gebrauchen kann“ verweist die Migrantin aus Argentinien auf Abwertungserfahrungen, die sie im Zusammenhang mit ihren Deutschkenntnissen gemacht hat. Es fällt auf, dass sie nicht expliziert, wer sie schikanierte. Vermutlich hat sie sich sowohl im partnerschaftlichen als auch familiären (Schwiegereltern) und gesellschaftlichen Kontext herabgewürdigt gefühlt, was hemmend den Spracherwerb beeinflusste. Alma Ruiz’ Spracherfahrungen zeigen Ähnlichkeit mit Veronica Rodriguez’ Rassismuserfahrungen in der Ehe, wie bereits erläutert.

Die Analyse zeigt, dass die Biographin Alma Ruiz schon seit Beginn ihres Lebens in der Migration unter natio-ethno-kulturellen Fremdzuschreibungen und Ausgrenzungserfahrungen leidet. Am Beispiel des Zopfbackens veranschaulichte sie, wie

schmerzhaft die Erfahrung ist, sich in der eingeheirateten Familie abgelehnt zu fühlen (vgl. Kapitel 8). Alma Ruiz erlebte ihren Ehemann nicht als beschützende und loyale Person, der sie verteidigte oder ihr den Rücken stärkte. Von ihrem Mann habe sie mehr erwartet, gibt sie zu verstehen, was ihre schmerzliche Enttäuschung illustriert.

Vermutlich schätzt die Biographin ihre eigene Sprachkompetenz schlechter ein als sie tatsächlich ist. Als berufstätige Kindergärtnerin ist sie täglich mit der deutschen Sprache konfrontiert, die sie auch gebrauchen muss. Die subjektive Einschätzung, die Sprache nicht gut zu können, gepaart mit dem Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, von Versagensängsten und negativer Selbstbewertung führen dazu, dass sie nicht über ausreichend Selbstbewusstsein verfügt, um mit ihrem Mann auf Deutsch zu kommunizieren. Die gemeinsame Sprache ist in der damals 24-jährigen Beziehung Spanisch. Erschwerend kommt hinzu, dass sie sich als bildungsnahe Frau selbst unter einen grossen Leistungsdruck setzt, gut Deutsch zu sprechen. Sie ist sich bewusst, aufgrund der ungleichen Beherrschung der lokalen Sprache eine gesellschaftlich schwächere Position einzunehmen, wodurch Minderwertigkeitsgefühle erzeugt werden.

Abschliessend lässt sich festhalten, dass Alma Ruiz die bestehenden Beziehungsprobleme in der argentinisch-schweizerischen Ehe an der sprachlichen und „kulturellen" Verständigung festmacht, wodurch die Bedeutung von Geschlechterverhältnissen und Abwertungserfahrungen in der Ehe ausgeblendet werden.

Alma Ruiz' Krankheitserfahrung

Der Hausarzt war ihre erste Ansprechperson als Alma Ruiz merkte, dass sich ihr Gesundheitszustand verändert hatte. Sie vertraute sich ihrem Arzt an. Nach und nach zeichnete sich ein komplexes Leiden ab. Das offene Gespräch über ihre familiäre Situation, über partnerschaftliche Schwierigkeiten, über die Trauer um Verluste und die Blockaden beim Spracherwerb war hilfreich. Er habe ihr zugehört, was ihr viel Kraft gab. Alma Ruiz erzählt, jetzt eine Psychotherapie machen zu wollen. Sie begründet ihre Absicht, eine psychotherapeutische Fachperson aufzusuchen, damit: „Nicht weil etwas Extremes passiert ist oder ich verrückt bin, sondern um reden zu können. In Buenos Aires hat es die höchste Dichte an Psychologen. Das Reden hilft, mit einer Krise umzugehen, und befreit dich, so dass du nicht ganz erdrückt wirst und dich entlastet fühlst." Mit dieser Aussage wird eine ambivalente Haltung gegenüber psychischen Erkrankungen sichtbar. Einerseits bekundet sie Offenheit für eine therapeutische Behandlung bei einer Depression. Sie meint, eine Therapie könne sinnvoll und wirksam sein. Sie verweist darauf, dass in ihrem Herkunftsland PsychologInnen bzw. psychiatrisch-psychotherapeutische Fachpersonen stark vertreten sind. Andererseits distanziert sie sich teilweise von der Diagnose, indem sie die Krankheit kaum beim Namen nennt, sondern öfters von Krise spricht. Darüber hinaus stellt sie auch eine Distanz zum Stigma her, das einer Depression anhaftet, indem sie betont, nicht verrückt zu sein.

Das Problem sei, so die Biographin weiter, nicht zu wissen, wo sie in der Schweiz eine psychiatrisch-psychotherapeutische Fachperson finden könne, die Spanisch spreche. Während des Interviews fragte sie mich, ob ich ihr bei der Suche nach einer psychotherapeutischen Fachperson in ihrem Wohnkanton helfen könne. Warum sie ihren Hausarzt nicht um Unterstützung gebeten hat, blieb hier unklar. Ich bot ihr selbstverständlich meine Hilfe an. Gleichzeitig informierte ich sie darüber, im Internet gebe es

zahlreiche PsychotherapeutInnenen-Verzeichnisse mit ihren jeweiligen Sprachkenntnissen.

Am Ende des Interviews erzählte die Biographin, sich sofort angesprochen gefühlt zu haben, als sie eine E-Mail mit Informationen zu meinem Forschungsvorhaben und mit Angaben zu den Suchkriterien für die Studienteilnehmerinnen erhielt. Sie nahm als eine der wenigen Migrantinnen von sich aus Kontakt mit mir auf. Die erst kurz zuvor psychisch erkrankte Migrantin aus Argentinien fügt hinzu:

> „Ich betrachtete es als Schicksal, dass du gerade zu diesem Zeitpunkt in mein Leben eintratst. Mir gefällt es sehr, analytisch zu sein und zu erzählen, aber nicht aus dem Ego heraus, sondern aufgrund eines solidarischen Verständnisses. Es hilft, über sich selbst zu reden. Das ist wie in einer Gruppentherapie. Es ist wie (…) selber zu Lösungen zu kommen. Wir sind Menschen und wir wollen verstanden werden, deswegen möchte ich dir meine Geschichte erzählen und hoffe, dass sie anderen hilft."

Diese Aussage zeigt, dass es für sie hilfreich war, über ihre Migrationsbiographie und Krankheitserfahrung sprechen zu können. Das autobiographisch-narrative Interview stellt offenbar die Möglichkeit zur Selbstreflexion dar. Da sie von sich aus das Bedürfnis äusserte, eine spanischsprechende psychotherapeutische Fachperson aufzusuchen, nutzt sie das Interview, um Neues über sich selber zu erfahren. Bei der Reflexion ihrer Probleme scheint sie zu neuen Erkenntnissen zu gelangen, die einen stagnierenden Bearbeitungsprozess vorantreiben. Es scheint, als empfinde Alma Ruiz es als erleichternd, sich offen mitteilen zu können. Das dokumentiert ihr Bedürfnis, in ihrem Leid gehört und verstanden zu werden.

Angesprochen auf die subjektive Bedeutung einer Depression sagt Alma Ruiz: „Depression ist, wenn jemand über eine längere Zeit in einer Krise steckt, hoffnungslos ist und keinen Ausweg findet. Aber für mich ist die Depression wie ein Alarm. Das Leben will mir etwas beibringen." Die Biographin betrachtet die Depression als eine Entwicklungschance mit einem bedeutsamen persönlichen Lerneffekt. In ihrem Fall zeigt sich zudem, dass sie die Depression als eine Art Aufschrei interpretiert: Die Depression möchte ihr mitteilen, sich um die dahinterliegende seelische Not kümmern zu müssen. In den Interviews wird immer wieder deutlich: Migrantinnen, die der Depression einen Sinn geben und die Krankheit so in ihre Biographie integrieren können, gelingt es, biographische Arbeit zu leisten, um mit Corbin und Strauss zu sprechen (2010: 93).

12.4 Wunsch nach egalitärer Beziehung und enttäuschte Hoffnungen

In vielen Interviews berichten die befragten Migrantinnen von enttäuschten Erwartungen und Hoffnungen bezüglich einer gleichberechtigten Beziehung mit einem Europäer. Bereits in Kapitel 9 wurde die subjektive Erfahrung von Geschlechterungleichheit im Rahmen von binationalen Ehen der Architektin und Kunsttherapie-Studentin Flor Martinez, 42 Jahre alt und aus Kolumbien, dargelegt. Flor Martinez lernte ihren Mann in der kolumbianischen Hauptstadt Bogota kennen. Er arbeitete dort für eine international tätige Organisation. In Kolumbien waren sie zwei Jahre lang ein Paar. Beide waren berufstätig. Als ihr Partner vorschlug, in der Schweiz zu leben, sag-

te sie zu. Ihre Eltern waren nicht damit einverstanden, dass sie unverheiratet migrierte. Dennoch reiste sie gemeinsam mit ihrem damaligen Freund mit einem Touristenvisum in die Schweiz ein. Die Biographin und ihr Partner realisierten schnell, dass sie nur durch Heirat ihre binationale Beziehung weiterführen konnten, und so heirateten sie in der Schweiz. Flor Martinez setzt sich mit dem Geschlechterverhältnis in ihrer über 19 Jahre andauernden binationalen Ehe auseinander. Nachfolgendes Zitat zeigt das besonders anschaulich:

> „Die Schweizer Männer sind konservativ. Die ganze Familie meines Mannes ist konservativ. Sie sind vier Männer, d.h. drei Söhne und der Vater, also vier Männer. Mein Schwiegervater war im Militär. Er war auch ein Machista. Es ist schwer, weil (…) die Frau ist unterdrückt. Sie kann nicht viele Entscheidungen treffen, und das kann ich nicht akzeptieren. Ich denke, dass wenn zwei Menschen zusammenleben wollen und die gleiche Vision haben, dann ist es gut. Aber wenn sie unterschiedliche Vorstellungen haben, dann wird es schwer. Anders ist es, wenn man Kinder hat. Hier muss man im Sinne der Kinder handeln, ihnen ein familiäres Klima geben. Gleichzeitig müssen beide Partner sich weiterentwickeln dürfen. Ich akzeptiere nicht, dass der Mann zur Frau sagt, dass sie zuhause bleiben muss, nur weil sie die Mutter ist. Wenn die Frauen sich das wünschen, ist es was anderes. Aber oftmals wünschen es sich die Frauen gar nicht nur zuhause zu bleiben. Mein Mann möchte, dass die Kinder immer mit ihrer Mutter zusammen sind. Ich dachte auch, dass ich mit meinen Kindern zusammenbleiben möchte. Aber im Alter von 39 Jahren stellte ich fest, dass meine beruflichen Träume und Interessen immer noch da waren und wollte meine Karriere fortsetzen. Ich bekam aber keine Unterstützung von meinem Mann. Er unterstützte mich nicht in meinem Vorhaben. Er unterstützte mich zwar moralisch, aber nicht finanziell. Er sagte, dass er das Geld für die Ausbildung unserer Kinder sparen wolle. Ich konnte nicht auf die Hilfe meiner Eltern zählen und auch nicht auf die Hilfe meines Mannes und (…) ich verzweifelte. Ich fiel in ein Loch (…). Ich dachte, dass es möglich sein müsse, Kinder zu haben und sich als Mensch beruflich weiterentwickeln zu können. Ich will nicht 50 Jahre alt werden und mich fragen, was ich aus meinem Leben gemacht habe und dann eine unglückliche Frau sein, wie es meine Mutter war, die mit einem Machista verheiratet war. Bei uns Zuhause herrschte eine grosse Machista-Kultur. Mein Vater war sehr Machista. Und er war ein Alkoholiker. Jeden Tag kam er besoffen nach Hause und schlug meine Mutter. Wir lebten in Angst bei seiner Ankunft. Immer wenn er kam, rannten wir davon. Wir hatten Angst."

In ihrer Erzählung werden Gewalterfahrungen auf der Ebene des Geschlechterverhältnisses im Herkunftsland und in der aufnehmenden Gesellschaft reflektiert und als eine zentrale gesellschaftliche Machtstruktur dargelegt. Ausgehend von ihrem Vater, der als gewalttätiger, alkoholkranker Macho beschrieben wird, schildert Flor Martinez auch ihre Beobachtungen zum Verhältnis von Männern und Frauen bei ihren Schwiegereltern, um dann ihr eigenes Verständnis der Rollenverteilung in ihrer binationalen Ehe auszuführen. Gleichzeitig wird die „Schweizer Kultur" als Erklärungsmuster herangezogen, um bestehende Beziehungsprobleme im Zusammenhang mit ungleichem Rollenverständnis und Geschlechterdifferenzen zu beschreiben. Auffallend ist erneut die stark verallgemeinernde Beschreibung des Rollenverhaltens von Männern. Nicht nur in dieser Passage, sondern in ihrer gesamten Erzählung werden

sowohl kolumbianische wie auch Schweizer Männer als konservativ und Machos kategorisiert. Die Biographin thematisiert ein machohaftes Unterdrückungsverhalten in ihrer Herkunftsfamilie wie auch in ihrer angeheirateten Familie. Dabei macht sie deutlich, dass ein solches Verhalten, das sie von ihrem Schwiegervater ausgehend auf alle Schweizer Männer generalisiert, nicht akzeptiert. Sie distanziert sich deutlich von unterdrückenden Geschlechterverhältnissen in Kolumbien und in der Schweiz.

Deutlich wird in mehreren biographischen Schilderungen, dass die befragten Frauen aus Lateinamerika mit Vätern aufwuchsen, denen eine Macho-Ideologie zugeschrieben wird. Durch die Ehe mit einem Schweizer Mann hofften viele, eine gleichberechtigte und auf Achtung basierende Partnerschaft eingehen zu können, in der Kinder und berufliche Entfaltung möglich sind. Flor Martinez wollte nach Selbstaussage nicht die Erfahrungen ihrer Mutter wiederholen, in einer Familie mit konservativer Rollenverteilung und von männlicher Dominanz geprägt. Obwohl beide Eltern in der gleichen Schuhfabrik und im gleichen Umfang arbeiteten, war die Frau für die Familienarbeit trotz Erwerbstätigkeit verantwortlich. Flor Martinez' starkes Ablehnen der Macho-Ideologie und der ungleichen Geschlechterverhältnisse in ihrem Herkunftsland lässt sich nicht nur im Kontext der Misshandlungen an der Mutter durch den Vater erklären. Ein weiterer Faktor, warum die Biographin das Machoverhalten verabscheut, ist, dass ihr älterer Bruder, ein anerkannter Künstler in Kolumbien, als Homosexueller sowohl vom Vater als auch sonst gesellschaftlich abgelehnt wurde. Die Ausgrenzung und Stigmatisierung ihres geliebten Bruders belastete sie und schmerzte sie insbesondere als Jugendliche sehr.

Flor Martinez' Aussage, Schweizer Männer seien konservativ, lässt erkennen, dass ihr Mann eine Ehe nach traditionellem Muster führen wollte. Während er die Rolle des Brotverdieners einnahm, sprach er seiner kolumbianischen Ehefrau die Rolle der Hausfrau und Mutter zu, ähnlich wie im Fall von Amalia Torres. Obwohl Flor Martinez mit einem abgeschlossenen Architekturstudium und ersten Berufserfahrungen in die Schweiz migrierte, fand sie keine ihrer Qualifikation entsprechende Arbeit. Sie ist als Architektin von beruflicher Exklusion betroffen, wie wir in Kapitel 9 bereits sehen konnten. Der berufliche Ausschluss bewirkte ein eheliches Machtverhältnis, das die Biographin in die Rolle der finanziell abhängigen Ehefrau drängte. Sie selber führte die Erkrankung an einer Depression auf Berufsausschluss und die damit verbundenen ökonomischen Schwierigkeiten zurück. Ihre finanzielle Abhängigkeit, trotz Teilzeitarbeit im Niedriglohnsektor, wirkt sich dabei hemmend auf eine partnerschaftliche Rollenverteilung aus. Die Erwerbsmöglichkeiten waren auch aufgrund der ihr durch ihren Mann zugewiesenen Rolle als Mutter, die alleine für Familienarbeit zuständig ist, zusätzlich eingeschränkt. Ihr Wunsch nach Selbstverwirklichung im Beruf blieb zwar über einen langen Zeitraum hinweg unerfüllt, sie gab diesen aber nicht auf.

Flor Martinez präsentiert sich in der Erzählung als Migrantin, die ungeachtet zahlreicher biographischer Herausforderungen ihre Zufriedenheit nicht von ihrem Mann abhängig machen will. Sie möchte ihm beweisen, dass sie auch ohne seine Unterstützung zurechtkommt. Als Strategie, um ihre beruflichen Lebensziele zu erreichen, orientiert sie sich beruflich neu und beginnt im Alter von 39 Jahren eine Ausbildung als Maltherapeutin. Ihre Kinder waren damals sechs und vier Jahre alt. Die Schwierigkeiten, eine Ausbildung und Familienarbeit zu vereinbaren, löst die Biographin auf individueller Ebene, statt sich mit ihrem Mann über die familiäre Rollenverteilung auseinanderzusetzen und ihn verstärkt in die Familienarbeit einzubeziehen.

Die Verweigerung ihres Mannes, sie bei ihrer beruflichen Weiterentwicklung finanziell zu unterstützen, schildert die Biographin als eine Erfahrung der Ungerechtigkeit innerhalb der binationalen Ehe. Diese als schmerzhaft erlebte Erfahrung ist darüber hinaus mit fehlender finanzieller Autonomie verbunden, was ihr seelisches Leiden verstärkt.

Flor Martinez beschreibt am Ende des Textausschnitts eine extreme psychische Belastungssituation, als sie als Kind zusammen mit ihrem älteren Bruder und ihrer jüngeren Schwester in Bucaramanga, im Nordosten Kolumbiens, aufwuchs. Die Biographin präsentiert ihre Mutter, ihre Geschwister und sich selber als Opfer häuslicher Gewalt aufgrund des Alkoholismus des Vaters. Das Miterleben der Gewalt gegen die Mutter wird im Interview als eine zentrale biographische Erfahrung dargestellt. Flor Martinez zeigt mit der Feststellung: „Wir lebten in Angst bei seiner Ankunft. Immer wenn er kam, rannten wir davon. Wir hatten Angst" ein als auf einer psychischen Ebene gelagertes und als solches erkanntes Problem. Mit der Rekonstruktion negativer Ereignisse im Kontext von häuslicher Gewalt gelingt es der Biographin, ihre damals erlebten Gefühle von Angst, Ohnmacht, aber auch Wut auszudrücken. Flor Martinez erhebt dabei deutlich Anklage gegen die ungerechte und entwürdigende Behandlung ihrer Mutter durch den Vater. Weiter oben zeigte sich, dass Flor Martinez Mühe hat, sich anderen anzuvertrauen. Der Verlust von Vertrauen in andere Menschen kann hier als Folge des Miterlebens von Gewalt gegen die Mutter interpretiert werden. Die negativen Erfahrungen in der Kindheit erklären möglicherweise das fehlende Vertrauen in Fachpersonen und die Verweigerung der Inanspruchnahme professioneller Unterstützung.

Ihren Vater beschreibt sie an anderer Stelle als kontrollierend und einengend. Sie durfte keine Freundinnen mit nach Hause bringen. Er war allen gegenüber aggressiv, nur bei ihr hielt er sich zurück, da sie sein Lieblingskind war, wie sie sagt. Möglicherweise entwickelte sie Schuldgefühle gegenüber ihren beiden anderen Geschwistern. Sie schildert ihre Kindheit vor der Folie ihrer Angstgefühle. Als Kind häusliche Gewalt miterleben zu müssen, erweist sich als eine lebensbelastende Erfahrung:

> „Ich war eine Person, die sich von diesem Leiden isolierte. Heute verstehe ich es auf diese Weise. Als Kind verhielt ich mich wie ein kleines Tier, das sich instinktiv verhielt, sich versteckte, sich die Ohren zuhielt, um keine bösen Worte hören zu müssen und um sich in seinem Inneren zu verstecken und um keine Angst zu haben."

Die Biographin verdeutlicht in diesem Zitat erschütternde, tiefgreifende und verwandelnde innere Erlebnisse. Als Kind entwickelt sie Überlebensstrategien im Umgang mit einem gewaltausübenden Vater. Flor Martinez beschreibt, als kleines Mädchen versucht zu haben, sich innerlich vom Geschehen zu distanzieren. Hier zeigt sich, dass sie auf Selbstisolation als Schutz rekurrierte. Sie zog sich in sich zurück, um so die familiäre Situation bewältigen zu können. Gleichzeitig erklärt sie hiermit, warum sie keine Hilfe im Umgang mit der Depression in Anspruch nehmen wollte: Sie ist bereits als Kind auf sich selbst zurückgeworfen worden und hat gelernt, auf sich selbst zu zählen.

Der Kinder- und Jugendlichenpsychiater Karl Heinz Brisch (2013: 182) verweist darauf, dass Kinder, die in der Familie Gewalt gegen die Mutter miterleben, einem erhöhten Risiko für eine Depression ausgesetzt sind. In Flor Martinez' Narration doku-

mentiert sich eine biographische Verletzungsdisposition, um mit Schütze (2006: 215) zu sprechen, die in der Kindheit durch das Miterleben von Gewalt entstand. In meiner soziologischen Untersuchung habe ich zwar den Fokus auf gesellschaftliche Bedingungen gerichtet, die für das Entstehen einer Depression mitverantwortlich sind. In den untersuchten Erzählungen finden sich aber vielfach Hinweise darauf, wie am Beispiel von Flor Martinez, dass eine Depression oft ein multifaktorielles Geschehen ist. So zeigt sich in den rekonstruierten Lebensgeschichten einiger Migrantinnen aus Lateinamerika, dass bei einer Depressionserkrankung gesellschaftliche und psychologische Faktoren zusammenkommen.[6]

Insgesamt haben drei Migrantinnen in ihren Biographien leidvolle Erfahrungen mit häuslicher Gewalt aufzuweisen. Eine Frau erlebte Gewalt durch ihren Ehemann. Die frühen biographischen Belastungen sind auf den Zusammenhang von Gewalt und einem hohen Alkoholkonsum von Vätern zurückzuführen. Die Gewalterfahrung rief ein Gefühl der Machtlosigkeit hervor, das ist diesen drei Frauen gemeinsam. Dass das Erleiden gewalttätiger Konflikte in der Familie und alkoholabhängige Elternteile Spuren bei den heranwachsenden Frauen hinterlassen, sei hier unbestritten. Aufgrund des vorliegenden Materials kann nicht gesagt werden, ob und inwieweit diese Erlebnisse verarbeitet sind. Ist die Kindheit allerdings durch belastende Ereignisse geprägt, wird die Vulnerabilität gegenüber späteren psychischen Erkrankungen erhöht (Hammen 1999: 130). Gemeinsam ist allen drei Migrantinnen zudem, dass sie sich eine egalitäre und von Liebe getragene Beziehung wünschten, die sie mit einem Schweizer bzw. einem Europäer zu verwirklichen hofften. Alle drei Lateinamerikanerinnen gaben zudem eine partnerschaftliche Orientierung als Migrationsmotiv an.

Sol Alvarez: „Ich glaube, dass der Schweizer Ehemann dazu beiträgt, dass die Frau aus Lateinamerika eine Depression entwickelt."

Die Venezolanerin Sol Alvarez ist die Schwägerin von Flor Martinez aus Kolumbien. Ihre Ehemänner sind Brüder und aus Sicht von Flor Martinez sehr konservativ. Beide Frauen lernten ihren Mann im jeweiligen Herkunftsland kennen. Trotz ihrer Verwandtschaft pflegen beide Frauen keine enge Beziehung. Sol Alvarez' Mann arbeitete in einem international tätigen Grossunternehmen in der venezolanischen Hauptstadt Caracas. Flor Martinez' Mann hatte in der kolumbianischen Hauptstadt Bogota eine Anstellung in einer NGO angenommen. Wie oben deutlich wurde, beschreibt Flor Martinez ihren Mann und seinen Bruder als konservative Männer, für die traditionelle Werte eine grosse Rolle spielen. Sol Alvarez setzt in der nachfolgenden Passage die Kategorie „Schweizer Ehemann und seine Kultur" als Erklärungsmuster für entstandene Probleme in der binationalen Beziehung ein:

> „In Lateinamerika war mein Ehemann offener zu mir. In der Schweiz hingegen wurde er verschlossener und trockener. In Venezuela war er mir gegenüber aufmerksam und war für mich da, aber in der Schweiz wurde er anders. Ich weiss nicht, ob alle Männer so sind oder nur diejenigen, die Frauen aus Lateinamerika heiraten, aber ich glaube, dass diese Männer eine mentale Blockade nach der Heirat haben. Einmal verheiratet, ist die Frau nicht mehr die Freundin, die Partnerin, sondern nur noch die Ehefrau, die sich um die Kinder kümmern muss. Es gibt kein Partnerschaftsleben mehr. Nach der Geburt

6 Auf biologische Faktoren kann in dieser Arbeit nicht eingegangen werden.

der Kinder fühlte ich mich sehr alleine gelassen von ihm (…). Sobald du heiratest, bist du nicht mehr eine Frau, sondern die Mutter seiner Kinder. Ich glaube, dass der Schweizer Ehemann dazu beiträgt, dass die Frau aus Lateinamerika eine Depression entwickelt, weil (…), wenn die Frau einmal in die Schweiz ankommt, fühlt sie sich hier unbedeutend. In Lateinamerika kommt man alleine zurecht, man geht raus und die Menschen schliessen dich ein. In Lateinamerika macht sich die Frau schön, bevor sie aus dem Haus geht, alle machen sich zurecht. Hier macht sich eine Frau schön und die Leute schauen dich fragend an, so in der Art: ‚Was willst du hier?' und lassen dich fremd fühlen. Und dann verhält sich dein Ehemann kalt, ja, richtig abweisend. Sobald die Kinder da sind, verändert sich der Schweizer Ehemann. Er ist trocken, kühl und behandelt dich nur noch als Mutter seiner Kinder und nicht mehr als Frau. Ich denke, dass das ein Problem ist."

Sol Alvarez führt hier an, dass sich ihr Mann nach der Einreise in die Schweiz anders verhält als in Venezuela, wo sie gemeinsam sechs Jahre als Paar und als Familie gelebt hatten. Sie führt das drastisch veränderte Verhalten ihres Mannes einerseits auf die Migration, andererseits auf die Eheschliessung und Familiengründung zurück. Aus der Sicht der Biographin schaffte ihr Mann eine Distanz zu ihr, die erst mit dem Zuzug in die Schweiz spürbar wurde. Sie verweist auf interpersonale Probleme, indem sie ihren Mann als zu kalt und abweisend beschreibt. Die Biographin erlebt mit ihrem Mann kein „Wir-Gefühl" mehr und empfindet diese Entfremdung als schmerzhaft. Das Paar hatte ein eher traditionelles Geschlechterverständnis. Zum Zeitpunkt der Einreise in die Schweiz weist der Ehemann seiner Frau die alleinige Rolle als Mutter von zwei Kleinkindern zu, während er seiner Arbeit nachgeht. Ihr Mann hält sich aber wenig zuhause auf. Die freie Zeit wird nicht gemeinsam gestaltet. Sol Alvarez beklagt fehlende Kommunikation in der Paarbeziehung und fühlt sich über einen langen Zeitraum allein gelassen.

Ein wesentlicher Teil der Beziehungsprobleme entzündete sich an den unterschiedlichen Erwartungen, Bedürfnissen und Vorstellungen an ein Familien- und Paarleben. Sol Alvarez honoriert zwar den Arbeitseinsatz ihres Mannes in der Firma und die sich daraus ergebende ökonomisch gute Lebenssituation, aber sie fühlt sich zugleich als Ehefrau vernachlässigt. Der Mann scheint seine Frau in der Mutterrolle verharrend wahrzunehmen, wodurch er sie nicht mehr als Frau sieht. Das kann auch in mononationalen Beziehungen vorkommen. Sol Alvarez zeigte sich ursprünglich einverstanden mit der klassischen Rollenverteilung und kümmerte sich als Hausfrau um die Familienarbeit. Doch in der Schweiz tut sie sich damit schwerer. Vermutlich hängt es damit zusammen, dass sie sich gesellschaftlich nicht akzeptiert und in der Beziehung auch nicht angenommen fühlt, was den migrationsspezifischen Aspekt dokumentiert. Die Mutter von zwei kleinen Kindern erhält für die Familienarbeit kaum Unterstützung von ihrem Mann. Ohne soziale Kontakte und ohne familiäre Unterstützung fühlt sie sich auf sich alleine gestellt. Sol Alvarez erlebt sich in einer unglücklichen Paarbeziehung. Ihre Darstellung zeigt Ähnlichkeit mit Amalia Torres' Erfahrungen, die in der Fallrekonstruktion ausführlich präsentiert wurden.

So wie bereits andere Biographinnen, setzt auch Sol Alvarez „Kultur" als Erklärungsmuster ein. Die migrierte Frau aus Venezuela rekurriert selber auf „kulturelle Unterschiede", um sich das veränderte Verhalten ihres Mannes zu erklären. Interessant ist, dass diese Kulturdifferenzen erst nach der Migration herangezogen werden. Durch Sol Alvarez' Fokussierung auf kulturelle Differenzen in der zwölf Jahre

andauernden Beziehung bleiben die Aspekte Bildungsgrad, soziale Herkunft und Altersunterschied unbeachtet. Die Paar-Probleme stehen möglicherweise auch im Zusammenhang mit den unterschiedlichen Herkunftsmilieus: Die Frau aus Venezuela besuchte im Unterschied zu den meisten befragten Studienteilnehmerinnen keine Universität, sondern schloss eine Coiffeuse-Ausbildung ab. Ihr Ehemann ist Geschäftsmann mit Hochschulabschluss. Sol Alvarez ist 20 Jahre jünger als ihr 50-jähriger Mann und stammt aus einer venezolanischen Arbeiterfamilie, während ihr Mann aus der Mittelschicht kommt.

Die Biographin stellt einen Zusammenhang zwischen Depression und binationaler Ehe her („Ich glaube, dass der Schweizer Ehemann dazu beiträgt, dass die Frau aus Lateinamerika eine Depression entwickelt"). Sol Alvarez empfindet es als problematisch bzw. als krank machend, eine Ehe mit einem Mann zu führen, von dem sie sich abgelehnt fühlt, und sich gleichzeitig auch mit gesellschaftlicher Ablehnung auseinandersetzen zu müssen. Sie beschreibt ihren Mann als eine Person, die sich nicht in ihre migrationsbedingte emotionale Situation einfühlen kann. Sie fühlte sich nach der Migration alleingelassen in der Beziehung, obwohl sie seine Zuwendung brauchte. Eine Erfahrung, die von anderen Migrantinnen geteilt wird und in der Fallrekonstruktion von Amalia Torres ausführlich dargelegt wurde.

Die Biographin bringt in ihrer Erzählung zum Ausdruck, das Leiden in der binationalen Ehe sei so gross, dass sie verallgemeinernd zu dem Schluss kommt: die Beziehung zu einem Schweizer Mann kann eine Depression auslösen. Da sie als Migrantin mit einer ablehnenden Haltung konfrontiert ist, fühlt sie sich ausgeschlossen und nicht dazugehörig.

12.5 Ungleichgewicht im Kontext einer binationalen Ehe und die Auswirkungen auf die psychische Gesundheit

Wie in Amalia Torres' Fallrekonstruktion und in anderen Erzählungen deutlich wurde, ist auch Valentina Navarros Ehe mit einem Schweizer Mann nach der Migration in die Schweiz von einem grossen Ungleichgewicht gekennzeichnet. Ihre Beziehung mit einem Schweizer hielt insgesamt zwölf und die Ehe elf Jahre, bevor sie geschieden wurde. Die 37-jährige Venezolanerin konstatiert:

> „Erwartungshaltungen sind schwer zu ertragen. Der Mann erwartet etwas, die Gesellschaft und auch die Familie in Lateinamerika erwartet etwas. Sie denken, dass eine Frau ganz glücklich in der Schweiz wird, weil sie einen Europäer geheiratet hat und sich dadurch ihre Lebensqualität verbessert hat. Aber sie wissen nicht, wie die Situation in Wirklichkeit ist. Sehr oft kommt es vor, dass Frauen ihren Familien nicht sagen, wie es tatsächlich ist, weil es ihnen peinlich ist. Sie spielen ihnen vor, dass alles sehr gut ist. Aber die Wahrheit ist, dass 60 % der Frauen, die ich kenne, unglücklich und sehr unzufrieden in ihren Beziehungen sind. Leider können diese Frauen keine Lösung finden. Darum hatte ich auch verschiedene Probleme in meiner Beziehung, da mein Mann emotional nicht in Ordnung war, unzufrieden war (…), dann ist auch keine gesunde Ehe möglich. Dann kamen zusätzliche Probleme dazu. Er wollte, dass ich von ihm abhängig bleibe."

Und an anderer Stelle:

> „Meine Mutter war eine der ersten Frauen, die in Trujillo eine Universität besuchen konnte. Meine Mutter ist eine emanzipierte und unabhängige Frau. Sie war anders als die anderen Frauen, sie war politisch engagiert, in Gewerkschaften tätig, sehr emanzipiert und daher wurde sie oft kritisiert. Die anderen Leute aus dem Städtchen dachten, dass meine Mutter verrückt sei, es sei nicht normal, da sie nicht der traditionellen Rolle einer Frau entsprach, die von ihr erwartet wurde. Meine Mutter hat sehr gegen dieses traditionelle Bild einer Frau gekämpft und ihren Kindern beigebracht, nicht von einem Mann abhängig zu sein. Der Mann ist ein Partner, nicht der Retter, lehrte sie uns. Ich machte mit einem Schweizer auch eine gute Erfahrung, denn ich merkte, dass er einer Frau mehr Respekt entgegenbringt als Männer aus Venezuela. Gewisse Männer sind sehr dominant in Venezuela. Sie machen, was sie wollen. In einer kleinen Stadt wie in meiner Heimatstadt ist der Machismo sehr stark verbreitet. Wenn dann Lateinamerikanerinnen ihr Leben in der Schweiz aufbauen wollen, beginnen andere Probleme. Sie merken mit der Zeit, dass ein grosses Problem in ihrem Leben mit ihrem Partner zu tun hat. Schweizer Männer haben eine andere Kultur. Sie profitieren vom Vorteil, den sie haben. Das habe ich selber erlebt, denn bei der Trennung sagte mir mein Mann, dass ich nicht versuchen solle, zum Gericht zu gehen, denn er ist Schweizer, er hat Geld und er spricht Deutsch. Ich hingegen sei eine Ausländerin, habe kein Geld und spreche nicht gut Deutsch. Und dann sagte er: ‚Deshalb bleibst du ruhig.' Ich fand eine gute Anwältin. Sie hat meine Rechte geschützt. Ich hätte viel mehr von meinem Mann bekommen können, aber ich wollte nicht so lange kämpfen. Zum Glück habe ich mindestens meine Rechte bekommen, weil viele andere Frauen ein Dokument unterschreiben, weil sie Angst haben, wenn ein Mann so was sagt. Dann akzeptieren sie alles, was der Mann sagt, aus Angst (…). Das ist auch ein Grund, der viele Frauen in die Depression führt. Weil (…) die Frau ist nicht in der gleichen Position wie der Partner. Es stimmt, dass es Leute gibt, die profitieren, aber nicht alle. Wenn ich sehe, dass es junge Frauen gibt, die Männer heiraten, die nicht attraktiv sind. Da frage ich mich, wer mehr profitiert. Vielleicht bekommt sie ein paar Hundert Franken, um sich Schuhe zu kaufen, aber der Mann hat ein Sexualobjekt zuhause, das er benutzen kann, wie er es möchte. Wenn er sich eine Prostituierte und eine Putzfrau leisten würde, wäre dies für ihn viel teuer. Nicht alle Frauen heiraten solche Männer. Viele Frauen heiraten aus Liebe. Die meisten Frauen aus Lateinamerika werden aber in der Gesellschaft so dargestellt, dass sie sich nur einen Reichen angeln und nur profitieren wollen. Die Wahrheit ist aber, dass beide profitieren. Manchmal profitiert der Mann sogar mehr."

Valentina Navarro, geschieden und ohne Kinder, macht in dieser Passage ihr emanzipatives Selbstverständnis deutlich, das ihr ihre Mutter vorlebte. Die Mutter, die aus einer ökonomisch gut situierten Familie stammt, studierte Soziologie und Sozialarbeit. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Valentina Navarros Mutter 57 Jahre alt, ihr Vater, aus einer Familie mit wenig Geld stammend, ist 58 Jahre alt. Er arbeitet als Techniker und ist gegenwärtig verantwortlich für die Instandhaltung von öffentlichen zentralen Plätzen („Plazas") in Trujillo und Umgebung. Die Eltern liessen sich scheiden, als Valentina Navarro drei Jahre alt war. Mit ihrem Stiefvater hat sie mehr Kontakt als mit dem Vater. Der Stiefvater ist in der Politik aktiv, wie auch die Mutter. Er ist Lehrer an einem Gymnasium und unterrichtet an der Universität einige Stunden pro

Woche und arbeitet auch als Gemeinderat. Mit dem Betonen der aktiven Beteiligung ihrer Mutter am sozialen und politischen Kampf gegen Ungleichheit, Unterdrückung und für mehr Gleichberechtigung in einem Land, in dem nach Selbstaussage der Biographin der Machismo in den 1970er und 80er Jahren noch stärker ausgeprägt war als heute, zeigt Valentina Navarro ihre Erwartung an Geschlechterverhältnisse innerhalb einer ehelichen Partnerschaft. Anhand ihrer Erziehung verweist die Venezolanerin darauf, keine geschlechtsspezifische Rollenerwartung erfüllen zu wollen. In allen Biographien, die ich in dieser Studie untersuchte, war mit der Eheschliessung mit einem Schweizer bzw. Europäer der Wunsch nach einer egalitären Beziehung verbunden. Aus den Interviews geht hervor, dass das Rollenverständnis der meisten Ehemänner aber geschlechtsspezifisch ist und der traditionellen Vorstellung der Rollenaufteilung entspricht.

Valentina Navarro illustriert deutlich, dass ihr Mann sie nicht als gleichwertigen Menschen in der Beziehung sieht. Die Biographin zieht ebenfalls die „Kultur des Schweizer Ehemanns“ als Erklärung heran, um ihre Konflikte in der binationalen Ehe zu verdeutlichen. Um die Konfliktebene in der Ehe darzustellen, bezieht sie sich nicht nur auf „kulturelle Differenzen“ in der Paarbeziehung. Vielmehr betont sie das ungleiche Machtverhältnis zwischen einem Schweizer Mann und einer Migrantin. Die Biographin kritisiert die Machtkonstellation in der binationalen Ehe, indem sie aufzeigt, wie ihr Mann das ökonomische Nord-Süd-Gefälle als Machtressource einsetzt, um sie als „Wirtschaftsmigrantin“ zu diskreditieren. Mit den Worten „er ist Schweizer, er hat Geld und er spricht Deutsch. Ich hingegen sei eine Ausländerin, habe kein Geld und spreche nicht so gut Deutsch. Und dann sagte er: ‚Deshalb bleibst du ruhig‘“ veranschaulicht sie, wie ihr Mann seine Machtposition ausspielt. Valentina Navarros Erzählung macht deutlich, dass Macht mit rassistischer Abwertung und Degradierung einhergeht.

Aus der Perspektive der Biographin lässt sich im Kontext der Machtasymmetrie innerhalb einer binationalen Ehe die Erkrankung an einer Depression verorten („Dann akzeptieren sie alles, was der Mann sagt, aus Angst (…). Das ist auch ein Grund, der viele Frauen in die Depression führt. Weil (…) die Frau ist nicht in der gleichen Position wie der Partner.“). Hier wird auch eine migrationsspezifische Angst vor den rechtlichen Folgen einer Scheidung deutlich. Insbesondere Frauen mit Kindern befürchten aufgrund ihrer Unkenntnis der Rechtslage mögliche aufenthaltsrechtliche Konsequenzen nach der Scheidung. Als ich Valentina Navarro frage, ob sie weitere Krankheitsursachen sieht, erzählt sie, sich in der Schweiz frustriert zu fühlen. In ihrem Herkunftsland hatte sie eine Arbeit, eine Wohnung, verdiente genügend Geld und „ich hatte da mein Leben“, wie sie sagt. In der Schweiz fühle sie sich wie eine Analphabetin, da ihre Sprachkenntnisse nicht so gut seien – ein Gefühl, das von mehreren Studienteilnehmerinnen geteilt wird. Ihre Berufserfahrungen würden zudem nicht anerkannt, weshalb sie eine neue Ausbildung beginnen müsse.

Das gelebte Machtverhältnis in der venezolanisch-schweizerischen Paarbeziehung zeigt sich auch daran, dass sich Valentina Navarro mit dem sozioökonomischen Stigma, welches Frauen aus Lateinamerika anhaftet, konfrontiert sieht. Auch sie widersetzt sich vehement dem Vorwurf, einen Schweizer geheiratet zu haben, weil sie der Gier nach Geld unterlegen und einzig an einer Anhäufung materieller Gütern interessiert sei. Gemeinsam ist allen Biographinnen, dass sie sich nicht als „Armutsmigrantinnen“ stigmatisieren lassen wollen, indem sie ihre Ausbildung und Berufserfahrun-

gen hervorheben, wie am Fallbeispiel von Amalia Torres bereits ausführlich dargelegt wurde. Neben dem Thematisieren von Machtverhältnissen und „Kultur“ als Schwierigkeiten für die Paarbeziehung, definiert Valentina Navarro die binationale Ehe als problematisch, indem sie berichtet, ihr Mann sei schon zu Beginn der Beziehung psychisch vorbelastet gewesen. Auf Nachfrage berichtet sie, dass er mit Drogenproblemen zu kämpfen hatte.

Nach der Trennung von ihrem Mann stand sie vor einem Scherbenhaufen, resümiert sie ihr Leben zum damaligen Zeitpunkt. In dieser Zeit konnte sie zwar auf Freundschaften zählen, erlebte aber die Trennungsphase ohne Familienangehörige als belastend. Rückblickend fasst sie ihre damalige Situation wie folgt zusammen:

> „Es kamen so viele Sachen zusammen. Ich wollte nicht in der Schweiz bleiben, aber ich konnte auch nicht nach Venezuela zurückkehren, aufgrund der politischen Situation im Land. Es hätte dort keine Arbeit gegeben. Das war das Schlimmste. In Venezuela war ich motiviert, ich hatte viele Arbeitskolleginnen. Wenn jemand Selbstbewusstsein hat, haben die Leute eine andere Meinung über dich. Hier fehlt mir dieses Selbstbewusstsein. Ich fühle mich nicht wertgeschätzt.“

Aufgrund der gegenwärtigen politischen und ökonomischen Probleme in Venezuela ist eine Rückkehr in ihr Land ausgeschlossen. Gleichzeitig illustriert Valentina Navarro mit der Gegenüberstellung ihres Lebens „hier“ und „dort“ deutlich ihren grundlegenden Schmerz in der Schweiz: die Erfahrung fehlender Wertschätzung als Mensch.

Valentina Navarro: „Psychologinnen, die keine Ahnung von Migration haben, können die Situation einer Migrantin nicht verstehen.“

Die Biographin entwickelte noch während der Ehe eine Depression, die aber nicht diagnostiziert wurde. Erst als sie sich von ihrem Mann getrennt hatte, wurde die Diagnose Depression gestellt. Sie erzählt, dass der Scheidungsrichter bei Gericht festlegte, wieviel Alimente ihr Ehemann zu bezahlen hatte. Zugleich empfahl er ihr, eine Berufsberatung aufzusuchen. Valentina Navarros Anwältin legte ihr zudem nahe, einen Arzt aufzusuchen. Als sie zur Berufsberatung ging, riet ihr die dort arbeitende Psychologin ebenfalls dazu, eine psychotherapeutische Fachperson zu konsultieren. Als eine Schweizer Psychotherapeutin ihr, zehn Jahre nach der Migration, eine Depression diagnostizierte und ihr eine ein bis zwei Jahre dauernde psychotherapeutische Behandlung nahelegte, beschloss sie, keine Psychotherapie zu machen. Diese Ablehnung begründet Valentina Navarro wie folgt:

> „Ich wollte diese Psychotherapie nicht machen, weil ich mich gerade in der Scheidung beim Gericht befand und ich hatte Angst, dass mein Mann von der Situation profitiert hätte. Ich konnte es mir nicht leisten, weil ich alleine in der Schweiz war. Die Psychologin empfahl mir die Scheidung zu unterbrechen, mit dieser Geschichte aufzuhören und eine Pause einlegen und wenn es mir wieder besser geht, weiterzumachen (….). Aber ich wollte das nicht, denn ich kenne meinen Mann. Ich konnte es mir nicht leisten, weil er versucht hätte, mir Geld zu unterschlagen. Er wollte sogar nach Deutschland gehen, um nicht für mich zahlen zu müssen. Es wäre schlimmer gewesen. Psychologinnen, die keine Ahnung von Migration haben, können die Situation einer Migrantin nicht verstehen. Sie sagte mir, dass ich meiner Gesundheit die Priorität geben soll. Aber wie soll ich

> mich um meine Gesundheit kümmern, wenn ich dadurch vielleicht meine Aufenthaltsbewilligung riskiere? Ich bin da skeptisch. Sie versteht nicht die Situation. Lateinamerikanische Migrantinnen suchen keine Hilfe auf, da sie nicht glauben, dass Spezialisten helfen können. Ich habe schon mehrere Frauen kennengelernt, die eine chronische Depression haben. Und die Leute denken, dass sie anders geworden sind, aber sie wissen nicht, dass die Gesellschaft einen Einfluss hat, dass die Frauen kein psychisches Gleichgewicht mehr haben."

Anzumerken ist hier zunächst, dass Valentina Navarros Leben nach der Trennung von ihrem Mann von einer biographischen Unsicherheit geprägt war. Ökonomische, soziale und aufenthaltsrechtliche Bedingungen in der Migration, gepaart mit beruflichen Zukunftsängsten, führten zu einer hohen Belastungssituation, was psychisches Leiden verursachte. In ihrer autobiographischen Erzählung schwingt Ärger mit; Ärger auf ihren Mann. Sie macht ihn für ihren Schmerz verantwortlich. Zudem beschuldigt sie ihn, dass er sie finanziell hintergehen wollte. Ihr Ärger bezieht sich auch auf die Psychotherapeutin, von der sie sich mit ihren migrationsspezifischen Erfahrungen nicht verstanden fühlte („Psychologinnen, die keine Ahnung von Migration haben, können die Situation einer Migrantin nicht verstehen"). Sie zweifelt an den Kompetenzen einer psychotherapeutischen Fachperson. Die Furcht, von einer Fachperson in ihrer Migrationsgeschichte nicht verstanden zu werden, hielt auch andere Migrantinnen dieser Studie davon ab, eine Psychotherapie zu machen. Am Beispiel von Miranda Lopez werde ich diesen Aspekt weiter unten noch vertiefen. Im Zitat von Valentina Navarro wird ein Misstrauen gegenüber der Fachperson deutlich. Auch im Fallbeispiel von Amalia Torres konnte fehlendes Vertrauen in psychotherapeutische Behandlungen rekonstruiert werden. Valentina Navarro rekurriert ebenfalls auf „kulturelle Differenzen" im Umgang mit Depressionen, indem sie festhält: „Lateinamerikanische Migrantinnen suchen keine Hilfe auf, da sie nicht glauben, dass Spezialisten helfen können."; eine Aussage, die auch von einigen anderen Studienteilnehmerinnen geäussert wurde. Zu interpretieren wäre hier, dass der Depression ein grosses Stigma anhaftet, das das Aufsuchen von Hilfe verhindert. Die Venezolanerin scheint aufgrund ihrer biographischen Erfahrungen misstrauisch geworden zu sein und anderen Menschen nicht vertrauen zu können. Eine andere Lesart wäre, dass sich ihr Krankheitsverständnis sowie die Therapieerwartungen auf kulturbezogene Konzepte und Theorien beziehen, die sich auf ihr Gesundheitsverhalten „health seeking behaviour" (vgl. Janzen 1978) auswirken. In der detailliert analysierten Biographie von Amalia Torres konnte dieser Befund herausgearbeitet werden, der auch auf andere Studienteilnehmerinnen zutrifft.

Aus der Erzählung geht schliesslich hervor, dass sich Valentina Navarro auch über die gesellschaftlichen Bedingungen ärgert. Auffällig ist, wie sie über ihre Erfahrungen spricht. Sie distanziert sich und verallgemeinert, indem sie die Pluralform von „Psychologinnen", „Lateinamerikanische Migrantinnen" und „Frauen" gebraucht. Mit der Formulierung „die Gesellschaft einen Einfluss hat, dass die Frauen kein psychisches Gleichgewicht mehr haben" klagt sie implizit die Gesellschaft an, indem sie das Leiden von lateinamerikanischen Migrantinnen und die wahrgenommene Krankheitsursache in einen sozialen und nicht individuellen Kontext einordnet. Gerade im letzten Satz des Zitats entsteht der Eindruck, dass die Biographin zwar über die Erfahrungen anderer psychisch erkrankter Migrantinnen spricht, aber im Grunde eher

eigene Erfahrungen schildert. Insgesamt nimmt Valentina Navarros Ärger – so mein Eindruck – die Funktion ein, ihren erfahrenen Schmerz auf persönlicher und gesellschaftlicher Ebene abzuwehren. Gleichzeitig lässt sich mittels Wut und Empörung ihre Angst, hervorgerufen durch mangelnde finanzielle Sicherheit und beruflichen Misserfolg, ausdrücken. Auch hat sie Sexismus und Rassismus im öffentlichen und privaten Bereich erlebt. Die damit verbundenen Gefühle äussert sie in Form von Ärger. Ärger ist ein aktives, kämpferisches Gefühl, das scheinbar leichter zu ertragen ist als der darunterliegende Schmerz, der sich aus enttäuschten Hoffnungen in einer binationalen Ehe, gesellschaftlicher Zurückweisung, fehlender sozialer Anerkennung und fehlender Geborgenheit speist. In Valentina Navarros Erzählung lässt sich darüber hinaus ein weiterer Schmerz erkennen. Auch wenn sie der aufnehmenden Gesellschaft eine Mitverantwortung für das psychisch Kranksein in ihrem Leben als Migrantin zuschreibt, so scheint sie ihre Arbeitssituation und das Auseinandergehen der Beziehung innerlich doch mit Selbstverschulden und persönlichem Versagen in Verbindung zu bringen. Ein Schmerz des Versagens darüber, ihr Migrationsprojekt und ihren biographischen Entwurf in der Schweiz gescheitert zu sehen.

Aus der Erzählung lässt sich zudem entnehmen, dass Valentina Navarro auf eine Psychotherapie verzichtet, aus Angst davor, die Aufenthaltsgenehmigung in der Schweiz zu verlieren. Ihre Befürchtung könnte durch Unkenntnis der Rechtslage verursacht sein, da ihr Aufenthaltsstatus nach drei Jahren Ehe in der Schweiz gesichert war. Eine andere Erklärung wäre, dass sie in ihrem Umfeld negative Erfahrungen von Lateinamerikanerinnen mitbekam, die bei einer Trennung ihre Aufenthaltsbewilligung verloren hatten. Die Perspektive eines sicheren und unbefristeten Aufenthaltes würde daher die Bereitschaft erhöhen, sich von Fachpersonen unterstützen zu lassen. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Valentina Navarros Gründe dafür, keine psychiatrisch-psychologischen Angebote wahrzunehmen, vielfältig und in ihrem spezifischen sozialen, ökonomischen, aufenthaltsrechtlichen und kulturellen Kontext zu verorten sind.

Die Depression manifestierte sich bei Valentina Navarro nicht durch Weinanfälle, wie sie es oft bei anderen Migrantinnen beobachten konnte, sondern sie litt an einer ausgeprägten Erschöpfung („ich wollte immer nur schlafen; ich konnte nicht einmal eine E-Mail beantworten, für die ich normalerweise drei Minuten gebraucht hätte“), an Lustlosigkeit und Antriebsverlust („Ich hatte keine Lust etwas zu machen, ich konnte mich nicht mehr aufraffen etwas zu tun, konnte keine Pläne mehr machen, ich putzte auch das Haus nicht mehr“), Interessenverlust („mir war alles egal, totale Gleichgültigkeit, ich machte auch keinen Sport mehr“) und an einem verminderten Konzentrationsvermögen („ich konnte mich nicht konzentrieren, da ich unlogisch dachte“).

Valentina Navarros Umgang mit einer Depression: Selbstbehandlung und Selbstmedikation

Im Umgang mit der Depression nahm Valentina Navarro eine Selbstbehandlung und Selbstmedikation vor. So organisierte sie sich selber Schlaftabletten für ihre Schlafprobleme. Zudem sedierte sie ihr seelisches Leiden mit Alkohol. Valentina Navarros Strategien der Vermeidung und Nichtkonfrontation zeigen Ähnlichkeit mit Amalia Torres' und Leonor Castros Coping-Strategien auf, die mit einer Flucht aus der als unerträglich erfahrenen Lebenssituation einhergingen. Valentina Navarro berichtet weiter, in ihrem Freundeskreis einen kubanischen Psychologen zu haben, der in der

Schweiz tätig war. Diese Beziehung war und ist durch eine grosse emotionale Nähe gekennzeichnet. Bei Bedarf und spätestens dann, wenn ihre Gefühle von Hoffnungslosigkeit und Niedergeschlagenheit nicht mehr auszuhalten sind und die Selbstbehandlungen nicht anschlagen, wendet sie sich an ihn: „Wenn es mir überhaupt nicht gut geht, rufe ich ihn dann an. Seine Empfehlungen sind gut, denn er versteht meine Situation und kann mich gut beraten. Ein Mensch, der selber einen Migrationshintergrund hat, kann das Leben von Migranten besser verstehen." Auch hier betont die Biographin, wie wichtig es für sie ist, sich von einer Fachperson in ihrer migrationsspezifischen Problematik verstanden zu fühlen. Ihre Aussage verdeutlicht insgesamt die Bedeutung transkultureller Kompetenzen von behandelnden PsychotherapeutInnen für Migrantinnen aus Lateinamerika.

Valentina Navarro schreibt der Depression folgende Bedeutung zu: „Eine Depression bedeutet für mich, wenn sich jemand vor einer schwierigen Situation schützen möchte. Die Depression kann dich darauf aufmerksam machen, dass man im Leben etwas ändern sollte. Man merkt, dass man mit etwas unzufrieden ist." Somit hat die Depression einerseits eine Schutzfunktion, andererseits sieht Valentina Navarro in der Depressionserkrankung die Möglichkeit, etwas aus ihrem Leiden lernen zu können. Die Depression stellt für sie eine Veränderung in ihrem Lebenslauf dar und ermöglicht ihr eine Neuorientierung. Valentina Navarro gelingt es insgesamt, die Depression sinnstiftend in ihre Biographie einzubetten.

Therapieabbruch aufgrund der persönlichen Einschätzung, nicht verstanden zu werden

Wie bereits erläutert, begründen einige Migrantinnen dieser Studie ihre Entscheidung, eine Therapie abzubrechen, damit, sich mit ihren Erfahrungen als Migrantin nicht verstanden zu fühlen. Für Miranda Lopez stand beispielsweise weniger die sprachliche Verständigung mit ihrer Psychotherapeutin im Vordergrund, da diese über Spanisch-Grundkenntnisse verfügte. Dennoch sprach auch Miranda Lopez das Problem an, mit ihrem Leiden als Migrantin nicht auf das erhoffte Verständnis gestossen zu sein. Dies führte dazu, dass sich keine therapeutische Beziehung entwickeln konnte. Das Gefühl, nicht verstanden zu werden, verknüpft mit mangelndem Vertrauen in die therapeutische Beziehung, führte schliesslich auch in ihrem Fall zum Therapieabbruch. Nachfolgend erzählt Miranda Lopez aus der emischen Perspektive ihre Erfahrungen mit einer Psychotherapeutin:

> „Ich ging zur Psychotherapeutin, aber ich war sehr unzufrieden mit ihr. Ich empfand sie nicht als eine Unterstützung. Sie schaute auf die Uhr und sagte: „Erzählen Sie mal". Während der Therapie fühlte ich mich in keiner Weise verstanden. Es war absolut unbefriedigend. Ich fand sie distanziert (…) ja, sie war richtig eisig. Anschliessend sagte sie, dass meine Geschichte und alles, was ich als Migrantin erlebt habe, interessant sei. Für mich war es aber nicht interessant, sondern schmerzhaft. Die Psychologin half mir nicht. Ich wurde noch stärker depressiv."

Miranda Lopez reflektiert das Verhältnis zur Psychotherapeutin und die damit verbundene Interaktion. Wie bei der Mehrheit der befragten Migrantinnen wird beim Erzählen kaum ein Unterschied zwischen Psychotherapeutin und Psychologin gemacht, weil ihnen dieser möglicherweise nicht klar ist. Deutlich erkennbar ist bei Miranda

Lopez die Enttäuschung über die Therapie. Unklar ist hier, ob unerfüllte Behandlungserwartungen oder Behandlungsvorstellungen dabei eine Rolle spielen. Die Migrantin erlebt die Psychotherapeutin als eine allzu distanzierte Person („eisig"). Mit dieser Bewertung wird deutlich, dass aus der Sicht der Biographin die Therapeutin sich nicht in ihre migrationsspezifische Lebenswelt einzufühlen vermochte. Das Leid und die Probleme wurden nicht verstanden. Die Biographin erfährt die therapeutische Beziehung nicht als unterstützend. Vermutlich spielten hier sprachliche Verständigungsschwierigkeiten im Therapiesetting doch eine Rolle, da die Biographin zum Zeitpunkt der Erkrankung erst vier Jahre in der Schweiz lebte und ihre Deutschkenntnisse möglicherweise noch nicht ausreichend waren. Diese Vermutung lässt sich auch damit begründen, dass die Biographin als Interviewsprache Spanisch wählte, weil sie sich in ihrer Muttersprache besser und direkter ausdrücken könne. Zum Zeitpunkt des Interviews lebte sie seit zehn Jahren in der Schweiz. Die als unbefriedigend empfundene Beziehung zur Therapeutin führte schliesslich zum Abbruch der Psychotherapie.

Der Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie Joachim Küchenhoff (2009: 19) betont in diesem Kontext die Bedeutung der jeweiligen Arzt-Patienten-Beziehung und verweist darauf, dass sich „die Qualität der therapeutischen Beziehung auf das Behandlungsergebnis klar und deutlich auswirkt. Wie gut sich also Therapeut und Patient verstehen, entscheidet vor und neben aller spezifischen therapeutischen Arbeit darüber, ob die Therapie erfolgreich ist."

Als Miranda Lopez während des Interviews über ihre Therapieerfahrungen spricht und diese bewertet, sagt sie unerwartet und an mich gerichtet: „Ich denke, dass du eine gute Psychotherapeutin sein könntest, weil ich mich von dir verstanden fühle. Es tut mir gut, mit dir zu reden, weil du mir wirklich zuhörst und dich für mich interessierst." Dass die Biographin Gehör, Interesse, Empathie und Wertschätzung im Interview erfuhr und sich deshalb von mir verstanden fühlte, erfreute mich sehr, aber ich machte sofort deutlich, keine Psychotherapeutin zu sein. Miranda Lopez' Aussage drückte aber aus, was sie sich von psychotherapeutischen Fachpersonen wünscht: in ihren migrationsspezifischen Leidenserfahrungen, ihrer komplexen (Migrations-)Biographie, ihrer sozioökonomischen Lebenssituation und in ihren Vorstellungen von Krankheit und Gesundheit ernst genommen und verstanden zu werden. Gleichzeitig machte ich sie darauf aufmerksam, dass es sehr viele kompetente PsychotherapeutInnen gibt, die sich in ihrer Ausbildung transkulturelle Kompetenzen erarbeitet hatten. An Mirand Lopez' Aussage lässt sich zudem eine heilsame Wirkung bzw. therapeutische Nutzbarkeit des biographischen Erzählens erkennen, was an anderer Stelle bereits erörtert wurde (Schütze 1984: 108; Rosenthal 1995: 16). Am Ende des Interviews bat sie mich, ihr bei der Suche nach einer spanischsprechenden Psychotherapeutin für ihre 19-jährige Tochter zu helfen, die psychisch leide und eine Fachperson mit den erwähnten transkulturellen Kompetenzen brauchen könne. Mit dieser Bitte wurde ich auch von zwei weiteren Studienteilnehmerinnen konfrontiert, die für sich selber eine Fachperson in Anspruch nehmen wollten.

Angesprochen auf den Umgang mit der Depression nach dem Abbruch der Psychotherapie, sagt Miranda Lopez:

> „Ich weiss nicht, ob ich eine Psychotherapie oder eine andere Behandlung nötig hatte. Ich dachte damals, das wird schon vorbei gehen, es wird mir bald gut gehen. Und so wartete ich bis meine chaotische Depression vorbeiging. Ich versuchte so zu tun, als sei

> in meinem Leben nichts passiert. Ich nahm wieder an Festen teil, lenkte mich ab, traf mich mit Freunden, wollte nicht alleine sein. Aber ich machte mir selber was vor (…), um nicht zu resignieren. Ich konnte die Ereignisse nicht akzeptieren. Ja, ich bekam die Depression, weil ich meinen Schmerz nicht akzeptieren konnte."

In diesem Textabschnitt wird Miranda Lopez' Art der Verarbeitung ihrer Depression deutlich. Die Biographin rekurrierte auf Leugnung („Ich versuchte so zu tun, als sei in meinem Leben nichts passiert"), Ablenkung („Ich nahm wieder an Festen teil") und Suchen von emotionaler Unterstützung („traf mich mit Freunden, wollte nicht alleine sein"). In der Selbsterkenntnis, sich selber etwas vorzumachen, „um nicht zu resignieren", wird schliesslich der Aspekt Akzeptanz sichtbar. Die Depression ist aus der Sicht der Biographin die Folge eines nicht angenommenen Schmerzes, wie im letzten Satz deutlich wird. Erst als sie ihre schmerzvollen Erfahrungen im Kontext ihrer schwierigen Lebensumstände und biographischen Lebensereignisse annehmen und damit auch verarbeiten konnte, stellte sich wieder ein positives Lebensgefühl ein. Es ist nicht ganz klar, ob Miranda Lopez sich den Aspekt der Akzeptanz ausschliesslich selbst erarbeitet hat oder er in der kurzen und dann abgebrochenen Therapie mit der Psychotherapeutin gemeinsam erarbeitet worden ist. Die Guatemaltekin beschreibt ihre Depression als „chaotisch", führt aber nicht weiter aus, was sie darunter versteht. Denkbar ist, dass sie sich von der Übermacht und der Bedrohlichkeit der psychischen Erkrankung überwältigt fühlte.

12.6 Zusammenfassung

Bei der Untersuchung der für diese Studie vorliegenden Lebensgeschichten konnte festgestellt werden, dass partnerschaftliche Beziehungen für viele Biographinnen eine bedeutsame Sinn- und Lebensorientierung darstellen, wie etwa in der Fallrekonstruktion von Leonor Castro deutlich herausgearbeitet werden konnte. Weiter geht aus dieser Studie hervor, dass es harmonische, zufriedenstellende und weniger belastete Ehen auf der einen Seite gibt und konfliktreiche Beziehungen auf der anderen Seite. Die komparative Analyse veranschaulicht, dass die befragten Frauen aus Lateinamerika unterschiedliche Belastungssituationen in der Migration erleben und diverse soziale Bedingungen ihr Leben bestimmen. Als ein gemeinsamer Nenner sind in den hier vorgestellten Erzählungen problematische Beziehungen bzw. vorübergehende Partnerkonflikte innerhalb der binationalen Ehen zu erkennen, die aus der Sicht der Biographinnen für das Entstehen einer Depression eine Rolle spielen. Auch lassen sich aus den biographischen Erzählungen asymmetrische Machtverhältnisse und rassistische Abwertung innerhalb einer binationalen Ehe als Hauptproblem identifizieren. Als weitere Konfliktfelder im Rahmen einer binationalen Paarbeziehung sind die Bereiche enttäuschte Erwartungen und Wünsche, unterschiedliche Rollenvorstellungen im Geschlechterverhältnis, psychische Gewalt und Ungleichheit zu nennen. In einigen binationalen Ehen kommt es darüber hinaus zu Spannungen aufgrund beruflicher Ausschluss- und Dequalifikationsprozesse, die eine ökonomische Abhängigkeit der Ehefrau nach sich ziehen. Auch machen die autobiographischen Selbstpräsentationen deutlich, dass sich weitere Probleme aufgrund von gesellschaftlichen, finanziellen und rechtlichen Bedingungen ergeben können, die Einfluss auf binationale Partner-

schaften haben. So spielen weitere Faktoren wie Rassismus und rassistisch konnotierte Diskriminierung im öffentlichen, beruflichen und privaten Bereich (eingeheiratete Familie) sowie aufenthaltsrechtliche Rahmenbedingungen in einer binationalen Beziehung ebenso eine Rolle. Es gibt ferner Schwierigkeiten, die aus divergierenden Wertvorstellungen bezüglich der Kindererziehung und der Elternrollen resultieren. Viele dieser genannten Faktoren können sich gegenseitig beeinflussen und so zu einer Anhäufung von Problemen führen, die eine Depression begünstigen.

13. Fazit

> „Die Mechanismen, die das Leben leidvoll und oft unerträglich machen, zu Bewusstsein zu bringen, heisst noch keineswegs, sie auszuschalten. Widersprüche sichtbar zu machen, bedeutet nicht, sie zu lösen. Aber bei aller Skepsis hinsichtlich der gesellschaftlichen Wirksamkeit soziologischer Botschaften kann man ihnen dennoch nicht jegliche Wirkung absprechen, eröffnen sie doch jenen, die leiden, einen Weg, ihr Leiden auf gesellschaftliche Ursachen zurückzuführen und sich solcherart vom Gefühl eigenen Verschuldens zu befreien. Und bringen sie doch die kollektiv verdunkelte gesellschaftliche Bedingtheit des Elends in all seinen auch noch so intimen und noch so geheimen Formen zu Bewusstsein"
> *(Bourdieu 1997b: 825-826).*

> „Wer von Benachteiligungen und Diffamierungen betroffen ist, nimmt diese oft über lange Zeit hin. Sie motivieren nicht von sich aus zu Veränderungen. Der empfundene Mangel verstellt manchmal den Blick. Betroffene interpretieren zugeschriebene Defizite als persönliches Versagen, nicht als Unrecht. Wichtig ist die Vermittlung des Bewusstseins, dass eine missliche Situation kein Schicksal, sondern veränderbar ist"
> *(Mäder 2009: 87).*

Vor dem Hintergrund der bisherigen theoretischen und empirischen Ausarbeitungen möchte ich nun abschliessend die zentralen Ergebnisse der vorliegenden Arbeit noch einmal zusammentragen und unter der Fragestellung betrachten, welche biographische Bedeutung das Krankheitserleben für an Depression erkrankte Frauen aus Lateinamerika im Kontext der Migrationserfahrung und der Gesamtbiographie hat. In der vorliegenden Untersuchung ging ich der Frage nach, in welchen lebensgeschichtlichen und gesellschaftlichen Kontext die individuelle Krankheitserfahrung von an Depression erkrankten Migrantinnen aus Lateinamerika eingebettet ist. Mich

interessierten ihre eigentheoretische Auseinandersetzung mit den Ursachen und Bedingungen, die in ihrem Leben eine Depression auslösten. Besonderes Augenmerk richtete ich auf jene strukturellen Bedingungen, die den Lebensalltag von migrierten Frauen aus Lateinamerika prägen. Dabei stellte ich Migrantinnen in den Mittelpunkt, die – obwohl sie häufiger an Depressionen leiden als Migranten und als Schweizerinnen und Schweizer – sonst nicht selber zu Worte kommen, schon gar nicht gehört werden. Wichtig war deshalb, ihre Lebenssituation, Krankheitserfahrungen und Heilungswege im Kontext der Migration sichtbar zu machen. Wie einleitend dargelegt, wählte ich diese Bevölkerungsgruppe aus, basierend auf folgenden Faktoren der Migrationsentwicklungen in den letzten Jahrzehnten in der Schweiz: Graduelle Diversifizierung; Anteil an MigrantInnen aus Staaten ausserhalb der Europäischen Union erhöhte sich; Feststellung einer „Feminisierung" der lateinamerikanischen Migration; vermehrte Migration von Menschen mit guten Bildungs- und Berufsqualifikationen. In aktuellen sozialwissenschaftlichen Forschungen fand die veränderte Migration in die Schweiz noch zu wenig Beachtung. So war über die Gruppe von Frauen aus Lateinamerika im Kontext von Migration und Gesundheit wenig bekannt und bislang wurde die Thematik der Depression bei Migrantinnen in der Schweiz mit einer biographischen Herangehensweise nicht erforscht. Das Hauptziel dieser Forschung bestand darin, durch eine biographisch angelegte Untersuchung neue und vertiefte Kenntnisse bezüglich Migration, Gender und Depression der ausgewählten Bevölkerungsgruppe zu gewinnen. Ziel der Analyse war es darüber hinaus, aus soziologischer Perspektive Depressionserfahrungen bei lateinamerikanischen Migrantinnen sowie biographische Erleidensprozesse zu untersuchen. Von besonderer Bedeutung waren die subjektiven Perspektiven der von Depression betroffenen Migrantinnen.

Der detaillierte Blick auf zwei Einzelfälle sowie die analytischen Erkenntnisse aus dem Gesamtsample von 17 Migrationsbiographien, wie er im empirischen Teil dieser Arbeit gestellt wurde, ermöglichte es, psychisches und soziales Leiden von Migrantinnen aus der Innenperspektive der Betroffenen aufzuzeigen. Unter dem Begriff des sozialen Leidens werden Formen des Leidens verstanden, die durch strukturelle Bedingungen mitverursacht werden und in einem gesellschaftlichen Kontext verankert sind. Aus dem Blickwinkel der Soziologie stellt eine Depression nicht nur ein subjektives Leid dar, sondern in dieser psychischen Erkrankung dokumentieren sich über individuelle Belastungen hinaus gesellschaftliche Probleme. Eine der wichtigen Erkenntnisse dieser Arbeit war daher, dass die Depressionserkrankung bei Migrantinnen nicht nur in einem individuellen, sondern auch in einem gesellschaftlichen Kontext zu verorten ist.

Der Zugang zur Erfahrungswelt lateinamerikanischer Migrantinnen, die in der Schweiz an einer Depression erkrankt waren oder sind, erfolgte aus der biographietheoretischen Perspektive. Damit konnte die komplexe Verflechtung unterschiedlichster Aspekte des Leidens aufgezeigt werden, die das Leben von migrierten Frauen prägen. Darüber hinaus wurde auf der Grundlage der Lebensgeschichten migrierter Frauen mithilfe der Biographieanalyse das wechselseitige Durchdringen individueller und gesellschaftlicher Strukturierungen dargelegt. Aus einem rekonstruktiv-biographieanalytischen Zugang zu Migrations- und Krankheitsprozessen resultieren spezifische Erkenntnischancen, die andere Verfahren meines Erachtens zumindest nicht in derselben Weise bieten. Die Biographieanalyse war für mich daher das richtige Konzept, um die Bedeutung der lebensgeschichtlich und gesellschaftlich geprägten

Leidenserfahrungen, die Frauen aus Lateinamerika im Kontext der Migration machen, zu untersuchen. Dabei wählte ich den biographischen Ansatz nicht nur als theoretischen, sondern auch als zentralen methodischen Zugang.

Der Ausgangspunkt der vorliegenden Analyse war, psychisch erkrankte Migrantinnen als Expertinnen ihrer eigenen Lebensgeschichte zu interviewen und darauf aufbauend theoretische Erkenntnisse zu generieren, die über den Einzelfall hinausweisen. Mit einem rekonstruktiv-biographieanalytischen Ansatz liess sich die Besonderheit von individuellen Fällen herausarbeiten, um darin dann die Bezugnahmen auf das Allgemeine zu suchen. Die Biographieforschung war als Methode für diese Arbeit sehr wirksam, da sie erlaubt, Krankheitsprozesse als biographische Prozesse zu analysieren. Mittels erzählter Lebensgeschichten liess sich dabei das Eingebettetsein dieser Prozesse in die Gesamtbiographie in ihrer Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft untersuchen. Die erhobenen autobiographisch-narrativen Interviews ermöglichten, nicht nur die Migrationsgeschichte und die Krankheits- und Behandlungserfahrungen lateinamerikanischer Frauen aus ihrer eigenen Perspektive zu erfassen, sondern auch ihre gesamte Lebensgeschichte. Den gesamten Kontext zu betrachten, konnte sowohl die Schwierigkeiten im alltäglichen Leben als auch die strukturellen Probleme aufzeigen. Durch die Rekonstruktion von Biographien konnte insofern „unformuliertes“ und „unformulierbares“ Leiden an der Gesellschaft – um mit Bourdieu (1997) zu sprechen – aus der Sicht von migrierten Frauen ausgeleuchtet werden.

Als empirisches Datenmaterial dienten biographisch-narrative Interviews mit 17 lateinamerikanischen Migrantinnen der ersten Generation, die in der Schweiz an einer Depression erkrankten, über eine Aufenthalts- bzw. Niederlassungsbewilligung verfügten und in der Deutschschweiz wohnten. Zum Zeitpunkt der Forschung waren die 17 Teilnehmerinnen im Durchschnitt 45 Jahre alt. Die jüngste Migrantin war 28 Jahre und die älteste 77 Jahre alt. Die Motive der Migration waren vielfältig. Der häufigste Migrationsgrund der befragten Frauen aus Lateinamerika war die Heirat mit einem Schweizer Mann, gefolgt von Arbeit und Ausbildung und in einem Fall Flucht vor gewalttätigem Ehemann im Herkunftsland. Insgesamt führen bzw. führten 16 von 17 lateinamerikanischen Frauen eine binationale Ehe, davon sind 15 Frauen mit einem Mann aus Europa und zwei Frauen mit einem Mann aus Lateinamerika verheiratet. Auffällig war, dass die Mehrheit der befragten Frauen mit ihrer Lebenssituation in ihrem Herkunftsland zufrieden war und sie daher keinen Migrationswunsch verspürten. Erst durch die binationale Partnerschaft wurde eine Migration als Option in Erwägung gezogen. In einigen Fällen liess sich die Migration als eigenständige, aktive Strategie rekonstruieren, um sich aus familiären und gesellschaftlichen Erwartungshaltungen zu befreien, die als einengend empfunden wurden. Migration kann hier als eine Art „Widerstand“ gegenüber „traditionellen“ Geschlechtervorstellungen gedeutet werden und zugleich als aktive Bearbeitung biographischer Erfahrungen im Herkunftsland. Die befragten Migrantinnen sind qualifiziert oder gut qualifiziert, migrierten alle mit einem Abschluss der Sekundarstufe II (Matura oder Berufsausbildung) in die Schweiz, zwei Drittel der Frauen hatten einen zusätzlichen Abschluss der Tertiärstufe (Universitätsdiplom) und drei Migrantinnen absolvierten eine universitäre Ausbildung ohne Abschluss.

Im empirischen Teil der Arbeit stellte ich zunächst zwei biographische Fallrekonstruktionen dar, die exemplarische Varianten biographischer Bedeutung von De-

pressionserfahrung, struktureller Ursachen der Leidenserfahrung und subjektiver Krankheitserfahrung im Leben von lateinamerikanischen Migrantinnen repräsentierten. Die Migrationsbiographien machten Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Krankheitserfahrung von an Depression erkrankten Migrantinnen im jeweiligen biographischen und gesellschaftlichen Kontext evident. Die untersuchten Einzelfälle standen hinsichtlich des Verhältnisses Biographie und Depressionserfahrung, des Migrationsgrundes, der Bedeutung einer binationalen Ehe sowie der Heilungs- und Behandlungswege in der biographischen Konstruktion in Kontrast miteinander. Amalia Torres' Biographie ist durch die binationale Ehe und die später folgende Überforderungssituation als alleinerziehende Migrantin geprägt. Dabei hing ihr Gefühl chronischer Überlastung damit zusammen, nicht auf soziale Unterstützung im Alltagsleben zurückgreifen zu können, da alle ihre Bezugspersonen wie etwa ihre Eltern, Geschwister und Grosseltern im Herkunftsland leben. Leonor Castro rekonstruierte ihre Lebensgeschichte anhand ihrer Bildungs- und Berufsbiographie und sozialer Ausschlussmechanismen in der Migration. Ein Mangel an engen Vertrauensbeziehungen prägte auch ihr Leben in der Schweiz. In beiden rekonstruierten Biographien sind schmerzvolle Erfahrungen von Rassismus, Kulturalisierung, Stereotypisierung, Sexismus, Dequalifizierung, Berufsausschluss, Armut bzw. ökonomische Probleme und fehlende soziale Unterstützung zu konstatieren. Migration bewirkte einen deutlichen Mangel an sozialer Zugehörigkeit. Die Migrationsbiographien der befragten Frauen waren aufgrund ihres Status von Nicht-Zugehörigkeit bzw. partieller Zugehörigkeit zur Aufnahmegesellschaft im beruflichen, privaten und gesellschaftlichen Kontext von Exklusionserfahrungen geprägt. Deutlich wurde auch, dass die Verarbeitung leidvoller Erfahrungen eine anstrengende biographische Arbeit erforderlich machte.

Mit dieser Arbeit zeigte ich, dass Migration nicht per se psychisch krank macht. Vielmehr sind es negative Erfahrungen im Kontext der Migration, gesellschaftliche Bedingungen und belastende Lebenssituationen in der Schweiz, die bei Frauen aus Lateinamerika eine Depression mitauslösten. Die Analyse der extensiven Fallrekonstruktionen von zwei Migrationsbiographien sowie die rekonstruktive Auswertung der weiteren 15 Interviews zeigte sehr deutlich, dass sich eine Depression als multifaktorielles biographisches Geschehen entwickelt, an dessen Entstehen viele Bedingungen und Auslöser beteiligt sind. Im Laufe der Auswertung wurde immer evidenter, dass bei den meisten Frauen die Depression dann auftrat, wenn verschiedene gesellschaftliche, migrations- und schichtspezifische Faktoren gemeinsam vorlagen. Der erschwerte Zugang zum Arbeitsmarkt für gut qualifizierte Migrantinnen und Akademikerinnen sowie das Ausbleiben einer adäquaten Berufsposition aufgrund gesellschaftlicher Ausschlussmechanismen wirken sich auf die psychische Gesundheit der befragten Frauen aus. Finanzielle Existenzängste, aufenthaltsrechtliche Unsicherheiten sowie emotionale und soziale Belastungserfahrungen wie etwa die Konfrontation mit Rassismus, Stigmatisierung und Diskriminierung begünstigen zusätzlich das Entstehen einer Depression. Die Kumulation kritischer Lebensereignisse, chronische Alltagsbelastungen und Erfahrungen von sozialer und beruflicher Exklusion im Leben von Migrantinnen aus Lateinamerika erhöhten die Vulnerabilität für psychische Krisen und Depressionserkrankungen. Darüber hinaus trugen Ungleichbehandlung und andauernde Ungerechtigkeitserfahrungen auf verschiedenen Ebenen sowie das Gefühl, nicht angenommen zu werden, wesentlich dazu bei, dass Migrantinnen in chronische Belastungssituationen gerieten. In diesem Zusammen-

hang waren auch Machtaspekte auf individueller sowie auf struktureller Ebene deutlich erkennbar. Aus der vorliegenden Arbeit geht deutlich hervor, dass die Komplexität der Depressionserkrankung während der Migration in den Kontext gesellschaftlicher, beruflicher, politischer und familiärer Zusammenhänge eingebettet ist. Die Theorien über die Krankheitsursachen der Biographinnen liessen multiple Faktoren als krankheitsauslösend erkennen. In den Eigentheorien der Betroffenen zeigte sich, dass viele Migrantinnen die Depressionserkrankung als persönliches Versagen empfanden und sich dafür die Schuld gaben. Somit setzten sie die psychische Erkrankung nicht mit strukturellen Problemen in Zusammenhang, sondern interpretierten Defizite auf einer individuellen Ebene. Einigen gelang es aber, die Gründe für die Erkrankung an einer Depression in den strukturellen gesellschaftlichen Bedingungen zu verorten.

Ein zentrales Ergebnis dieser Arbeit ist, dass die Krankheitserfahrungen einer Depression von den lateinamerikanischen Migrantinnen in fünf biographischen Thematisierungsdimensionen offengelegt wurden: Rassismus und rassistisch motivierte Diskriminierung; beruflicher Ausschluss; Armut und finanzielle Sorgen; fehlende soziale Unterstützung; Geschlechterungleichheiten und Machtverhältnisse innerhalb binationaler Ehen. Diese Faktoren haben sich als zentrale Analysedimensionen für die gesellschaftlichen Bedingungen von Depressionserkrankung herauskristallisiert.

Biographische Bedeutung von Rassismus

Meine Forschung zeigte, dass das Erleben von subjektiv wahrgenommenem Rassismus nicht nur eine schmerzhafte persönliche Erfahrung bedeutet, sondern auch das Leiden an der Gesellschaft dokumentiert. Auffällig in meiner Untersuchung war, dass alle 17 interviewten lateinamerikanischen Frauen von Rassismus und rassistisch konnotierter Diskriminierung betroffen waren. Rassismus stellt in der deutschsprachigen Schweiz somit kein Ausnahmephänomen dar, sondern ist beständiger Teil des Alltagslebens der befragten Migrantinnen. Rassismus ist demnach kein Einzelfall.

Der Umgang mit Rassismus, rassistischer Abwertung, Benachteiligung und Ausgrenzung erwies sich als eine besondere Herausforderung im Leben der migrierten Frauen. Rassismus verunsichert. Rassismus verursacht Leiden. Die Auswertung des Datenmaterials zeigte, dass nicht ein einzelner Vorfall, sondern das wiederkehrende Erleben und die Abfolge rassistischer Ereignisse Effekte auf die psychische Gesundheit der befragten Migrantinnen hatten. Meine Daten zeigen zudem, dass Rassismus nicht nur auf der Gesellschaftsebene, sondern auch auf der Beziehungsebene erlebt wurde. Aus den Erzählungen resultierte, dass postmigratorische Erfahrungen oft von Gefühlen der emotionalen Überforderung, von Stress und innerer Desorientierung geprägt waren. In der Schweiz mussten die migrierten Frauen Formen der biographischen Unsicherheitsbearbeitung finden, die ihnen neue Sicherheiten und Gewissheiten bieten sollten. In dieser Situation, die oft von Ängsten und Unsicherheiten geprägt war, wogen rassistische Anfeindungen und Diskriminierung besonders schwer. Die rassistischen Übergriffe in der binationalen Ehe, in der angeheirateten Familie, von ArbeitskollegInnen und im gesellschaftlichen Zusammenleben überhaupt hinterliessen stärkere Spuren als sie es überhaupt schon tun. Öffentliche Stigmatisierung kann in Selbststigmatisierung umschlagen. Nicht selten machten sich die lateinamerikanischen Migrantinnen schliesslich Vorurteile, die in der Gesellschaft über „AusländerInnen" vorherrschen, zu eigen. Dabei wurden negative Zuschreibungen in das Selbstbild übernommen und verinnerlicht. Die Gefühle von Minderwertigkeit und Selbstabwer-

tung liessen sich dabei als Folgen von abwertenden und menschenverachtenden Erfahrungen aufzeigen.

Eine solche Relevanz von Rassismus für lateinamerikanische Frauen soll nicht nur darlegen, wie dieser auf der individuellen Ebene erfahren wird, sondern auch die zugrunde liegenden gesellschaftlichen Strukturen sichtbar machen. Neben der Anhäufung kritischer Ereignisse und einer schwierigen Lebenssituation im Kontext von Migration, stellte insbesondere der Rassismus einen zentralen Faktor dar, der sich negativ auf die psychische Gesundheit der interviewten Migrantinnen aus Lateinamerika auswirkte. Wenn ich auch Rassismus nicht als einzige Ursache von psychischem und sozialem Leiden erkennen konnte, so wirkte er doch verstärkend in den von Ausschluss, Benachteiligung und Abwertung geprägten Migrationsbiographien. Rassismus geht mit dem Gefühl der Demütigung, Erniedrigung und Beschämung einher. Das Gefühl, als Mensch diskreditiert, abgelehnt und verschmäht zu werden, prägt die Selbstwahrnehmung negativ. Eine relevante Erkenntnis dieser Studie ist also, dass das Auseinandersetzen mit den emotionalen Aspekten von Rassismuserfahrungen aus der Sicht der Betroffenen essentiell ist, um ihre migrationsspezifischen Erfahrungen im Kontext einer Depressionserkrankung zu verstehen.

Rassismus ist mit vielfältigen Formen von verletzter menschlicher Würde gekoppelt. Gegen diese Verletzung ständig anzugehen ist psychisch anstrengend. Dabei werden vielfältige Verdrängungs- und Abwehrmechanismen, aber auch Widerstands- und Schutzformen entwickelt. Unter dem Schmerz der sozialen Ablehnung und der fehlenden Wertschätzung liegt die unerfüllte Sehnsucht, angenommen und geachtet zu werden sowie dazuzugehören. Rassismus kann meines Erachtens als psychisch krank machender Aspekt gekennzeichnet werden. Anhand der beschriebenen Erfahrungen wird der Zusammenhang zwischen subjektiv wahrgenommenem Rassismus und psychischer Gesundheit deutlich. Rassismus – so postuliere ich – darf als Risikofaktor für die psychische Gesundheit nicht ausgeblendet oder unterschätzt werden.

Biographische Bedeutung von Berufsausschluss

Aus den Daten der vorliegenden Arbeit ging des Weiteren hervor, dass die Erfahrung beruflichen Ausschlusses und erschwerten Zuganges zum Arbeitsmarkt in der Schweiz eine erhebliche biographische Bedeutung für die lateinamerikanischen Migrantinnen hat. Die Analysen der Lebenserzählungen zeigten das besondere Leid der interviewten Lateinamerikanerinnen unter der Nichtanerkennung ihrer mitgebrachten Kompetenzen und der Entwertung ihres Wissens, was oft mit ökonomischen Nachteilen einherging. Alle Migrantinnen, deren im Herkunftsland erworbene universitäre Bildungstitel und Berufserfahrungen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt nicht anerkannt wurden oder die ganz von Berufsausschluss betroffen waren, erlebten diese migrationsspezifische Erfahrung als eine hohe psychische Belastung. Hieran dokumentierte sich besonders das Gefühl, im Leben versagt zu haben.

In den meisten lebensgeschichtlichen Erzählungen wurde das Interesse der Biographinnen evident, sich in ihrem Leben vor der Migration als unabhängige und selbstbestimmte Frauen zu präsentieren. Die Darstellungen der Berufserfolge und die damit einhergehende gesellschaftliche Anerkennung und ökonomische Unabhängigkeit wurden so konstruiert, dass sie schlaglichtartig die Vergangenheit erhellten und damit die Gegenwart im Migrationsleben, geprägt von prekären oder schwierigen Lebensbedingungen, in umso stärkerem Kontrast erscheinen liessen. Dadurch wur-

den die biographischen Aspekte von damals und heute unterschiedlich beleuchtet und Transformationsprozesse deutlich gemacht. So diente das Hervorheben der professionellen Erfolgsgeschichten im Herkunftsland als Schutz des Selbstwerts, der infolge späterer berufsbiographischer Perspektivlosigkeit, beruflicher Exklusionserfahrungen und Verlust sozialer Positionierung nach der Migration stark angegriffen war. Für die Mehrheit der befragten Frauen ging die Migration mit einem sozioökonomischen und beruflichen Statusverlust bzw. erschwerten Statusgewinn einher. Die Migration stellte daher im Leben vieler Lateinamerikanerinnen einen biographischen Wendepunkt dar, der sich in der Zweiteilung der erzählten Lebensgeschichte erkennen liess. Auffallend war, dass das Kontrastieren von „damals" und „heute" häufig entlang des migrationsbiographischen Themas „Nichtausüben des angelernten Berufes" erfolgte.

Allgemein ist ein bedeutsamer Aspekt im Leben der befragten Frauen, dass die Depression in zahlreiche Verlusterfahrungen in der Migration eingebettet wurde. Es wurden schmerzhafte Verluste im Privatbereich, aber vor allem im Lebensbereich Arbeit betont. Der Arbeitsverlust bzw. der fehlende Zugang zu qualifizierter Arbeit bedeutete für die befragten Migrantinnen insbesondere einen Verlust der beruflichen Tätigkeit, der Zugehörigkeit im beruflichen Bereich, des Kompetenzerlebens, der Berufsidentität, der beruflichen Position und Orientierung sowie bisheriger Zielsetzungen. Mit dem Verlust der Arbeit ging auch der Verlust der Lebensorientierung einher, was sich auf das Empfinden von Sinnhaftigkeit im Leben der befragten Migrantinnen auswirkte. Dazu kamen Verluste in finanzieller Hinsicht, Verlust des bisherigen Lebensstils und der ökonomischen Selbstbestimmung, veränderter Lebensstandard, Verlust des sozialen Status, der sozialen Anerkennung und der gesellschaftlichen Teilhabe. Diese Verluste wirkten sich negativ auf das Selbstwertgefühl der migrierten Frauen aus.

Eine fehlende Perspektive auf (qualifizierte) Erwerbsarbeit war nicht nur für jene Frauen biographisch schwer zu verarbeiten, die vor der Migration im Herkunftsland im Beruf erfolgreich waren, sondern das Nichtausüben des erlernten Berufes und die berufliche Marginalisierungserfahrung bedeutet nahezu für alle eine leidvolle Erfahrung. Die Mehrheit der befragten Migrantinnen fand Zugang zum Schweizer Arbeitsmarkt nur im wenig qualifizierten Bereich. Die Folgen von Arbeitsmarktexklusion bzw. das Zuweisen von schlecht bezahlten Stellen im Niedriglohnsektor förderten eine finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann. Migration ging somit nicht nur mit einer Abwertung ihres kulturellen Kapitals, einer Dequalifizierung und Deklassierung einher, sondern die erlebte Entwertung eigener Kenntnisse und Fähigkeiten sowie versagte Anerkennung bewirkten insbesondere eine seelische Verletzung. Die Depression im Leben der migrierten Frauen liess sich in diesem Zusammenhang als eine „berufsbiographische Depression" rekonstruieren.

Biographische Bedeutung von Armut

Deutlich wurde auch, wie sich die vielfältigen Folgen materieller Armut auf die psychische Gesundheit von lateinamerikanischen Migrantinnen auswirkten. Die Migrationsbiographien liessen erkennen, dass Armut mehrere Ursachen hat, die weitgehend auf gesellschaftlichen Strukturen beruhen. Der Weg in die schlechte ökonomische Lage resultierte aus familiärer Einkommensarmut, dem erschwertem Zugang zum Arbeitsmarkt aufgrund der fehlenden Anerkennung der in Lateinamerika erworbenen Abschlüsse und der marginalen Arbeitsmarktpartizipation. Die Benachteiligung auf

dem gegenwärtigen Arbeitsmarkt von Frauen, die eine Bildungs- und Berufsqualifikation aus Staaten ausserhalb der Europäischen Union aufweisen, in Kombination mit Aspekten der Migrationsgesetzgebung, die zu einer (Teil-)Exklusion auf dem Schweizer Arbeitsmarkt führen, ist Ursache für Armut und Existenzunsicherheiten. Eine Scheidung, ein Dasein als Alleinerziehende, das Problem mit der Vereinbarkeit von Kind und Beruf aufgrund mangelnder kostengünstiger Kinderbetreuungsangebote, keine Unterhaltszahlung für gemeinsame Kinder, Verwitwung sowie Erwerbslosigkeit – sei es die eigene oder die des Ehemannes – liessen sich ebenfalls als Ursachen für ökonomische Probleme und Armut im Leben der befragten Migrantinnen identifizieren. Diese Schwierigkeiten und Existenzsorgen inmitten verdichteter Problemlagen in der Migration waren eine zentrale Ursache für das Entstehen einer Depression.

Biographische Bedeutung fehlender sozialer Unterstützung

Aus den Biographien liess sich auch herauslesen, dass bei Migrantinnen, deren Lebenssituation durch eine hohe Anzahl von Belastungsfaktoren gekennzeichnet war, fehlende soziale Unterstützung die Entwicklung einer Depression begünstigte. Nicht über praktische und soziale Unterstützung sowie Verlässlichkeit von Hilfeleistungen bei anhaltenden Alltagsanforderungen verfügen zu können, beeinflusste die psychische Gesundheit erheblich. Fehlende Unterstützung und mangelnde Hilfe beim Bewältigen des Alltags durch enge Bezugspersonen verursachten vor allem bei Migrantinnen mit Kleinkindern und schulpflichtigen Kindern nicht nur Verzweiflung und Leiden, sondern eine Überforderungssituation, die in mehreren Fällen zu einer Depressionserkrankung führte. Krankheit besitzt immer auch eine soziale Dimension. In der akuten Phase der Depression machte sich mangelnde soziale Unterstützung von engen Angehörigen besonders bemerkbar. Erkrankte eine Migrantin an einer Depression, führte dies oft zu einer Belastung für die Partnerschaft, die Kinder und die ganze Familie.

Biographische Bedeutung einer binationalen Ehe

Die Erkrankung an einer Depression wurde auch im Kontext einer binationalen Ehe thematisiert. Eine wichtige Erkenntnis dieser Arbeit ist, dass Rassismus nicht nur in der Aufnahmegesellschaft, sondern auch innerhalb einer binationalen Ehe erlebt wurde, was aus der Sicht der migrierten Frauen ein besonders grosses Leiden erzeugte. Deutlich wurden auch die biographische Bedeutung von Geschlechterungleichheiten im Rahmen von binationalen Ehen und asymmetrische Machtverhältnisse zwischen einem Schweizer Mann und einer lateinamerikanischen Frau. Die ungewollte finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann infolge einer Erwerbslosigkeit bzw. einer Arbeit im Niedriglohnbereich, die ihre Beziehung prägte, wurde von vielen Migrantinnen als emotionale Belastung erfahren. Da der Ehemann oft alleine im Besitz der finanziellen Ressourcen war, entstand ein Ungleichgewicht bzw. eine Machtungleichheit innerhalb der binationalen Ehe. Als weitere Konfliktfelder im Rahmen einer binationalen Paarbeziehungen sind die Bereiche enttäuschte Erwartungen und Wünsche, unterschiedliche Vorstellungen über Geschlechterrollen und das Geschlechterverhältnis, psychische Gewalt und Ungleichheit zu nennen. Während die Mehrheit der befragten Frauen durch die Heirat mit einem Schweizer bzw. Europäer annahm, eine gleichberechtigtere Beziehung als mit einem Mann aus dem Herkunftsland einzugehen, hatten viele Schweizer Ehemänner hingegen eine ausgesprochen traditionelle Rollenerwartung.

Genau diese geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen belasteten die binationale Paarbeziehung sehr.

Umgang mit einer Depression und Heilungswege

Ein weiteres Ergebnis der vorliegenden Forschungsarbeit ist, dass die interviewten Migrantinnen sich hinsichtlich ihres Hilfesuchverhaltens sehr unterschieden. Während einige Frauen medizinisch-psychologische Hilfe bei Fachpersonen aufsuchten, wussten andere nicht, wo sie professionelle Unterstützung finden könnten. Einige Frauen brachen eine Psychotherapie ab und rekurrierten auf Selbstbehandlung. Manche Frauen liessen sich nicht psychiatrisch-psychotherapeutisch behandeln wegen des Stigmas, das Depressionen anhaftet, sowie aus Angst, Scham, Unkenntnis, aufgrund ihrer finanziellen Lage oder einer Voreingenommenheit gegenüber professionellen Einrichtungen.

Der katholische Glaube erwies sich im Leben vieler lateinamerikanischer Migrantinnen als wesentliche Stütze, aus dem sie Kraft und Rückhalt gewinnen konnten, um mit einer Depression umzugehen. Der Glaube lässt sich daher als eine spezifische Ressource im Umgang mit einer Depression rekonstruieren. Neben dem Glauben spielte zudem die kirchliche Glaubensgemeinschaft eine zentrale Rolle in der Bearbeitung der psychischen Erkrankung. Es zeigte sich, dass die befragten Migrantinnen aus Lateinamerika unter der verweigerten gesellschaftlichen Akzeptanz litten. Im Rahmen sozialer Beziehungen in einer Glaubensgemeinschaft fanden sie emotionale Unterstützung. In der Kirche erlebten sie das Gefühl einer sozialen „Wir-Gemeinschaft“, das sie in der aufnehmenden Gesellschaft vermissten. Die sozialen Kontakte zu Mitgliedern der Glaubensgemeinschaft sowie die kirchliche Eingebundenheit fungierten nun als Sinnquelle von hoher Relevanz in ihrer Lebenssituation als Betroffene einer Depression. Andere Biographinnen räumten weniger der kirchlichen, als vielmehr allgemein der Erfahrung einer Gemeinschaft, wie etwa in einer Mutter-Kind-Gruppe, einen hohen Stellenwert ein. Einige Frauen nannten ihren Ehemann als wichtigste Bezugsperson, die eine stabile Ressource und Unterstützung im Umgang mit einer Depression war. Die Familien im Herkunftsland stellten auch wichtige Ressourcen und Unterstützungspotentiale zur Verfügung, auf die die Migrantinnen zurückgreifen konnten.

Die rekonstruktive Auswertung des Forschungsmaterials machte deutlich, dass das Erleben einer Depression einen alles umfassenden Zustand darstellt. Eine Depressionserkrankung nahm in tiefgehender Weise Einfluss auf den ganzen Menschen: Das Denken, die Gefühle und das Verhalten. Die befragten Migrantinnen erzählten, sich niedergeschlagen, freudlos, lustlos, mutlos und wertlos gefühlt zu haben. Gefühle der Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung und Ausweglosigkeit waren bei einigen psychisch erkrankten Migrantinnen so stark, dass sie für sich einzig im Suizid einen Ausweg erkannten. Die Depression wirkte dabei erdrückend, zwang so zum Innehalten und regte zur Reflexion an. Eine Depression kann Sinn machen, muss sie aber nicht. Die Frage nach dem Sinn einer Depression können nur die Betroffenen selbst beantworten. Alles andere wäre respektlos und anmassend gegenüber denjenigen, die einen solch tiefen Seelenschmerz durchlebten. In der akuten Phase der Depression machte die Erkrankung zunächst einmal keinen Sinn. Mit dem Abklingen der Depression und auf der Basis einer biographisch-selbstreflexiven Auseinandersetzung erkannten einige Migrantinnen die Möglichkeit sich neu zu orientieren. Sie betrachteten die De-

pression als eine Entwicklungschance mit einem bedeutsamen Lerneffekt. Nicht für alle ging die Depression mit einem persönlichen Reifungsprozess einher. Dies zeigte, dass die Depression noch nicht in die Biographie integriert wurde und es bisher nicht gelang, biographische Arbeit zu leisten.

Abschliessende Betrachtungen

Die Ergebnisse dieser Arbeit verdeutlichen, dass sich die biographische Bedeutung der Depression aus den Erfahrungen und Bedingungen der Migration, aus einem Zusammentreffen von belastenden Lebensereignissen sowie aus dem gesellschaftlichen, politischen und rechtlichen Kontext des Aufnahmelandes konstituiert. In Bezug auf die übergeordnete Frage nach dem Zusammenhang zwischen Migration, Depression, Gender und Biographie kann konstatiert werden, dass die jeweilige biographische Konstruktion diese Aspekte als wichtige Themen sichtbar werden lässt und miteinander verknüpft. Für die interviewten Frauen ist der gemeinsame Erfahrungshintergrund die Migration aus Lateinamerika in die Schweiz, und es sind die migrationsspezifischen Bedingungen, in denen die Erkrankung an einer Depression kontextualisiert wurden. Nicht aus der Depressionserkrankung selber wurden die dargelegten lebensgeschichtlichen Selbstpräsentationen konstruiert, sondern ausgehend von den Faktoren, die psychisches und soziales Leid in der Migration verursachten.

Der Fokus auf die biographische Bedeutung von Depression und die subjektiven Erfahrungen von psychisch Krankwerden und Kranksein in der Migration erlaubt es, die befragten Migrantinnen aus Lateinamerika nicht als hilflose, passiv-erleidende Opfer darzustellen, die über keine persönlichen Kompetenzen und Ressourcen verfügen, sondern vielmehr zeigen sie sich als Frauen, die in belastenden Lebensphasen leiden. Selbst wenn einzelne Migrantinnen in schwierigen Zeiten Zuflucht in die Opferrolle gesucht und dem Bild des stereotypisierten Opfers entsprochen haben mögen, wird in ihren biographischen Selbstkonstruktionen deutlich, dass sie viel mehr als das sind. Es lag mir fern, die befragten Migrantinnen aus einer defizitorientierten Perspektive zu portraitieren. Vielmehr ging es darum, trotz ihrer sehr schwierigen persönlichen Lebenssituationen, den Zusammenhang zwischen strukturellen Schwierigkeiten und einer Erkrankung an einer Depression in der Migration aufzuzeigen und damit auch, wie die Biographinnen als selbstständige, reflektierte und ressourcenreiche Frauen die besonderen Herausforderungen im Migrationsalltag angehen. Darüber hinaus zeigt sich, dass die befragten Migrantinnen im Zuge eines Wandlungsprozesses ein kreatives Potential entfalteten, das dazu führte, neue Fähigkeiten im Umgang mit Belastungssituationen zu entwickeln. Sie sind ungeachtet der vielfältigen Schwierigkeiten, denen sie im Alltagsleben ausgesetzt sind, handlungsaktive und kompetente Frauen, die eigenverantwortlich handeln und ihre Fähigkeit zur gestaltenden Eigentätigkeit aufrechterhalten können. Und daher ist die Leistung, die Migrantinnen im Prozess des Sich-Zurechtfindens in einem neuen sozialen Umfeld, des Sich-Einlassens auf veränderte Umwelten und des Umgangs mit ihrer transformierten sozialen, ökonomischen und rechtlichen Position als Migrantin erbringen, erheblich.

Die Analyse von Migrations- und Krankheitsprozessen erlaubte es, persönliche Erfahrungen mit gesellschaftlichen Differenzierungsprozessen, sozialen Exklusionsmechanismen und den damit verbundenen belastenden Konsequenzen aufzuzeigen. Es wurde evident, mit welchen vielfältigen gesellschaftlichen, ökonomischen und

emotionalen Belastungen Migrantinnen aus Lateinamerika konfrontiert sind, die zu psychischen und sozialen Leiden führen und eine Depression auslösen können.

Aus den biographischen Selbstpräsentationen ging deutlich hervor, dass die migrierten Frauen aus Lateinamerika ein hohes Mass an Reflexionsvermögen aufwiesen. Sie waren in der Lage über ihre schmerzhaften migrationsbiographischen Erfahrungen zu erzählen. Sie berichteten über ihre Hoffnungen und Verzweiflung, Verluste und Alltagsnot, Frustrationen und Wut, Sinn- und Perspektivlosigkeiten, Erfolge und Misserfolge, Kränkungen und Enttäuschungen. Das Leiden an der Gesellschaft ist in ihren Erzählungen manifest. Die schmerzhaften Erfahrungen von beruflichem und sozialem Ausschluss, gesellschaftlicher Abwertung, rassistischer Übergriffe und Demütigung wirkten sich negativ auf das Selbstwertgefühl der befragten Frauen aus. Genau dieses Gefühl des Nichts-wert-Seins und des Sich-minderwertig-Fühlens ist nicht nur ein individuelles Problem, sondern ist stark gesellschaftlich geprägt und muss deshalb auch gesellschaftlich angegangen werden. Dafür ist es notwendig, dass sich migrierte Menschen in der Schweiz als dazugehörig, angenommen und wertgeschätzt fühlen. Dies ermöglicht ihnen, sich als gleichwertige Mitglieder der Schweizer Gesellschaft mit ihren eigenen Bedürfnissen, Wünschen und Gefühlen zu erleben.

Daher ist es ein wichtiger Aspekt dieser Arbeit, dass die befragten Migrantinnen ihre Depressionserfahrungen dokumentierten, um Verständnis und Anerkennung für ihr Leiden zu erhalten. Es geht letztlich darum, dass Menschen im Kontext gesellschaftlich aktueller Herausforderungen aufgrund von Migration fähig sind, Empathie für MigrantInnen zu empfinden. Wenn wir aufhören, uns vom Leid von Menschen berühren zu lassen, die einen neuen Lebensmittelpunkt suchen, dann verlieren wir selber etwas von unserer Menschlichkeit. Wir müssen das seelische und soziale Leid von MigrantInnen in ihrem vielfältigen Ausmass verstehen, anerkennen und würdigen lernen. Wir müssen mehr Liebe und Empathie wagen – als Individuum und als Gesellschaft – gegenüber MigrantInnen.

Literatur

Alheit, Peter 1990: Biographizität als Projekt. Der „biographische Ansatz“ in der Erwachsenenbildung. Bremen: Universität Bremen

Alheit, Peter 1995: Biographizität als Lernpotential: Konzeptionelle Überlegungen zum biographischen Ansatz in der Erwachsenenbildung. In: Krüger, Heinz-Hermann und Winfried Marotzki (Hg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske und Budrich: 276-308

Alheit, Peter und Bettina Dausien 2000: Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: Hoerning, Erika M. (Hg.): Biographische Sozialisation Stuttgart: Lucius und Lucius: 257-283

Alheit, Peter und Bettina Dausien 2009: ‚Biographie‘ in den Sozialwissenschaften. Anmerkungen zu historischen und aktuellen Problemen einer Forschungsperspektive. In: Fetz, Bernhard (Hg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie. Berlin: Walter de Gruyter: 285-315

Antonovsky, Aaron 1997: Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Deutsche erweiterte Herausgabe von Alexa Franke. Tübingen: DGVT-Verlag

Apitzsch, Ursula 2000: Migration als Verlaufskurve und Transformationsprozesse. Zur Frage geschlechtsspezifischer Disposition in der Migrationsbiographie. In: Dausien, Bettina, Marina Calloni und Marianne Friese (Hg.): Migrationsgeschichten von Frauen. Beiträge und Perspektiven aus der Biographieforschung. Bremen: Universität Bremen: 62-78

Apitzsch, Ursula 2006: Biographieforschung und interkulturelle Pädagogik. In: Krüger, Heinz-Hermann und Winfried Marotzki (Hg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. (2. Aufl.) Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 499-514

Badura, Bernhard 1981: Soziale Unterstützung und chronische Krankheit. Zum Stand sozialepidemiologischer Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag

Baer, Niklas, Daniela Schuler, Sylvie Füglister-Dousse, Florence Moreau-Gruet 2013: Depressionen in der Schweizer Bevölkerung. Daten zur Epidemiologie, Behandlung und sozial-beruflichen Integration (Obsan Bericht 56). Neuchâtel: Schweizerisches Gesundheitsobservatorium

Baghdadi, Nadia und Yvonne Riaño 2014: Familie und Beruf vereinbaren? Vorstellungen und Strategien hochqualifizierter Migrant/innen. In: Passagen – Forschungskreis Migration und Geschlecht (Hg.): Vielfältig alltäglich. Migration und Geschlecht in der Schweiz. Zürich: Seismo Verlag, Reihe Geschlechterfragen: 36-57

Balibar, Etienne 1990: Gibt es einen „Neorassismus"? In: Balibar, Etienne und Immanuel Wallerstein (Hg.): Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten. Hamburg: Argument: 23-39

Barnow, Sven 2014: Gefühle im Griff! Wozu man Emotionen braucht und wie man sie reguliert. Berlin: Springer

Battegay, Raymond 1991: Depression. Psychophysische und soziale Dimension. (3. Aufl.) Therapie. Bern: Hans Huber

Beck-Gernsheim, Elisabeth 2004: Wir und die Anderen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag

Beesdo-Baum, Katja und Hans-Ulrich Wittchen 2011: Depressive Störungen: Major Depression und Dysthymie. In: Wittchen, Hans-Ulrich, Jürgen Hoyer (Hg.): Klinische Psychologie und Psychotherapie. (2. Aufl.) Berlin: Springer: 879-914

Berger, Peter L. und Thomas Luckmann 1969: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.: S. Fischer

Bloemen, Hans G. und Elena G. F. Stancanelli 2007: A model of female breadwinnership: is she outearning him? Herausgegeben von French National Research Agency ANR, Paris. Internet: listes.univ-paris1.fr/wws/d_read/tema/pdf/Stancanelli04-06-2007.pdf (Stand 26.01.2018)

Bock, Thomas 2011: Weisheit und Psychotherapie. Von der Abwehr zur Ahnung, von der unzulässigen Vereinfachung zu EigenSinn und AnEignung. In: Wollschläger, Martin (Hg.): Psychotherapie und Weisheit. Ein Lesebuch. Tübingen: Dgvt-Verlag: 57-70

Bogner, Artur und Gabriele Rosenthal 2017: Biographien – Diskurse – Figurationen. Methodologische Überlegungen aus einer sozialkonstruktivistischen und figurationssoziologischen Perspektive. In: Spies, Tina und Elisabeth Tuider (Hg.): Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 43-67

Böhnisch, Lothar 2006: Abweichendes Verhalten: eine pädagogisch-soziologische Einführung. Weinheim: Juventa Verlag

Bollini, Paola und Harald Siem 1995: No Real Progress Towards Equity: Health of Migrants and Ethnic Minorities on the Eve of the Year 2000. In: Social Science and Medicine 41/6: 819-828

Bolzman, Claudio, Rosita Fibbi und Marie Vial 2000: Migranten im Pensionsalter. Lebensbedingungen und Gesundheitszustand. In: Soziale Medizin 1: 32-35

Borra, Ria 2011: Depressive disorder among Turkish women in the Netherlands: A qualitative study of idioms of distress. Transcultural Psychiatry 48 (5): 660-674

Borde, Theda, Matthias David und Heribert Kentenich 2011: Migration – Frauen – Gesundheit. Perspektiven im europäischen Kontext. Vorwort. In: David, Matthias, Theda Borde und Heribert Kentenich (Hg.): Migration – Frauen – Gesundheit. Perspektiven im europäischen Kontext. (2. Aufl.) Frankfurt a.M.: Mabuse Verlag: 7-10

Borde, Theda und Matthias David 2015: Vorwort der Herausgeber. In: Borde, Theda und Matthias David (Hg.): Migration und psychische Gesundheit. Belastungen und Potentiale. (3. Aufl.) Frankfurt a.M.: Mabuse Verlag: 7-12

Bourdieu, Pierre 1979: La distinction: Critique sociale de jugement. Paris: Les éditions de minuit.

Bourdieu, Pierre 1983: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt, Sonderband 2) Göttingen: Schwartz: 183-198

Bourdieu, Pierre 1990a: Die biographische Illusion. In: BIOS 3 (1): 75-81

Bourdieu, Pierre 1990b: Was heisst sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: Braumüller

Bourdieu, Pierre 1997a: Verstehen. In: Bourdieu, Pierre et al. (Hg.): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: UVK Universitätsverlag: 779-802

Bourdieu, Pierre 1997b: Post-Scriptum. In: Bourdieu, Pierre et al. (Hg.): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: UVK Universitätsverlag: 823-826

Breckner, Roswitha 2009: Migrationserfahrung – Fremdheit – Biographie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa. (2. Aufl.) Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Brisch, Karl Heinz 2013: Auswirkungen häuslicher Gewalt auf die Entwicklung von Säuglingen und Kleinkindern – Befunde aus der neurobiologischen Forschung. In: Kavemann, Barbara und Ulrike Kreyssing (Hg.): Handbuch Kinder und häusliche Gewalt. (3. Aufl.) Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 169-186

Broden, Anne und Paul Mecheril 2007: Migrationsgesellschaftliche Re-Präsentationen. Eine Einführung. In: Broden, Anne und Paul Mecheril (Hg.): Re-Präsentationen: Dynamiken der Migrationsgesellschaft. Düsseldorf: IDA-NRW: 7-28

Brzank, Petra 2005: Häusliche Gewalt gegen Frauen: gesundheitliche Versorgung. Das S.I.G.N.A.L. – Interventionsprogramm. Materialien zur Implementierung von Interventionsprogrammen. S.I.G.N.A.L. (Hg.). Berlin: gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

Bude, Heinz 1985: Der Sozialforscher als Narrationsanimateur: kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37 (2): 327-336

Bundesamt für Gesundheit BAG 2011: Zweites Gesundheitsmonitoring der Migrationsbevölkerung (GMM II) in der Schweiz. Schlussbericht 2011. Bern: Bundesamt für Gesundheit

Bundesamt für Gesundheit BAG 2018: Ärztliche Psychotherapie. https://www.bag.admin.ch/bag/de/home/themen/versicherungen/krankenversicherung/krankenversicherung-leistungen-tarife/Aerztliche-Leistungen-in-der-Krankenversicherung/Aerztliche-Psychotherapie.html (Stand 18.07.2018)

Bundesamt für Sozialversicherungen BSV 2006: Soziale Sicherheit. CHSS. 4/2006. Bern: Bundesamt für Sozialversicherungen

Bundesamt für Statistik BFS 2017: Ständige und nichtständige ausländische Wohnbevölkerung nach detaillierter Staatsangehörigkeit und Geschlecht. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik

Bürli, Chantal, Fabienne Amstad, Margreet Duetz Schmucki und Daniela Schibli 2015: Psychische Gesundheit in der Schweiz. Bestandsaufnahme und Handlungsfelder. Bern: Bundesamt für Gesundheit

Camus, Albert 1957: Heimkehr nach Tipasa. Aus dem Franz. übertr. von Monique Lang. Zürich: Verlag der Arche

Carter, Robert 2007: Racism and Psychological and Emotional Injury: Recognizing and Assessing Race-Based Traumatic Stress. In: The Counseling Psychologist Vol. 35 (1): 13-105

Castro Varela, Maria do Mar und Nikita Dhawan (2004): „Rassismus im Prozess der Dekolonialisierung – Postkoloniale Theorie als kritische Intervention". In: Öffentlichkeit gegen Gewalt und Cybernomads (Hg.): The Black Book. Deutschlands Häutungen. Frankfurt a.M.: IKO: 64-81

Castro Varela, Maria do Mar 2005: Die Wiederkehr der Klasse. Deklassierung und Migration. In: Diskurs 2/2005: 14-20

Castro Varela, Maria do Mar 2007: Unzeitgemässe Utopien. Migrantinnen zwischen Selbsterfindung und Gelehrter Hoffnung. Bielefeld: transcript

Castro Varela, Maria do Mar und Paul Mecheril 2016: Die Dämonisierung der Anderen. Einleitende Bemerkungen. In: Castro Varela, Maria do Mar und Paul Mecheril (Hg.): Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart. Bielefeld: transcript: 7-19

Chamberlayne, Prue, Joanna Bornat und Tom Wengraf 2000: The turn to Biographical Methods in Social Science. Comparative Issues and Examples. New York: Routledge

Corbin, Juliet und Anselm Strauss 2010: Weiterleben leben. Verlauf und Bewältigung chronischer Krankheit. (3. Aufl.) Bern: Hans Huber Verlag

Dausien, Bettina 1994: Biographieforschung als „Königinnenweg"? Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung. In: Diezinger, Angelika, Hedwig Kitzer, Ingrid Anker, Irma Bingel und Erika Haas (Hg.): Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Freiburg i.Br.: Kore: 129-153

Dausien, Bettina 1996: Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: Donat

Dausien, Bettina 2000a: Migration – Biographie – Geschlecht. Zur Einführung in einem mehrwertigen Zusammenhang. In: Dausien, Bettina, Marina Calloni und Marianne Friese (Hg.): Migrationsgeschichten von Frauen. Beiträge und Perspektiven aus der Biographieforschung. Bremen: Universität Bremen: 9-24

Dausien, Bettina 2000b: „Biographie" als rekonstruktiver Zugang zu „Geschlecht". Perspektiven der Biographieforschung. In: Lemmermöhle, Doris, Dietlind Fischer, Dorle Klika und Anne Schlüter (Hg.): Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen: Leske und Budrich: 96-115

Dausien, Bettina 2002: Sozialisation – Geschlecht – Biographie. Theoretische und methodologische Untersuchung eines Zusammenhangs. Habilitationsschrift. Fakultät für Pädagogik. Universität Bielefeld

Dausien, Bettina 2004: Biografieforschung: Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine re-konstruktive Geschlechterforschung. In: Becker, Ruth und Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Opladen: Leske und Budrich: 314-325

Dausien, Bettina und Peter Alheit 2005: Biographieorientierung und Didaktik. Überlegungen zur Begleitung biographischen Lernens in der Erwachsenenbildung. In: REPORT (28) 3/2005. Bonn: Deutsches Institut für Erwachsenenbildung: 27-36

Dausien, Bettina et al. 2009: Einleitung. In: Völter, Bettina, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. (2. Aufl.) Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 7-20

Dausien, Bettina und Helga Kelle 2009: Biographie und kulturelle Praxis. Methodologische Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnographie und Biographieforschung. In: Völter, Bettina, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. (2. Aufl.) Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 189-212

Decker, Franz und Decker Albert 2015: Gesundheit im Betrieb. Vitale Mitarbeiter – leistungsstarke Organisationen. Wiesbaden: Springer Gabler

Diehm, Isabell und Frank-Olaf Radtke 1999: Erziehung und Migration. Eine Einführung. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer

Dirim, İnci und Paul Mecheril 2010: Die Sprache(n) der Migrationsgesellschaft. In: Andresen, Sabine, Klaus Hurrelmann, Christian Palentien und Wolfgang Schröer (Hg.): Migrationspädagogik. Weinheim: Beltz (Bachelor/Master): 99-149

Dirim, İnci, Maria do Mar Castro Varela, Alisha M.B. Heinemann, Natascha Khakpour, Doris Pokitsch, Hannes Schweiger 2016: Nichts als Ideologie? Eine Replik auf die Abwertung rassismuskritischer Arbeitsweisen. In: Castro Varela, Maria do Mar und Paul Mecheril (Hg.): Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart. Bielefeld: transcript: 85-96

Domenig, Dagmar 2001: Professionelle Transkulturelle Pflege. Handbuch für Lehre und Praxis in Pflege und Geburtshilfe. Bern: Hans Huber Verlag

Domenig, Dagmar 2007: Das Konzept der transkulturellen Kompetenz. In: Domenig, Dagmar (Hg.): Transkulturelle Kompetenz. Lehrbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe. (2. Aufl.) Bern: Hans Huber Verlag: 165-189

Durkheim, Emile 1987: Der Selbstmord. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag

Ehrenberg, Alain 2008: Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag

Ehret, Rebekka 2009: Die Kulturfalle – Plädoyer für einen sorgsamen Umgang mit Kultur. In: Golsabahi, Solmaz, Thomas Stompe und Thomas Heise (Hg.): Jeder ist weltweit ein Fremder – Beiträge zum 2. Kongress des DTPPP in Wien 2008. Berlin: VWB Verlag für Wissenschaft und Bildung Berlin: 47-55

Ehret, Rebekka 2016: Migration, Kultur und Psyche. Pro Mente Sana aktuell. Informationen aus der Psychiatrieszene Schweiz. (Hg.): Schweizerische Stiftung Pro Mente Sana (3): 18

Essed, Philomena (1991): Understanding everyday racism. An interdisciplinary theory. Newbury Park: Sage

Esser, Hartmut 1990: Interethnische Freundschaften. In: Esser, Hartmut und Jürgen Friedrichs (Hg.): Generation und Identität. Theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag: 185-206

Faist, Thomas 2010: Transnationalization and Development: Toward an Alternative Agenda. In: Glick Schiller, Nina and Thomas Faist (Hg.): Migration, development, and transnationalization. New York: Berghahn Books: 63-99

Faltermaier, Toni 2001: Migration und Gesundheit: Fragen und Konzepte aus einer salutogenetischen und gesundheitspsychologischen Perspektive. In: Marschalck, Peter und Karl Heinz Wiedl (Hg.): Migration und Krankheit. Osnabrück: Rasch Universitätsverlag: 93-112

Faltermaier, Toni 2005: Gesundheitspsychologie. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer
Farmer, Paul 1997: On Suffering and Structural Violence. A View from Below. In: Kleinman, Arthur et al. (Hg.): Social Suffering. Berkeley: Universitiy of California Press: 261-283
Feministische Migrantinnen, Frankfurt (FeMigra) 1994: Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation. In: Eichhorn, Cornelia und Sabine Grimm (Hg.): Gender killer. Texte zu Feminismus und Politik. Berlin: Edition ID-Archiv: 49-64
Fischer-Rosenthal, Wolfram 1996: Strukturale Analyse biographischer Texte. In: Brähler, Elmar und Corinne Adler (Hg.): Quantitative Einzelfallanalysen und qualitative Verfahren Giessen: Psychosozial-Verlag: 104-207
Fischer-Rosenthal, Wolfram und Gabriele Rosenthal 1997a: Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen. In: Hitzler, Ronald und Anne Honer (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske und Budrich: 133-164
Fischer-Rosenthal, Wolfram und Gabriele Rosenthal 1997b: Warum Biographieanalyse und wie man sie macht. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 17 (4): 406-427
Flick, Uwe 2002: Qualitative Sozialforschung: eine Einführung. (6. Aufl.) Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag
Foucault, Michel 1976: Histoire de la sexualité 1: La volonté de savoir. Paris: Gallimard
Frisch, Max 1968: Das Lesen und der Bücherfreund. In: Ausgewählte Prosa. Frankfurt a.M.: Suhrkamp: 9-11
Fuchs-Heinritz, Werner 2009: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
Fürstenau, Sara und Heike Niedrig 2011: Die kultursoziologische Perspektive Pierre Bourdieus: Schule als sprachlicher Markt. In: Fürstenau, Sara und Mechtild Gomolla (Hg.): Migration und schulischer Wandel: Mehrsprachigkeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 69-87
Geertz, Clifford 1994: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Geissler, Rainer 2014: Die Sozialstruktur Deutschlands. (7. Aufl.) Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
Glaser, Barney G. und Anselm L. Strauss 1968: Time for Dying. Chicago: Aldine
Glaser, Barney G. und Anselm L. Strauss 1998: Grounded Theory: Strategien qualitativer Forschung. Bern: Hans Huber Verlag
Gildemeister, Regine 2008: Soziale Konstruktion von Geschlecht: „Doing gender". In: Wilz, Sylvia Marlene (Hg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 167-198
Girtler, Roland 2001: Methoden der Feldforschung. Wien: Böhlau Verlag
Goffman, Erving 1967: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag
Guarnaccia Peter J. und Pablo Farias 1988: The Social Meanings of Nervios: A Case Study of a Central American Woman. Social Sciences and Medicine 26 (12): 1223-1231

Guarnaccia, Peter J., Roberto Lewis-Fernandez und Melissa Rivera Marano 2003: Toward a Puerto Rican Popular Nosology: Nervios and Ataques de Nervios. In: Culture, Medicine and Psychiatry 27: 339-366

Gurwitsch, Aron 1975: Das Bewusstseinsfeld. Berlin: De Gruyter

Gysin-Maillart, Anja und Konrad Michel 2013: Kurztherapie nach Suizidversuch. ASSIP – Attempted Suicide Short Intervention Program. Bern: Verlag Hans Huber

Han, Petrus 2010: Soziologie der Migration. (3. Aufl.) Stuttgart: Lucius und Lucius

Hammen, Constance 1999: Depression. Erscheinungsformen und Behandlungen. Bern: Hans Huber Verlag

Hautzinger, Martin 1998: Depression. Göttingen: Hogrefe

Hell, Daniel und Jerome Endrass 2002: Sozialer Kontext, Selbstwahrnehmung und Depression. Therapie der affektiven Störungen. In: Böker, Heinz und Daniel Hell (Hg.): Psychosoziale und neurobiologische Perspektiven. Stuttgart: Schattauer: 17-23

Hell, Daniel 2007: Welchen Sinn macht Depression? Ein integrativer Ansatz. (2. Aufl.) Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Hell, Daniel 2012: Depression als Störung des Gleichgewichts. Wie eine personbezogene Depressionstherapie gelingen kann. Stuttgart: Kohlhammer

Hell, Daniel 2015a: Depression. Wissen, was stimmt. Freiburg i.Br.: Kreuz Verlag

Hell, Daniel 2015b: Über Depression. Online verfügbar unter: www.daniel-hell.com/spezgeb.html

Hell, Daniel 2015c: Manchmal ist es gut, sich schlecht zu fühlen. Zur Sinnfrage bei Trauer und Depression. In: P&S, Magazin für Psychotherapie und Seelsorge: 50-53

Hengartner, Michael P. 2017: Lebenszeitprävalenzen psychischer Erkrankungen. (Obsan Bulletin 5/2017). Neuchâtel: Schweizerisches Gesundheitsobservatorium

Hermanns, Harry 1991: Narratives Interview. In: Flick, Uwe; Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München: Psychologie Verlags Union: 182-185

Hoerning, Erika 2000: Biographische Sozialisation. Theoretische und forschungspraktische Verankerung. In: Hoerning, Erika M. (Hg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart: Lucius und Lucius: 1-20

Honneth, Axel 1992: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag

House, James S. 1981: Work stress and social support. Reading, Massachusetts: Addison-Wesley

Janzen, John M. 1978: The quest for therapy in lower Zaire. Berkeley: University of California Press

Jones, Edward E., Amerigo Farina, Albert H. Hastorf, Hazel Markus, Dale T. Miller and Robert Scott 1984: Social stigma: The psychology of marked relationships. New York: W. H. Freeman

Jost, Klaus 2006: Depression, Verzweiflung, Suizidalität. Ursachen, Erscheinungsformen, Hilfen. Ostfildern: Matthias-Grünewald

Juhasz, Anne und Eva Mey 2003: Die zweite Generation: Etablierte oder Aussenseiter? Biographien von Jugendlichen ausländischer Herkunft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Kafka, Franz 1958: Briefe 1902 – 1924. Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag

Kallmeyer, Werner und Fritz Schütze 1977: Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegner, Dirk (Hg.): Gesprächsanalysen. Hamburg: Buske: 159-274

Kasten, Hartmut 2003: Geschwister: Vorbilder, Rivalen, Vertraute. (5. Aufl.) München: Reinhardt

Kaya, Bülent und Denise Efionayi-Mäder 2007: Grundlagendokument „Migration und Gesundheit". Entwicklung von Grundlagen zur Berücksichtigung der Migrationsdimension in der Prävention und Gesundheitsförderung. Neuchâtel: Schweizerisches Forum für Migrations- und Bevölkerungsstudien SFM

Keller-Guglielmetti, Elvira und Esther Walter 2015: Epidemiologie von Suiziden, Suizidversuchen und assistierten Suiziden in der Schweiz. Unter Mitarbeit von Amina Trevisan. Bern: Bundesamt für Gesundheit. Online verfügbar unter: www.bag.admin.ch/themen/gesundheitspolitik/14149/14173/index.html?lang=de zuletzt aktualisiert am 02.09.2015

Kläui, Heinrich 2006: Medikalisierung sozialen Leidens: Erfahrungen aus der Praxis. In: Van Eeuwijk, Peter und Brigit Obrist (Hg.): Vulnerabilität, Migration und Altern. Medizinethnologische Ansätze im Spannungsfeld von Theorie und Praxis. Zürich: Seismo Verlag: 149-165

Kleinman, Arthur und Byron Good (eds.) 1985: Culture and Depression. Studies in the Anthropology and Cross-Cultural Psychiatry of Affect and Disorder. Berkeley: University of California Press

Kleinman, Arthur 1980: Patients and Healers in the Context of Culture: An Exploration of the Borderland between Anthropology, Medicine, and Psychiatry. Berkeley: University of California Press

Kleinman, Arthur 1978: Concepts and a model for the comparison of medical systems as cultural systems. Social science and medicine. Part B: Medical Anthropology (12): 85-93

Kohli, Martin 1978: Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt: Luchterhand

Kohli, Martin 1988: Normalbiographie und Individualität. Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. Brose, Hanns-Georg und Bruno Hildenbrand (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske und Budrich: 33-53

Kokemohr, Rainer und Hans-Christoph Koller 1995: Die rhetorische Artikulation von Bildungsprozessen. Zur Methodologie erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. In: Krüger, Heinz-Hermann und Winfried Marotzki (Hg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske und Budrich: 90-102

Küchenhoff, Bernhard 2014: Transkulturelle Aspekte und ihre Bedeutung in der Behandlung psychisch kranker Migrantinnen und Migranten. In: Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie, 165 (1): 10-13

Küchenhoff, Joachim 2009: Beziehungsarbeit im psychiatrischen Alltag. In: Küchenhoff, Joachim und Regine Mahrer Klemperer (Hg.): Psychotherapie im psychiatrischen Alltag. Die Arbeit an der therapeutischen Beziehung. Stuttgart: Schattauer: 12-24

Kürsat-Ahlers, Elcin 1995: Migration als psychischer Prozess. In: Attia, Iman et al. (Hg.): Multikulturelle Gesellschaft – monokulturelle Psychologie? Antisemitismus und Rassismus in der psychosozialen Arbeit. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie: 157-171

Kürsat-Ahlers, Elcin 2011: Migration als psychischer Prozess. In: David, Matthias, Theda Borde und Heribert Kentenich (Hg.): Migration – Frauen – Gesundheit. Perspektiven im europäischen Kontext. (2. Aufl.) Frankfurt a.M.: Mabuse Verlag: 45-56

Küsters, Ivonne 2009: Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen. (2. Aufl.) Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Kutalek, Ruth 2009: Migration und Gesundheit: Strukturelle, soziale und kulturelle Faktoren. In: Six-Hohenbalken, Maria und Jelena Tošić (Hg.): Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Wien: Fakultas Verlag: 302-321

Kutalek, Ruth und Armin Prinz 2011: Kulturgebundene Syndrome. In: Machleidt, Wielant und Andreas Heinz (Hg.): Praxis der interkulturellen Psychiatrie und Psychotherapie. Migration und psychische Gesundheit. München: Elsevier, Urban und Fischer: 387-398

Link, Bruce G. und Jo C. Phelan 2001: Conceptualizing Stigma. Annual Review of Sociology 27: 363-385

Loch, Ulrike und Gabriele Rosenthal 2002: Das Narrative Interview. In: Schaeffer, Doris und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. Bern: Hans Huber Verlag: 221-232

Loncarevic, Maja 2007: Migration und Gesundheit. In: Domenig, Dagmar (Hg.): Transkulturelle Kompetenz. Lehrbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe. (2. Aufl.) Bern, Verlag Hans Huber: 139-161

Lorenz, Michael und Uta Rohrschneider 2014: Neuorientierung für Führungskräfte: Berater in eigener Sache. (2. Aufl.) Wiesbaden: Springer Gabler

Lucius-Hoene, Gabriele und Arnuf Deppermann 2004: Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. (2. Aufl.) Opladen: Leske und Budrich

Lutz, Helma und Susanne Schwalgin 2006: Globalisierte Biographien: Das Beispiel einer Haushaltsarbeiterin. In: Bukow, Wolf-Dietrich, Markus Ottersbach, Elisabeth Tuider und Erol Yildiz (Hg.): Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 99-113

Lutz, Helma 2007: Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. Opladen: Verlag Barbara Budrich

Lutz, Helma und Kathy Davis 2009: Geschlechterforschung und Biographieforschung. Intersektionalität als biographische Ressource am Beispiel einer aussergewöhnlichen Frau. In: Völter, Bettina, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. (2. Aufl.) Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 228-247

Lutz, Helma, Martina Schiebel und Elisabeth Tuider 2018: Einleitung: Ein Handbuch der Biographieforschung. In: Lutz, Helma, Martina Schiebel, Elisabeth Tuider (Hg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden: 1-8

Mäder, Ueli, Franziska Biedermann, Barbara Fischer und Hector Schmassmann 1991: Armut in Basel-Stadt. Social Strategies, 23. Basel

Mäder, Ueli, Claudia Meier, Hector Schmassmann 2006: Armut und Gesundheit. In: Gender-Gesundheitsbericht Schweiz 2006. Grundlagen zur Entwicklung von for-

schungs- und handlungsbezogenen Aktivitäten. Bundesamt für Gesundheit: Bern: 74-82

Mäder, Ueli 2007: Armut und Gesundheit. Folgen der Arbeitslosigkeit. Schweizerisches Medizin-Forum 7 (46): 930-933

Mäder, Ueli 2009: Angst vor dem Fremden. In: terra cognita. Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration (14). (Hg.): Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM. Bern: 86-89

Mäder, Ueli 2010a: Soziologische Biographieforschung und Psychoanalyse. In: Zarnegin, Kathy (Hg.): Die Wissenschaft des Unbewussten. Würzburg: Königshausen & Neumann: 157-172

Mäder, Ueli 2010b: Was biografische Zugänge erhellen. In: Haupert, Bernhard, Sigrid Schilling und Susanne Maurer (Hg.): Biografiearbeit und Biografieforschung in der Sozialen Arbeit. Beiträge zu einer rekonstruktiven Perspektive sozialer Professionen. Bern: Peter Lang: 53-70

Mäder, Ueli 2011: Kinderarmut gibt es – auch in der reichen Schweiz. In: Bildung Schweiz. Zeitschrift des LCH. Zürich: Dachverband Schweizer Lehrerinnen und Lehrer. Jg. 156, Nr. 12 (01): 13-16

Mäder, Ueli 2014: Arm, erwerbstätig und prekarisiert. Ethik und Gesellschaft 2/2014: Prekäre Arbeit. Download unter: www.ethik-und-gesellschaft.de/mm/EuG-2-2014_Maeder.pdf (Zugriff am 19.06.2018)

Maihold, Günther 2008: Aussenpolitik als Provokation: Rhetorik und Realität in der Aussenpolitik Venezuelas unter Präsident Hugo Chávez. In: Stiftung Wissenschaft und Politik – SWP – Deutsches Institut für Internationale Politik und Sicherheit (Hg.). Berlin (SWP-Studie S 22)

Mainardi, Giuditta 2007 : Femmes brésiliennes en Suisse: motifs de migration et ressources. In: Bolzman, Claudio, Myriam Carbajal und Giuditta Marinardi (Hg.): La Suisse au rythme latino. Dynamiques migratoires des Latino-Américains: logiques d'action, vie quotidienne, pistes d'interventions dans les domaines du social et de la santé". Genève: IES Editions: 137-150

Marotzki, Winfried 2006: Bildungstheorie und Allgemeine Biographieforschung. In: Krüger, Heinz-Hermann und Winfried Marotzki (Hg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung (2. Aufl.) Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 59-70

Mecheril, Paul 1995: Rassismuserfahrungen von Anderen Deutschen – einige Überlegungen (auch) im Hinblick auf Möglichkeiten der psychotherapeutischen Auseinandersetzung. In: Attia, Iman et al. (Hg.): Multikulturelle Gesellschaft – monokulturelle Psychologie? Antisemitismus und Rassismus in der psychosozialen Arbeit. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie: 99-111

Mecheril, Paul 2004: Einführung in die Migrationspädagogik. Weinheim: Beltz Verlag

Mecheril, Paul 2010: Migrationspädagogik. Hinführung zu einer Perspektive. In: Andresen, Sabine, Klaus Hurrelmann, Christian Palentien und Wolfgang Schröer (Hg.): Migrationspädagogik. Weinheim: Beltz (Bachelor/Master): 7-22

Mecheril, Paul und Claus Melter 2010: Gewöhnliche Unterscheidungen. Wege aus dem Rassismus. In: Andresen, Sabine, Klaus Hurrelmann, Christian Palentien und Wolfgang Schröer (Hg.): Migrationspädagogik. Weinheim: Beltz (Bachelor/Master): 150-178

Mecheril, Paul 2015: Kulturell-ästhetische Bildung. Migrationspädagogische Anmerkungen. kubi-online: https://www.kubi-online.de/artikel/kulturell-aesthetische-bildung-migrationspaedagogische-anmerkungen (Stand 10.04.2018)

Métraux, Jean-Claude 2011: La migration comme métaphore. Paris: La Dispute

Mielck, Andreas 2005: Soziale Ungleichheit und Gesundheit. Einführung in die aktuelle Diskussion. Bern: Verlag Hans Huber

Miethe, Ingrid 1999: Frauen in der DDR-Opposition. Lebens- und kollektivgeschichtliche Verläufe in einer Frauenfriedensgruppe. Opladen: Leske und Budrich

Morschitzky Hans und Sigrid Sator 2015: Wenn die Seele durch deinen Körper spricht. Psychosomatische Störungen verstehen und heilen. (10. Aufl.) Ostfildern: Patmos Verlag

Nassehi, Armin 1994: Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht. In: BIOS 7 (1): 46-63

Nassehi, Armin und Irmhild Saake 2002: Kontingenz: Methodisch verhindert oder beobachtet? Ein Beitrag zur Methodologie der qualitativen Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie 31 (1): 66-86

Neckel, Sighard 1991: Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit. Frankfurt a.M.: Campus

Neckel, Sighard 2015: Burnout. Das gesellschaftliche Leid der Erschöpfung. In: Transit. Europäische Revue 46 (2014/15): 116-130

Oevermann, Ulrich, Tilman Allen, Elisabeth Konau und Jürgen Krambeck 1979: Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: J. B. Metzler: 352-433

Ornelas, India J. und Krista M. Perreira 2011: The role of migration in the development of depressive symptoms among Latino immigrant parents in the USA. Social Science and Medicine 73 (8): 1169-1177

Osterland, Martin 1983: Die Mythologisierung des Lebenslaufs. Zur Problematik des Erinnerns. In: Baethge, Martin und Wolfgang Essbach (Hg.): Soziologie: Entdeckungen im Alltäglichen. Hans Paul Bahrdt, Festschrift zu seinem 65. Geburtstag. Frankfurt a.M.: Campus Verlag: 279-290

Parker, Richard und Peter Aggleton 2003: HIV and AIDS-related stigma and discrimination: a conceptual framework and implications for action. Social Science and Medicine 57: 13-24

Pfau-Effinger, Birgit 2000: Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs. Opladen: Leske und Budrich

Pfau-Effinger, Birgit 2014: Geschlechter-Arrangements in Europa: Kulturelle Leitbilder, Politik und Arbeitsmarkt. In: Lück, Detlev und Waltraud Cornelissen (Hg.): Geschlechterunterschiede und Geschlechterunterscheidungen in Europa. Stuttgart: Lucius und Lucius: 175-198

Riaño, Yvonne, 2003: „Migration of Skilled Latin American Women to Switzerland and Their Struggle for Social Integration“. In: Yamada Mutsuo (ed.), Latin American Emigration: Interregional Comparison among North America, Europe and Japan, JCAS Symposium Series 19, Osaka: Japan Centre for Area Studies, National Museum of Ethnology

Riaño, Yvonne und Nadia Baghdadi 2006: Unbekannte Migrantinnen in der Schweiz – Studie zu qualifizierten Frauen aus Lateinamerika, dem Nahen und Mittleren Osten und Südosteuropa. Beiträge zu sozialistischer Politik (51): 43-51

Riaño, Yvonne 2007: Migration des femmes latino-américaines universitaires en Suisse. Géographies migratoires, motifs de migration et questions de genre. In: Bolzman, Claudio, Myriam Carbajal und Giuditta Marinardi (Hg.): La Suisse au rythme latino. Dynamiques migratoires des Latino-Américains: logiques d'action, vie quotidienne, pistes d'interventions dans les domaines du social et de la santé". Genève: IES Editions: 115-136

Riaño, Yvonne 2015: „Latin American Women who migrate for Love: Imagining European Men as Ideal Partners". In: Enguix, Begonya and Roca, Jordi (eds.): „Rethinking Romantic Love. Discussions, Mobilities and Practices". Cambridge Scholars Publishing: 45-60

Riemann, Gerhard 1987: Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. München: Wilhelm Fink

Rogers, Carl 1972: Die klient-bezogene Gesprächstherapie. Client-Centered Therapy. (2. Aufl.) München: Kindler

Rommelspacher, Birgit 1995: Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht. Berlin: Orlanda Frauenverlag

Rosenthal, Gabriele 1987: „... wenn alles in Scherben fällt ...": von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration; Typen biographischer Wandlungen. Opladen: Leske und Budrich

Rosenthal, Gabriele 1995: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a.M.: Campus

Rosenthal, Gabriele 2001: Biographische Methode. In: Keupp, Heiner und Klaus Weber (Hg.): Psychologie. Ein Grundkurs. Reinbek bei Hamburg: Rowohlts Enzyklopädie: 266-275

Rosenthal, Gabriele 2002a: Biographisch-narrative Gesprächsführung: zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. In: Psychotherapie und Sozialwissenschaft 4 (2002), 3: 204-227

Rosenthal, Gabriele 2002b: Biographische Forschung. In: Schaeffer, Doris und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. Bern: Hans Huber Verlag: 133-148

Rosenthal, Gabriele 2009: Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: Völter, Bettina, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. (2. Aufl.) Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 46-64

Rosenthal, Gabriele 2010: Die erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Zur Wechselwirkung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen. In: Griese, Birgit (Hg.): Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 197-218

Rosenthal, Gabriele 2011: Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. (3. Aufl.) Weinheim und München: Juventa Verlag

Rothenhäusler, Hans-Bernd und Karl-Ludwig Täschner 2013: Kompendium Praktische Psychiatrie und Psychotherapie. (2. Aufl.) Berlin: Springer

Salis Gross, Corina 2002: Vorwort. Tsantsa 7. Bern: 5-11

Scharfetter, Christian 2002: Allgemeine Psychopathologie. Eine Einführung. (5. Aufl.) Stuttgart: Thieme Verlag

Schilliger, Sarah 2014: Pflegen ohne Grenzen? Polnische Pendelmigrantinnen in der 24h-Betreuung. Eine Ethnographie des Privathaushalts als globalisiertem Arbeitsplatz. Dissertation, Universität Basel.

Scholz, Oliver 1999: Verstehen und Rationalität. Frankfurt a.M.: Klostermann

Schouler-Ocak, Meryam, Michael A. Rapp, Sophie-Luise Reiske, Andreas Heinz 2008: Psychotherapie bei traumatisierten Patientinnen mit türkischem Migrationshintergrund: Berücksichtigung kultureller Faktoren. In: Psychother Psych Med 58: (1) 69-75

Schouler-Ocak, Meryam 2015: Sind Migrantinnen und Migranten anders depressiv? In: Borde, Theda und Matthias David (Hg): Migration und psychische Gesundheit. Belastungen und Potentiale. (3. Aufl.) Frankfurt a.M.: Mabuse Verlag: 83-94

Schouler-Ocak, Meryam, Marion C. Aichberger, Simone Penka, Ulrike Kluge, Andreas Heinz 2015: Psychische Störungen bei Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland. In: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 58 (6): 527-532

Schuler, Daniela, Alexandre Tuch, Nathalie Buscher, Paul Camenzind 2016: Psychische Gesundheit in der Schweiz. Monitoring 2016 (Obsan Bericht 72). Neuchâtel: Schweizerisches Gesundheitsobservatorium

Schultheis, Franz 1997: Deutsche Zustände im Spiegel französischer Verhältnisse. Nachwort zur deutschsprachigen Ausgabe. In: Bourdieu, Pierre et al. (Hg.): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: UVK Universitätsverlag: 827-838

Schulze, Heidrun 2006: Migrieren – Arbeiten – Krankwerden. Eine biographietheoretische Untersuchung. Bielefeld: transcript

Schütze, Fritz 1981: Prozessstrukturen des Lebensablaufs. In: Matthes, Joachim, Arno Pfeifenberger, Manfred Stosberg (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Zentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Erlangen: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung: 67-156

Schütze, Fritz 1983: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis. 13 (3): 283-293

Schütze, Fritz 1984: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, Martin und Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: Metzler: 78-117

Schütze, Fritz 1987: Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. Band 1. Hagen: Fernuniversität

Schütze, Fritz 2001: Ein biographieanalytischer Beitrag zum Verständnis von kreativen Veränderungsprozessen. Die Kategorie der Wandlung. In: Burkholz, Roland, Christel Gärtner und Ferdinand Zehentreiter (Hg.): Materialität des Geistes. Zur Sache Kultur – im Diskurs mit Ulrich Oevermann. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft: 137-162

Schütze, Fritz 2006: Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, Heinz-Hermann und Winfried Marotzki (Hg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. (2. Aufl.) Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 205-237

Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren EDK 2016: Merkblatt. Gesuch um Anerkennung ausländischer Ausbildungsabschlüsse in Sonderpädagogik, Logopädie und Psychomotoriktherapie. Online verfügbar unter: www.edk.ch/dyn/12933.php (Stand 19.06.2018)

Seeg, Britta 2000: Frauen und Karriere: Strategien des beruflichen Aufstiegs. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag

Siegrist, Johannes und Nico Dragano 2006: Berufliche Belastungen und Gesundheit. In: Wendt, Claus und Christof Wolf (Hg.): Soziologie der Gesundheit. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 46. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 109-124

Spies, Tina 2010: Migration und Männlichkeit. Biographien junger Straffälliger im Diskurs. Bielefeld: transcript

Strauss, Anselm L. und Barney G. Glaser 1970: Anguish: The Case History of a Dying Trajectory. Mill Valley, CA: The Sociology Press

Strauss, Anselm L. und Corbin, Juliet 1996: Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union.

Strauss, Anselm L. 1998: Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung. (2. Aufl.) München: Wilhelm Fink Verlag

Streckeisen, Peter 2010: Einleitung. Ein besonderer Blick auf die Stadt. In: Gruber, Johannes, Ueli Mäder et al. (Hg.): Basel von unten. 14 Porträts. Zürich: Edition 8: 9-18

Thomas, William I. und Florian Znaniecki 1918-1922/1958: The Polish Peasant in Europe and America. A classic work in immigration history. Urbana: University of Illinois Press

Thornicroft, Graham 2008: Stigma and discrimination limit access to mental health care. In: Epidemiologia e Psichiatria Sociale 17 (1):14-19

Toman, Walter 2002: Familienkonstellationen: ihr Einfluss auf den Menschen. (7. Aufl.) München: Beck

UNO-Hochkommissariat für Menschenrechte. Dokument zur 120. Session des Menschenrechtsausschusses vom 3. – 28. Juli 2017: http://tbinternet.ohchr.org/_layouts/treatybodyexternal/Download.aspx?symbolno=CCPR%2fC%2fCHE%2fCO%2f4&Lang=en

Van Eeuwijk, Peter und Brigit Obrist 2006: Vulnerabilität, Migration und Altern. Medizinethnologische Ansätze im Spannungsfeld von Theorie und Praxis. Zürich: Seismo Verlag

Weiss, Regula 2005: Macht Migration krank? Eine transdisziplinäre Analyse der Gesundheit von Migrantinnen und Migrantin. (2. Aufl.) Zürich: Seismo Verlag

Wicker, Hans-Rudolf 1996: „Von der komplexen Kultur zur kulturellen Komplexität". In: Wicker, Hans-Rudolf, Jean Luc Alber, Claudio Bolzman, Rosita Fibbi, Kurt Imhof und Andreas Wimmer (Hg.): Das Fremde in der Gesellschaft: Migration, Ethnizität und Staat. Zürich: Seismo: 373-392

Wicker, Hans-Rudolf 2002a: Migration, Kultur und nationale Bindungen. Zum Wandel des Begriffs „Kultur". In: terra cognita. Schweizerische Zeitschrift zu Integration und Migration. (Hg.): Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen. Bern: Nr. 1: 28-33

Wicker, Hans-Rudolf 2002b: Leitfaden für die Einführungsvorlesung in Medizinanthropologie, 1995 – 2002. In: Vorlesungsskript „Einführungsvorlesung in Medizinanthropologie“. Online verfügbar unter: https://boris.unibe.ch/101500/
Will, Herbert 2008: Diagnose und Differentialdiagnose. In: Will, Herbert, Yvonne Grabenstedt, Günter Völkl, Gudrun Banck (Hg.): Depression. Psychodynamik und Therapie. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer: 53-73
Wolfersdorf, Manfred 2011: Depressionen verstehen und bewältigen. (4. Aufl.) Heidelberg: Springer
World Health Organization 2005: Multi-Country-Study on women's health and domestic violence against women. Report of initial results on prevalence, health outcomes and women's responses. Geneva: World Health Organization www.who.int/reproductivehealth/publications/violence/24159358X/en/
World Health Organization 2008: The global burden of disease. 2004 update. Geneva: World Health Organization www.who.int/healthinfo/global_burden_disease/2004_report_update/en/
World Health Organization 2014: Preventing suicide: A global imperative. Geneva: World Health Organization https://www.who.int/mental_health/suicide-prevention/world_report_2014/en/
World Health Organization 2017: Depression and Other Common Mental Disorders: Global Health Estimates. Geneva: World Health Organization www.who.int/mental_health/management/depression/prevalence_global_health_estimates/en/
Wimmer-Puchinger, Beate und Erika Baldaszti 2005: Österreichischer Frauengesundheitsbericht 2005. Wien: BMGFJ
Zick, Andreas und Beate Küpper 2015: Alltagsdiskriminierung als Form der Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit. In: Marschke, Britta und Heinz Ulrich Brinkmann (Hg.): „Ich habe nichts gegen Ausländer, aber…“. Alltagsrassismus in Deutschland. Berlin: LIT Verlag
Zima, Peter Václáv 2010: Theorie des Subjekts. Subjektivität und Identität zwischen Moderne und Postmoderne. (3. Aufl.) Tübingen: A. Francke Verlag

Anhang

Übersichtstabelle: Interviewpartnerinnen (Stand: zum Zeitpunkt des Interviews)

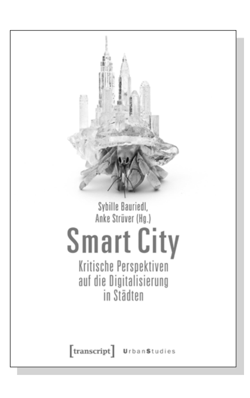
Nr.	Name	Alter	Herkunftsland	Jahr Einreise in die Schweiz	Alter bei Einreise	Migrationsgrund	Aufenthaltszeit in der Schweiz (aufgerundet)	Zivilstand / Binationale Ehe	Kinder	Ausbildung	Berufliche Tätigkeit	Arbeitsmarktpartizipation	Jahre in der Schweiz bei Depression
1	Catalina Morales	50	Mexiko	2000	38	Heirat	12	Verheiratet: Schweizer	0	Heilpädagogin / Familienberaterin / Kindergärtnerin	Heilpädagogin	Qualifizierte Erwerbsarbeit	9
2	Veronica Rodriguez	52	Mexiko	1990	30	Heirat	22	Geschieden: Schweizer	2	Heilpädagogin	Mitarbeiterin Mittagstisch	Unterqualifzierte Erwerbsarbeit	14
3	Leonor Castro	40	Mexiko	2003	31	Arbeit/Bildung	9	Verheiratet: Österreicher	0	Juristin / MBA / Übersetzerin	Erwerbslos	Nicht auf dem Arbeitsmarkt	4; 6
4	Sofia Garcia	44	Kolumbien	1998	29	Heirat	14	Verwitwet: Kolumbianer	3	Juristin	Kinderbetreuerin / Mitarbeiterin Mittagstisch / Spanischlehrerin im Privatunterricht	Unterqualifzierte Erwerbsarbeit	13
5	Valentina Navarro	37	Venezuela	1999	24	Heirat	13	Geschieden: Schweizer	0	Ingenieurwissenschaften-Studium (ohne Abschluss) / Mitarbeiterin im Tourismus-Bereich	In Ausblidung (KV)	Unterqualifzierte Erwerbsarbeit	10
6	Lucinda Riva	28	Ecuador	2008	23	Heirat	5	Verheiratet: Schweizer	0	Erziehungs-wissenschaftlerin	HSK-Lehrerin / Haushaltsangestellte	Unterqualifzierte Erwerbsarbeit	1
7	Ana Ortiz	52	Peru	1982	22	Heirat	31	Geschieden: Spanier	6	Sport-, Freizeit- und Bewegungspädagogin	Spielgruppenleiterin / Sprachliche Frühförderung	Qualifizierte Erwerbsarbeit	2; 10; 23
8	Helena del Toro	77	Chile	1976	40	Arbeit/Bildung	37	Verwitwet: Schweizer	0	Ballerina	Rentnerin	Nicht auf dem Arbeitsmarkt	28
9	Alma Ruiz	52	Argentina	1990	29	Heirat	23	Verheiratet: Schweizer	1	Kindergärtnerin	Kindergärtnerin	Qualifizierte Erwerbsarbeit	23
10	Amalia Torres	38	Venezuela	2003	29	Heirat	10	Geschieden: Schweizer	2	Marketing Fachfrau / Eventmanagerin	Kantinenmitarbeiterin	Unterqualifzierte Erwerbsarbeit	4
11	Selena Cruz	47	Peru	1997	32	Arbeit/Bildung	16	Verheiratet: Schweizer	1	BWL-Studium (ohne Abschluss) / Führungskraft im Familienbetrieb	Reinigungskraft	Unterqualifzierte Erwerbsarbeit	11
12	Sol Alvarez	30	Venezuela	2007	24	Heirat	7	Verheiratet: Schweizer	2	Coiffeuse	Familienfrau / Nicht erwerbstätig	Nicht auf dem Arbeitsmarkt	5
13	Miranda Lopez	43	Guatemala	2003	33	Flucht	10	Verheiratet: Kolumbianer	2	Öffentliche Verwaltungsadministration	Reinigungskraft / Care-Arbeiterin	Unterqualifzierte Erwerbsarbeit	4
14	Flor Martinez	42	Kolumbien	1993	23	Heirat	20	Verheiratet: Schweizer	2	Architektin	Familienfrau / In Ausbildung (Kunsttherapie)	Nicht auf dem Arbeitsmarkt	5
15	Rosita Diaz	54	Kolumbien	2012	53	Heirat	1	Verheiratet: Deutscher	2	Marketing Fachfrau / Öffentliche Verwaltungsadministration	Reinigungskraft	Unterqualifzierte Erwerbsarbeit	1
16	Leticia Domingo	60	Peru	1992	39	Heirat	22	Geschieden: Österreicher	2	Anwältin	Familienfrau / Erwerbslos	Nicht auf dem Arbeitsmarkt	13
17	Isabela Vega	33	Kolumbien	2014	32	Heirat	1	Verheiratet: Deutscher	2	Anwältin	Familienfrau / Erwerbslos	Nicht auf dem Arbeitsmarkt	1

Soziologie



Juliane Karakayali, Bernd Kasparek (Hg.)
movements.
Journal for Critical Migration and Border Regime Studies
Jg. 4, Heft 2/2018

Februar 2019, 246 S., kart.
24,99 €(DE), 978-3-8376-4474-6



Sybille Bauriedl, Anke Strüver (Hg.)
Smart City –
Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten

2018, 364 S., kart.
29,99 € (DE), 978-3-8376-4336-7
E-Book: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4336-1
EPUB: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4336-7



Weert Canzler, Andreas Knie, Lisa Ruhrort, Christian Scherf
Erloschene Liebe?
Das Auto in der Verkehrswende
Soziologische Deutungen

2018, 174 S., kart., zahlr. Abb.
19,99 € (DE), 978-3-8376-4568-2
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4568-6
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4568-2

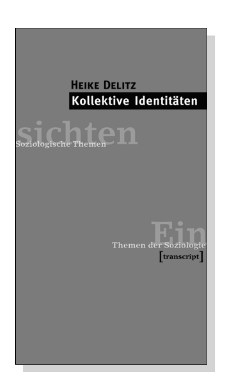
Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de

Soziologie



Gianna Behrendt, Anna Henkel (Hg.)
10 Minuten Soziologie: Fakten

2018, 166 S., kart.
16,99 € (DE), 978-3-8376-4362-6
E-Book: 14,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4362-0



Heike Delitz
Kollektive Identitäten

2018, 160 S., kart.
14,99 € (DE), 978-3-8376-3724-3
E-Book: 12,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3724-7



Anna Henkel (Hg.)
10 Minuten Soziologie: Materialität

2018, 122 S., kart.
15,99 € (DE), 978-3-8376-4073-1
E-Book: 13,99 €(DE), ISBN 978-3-8394-4073-5